

Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen

Friedrich Hebbel


Dei
Sub Numine
Viget

Friedrich Hebbels Briefwechsel.



Friedrich Hebbel.



Felix Bamberg.

Friedrich Hebbels

Briefwechsel

mit

Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben

von

Felix Bamberg.

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs, gestochen von Albert Krüger.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1890.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

1. Von den Elementen seiner Zeit umgeben, kommt das gesammte geistige Leben Hebbels nirgends zusammenhängender und anschaulicher zur Erscheinung, als in seinem über alle Erwartung reichhaltigen Briefwechsel, dessen Veröffentlichung ich nunmehr, nach langjährigen Bemühungen, der seiner Tagebücher folgen lassen kann. In den Tagebüchern schrieb Hebbel gewissermaßen an sich selbst: sie sind der Form nach vorwiegend Bekenntnisse, oft nur Laute, die Briefe hingegen sind Zwiegespräche, die sich schon ihrer Natur nach an der Außenwelt entbinden, während in den Aufzeichnungen der Tagebücher die Außenwelt gleichsam erst hereingezogen, wenn nicht ideell von innen erzeugt wird. Da Hebbels mächtigem Geiste kein Weltinteresse fremd blieb, da inneres Leben und äußeres Schicksal bei ihm in steter Wechselwirkung standen und, sich gegenseitig befruchtend, Ausdruck suchten und da er mit Dichtern, Denkern, Staatsmännern, Künstlern, Gelehrten und Freunden in regem Ideenaustausch stand, so greifen seine und ihre Briefe fast in alle irdischen und überirdischen Kreise hinein.

2. Die Briefe an Elise Lensing bilden in dieser Sammlung eine umfangreiche Gruppe für sich und gehören zu dem Schönsten was Hebbel überhaupt geschrieben hat. Nur gedichtete Briefe könnten ihnen in Bezug auf poetischen und ethischen Gehalt an die Seite gesetzt werden, während sie, unmittelbar aus Lebenszuständen erzeugt, ihre Schönheit der Herbe des Geschickes abzuringen hatten. Selbst wenn diejenigen im Rechte wären, die sich, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Feindseligkeit herausgenommen haben Hebbels Verhältnis zu Elise zu verunglimpfen, würde der Schatz von Leid und Freud, von Zweifel und Ergebung, von Gemütstiefe und Kampfeshöhe der hier niedergelegt ist, unangetastet bleiben und der Litteratur einverleibt werden müssen. Da Hebbel mich, als Jugendfreund und Zeuge seines Ringens, schriftlich mit dem eingehendsten Geständnisse über die bedeutendste Krisis seines Lebens betraut hat, da die Gräber sich längst geschlossen haben und der Friede, den Elise in Hebbels Hause selbst fand, nur noch für die fehlt denen der Scheelblick ein Bedürfnis und die Wahrheit zuwider ist, so möge zur Beurteilung des ganzen Verhältnisses hier folgendes am Platze sein.

3. Hebbel lernte Elise Lensing in Hamburg in seinem 22. Lebensjahre kennen. Zehn Jahre älter als er und ohne körperliche Reize, aber von tiefstem

Gemüte, hingebend und aufopferungsvoll, wurde sie seine beste Jugendfreundin, ohne daß er sie je geliebt hätte. Es geht dies aus zahlreichen Briefstellen an sie selbst, von denen die nachstehende hier besonders angeführt sei, hervor. Schon aus München schrieb am 23. Dezember 1836 Hebbel an Elise:

„Am Weihnachts Abend werd' ich bis 12 Uhr Nachts ein Phantasiestück schreiben, um 12 aber in eine kathol. Kirche gehn und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd' ich Dein gedenken. Mögst du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten würdigsten Leben Antheil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele frei stellt, dafür denn aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm foderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfall's eben so sicher, als die meinige, und wenn ich einst etwas hab', so werd' ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir theiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältniß ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnen-Rausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge, unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist. — — — — — — — — Ahnst Du, daß über mir am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders construirt, als Andere, selbst da Recht haben kann, wo die Welt nicht Unrecht hat! Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe, wie Dir. Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innere Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Ueberschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle." — — — — — — —

Der Lösung des Verhältnisses hat übrigens, wie ich dies in meiner Biographie Hebbels in der „Allgemeinen deutschen Biographie" bereits andeutete, das Schicksal selbst durch den Tod des Söhnchens vorgearbeitet. Als Hebbel in seinem ersten überwältigenden Schmerz,*) unmittelbar nach diesem Tode, Elise nach Paris kommen lassen wollte, war ich es, der ihm, besonders mit Rücksicht auf das ihm von der dänischen Regierung bewilligte Reisestipendium, davon abriet. Später belehrten mich die Briefe daß Oehlenschläger ihm damals von Kopenhagen aus ganz ähnlich geraten hat. Da nach seiner italienischen Reise die materiellen Verhältnisse sich noch verschlimmert hatten und Hebbel, von Elise gedrängt, in die Lage kam sich entweder mit ihr zu verheiraten, elend mit ihr zu leben und geistig unfruchtbar zu werden, oder einem Mädchen die Hand zu reichen für das er in Liebe entbrannt war, das ihn wieder liebte, in dessen Bunde er seine Naturgaben retten und Elise selbst ein sorgenfreies Dasein bereiten konnte, faßte er sich als Mann, opferte die geringere Pflicht der höheren gegen

*) Vergleiche die Tagebücher II, S. 9 und die Auszüge aus denselben in Kuhs Biographie II, S. 68.

seinen Dichterberuf und schuf eine Reihe von Kunstwerken, durch welche er jede mögliche Schuld gegen Menschen und Schicksal reichlich abgetragen hat.

4. Am 27. Juni 1846 schrieb mir Hebbel aus Wien nach Paris: „— — — Schon in Rom war ich entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältniß auf ein rein freundschaftliches, was es für mich immer gewesen war, faktisch zurück zu führen, und ich richtete demnach meine Briefe ein. Ich führe dies an um Ihnen zu zeigen, daß nicht bloß der überwiegend mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunkt herbeigeführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken mein Leben an der Seite einer Frau zu Ende bringen zu müssen die ich nie geliebt und die dies immer gewußt hatte; ich fühlte daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden müßte, unglücklicher als bei der Aufhebung einer Verbindung die bei ihr freilich im Naturgrund wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntniß meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat, außer dem, zu Ende geführt zu werden. Das Leben erhält sich nur durch den Reiz; die völligste Abspannung ist die Folge davon, wenn dieser fehlt und wenn statt seiner die Pflicht eintritt ihn zu meiden. Ein Weib das einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte und in dem Bewußtsein, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz finden würde, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen, und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. — — Meine Hamburger Freundin hat mir hundert und tausendmal gesagt und geschrieben — noch nach Rom, noch nach Wien, aber *vor* der Catastrophe, daß ich frei sey, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß sie sich auf eine endliche Trennung gefaßt mache."

Die bedeutungsvolle Stelle schließt mit den Worten: „Bewahren Sie diesen Brief auf; ich werde keinen zweiten dieser Art schreiben."

5. Da ich fast sämtliche Briefe Hebbels an Elise, trotz ihres starken Umfanges, nur um die von dem übrigens hochverdienten Kuh zuweilen mißbräuchlich angeführten und schlechterdings nicht in die Litteratur gehörenden Alltagsmiseren verkürzt abdrucke, so wird es, trotz der obigen maßgebenden Gesichtspunkte, einem oder dem andern seiner Gegner nicht schwer fallen durch Anführung einzelner Sätze Hebbels Handlungsweise zu verdächtigen. Das Wort „*entstellen*" birgt den geheimen Sinn der Ortsaufhebung, des Herausreißens der Stelle aus ihrem Zusammenhange, d. h. dem Gebiete in welchem sie entstanden ist, und in der That genügt oft das einfache Verrücken eines Satzes zur gänzlichen Entstellung des Verhältnisses das er behandelt. Glücklicherweise jedoch bleibt die Wahrheit noch unveränderlicher als der fluchwürdige Hang am Wahren zu nagen. Einzelne Ausbrüche von Gefühlen und Gedanken, die sich an ebenso einzelnen Lebenslagen entwickeln, können am allerwenigsten beim Dichter, als maßgebend für sein sittliches Wesen betrachtet werden; nur nach dem *Ganzen* seines Seins und Wirkens sind sie zu beurteilen. Ersteres liegt jetzt in den Tagebüchern und im Briefwechsel, letzteres längst in Hebbels sämtlichen Werken vor.

Von dem Widerspiegeln dieser persönlichen Verhältnisse ganz abgesehen, auf deren Entwickelung ich hier so großes Gewicht lege, weil ich von jeher, trotz der Erscheinung Heines, die Sittlichkeit des Menschen für die Grundbedingung der Reinheit des Dichters gehalten habe, hat wie bereits angedeutet, der allgemeine Inhalt der Briefe Hebbels an Elise einen hohen litterarischen Wert. Er wird (es verdient widerholt zu werden) noch dadurch gesteigert daß wir es bei ihm nicht mit abstrakten Entwickelungen tiefer Ideen, sondern mit dem Emporsteigen derselben aus dem bewegten Lebensozeane selbst zu thun haben. Statt uns, wie dies bei ersteren der Fall zu sein pflegt, mit kalter Bewunderung zu erfüllen, setzen sich die aus inneren Erlebnissen eines großen Geistes hervorgegangenen Anschauungen über das Verhältnis des Einzelnen zur Welt, wie Pilger zwischen Irdischem und Himmlischem an unseren Herd und stehen uns, bis zum Aufgehen ins Jenseits, tröstend und ratend zur Seite. Viele Briefe Hebbels und zwar nicht allein die an Elise gerichteten, verhalten sich zu den wichtigeren Briefreihen unserer größten Denker, wie Goethes Faust zur Philosophie: sie sind statt mehr oder weniger bedeutsame Ausflüsse starken Denkvermögens, Pulsschläge des Lebens selbst. Ganz Natur, aber Natur eines Dichters, spielen sie in das Bereich der Poesie hinein und wer von letzterer überhaupt mehr unterhalten als erbaut und geläutert werden will, wird auch in diesem wichtigen Teile der vorliegenden Schriftstücke die Schönheiten übersehen.

6. Wohl noch nie ist aus der Stätte der Armut ein schönerer Brief hervorgegangen als der den Hebbel im Februar 1836 bei seiner Mutter an Elise auf dem Tische schrieb, „auf welchem sie soeben das Kaffeegeschirr abgeräumt hatte“, um zum Schreiben Platz zu machen, und es muß als im höchsten Grade bezeichnend für die Metamorphose seiner Einbildungskraft betrachtet werden daß er, ahnungslos oder ahnungsvoll, das spätere Schicksal der Freundin zeichnend, nachstehendes niederschrieb: „Es ist merkwürdig wie nicht allein einzelne Menschen, sondern ganze Verhältnisse, in gewissen Augenblicken ihre Auferstehung feiern; Fäden der Liebe, der Freundschaft, ja des ehemaligen, nun aber längst verschwundenen Bedürfnisses, knüpfen sich wieder an und umspinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar scheint; und dennoch dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande sind wieder aufgelös't und das Herz fühlt sich durch alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängstigt und man flieht einen vollen, innigen Lebenskreis wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs. Hierin offenbart sich die Ohnmacht des Menschen von ihrer entsetzlichsten Seite; er ist nicht im Stande, Alles fest zu halten, was er fest halten mögte und sollte; aber, wenn im Reiche der mineralischen und vegetabilischen Natur zwei Kräfte sich nur dann trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere, Kraft sich ihnen zu inniger Wechselwirkung naht, so kann der Mensch sich im Verhältniß zu Menschen einer solchen Wahlverwandtschaft nur selten rühmen, ihn trifft der Bibelspruch: „Die Letzten sollen die Ersten sein!“ *) Viele Jahre später blickte

*) Es ist gewiß auch nicht ohne tiefere organische Verbindung daß der Gedankengang mit welchem die etwa ein Jahr früher angefangenen Tagebücher beginnen, mit dem eben angeführten große Ähnlichkeit hat.

Hebbel, während eines kurzen Aufenthaltes in Hamburg, wehmütig nach dem Kirchhofe hinüber, wo Elise mit den Kindern begraben liegt. Doch wie viel Schönes hatte sich an das geistige Zusammenleben der beiden geknüpft!

7. Am 12. Dezember 1838 schrieb Hebbel der Freundin aus München: „— — — Verlassen! welch ein todtgebornes, banquerottes Wort. Nein, wir wollen uns diesen Weihnachten dadurch versüßen, daß wir mit aller Innigkeit und Glut des Herzens an den künftigen denken, uns ihn ausmalen, uns in den Glanz versenken, mit dem er es uns (Du weißt, es braucht dazu nur eine Kleinigkeit) übergießen wird. Stelle Dir, wenn Du magst mein Gesicht so hell und freudig vor, wie Du willst: ich verspreche Dir, Deine kühnste Phantasie noch zu übertreffen. Die Fähigkeit zur Freude habe ich noch nicht verloren, dies werde ich dann zeigen."

In demselben Briefe heißt es, die hohen Ziele des rastlos Strebenden andeutend, weiter: „Der deutsche Schriftsteller hat in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publikum und zur Literatur. Das größte Talent ist (jetzt) schon eitel, wenn es sich für nicht überflüssig hält. Das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht nothwendig. Wem es daher um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und unnachsichtiger gegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf. Nun aber gesellt sich hinzu, daß das Publicum nicht gute, sondern miserable Waare will, daß es verachtet, wenn es geachtet wird. Da hält es schwer den Halt nicht zu verlieren. Ich bin entschlossen zehnmal lieber mich selbst, als die Wahrheit zu opfern. Dies ist bei mir kaum ein Verdienst, denn das Gegentheil ist mir völlig unmöglich." Und nun, trotz dieses schon damals formvollendeten Stils, diese fast naive Unzufriedenheit mit letzterem: „Was mich in der letzten Zeit sehr gequält hat, ist, daß ich so schwer und so schlecht schreibe. Wie bewunderungswürdig ist Lessing in diesem Betracht! Ich las noch gestern Abend in seinem Meisterwerk, dem Laocoon. Jeder seiner Sätze scheint gesprochen zu sein, so leicht ist Alles dahin gesponnen, und dennoch trifft man bei tieferer Untersuchung eine Rundung und Vollendung des Ausdrucks, die Nichts zu wünschen übrig läßt. An der innigen Harmonie zwischen Wort und Gedanken fehlt es mir nur gar zu sehr."

Am 12. Januar 1839 fließt es dann wieder frischer und zuversichtlicher hervor: „Ein neues Jahr, ein neues Glück! Aus dem Innersten meiner Seele, liebe Elise, rufe ich Dir dies zu. Möge doch nur dies Einemal mein Mund der Mund des Schicksals sein! Das Eintheilen der Zeit in Monate und Jahre ist etwas Willkührliches, aber doch etwas Herrliches; mit einem so großen Abschnitt, glaubt man, muß in der Natur selbst, in der großen Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich durch die Unendlichkeit hinspinnt, ein neuer Wendepunkt eintreten und das Neue ist für die Phantasie immer etwas Gutes. Bewunderungswürdig ist hier, wie auch bei anderen Gelegenheiten, die Kraft des Menschen, die dem reinen Nichts eine Frucht abgewinnt und durch das Bedürfniß selbst das Bedürfniß stillt." — — „Du äußerst in Deinem letzten Briefe eine rührende Freude über die Heiterkeit meines letzten und doch falle ich sogleich wieder

in meine Klagen und Seufzer zurück. Habe Geduld mit mir, es wird schon besser. Eigentlich macht uns jede Klage ärmer, denn die Minute, die verjammert wird, fällt dem Moloch eines vergangenen Schmerzes als nutzloses Opfer; dennoch ist es schwer, gleich, nachdem ein Palast in die Asche gesunken ist, guten Muthes aus den geretteten Brettern und Balken eine Hütte zusammenzuzimmern. Ueberhaupt ist es um den menschlichen Verstand ein wunderlich Ding, wir sind nur so klug als wir glücklich sind!"

8. In anderen Briefen an Elise, namentlich in dem vom 11. April 1837, kommt Hebbels philosophische Skepsis in wahrhaft tragischen Accenten zum Ausdrucke. Diese ist aber keineswegs ein Ergebnis seiner bedrängten Lage, sondern seiner Weltanschauung überhaupt. „Die Weltgeschichte," schreibt er, „steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demuth erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne eine Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott und selig sein kann. — — Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen die die Idee der Gottheit überragt oder nur ersetzt? Ich fürchte, zum erstenmale ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen — — sie *sammelt*, die Weltgeschichte sammelt, sie sammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zusammengebettelt!"

Doch diese von poetischer Empfindung in das bloß Gedachte hereinspielenden Stellen sind nicht die schönsten in dieser Briefreihe. Der Brief vom 5. Oktober 1838 über den Tod seines Freundes Emil Rousseau zeigt hingegen die innerste Natur Hebbels in ihrer ganzen Tiefe und Reinheit. Man vergleiche diesen Brief mit der harten und sicher unzutreffenden Schilderung Iherings von Hebbels Selbstüberhebung, welche Kuh, in seinem oft irre führenden Streben nach Vollständigkeit, in seiner Biographie aufgenommen hat, mit diesem Briefe und mit vielen anderen Briefstellen aus denen die reinste Demut und die höchste Zartheit der Gefühlsweise hervorgeht und man wird sich überzeugen *daß die Überlegenheit die Ihering Hebbel schließlich einräumt, noch in ganz anderen Dingen als in den rein rationellen besteht.* —

9. Von weiterem hohen Interesse ist der Briefwechsel Hebbels mit hervorragenden Dichtern seiner Zeit. Der mit Uhland und Tieck ist zwar, wie dies schon der Abstand im Alter mit sich brachte, nicht sehr ausgedehnt; aber das uns Vorliegende hat nicht allein biographischen, sondern auch hohen ästhetischen Wert. Der große Einfluß den Uhland auf Hebbels Entwickelung ausübte, ist aus seinen Geständnissen in den Tagebüchern ersichtlich. Als er im Herbst 1835 dort die bedeutungsvollen Sätze niederschrieb: „Gefühl ist das von Innen heraus wirkende Leben. Die Kunst, es zu begränzen, und darzustellen, macht den lyrischen Dichter." Ferner: „Das Drama schildert den Gedanken, der That werden will durch Handeln und Dulden", hatte er den entscheidenden Prozeß der Dichterweihe durch strengste Selbstprüfung bereits hinter sich; aber schon drei Jahre vorher hatte er, neunzehnjährig, sich bereits an den großen Dichter gewandt, dessen Wirkung auf sein eigenes Dichtertum er erst, nachdem sie vollbracht war, aufzeichnete.

Am 22. September 1832 hatte Uhland ihm wohlwollend nach Wesselburen zurückgeschrieben*), er möchte in dem engen Kreise, an welchen er, wie er selbst gesteht, durch manches teuere Band gefesselt sei und da doch die poetischen Proben die er ihm mitteilt zeigen, daß es auch in diesem engen Kreise nicht unmöglich gewesen ist, Geist und Gemüt auszubilden, nach besten Kräften an seiner inneren Entwickelung fortarbeiten, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigte, welcher er sich mit Sicherheit überlassen könne. Ende 1835 und anfangs 1836 hielt Hebbel nun in Heidelberg in Bezug auf seine dichterische Entwickelung Rückschau bis zu seinem vierzehnten Jahre und nachdem er seine erste Ahnung der Poesie, seine Bekanntschaft mit Schillers Lyrik, deren aus dem Nachdenken hervorgegangenes Element ihm unfruchtbar schien, aufgezeichnet hat, ist es ihm innerstes Bedürfnis seine erste geistige Bekanntschaft mit Uhland, die für ihn eine Offenbarung wurde, darzustellen. „Des Sängers Fluch“ (später war er vom „Glück von Edenhall“ noch mehr begeistert) hatte ihn auf einen Gipfel geführt, dessen Höhe er, wie er sich ausdrückt, im ersten Augenblicke nur dadurch erkannte, daß ihm die Luft zum freien Atmen fehlte. Jenes merkwürdige Geständnis Hebbels deutet einen längern und schweren Kampf an, in welchem er nur dadurch siegreich blieb daß er die Richtigkeit seiner Jugendversuche erkannte und in Uhland förmlich unterging. Als er ihn am 6. Februar 1838 um sein Urteil über seine erste Gedichtsammlung bat, schrieb er: „Die Poesie ist meine Religion, die mich zur Wahrheit führt; was meine Gedichte verbessert, veredelt mich selbst.“ So haben seine Briefe an Uhland insofern einen höheren biographischen und ästhetischen Wert, wie die ihn betreffenden Tagebuchaufzeichnungen, als diese nur Anklänge und Zusammenziehungen derselben sind. Hebbel hat indessen später eingestanden daß die Wirkungen welche Uhland in seiner Jugend auf ihn ausübte weniger groß gewesen wären, wenn er Goethe gekannt hätte; aber in seinen den Dichterprozeß betreffenden Erfahrungen hat Goethes Kunst ihn nur bestärkt und so hat sich in ihm über die Entstehung und die Merkmale des echten Kunstwerkes eine Überzeugung ausgebildet, der es an einer gewissen Einseitigkeit nicht mangelt. Im ganzen umschreibt und bestätigt indessen diese Lehre von der intuitiven Entstehung der Poesie, der wir im Briefwechsel, besonders in einem merkwürdigen späteren Briefe an Sigmund Engländer begegnen, eigentlich nur das alte Poetae nascuntur, von dessen Nichterkenntnis oder aus Eitelkeit entspringender Ableugnung, nebenbei gesagt, eine so heillose Verwirrung in die Litteratur kommt. Wer sich tiefer mit Hebbels Werken beschäftigt, wird zugeben müssen daß, da er an sich selbst den höchsten Maßstab anlegte, er nicht allein berechtigt sondern gezwungen war, alle die sich für Dichter halten mit demselben Maße zu messen. Bedenklich hingegen ist es daß er es dabei nicht bewenden ließ, sondern den an sich beobachteten Dichterprozeß für den einzig natürlichen hielt und den auf andere Weise sich offenbarenden an dem Inhalte und der Form der entstandenen Werke zu erkennen glaubte, ohne zu erwägen daß die Empfängnis selbst in verschiedenen Formen stattfinden kann und daß die Form des Gedichtes

*) Der erste Brief Hebbels an Uhland von Wesselburen den 9. September 1832 hat sich in Uhlands Nachlaß nicht vorgefunden.

von der Form der Empfängnis abhängig ist. Wenn auch seine eigenen dichterischen Prozesse zu den höchsten gehört haben mögen, so braucht ihr Modus deshalb noch nicht der einzige untrügliche für wahre Dichtung zu sein. Schon bei anderer Gelegenheit habe ich bemerkt daß wenn die sogenannte naive Poesie die allein echte und berechtigte wäre, ganzen Nationen echte Poesie abgeleugnet werden müßte. Das Durchkämpfen dieser seinem eigenen Leben abgelauschten Lehre war von Hebbel aber eben so heroisch, wie sie tragisch für seinen Lebenslauf wurde. Als er in seinem letzten Lebensjahre den Tod Uhlands erfuhr, gedachte er im Tagebuche der oben erwähnten bedeutenden Wirkungen, bestätigte daß das persönliche Verhältnis unfruchtbar und daß Uhland wie Robert Schumann fast in sein Talent eingesperrt, d. h. abgeschlossen war; aber obenan schrieb er doch: „Uhland ist der einzige Dichter von dem ich ganz gewiß weiß, daß er auf die Nachwelt kommt, nicht als Name, sondern als fortwirkende lebendige Persönlichkeit."

10. Tieck hatte, wie Jean Paul, auf Hebbel während dessen erster Schaffensperiode einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Bei dem frühzeitig in ihm erwachten Formensinn wandte er sich bald von letzterem ab, während er in Tieck für mehrere Gattungen der Poesie einen Meister der Form erkannte. Desto wertvoller war ihm daher das Urteil welches letzterer über die ihm eingesandte Erzählung „Schnock" fällte. Indem Tieck darin den Humor, das gleiche Kolorit, die kecke Sprache und die vielen bizarren und barocken Gestalten lobt, fügt er bezeichnenderweise hinzu: „Viele junge Autoren denen ich unmöglich etwas Aufmunterndes sagen konnte, sind aus scheinbaren Freunden zornige und schwere Feinde geworden: ein Talent wie ich es in Ihnen zu erkennen glaube ist niemals ohne Enthusiasmus und lebt diesem, nicht kleinen persönlichen Rücksichten."

11. Weit einschneidender im Leben Hebbels war sein Briefwechsel mit dem Dichter Friedrich von Uechtritz. Wie aus den Tagebüchern hervorgeht, hatten die beiden sich im Jahre 1854 in Marienbad kennen gelernt. Schon der erste Eindruck den Hebbel auf Uechtritz machte war ein bedeutender, obwohl er erst nach der Trennung in Marienbad seine Jugenddramen kennen lernte. Gleich in seinem ersten Briefe vom 21. September 1854 schrieb er: „Lassen Sie mich unter der Gewalt des ganz frischen Eindrucks den ich von der zuletzt gelesenen Tragödie „Herodes und Mariamne" empfinde, mit dieser beginnen. Es wird mir schwer Worte zu finden um die Bewunderung die ich für dieses Werk fühle, auszudrücken. Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenschaft, welche Macht des Pathos, das in der Scene wo Herodes auf dem Feste Mariamnens erscheint, eine Höhe ersteigt, die mich noch in diesem Augenblicke, wenn ich mir den ersten Eindruck den ich davon empfangen habe in seiner Stärke zurückrufe, zusammenschauern macht. Und dabei diese Meisterschaft der dramatischen Form, der innern wie äußern, diese ächt dramatische, sich in vollster Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenschaft, der Situation anschmiegende und doch (ohne Prunk der Rhetorik) stylhaft wohllautende Behandlung des Jambus, diese Kunst des Dialoges in scharf einschlagenden Wechselreden." Von der Gestalt der Genoveva sagt Uechtritz, sie gehöre zu dem Schönsten, Edelsten, Reinsten,

was die Poesie je geschaffen hat. Die vier ersten Akte der Judith, die das erste waren was er von Hebbel las, kamen wie ein Wogensturz der Poesie über ihn.

Uechtritz ließ es indessen keineswegs bei bloßem Lobe bewenden, sondern seine Briefe sind voll der feinsten kritischen Bemerkungen, welche dem Ausdrucke seiner Bewunderung einen desto höheren Wert verleihen. So sagt er zum Beispiel über die Maria Magdalena, so sehr er die Meisterschaft in ihr anerkennt: auch wenn er zugäbe daß es gelungen sei, das Erliegen Klaras unter dem Andringen Leonhards zu motivieren, behielte die Hingebung eines Mädchens an einen Mann für unsere Vorstellung etwas Unangenehmes, ebenso psychisch als sinnlich Widriges. Diese Bemerkung von Uechtritz ist durchaus richtig und wenn man auch zu der mutwilligen Entstellung dieses Dramas, wie Rosenkranz sie, durch feindliche Einflüsse bestochen, in seiner Ästhetik des Häßlichen unternommen hat, nur lächeln kann, so bleibt darum nicht weniger wahr daß dieses mit den äußeren Erlebnissen Hebbels zusammenhängende Stück, trotz aller in ihm zur Erscheinung kommenden Kunst, von allen seinen Dramen das am wenigsten poetische ist. Dahingegen sagt Uechtritz von der Tragödie Gyges und sein Ring „daß Hebbel dafür von den Frauen als der Frauenlob unserer Tage gekrönt zu werden verdient, wenn auch die Emancipierten des Geschlechtes darüber bersten sollten.“ Hebbel hat mit solchen und anderen reichlich in diesem Briefwechsel enthaltenen Urteilen von hervorragenden Zeitgenossen nie den mindesten Gebrauch gemacht und auch Uechtritz gegenüber, auf die Gefahr hin ihn zu verletzen, in betreff der höchsten Probleme von Kunst und Religion die vollste Unabhängigkeit seines Standpunktes bewahrt. Uechtritz hatte, gelegentlich einer Besprechung der lyrischen Gedichte, an einigen derselben aus ethischen und religiösen Rücksichten Anstand genommen. In betreff mehrerer gab Hebbel nach und stieß sie aus der Gesamtausgabe aus, bei „Vater unser“ und „Virgo et Mater“ führte er aber triftige Gegengründe an. Er bemerkte dem Freunde daß wenn sie über den ethischen Wert solcher Produkte fortdauernd entgegengesetzte Ansichten hegen sollten, der Grund einzig und allein in ihrer verschiedenartigen Stellung zum Christentum zu suchen sei, dessen sittlichen Kern er hochhalte, mit dessen dogmatischer Seite er jedoch nicht mehr zu thun habe wie mit jeder anderen Mythologie.

Uechtritz erwiderte: „er könne nicht läugnen daß es ihm hart in's Ohr falle Hebbel von christlicher „Mythologie“ sprechen zu hören. Von Augustinus bis auf Schelling und Hegel habe es die philosophische Spekulation nicht aufgeben können sich mit den geheimnisvollsten Lehren des Christentums in Einklang zu setzen und er glaube daß Doktrinen die schon so viele Systeme überdauert und in denen die schärfsten Denker das Centrum ihrer Weltbetrachtung gefunden haben, schon dadurch beanspruchen können nicht in die Reihe der bloßen Mythologien neben die Sage vom Schwane der Leda gestellt zu werden.“ Am 23. Mai 1857 antwortete Hebbel in einem seiner umfassendsten, tiefsinnigsten und sein ganzes Denken scharf charakterisierenden Schreiben. „Die Wahrheit wollen wir alle Beide; Sie glauben sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu sein daß nicht die Herren Strauß u. s. w. aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen wie von den Kirchenvätern die Sie mir citiren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat das mir aus allen Sphären entgegentrat,

ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird als sein eigenes und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise auszulegen." Darauf frug er, nach einem noch ausführlicher abgelegten Bekenntnisse, ob ihm die dogmatische Seite des Christentums mehr sein könne als eine Mythologie neben anderen Mythologien. Wenn Uechtritz der Ausdruck hart klang, so müsse er einen Begriff damit verbinden der dem seinigen entgegengesetzt ist und das konnte er nicht ahnen. Ihm sei die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, soweit sie nicht im allgemein Menschlichen aufgehn und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste was es überhaupt in seinem ersten Entwickelungsstadium liefert. Der Schwan der Leda gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders wie z. B. die Tierfratzen über dem Portal zum gotischen Dom. Im übrigen durfte Hebbel auf seine tiefe Behandlung des Christentums in den Nibelungen und selbst am Schluß von Herodes und Mariamne hinweisen, die für die rein künstlerischen Anforderungen vollständig ausreichend und Zeuge seiner tiefen Ehrfurcht vor der sittlichsten aller Religionen ist. Was den Briefwechsel mit Uechtritz aber vor allem auszeichnet ist, nächst der wissenschaftlichen Tiefe seines Inhaltes, der hohe Adel im Verkehr beider Männer, eine ungezwungene und durch diesen Adel oft feierlich sich gestaltende echte Freundschaft, die wohlthuend von den Mißklängen, denen man in den anderen Briefreihen begegnet absticht. Diese so wertvollen Briefe verbreiten sich außerdem auch über eine Menge litterarischer Erscheinungen der damaligen Zeit, wie über die Biographie Grabbes, über Köpkes Biographie Tiecks, über Häussers deutsche Geschichte, über Sybels Geschichte der Revolutionszeit, über Solgers nachgelassene Schriften, über Heyse, Grimm, Weiße, Hayms Wilhelm von Humboldt, den Columbus von Werder, Varnhagens Korrespondenz mit Alexander von Humboldt u. s. w. Wie tief Uechtritz in Hebbel eingedrungen ist geht unter anderem aus folgender Stelle eines Briefes vom 10. Januar 1855 hervor: „Sie fühlen phantasievoll auch wenn Sie denken; Sie denken auch wenn Sie phantasieren und fühlen, wie es der Lyriker muß, wenn seine Schöpfungen über das, was sie als „Käferpoesie" zu bezeichnen pflegen, hinausfliegen sollen." Dieselbe Auffassung findet sich in anderer Form in meinen früheren Darstellungen; Hebbel selbst aber bestätigt ihre Richtigkeit in einem jener in seinen noch unveröffentlichten „Kollektaneen" enthaltenen Kernaussprüche: „Das Schöne entsteht sobald die Phantasie Verstand bekommt." Am 12. März 1857 schreibt er Uechtritz, er gehe beständig auf die Selbstkorrektur der Welt, auf die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes aus.

12. Ganz anders, aber im ganzen nicht minder edel, tritt uns Hebbels Briefwechsel mit Franz von Dingelstedt entgegen. Während der Austausch mit Uechtritz sich meist in den höchsten und abstraktesten Sphären bewegt, hat der mit Dingelstedt einen ganz realen Boden: das Theater, für welches Hebbel arbeitete und Dingelstedt sorgte. Aber auch dieser Freundesbund wurde zunächst und zwar schon im Jahre 1841 durch rein geistige Annäherung vermittelt. Als Dingelstedt Theaterintendant in München wurde, kam daselbst unter seiner Leitung die Judith zur Aufführung und am 9. April 1851 schrieb er Hebbel daß sie am Tage

vorher dem Holofern des alten Systems Kopf und Zopf mächtig heruntergehauen habe. Die Damböck sei nach jedem Aufzug und nach dem fünften zweimal gerufen worden, bei einem Schauspiel, fügt er hinzu, ein äußerst seltener Fall. „Die reinigende, erhebende, erschütternde Kraft Ihrer wunderherrlichen Dichtung griff sogar in solche Kreise, welche als „exclusive“ über jedem Eindruck zu stehen oder zu scheinen lieben.“

Kaum weniger warm äußerte er sich über den „Michel Angelo“. Das wäre ein Stück wie für München gemacht und würde, vor einem Parterre nicht von Königen aber von Künstlern aufgeführt, ebenso große Wirkung machen, wie es dem Dichter beim Schaffen Befriedigung gewährt habe, so daß er (Dingelstedt) sich dafür das „jus primae noctis“ erbittet. Dieser Briefwechsel, in welchem Dingelstedt seinen ganzen liebenswürdigen, oft burschikosen Humor, gleichzeitig aber auch den regsten Eifer für wahre Kunst, zuweilen sogar persönliche tragische Anwandlungen zeigt, entwickelt sich zu einem wichtigen Beitrage der deutschen Theatergeschichte. Beide Freunde, denn auch Dingelstedt hatte es mit Dramendichtungen versucht, erwarteten bittere Enttäuschungen. Klerikale und journalistische Hetzereien, Schauspieleranmaßungen und Krankheiten spannen ein Netz von Zurücksetzungen aus, das sich über Jahre hinweg zog. Den Gipfelpunkt erreichten diese Mißhelligkeiten gelegentlich der Agnes Bernauer, von welcher Dingelstedt am 6. Februar 1852 schrieb: „sie ist ein Juwel in Ihrer Krone wie sie in meinem Repertoire ein Glanzpunkt werden wird, neben Antigone, der klassischen Schwester und Judith, der biblischen — die sich selbst opfert wie jene geopfert worden — unvergänglich strahlend.“ Am 9. April desselben Jahres schreibt Dingelstedt: „Diese wenigen Tage sind für mich an Schmerz und Kampf ein ganzes Leben gewesen und ich stehe aufrecht da, in meiner Stellung auch von ferne nicht erschüttert, in meiner Stimmung voll des souveränsten Menschenhasses, nicht doch der souveränsten Menschenverachtung.“ Nach einer fünfjährigen Unterbrechung der Korrespondenz, nachdem Dingelstedt Intendant in Weimar geworden war, hat sich sein Verhältnis zu Hebbel, wie es scheint aber auch seine Stimmung über sich selbst, nicht geändert. Am 26. Dezember 1858 schreibt er: „Lebewohl Großer, Fester, Beneidenswerther! Mein Lustspiel?! Daß Gott erbarm! Mein ganzes Leben ist Komödie, aber keine göttliche!“

Hebbels Briefe an Dingelstedt sind zwar ziemlich zahlreich, aber einzeln genommen haben sie weder den Umfang noch, wie bereits angedeutet, die philosophische Tiefe der Briefe an Uechtritz und an andere. An Goldkörnern fehlt es indessen auch hier nicht: „Das Kunstwerk,“ schreibt Hebbel, „ist wie der Mensch verloren wenn man ihm nicht mit Liebe entgegenkommt (ein Ausspruch, der nebenbei gesagt, beweist daß ich, bevor ich diese Stelle kannte, mein Vorwort zu den Tagebüchern mit einem richtigen Gefühlsausdrucke begonnen habe). Ferner: „Es giebt wohl kein eindringlicheres Bild der Vergänglichkeit als das Licht in seinem letzten Stadium (es ist von Schelling, Tieck und Cornelius in ihrem Alter die Rede), „besonders das sich nicht von Wachs und Unschlitt sondern von dem geheimnißvollen Saft der Gehirnfibern ernährt.“ Bekanntlich hat sich Dingelstedt um die Aufführung der Trilogie in Weimar ein großes Verdienst erworben. Hebbels Mitteilungen an ihn über seine Nibelungen im Gegensatze zu denen

von Raupach und Geibel sind von hohem Werte. „Was man auch über meinen Antheil an den Nibelungen in Zukunft sagen mag, den deinigen wird man in der Theatergeschichte als einen glorreichen bezeichnen, denn es ist vielleicht ohne Beispiel, daß in Deutschland eine Trilogie über die Bühne schreiten durfte, bevor sie noch gedruckt war.“ Am 8. Dezember 1861 schrieb Hebbel an Hermann Hettner über die Nibelungen: „Ich bin ordentlich stolz über manches Steife und Ungelenke, z. B. auf Siegfrieds hölzerne Werbung um Chrimhilde, was unleidlich und fehlerhaft sein würde, wenn es nicht auf den Styl des Ganzen bedacht wäre, aber es ist ja eben das Alpha und Omega der Aufgabe, die ungeheuren Gestalten mit Eingeweide zu versehen, ohne ihnen die großartigen Umrisse zu nehmen und das konnte überall nur durch eine harte und strenge Behandlung glücken.“ So läßt sich denn auch von Hebbel überhaupt sagen, daß seine Kunst nicht ohne Ähnlichkeit mit der Albrecht Dürers ist. Er hat mit ihm den Reichtum der Phantasie, die Schärfe der Formen und gewisse Absonderlichkeiten gemein, welche der Verehrer wahrer Kunst und der überhaupt nach Charakteren Suchende doch kaum entbehren möchte.

13. Die ganze Sammlung, die schon Kuhs unermüdlicher Eifer begonnen hat, die ich aber unter Mithilfe Fritz Lemmermayers im Laufe von Jahren um mehr als die Hälfte vervollständigt habe, enthält nicht weniger als einige 70 Briefreihen, die natürlich von ungleichem Werte sind. Nur die folgenden Namen mögen hier als Empfänger oder Schreiber, oder als beides zugleich genannt werden: Theodor Hedde, Emil Kuh, Julius Glaser, Rötscher, Gutzkow, Wienbarg, Kühne, Lewald, Klaus Groth, Palleske, Zimmermann, Siegmund Engländer, Fürst Schwarzenberg, die Fürstinnen Wittgenstein und Hohenlohe, Gervinus, Prutz, Hettner, Amalie Schoppe, Julius Campe, Willibald Alexis, Adolf Stern, Theodor Mundt, Arnold Ruge, Friedrich Vischer, Ludwig August Frankl, Karl Werner, Otto Prechtler, Graf Berlichingen, Deinhardstein und Felix Bamberg. Die ältesten mir vorliegenden, an den altehrwürdigen Jugendfreund Hebbels, Theodor Hedde, gerichteten Briefe führe ich nachstehend unter besonderer Begründung ein. Umfassend und wichtig ist der Briefwechsel mit Kuh, der Hebbel lange Zeit treu zur Seite gestanden, auch die musterhafte Ausgabe seiner sämtlichen Werke besorgt hat und dessen inhaltreiche Biographie Hebbels für alle die sich das große Geistesleben des Dichters von frühester Jugend an, sowie seine Kämpfe vergegenwärtigen wollen, trotz einer gewissen Breite unentbehrlich ist.

In den Briefen Glasers lernt man neben dem großen Juristen einen der edelsten Charaktere der Neuzeit kennen. Sein Eifer für das Andenken Hebbels hat sich auch nach dessen Tode nicht verleugnet und da er als juridischer Rat und Freund der Familie bei der mit mir getroffenen Vereinbarung über Hebbels Nachlaß thätig war, ist es nicht zu viel, wenn ich dem seither leider verfrüht Heimgegangenen, sowie seiner edlen ihm geistig nahestehenden Witwe hiermit wiederholt meinen Dank ausspreche.

14. Nächst der Familie Glaser hat der talent- und pietätsvolle Romanschriftsteller und Ästhetiker Fritz Lemmermayer, wie bereits angedeutet, wesentlich zur Vervollständigung dieser Briefsammlung beigetragen. Seine in mehreren wichtigen Zeitschriften erschienenen Abhandlungen über Hebbels Tagebücher zeugen

von einem selten tiefen Eindringen in die geistige Werkstatt unseres dithmarschen Dichters und die verschiedenen Formen in denen Lemmermayers Abhandlungen zu stande gekommen sind, würden ohne eine vollständige Hingabe, die gleichsam einem aus der Tiefe dringenden Gebote folgte, kaum möglich gewesen sein. Auch um die am letztvergangenen 13. Dezember, dem Sterbetage Hebbels, stattgehabte Errichtung einer Gedenktafel am Sterbehause, hat nächst dem Regierungsrat Angelo Ritter von Kuh (dem Bruder des Biographen), Lemmermayer sich, in Gemeinschaft mit dem jungen Hugo Schlömer aus Wesselburen, besonders verdient gemacht, so daß die in ihrem Leid untröstliche Christine Hebbel und deren Freunde die Genugthuung erlebten, außer der Büste des Dichters an der Hauptfront des neuen Burgtheaters, ein zweites Denkmal in den Mauern Wiens erstehen zu sehen, zu dessen Kosten auch die Verwaltung der Stadt beizutragen sich bereit erklärt hat. Unter dem Vorsitze des Kirchspielvogts Ottens und der Beteiligung angesehener Dithmarscher ist in Hebbels Geburtsorte selbst ein Denkmal für ihn und eine Hebbelstiftung zu stande gekommen. Ersteres würde unbedingt monumentaler und dem Kunstbedürfnisse der Zeit entsprechender ausgefallen sein, wenn das Wesselburner Komite dem Publikum mehr Zeit zu Beiträgen eingeräumt hätte. Es bleibt nichtsdestoweniger anerkennungswert daß der dem Kirchspiel vorgesetzte Beamte die unwürdige Behandlung welche einer seiner Vorgänger dem jungen Dichter zu Teil werden ließ, sobald als irgend möglich zu sühnen gesucht hat und ebenso verdient die bei der Einweihung des Denkmals am 2. September 1887 von dem Oberlehrer Krumm gehaltene inhaltreiche Festrede volle Anerkennung. Der Hebbelstiftung für talentvolle junge Poeten ist eine angemessene Ausstattung sehr zu wünschen.

Besonderer Dank sei hier Klaus Groth, dem Stamm- und Geistesverwandten Hebbels gezollt, der schon Kuhs Biographie durch eine wichtige Schilderung der dithmarschen Verhältnisse unterstützte, welche wohl einen selbständigen Abdruck verdiente, und der fortfährt, weit über das engere Vaterland hinaus, die Anerkennung seines Landsmanns zu fördern. Auch ihm ist die volle Anerkennung Deutschlands verspätigt, aber desto unzweideutiger geworden. Adolph Stern in Dresden, Karl Werner in Salzburg, Richard Maria Werner in Lemberg, Laurenz Müllner in Wien erwarben sich durch ihre geist- und liebevollen Besprechungen der Werke Hebbels und seines Nachlasses bedeutende Verdienste. Otto Braun, der tiefpoetisch angelegte und kunstverständige Redakteur der Allgemeinen Zeitung, hat, ein älteres Unrecht dieses hervorragenden Organes gut machend, allen geistvollen Besprechungen der Werke Hebbels die ihm zukamen, freudig die Spalten geöffnet. Dank endlich allen welche zu dieser Sammlung beigesteuert haben und im voraus denjenigen die nachträglich noch in der Lage und gewillt sind sie zu bereichern. Von dem mir Vorliegenden hat manches vrekürzt, manches, weil es dieselben Vorgänge in anderer Ergießung behandelt oder den Berechnungen des Buchhandels zuwider war, ausgeschlossen werden müssen; aber vielleicht läßt sich später neu Hinzukommendes, wenn es von Wichtigkeit ist, mit dem vorläufig Zurückgelegten zu einem Nachtrage verbinden. Der tiefe Widerhall den die „Tagebücher" bei Verehrern von Unvergänglichem gefunden haben, berechtigt zu der Veraussetzung daß das hier stattfindende Hereinziehen der bei den einzelnen Briefreihen beteiligten Kreise den allgemeinen der Teilnehmenden erweitern wird.

Für die Unzufriedenen, denen vollständige Elemente zum Aufbau einer Gestalt immer noch nicht vollständig genug sind, sei bemerkt daß sie die ökonomischen Verhältnisse, bei denen Verleger und Leser mehr oder weniger berechtigte Stimmen haben, in Erwägung ziehen und den bekannten Satz beherzigen mögen daß das Bessere oft der Feind des Guten ist. Eine Verbesserung dieser Ausgabe wird für den der sie veranstaltet hat die tröstliche Gewißheit einer Besserung des Zeitgeschmackes haben. In rein grammatikalischer Beziehung sei bemerkt daß in den verschiedenen Briefen die Interpunktionsweise jedes Autors beibehalten worden ist, während ich, dem Zerhacken der Sätze feind, der meinigen treugeblieben bin.

Die Hebbel persönlich kannten, werden die folgenden schönen Worte, mit denen der hier schon öfter angeführte, so edle Uechtritz seinen Briefwechsel begann, nachempfinden: „Lassen Sie mich meine Freude über das Glück aussprechen das mir so unverhofft in späteren Lebensjahren zu Theil werden sollte der gewaltigsten Dichterkraft unter meinen jüngeren Zeitgenossen in Freundschaft nahe zu treten und den edlen Freundeskreis, den mir ein gütiges Loos zugeführt hat (wir nennen nur aus der Düsseldorfer Gesellschaft den Jugend-Begeisterung um sich sprühenden Bendemann und den großen Kunstforscher Schnaase) in so reicher Weise ergänzt und geschlossen zu sehen.

15. „Aehnlich kann ich, nachdem ich so glücklich war in schwerheimgesuchtem Alter, das mich den hoffnungsvollsten Sohn zu Grabe tragen ließ, der größten jetzt lebenden Dichterin Deutschlands ehrfurchtsvoll näher zu treten, mit Bezug auf meine Jugendbekanntschaft mit Hebbel sagen daß jetzt die Ideale meines Morgen- von Abendroth angehaucht sind. So schließe ich, zu Aller Trost, mit den Klängen des Dichters:

Was ist ein Hauch? Ein Nichts wird Mancher sagen,
Man fühlt ihn kaum, wenn er vorüber schwebt,
Und was geheim und glühend in ihm webt,
Ob man es spürt, man kann es nicht erjagen.

Was ist ein Hauch? Ich will den Kranken fragen,
Der zweifelt, ob er noch den Lenz erlebt
Und dessen Herz in dunkler Sehnsucht strebt,
In eine letzte Blüte auszuschlagen.

Ihm küßt ein kühler Hauch die heißen Wangen,
Da träumt er still der Frühling sei gekommen,
Und jedes Blütenleben aufgegangen.

In dieser Wonne wird er fortgenommen,
Und hat vielleicht ein größeres Entzücken,
Als Alle die die Blumen wirklich pflücken.

Nizza, Weihnachten 1889.

Felix Bamberg.

Hebbels Briefwechsel.

Wesselburen. Hamburg. Heidelberg.
München.

Die nachstehenden Jugendbriefe Hebbels haben noch mehr biographischen als litterarischen Wert und verdienen deshalb die ganze Sammlung zu eröffnen. Über Hebbels Jugend, namentlich aber über seine Verhältnisse bei dem Kirchspielvogt Mohr, fehlt es bisher an Dokumenten. Im allgemeinen weiß man daß Hebbel von seinem Brotherrn als zur Dienerschaft gehörig betrachtet wurde und ist geneigt seine damalige Stellung als die eines niederen Schreibers anzusehen, dessen Behandlung sich keiner besonderen Rücksicht empfahl. Die Briefe die hier genau nach den mir vorliegenden Originalen veröffentlicht werden, beweisen nun aber daß Hebbel bei Mohr mindestens eine Stellung eingenommen hat die man mit der eines expedierenden Sekretärs vergleichen kann. Man begreift daß die mehr als prosaische Natur des trockenen juristischen Brotherrn das Versemachen Hebbels gründlich verachtete; angesichts seiner Leistungen als Expedient konnte er sich aber über die Fähigkeiten des sechzehnjährigen Jünglings unmöglich täuschen, so daß es als eine besondere Roheit bezeichnet werden muß, wenn er den so Zarten und von Jugend auf Tapfern mit seinem Kutscher zusammen schlafen ließ.*) Das Reitergedicht, welches Hebbel für Kameraden geschrieben hat,**) mußte offenbar selbst bei Bauernsöhnen die, obgleich er nicht genannt sein wollte, ihn doch als Verfasser kannten, den Gegensatz zwischen seinem Talent und seiner Stellung grell beleuchten. Um diesen in biographischer Beziehung so merkwürdigen Kontrast nunmehr von der größern Welt, welche der Muse Hebbels unsterbliche Gedichte verdankt, nachfühlen zu lassen, mögen hier diesen Jugendbriefen auch die Gedichte folgen die Hebbel seinem Jugendfreunde Theodor Hedde einsandte, als die Muse kaum anfing an die ärmliche Kammer zu klopfen die das Schicksal ihm angewiesen hatte. Die im Winter 1834—35 von Hebbel gelegentlich der Vermählung Mohrs gedichtete und von Fackelträgern gesungene Cantate sei der Vergessenheit geweiht.

Hebbel an Hedde.

Du, lieber Hedde, erlaubst mir eine Geschäfts-Vorfrage.

Auf der letztjährigen LMSession wurde

1) Reimer Hironymus Schlömer aus K. B. N. 9 des hiesigen Kirchspiels wegen Nichterscheinens auf der Session in eine Brüche von 8 Rthlrn verurtheilt,

und 2) Harm Schumacher aus K. I. N. 85/37, welcher früher desertirt war,

*) Vergleiche die Fortsetzung des Briefes vom 8. Dezember 1836 unter dem Datum vom 14. Dezember.

**) Vergleiche die nähere Darstellung in Kuhs Biographie Hebbels I. S. 128.

sich auf der letzten Session aber stellte, für undiensttüchtig erklärt, indeß schuldig erkannt, die früher (bei seinem ersten Nichterscheinen auf der Session) erwirkte Brüche von 8 Rsthlrn nachträglich zu erlegen.

Die Königl. Landschreiberei übersandte der hiesigen Ksplvogtei unterm 22. May v. J. ein

„Militärbruch-Restanten-Verzeichniß"

des Kspls Wesselburen, in welchem nicht Harm Schumacher, sondern einzig u. allein K. H. Schlömer aufgeführt stand; letzterem ward (zufolge Requis. der Ldschr.) angedeutet, daß er bei Vermeidung executivischer Zwangsmittel seine Brüche innerhalb 14 Tage (vom 22. May an gerechnet) bezahlen müsse, und man darf annehmen daß er dieser Bedeutung Folge geleistet hat, da das unterm 2. Juny l. J. an die Ldschrberei remittirte Verzeichniß nicht zur Vollstreckung der angeregten Exekution an die hies. Ksplvogtei zurückgegangen ist, wie man ebenfalls, des Umstandes, daß Harm Schumacher nicht in dasselbe mit aufgenommen war, halber glauben darf, daß auch dieses Menschen Bruchposten erledigt ist. Da die Sache aber dessenungeachtet auch eine andre Bewandniß haben kann, so bitte ich Dich lieber Hedde, um allen Scherereien auf der Session vorzubeugen gefälligst einmal bei Deinem Herrn Prinzipalen über diese Angelegenheit Erkundigung einziehen und mir das Resultat dieser Nachforschung zugehen lassen zu wollen, damit ich meinem Herrn Prinz. entweder die gegründete Versicherung geben kann, daß hinsichtlich dieser Bruchgeschichten alles erledigt ist, oder auch durch Deine Nachricht in den Stand gesetzt werde, das etwa weiter Erforderliche zu veranlassen. Du würdest mich sehr verbinden, wenn ich die Nachricht bald erhalten könnte.

Bald ein Mehreres und — Angenehmeres (wenigstens für Dich und mich)

W. d. 12./3. 31. von Deinem

C. F. Hebbel.*)

Allerunterthänigstes Pro Memoria des Poeten Hebbel aus Wesselburen, in puncto der Aufhebung eines hochoberlich gegen ihn erlassenen Decrets.**)

Abgesandt d. 30. März 1831.

Befiehl dem Hasen, der den Jäger sieht
Und seine Hunde, freien Willens ihm

---

*) Die Adresse auf diesem vortrefflich erhaltenen Schreiben, dessen Schrift genau dieselbe ist wie die der spätesten Briefe Hebbels, lautet:

Herrn Th. Hedde in der Kgl. Landschreiberei zu Heide.

Freie Militärbruchsache.

**) Einige charakteristische Eigenschaften Hebbels lassen sich schon in dieser humoristischen Epistel unschwer erkennen. Man hat es hier bereits mit Vorklängen aus den Reden des Holofernes und weit späterer Epigramme zu thun; aber besonders packend wirken die der Unterschrift der Epistel folgenden, offenbar auf seine niedere Stellung bei vornehmem Bewußtsein anspielenden Titulaturen, welche lauten:

Hof-, Leib-, Stadt-, Putz-,
Wagenrad-, Korbmacher-,
Durchlaucht-Poet.

Zu nahen sich — er wird es thun — befiehl
Dem scheuen Rebhuhn, ausgespanntem Netz
Des Vogelstellers den Besuch zu machen,
Es wird gehorchen, spreche zu dem kranken
Von Furcht und tiefer Reu gepeitschten Sünder
Dem Teufel, der die Zähn' ihm zeigt, ohne Zittern
Die Hand zu geben — freudig wird er, dir
Zu Liebe dem Gebot nachfolgen, aber, Fürst,
Deß Majestät ohn' End' und Anfang ist,
Nur mir befehle nicht, was Du gethan.
Du sprichst, es sei mit Muth leicht zu vollbringen.
Ganz recht. Das heißt zum Fieberkranken sagen,
Vom Frost geschüttelt, milde ist das Wetter
Für einen jeden, der kein Fieber hat.
Was hilft es ihm? Ihn schüttelt ja das Fieber.
Ach, könnt' ich nur für hunderttausend Pfund
Zaghaftigkeit, die mir zu Theil geworden,
Ein Unzlein Muth erhandeln, ganz gewiß
Brächt' ich 'ne gute Quantität zusammen,
Doch leider weiß ich nicht das Handelshaus
Wo für die Furcht Muth zu erhandeln steht,
Sonst sollte mich das hitzigste Gesicht
Des dümmsten Krämers nimmermehr behindern,
Zu kaufen, was mir fehlet kecken Muth.
Drum wag ich es in tiefster Devotät
Dem Throne Ew. Durchlaucht mich zu nahn
Und mittelst dieses Promemorias,
Herschreitend auf des Jambus lahmen Füßen
(So lahm, gleichwie mein Geist) wenn auch nur Aufschub
Und Aenderung des gnädigen Decrets
Mir zu erflehn, gleichwie Thalias Jünger
Vom Publicum den Beifall sich erstöhnt.
„O, edler Fürst, hochsehrberühmter Hedde,
Laß Dich durch dieses mein Gebet erflehn,
Nachstehn'de Puncte zu bewilligen.
„Zum ersten, statt der angewies'nen kurzen
Zeit Frist mir bis zum hiesigen Frühlingsmarkte,
Zum andern, statt erwähnten Kabinettes,
Laß W.'s und Hemme's Ballsaal Schauplatz sein,
Und werd' ich dann nicht mein Gelübde lösen,
Wohlan, so magst du gerne mich entblößen
Von aller Achtung, magst mich mit den dummen Hasen
Vergleichen, die auf nackten Fluren grasen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vorstehend, lieber Hedde, erhältst Du eine meiner versprochenen Romanzen*), die ich durch die Güte eines meiner Bekannten abgeschrieben erhalten habe. Es thut mir freilich leid, daß Du mich in Jahren nicht mit Deinem Besuch beehren kannst, aber ich weiß selbst recht gut, daß bewandten Umständen nach Dir solches unmöglich ist. Auch ich habe wegen der gegenwärtig eintretenden außerordentlichen Aushebung viel zu thun und muß daher, da die Geschäfte mich verlangen, schließen als Dein

C. F. Hebbel.

21. Ap: 1831.

G. J. wird den besten Gruß und Kuß (versteht sich, in Deinem Namen) wenn's möglich ist, von mir erhalten.

— — — Bei zu weit vorgerückten Jahren bestimmt das Leben den Menschen, statt daß der Mensch das Leben bestimmen sollte. Ich hoffe innerhalb 4 Wochen mein Schicksal entschieden zu sehen, wenigstens werd ich wissen, ob ich in Wesselburen verbleiben, oder, was Gott gebe, es verlassen kann. Ob ich ein Schauspieler oder Dichter werde? Ich kann keine Antwort auf die Frage geben, aber ich will hoffen. Das darf man doch wohl.

„Und kann ich nicht das Ziel erreichen
Das ich mir kühnlich vorgesteckt,
Soll doch nicht eh' mein Muth erbleichen,
Als bis mich kalt die Erde deckt."

In 8 bis 14 Tagen werde ich nach Hamburg kommen. Wenn es Dir möglich ist, so reise mit. Es würde meine Freude verdoppeln und meinen Schmerz halbieren.

Ich habe in der letzten Zeit viele kleine Gedichte geschrieben. Unter anderen:

Mein Verfolg.

Der Doge von Venedig
Trägt nie ein Trauerkleid,
Mein Busen blutet ewig
Doch klag ich nie mein Leid.
    Man sagt von einem Thiere,
    Wenn es in höchster Noth
    Zu schwer die Last verspüre,
    Gäb' es sich stumm den Tod.
Zu rühmen und zu preisen
Ist solch erhab'ner Sinn.
Den will auch ich beweisen,
Drum Schicksal, nimm mich hin.

*) Nur als Bruchstück vorhanden und unbedeutend.

Die Perle.

Die Schnecke muß erst eine Wunde
Empfangen, wenn aus ihrem Schooß
In ihres Lebens schönster Stunde
Sich ringen soll die Perle los.

So steigt auch aus dem Dornenschooße
Des bleichen Jammers und der Noth
Hervor das Herrliche und Große
Auf der Bedürftigkeit Gebot.

Mehr werde ich Dir bei nächster Gelegenheit mittheilen. Grüße Gottschau und alle anderen Freunde. Mit Mund habe ich mich entzweit. Ich sage es Dir bloß damit Du mir keinen Gruß an ihn geben mögest. Antworte mir bald.

D. 22. Juli 1831.

Mächtig heulte der Sturm, prasselnd und wild troff der Regen, es war als ob der Frühling mitten im May die Laune einer Braut bekommen und ihren Bräutigam, die Erde, dem rauhen kalten December überlassen hätte, als — — — (o! wie bist Du durch diesen pathetischen Anfang wohl gespannt!) ich (ich kann nicht anders, es geht mir, wie dem fliegenden Fisch, ich muß aus meiner poetischen Höhe in die Kartoffelfelder der Prosa zurück) meine Feder ergriff, um Dir, lieber Hebbe, in wenigen Worten viel zu melden, nämlich, daß ich den Schnupfen habe.

Willst Du Dich vielleicht nicht mit dieser kühlen Anzeige begnügen, ist Dir das Leben und Wohlsein Deines Freundes zu theuer, als daß Du ihn in der Umarmung dieses Polypen (des Schnupfens) lassen könntest; hegst Du etwa den glühenden Wunsch ihm zehn Aerzte zu schicken, damit ihm durch zehnerlei verschiedene Röhren die Genesung, eigentlich aber der Tod eingetrichtert werde; spürst Du wohl gar das heiße Verlangen, ihn des Fördersamsten und unverzüglich auf seinem Kranken- (bald hätt' ich Lager geschrieben, aber ich sitze ja und liege nicht) stuhle durch Deine Gegenwart zu trösten, so erwiedere ich im Vorwege, daß Alles, was Du thust, den Punkt mit den Aerzten, als, wo ich um Verschonung bitte ausgenommen, mir genehm sein wird. Vom Schnupfen komme ich auf die Liebe, was Dir freilich ein gewagter Uebergang scheinen dürfte, es aber, bei näherer Betrachtung der Sache nicht ist. Der Schnupfen bringt allerlei Neuigkeiten, als da sind Unlust, Kopfschmerz, Schleimfluß 2c. in den Körper hinein; die Liebe verfährt grade so mit der Seele und bringt ihr Unlust dahin, wo Lust sitzen sollte, Schmerz, wenn es Geschäfte gibt, und Fluß, wahren Stromfluß allerlei eingebildeter Leiden. Es ist also zwischen Schnupfen und Liebe allerdings eine Brücke (Harmonie) befindlich und Du kannst es daher so wenig übel nehmen, als Zoll dafür verlangen, wenn ich mich dieser privilegierten Bahn bediene; aber Du bist gewiß auch keineswegs in der Stimmung an derlei Gefährlichkeiten zu denken. Das Andenken an die feurigen Küsse, die Du verwichenen Sonntag von Deiner Geliebten empfangen hast, erfüllt Deinen Geist gewiß mit einem Nebel, der dem Taumel der Bachantin gleicht und Dich unfähig macht, an etwas zu denken, was nicht dem Bilde G's anhaftet Glückseligster!

Du schlürftest da in vollen Trunken
Unsterblichkeit!

Aber ich Armer! Ich stehe hungernd und durstend wie Tantalus im Wasser und unter Früchten. O, das Wasser ist kühl und labend, aber für mich giebt es keinen Trunk; wie Hesperiden-Aepfel winken mir die goldenen Früchte, aber für mich ist keine gereift. Und wenn Du G. vielleicht nicht gesehen und viel weniger geküßt hast — — dennoch bist Du glückselig. Eine Minute (sagt Schiller) gelebt im Paradiese, wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt. Aber, wer den Himmel offen sieht, und nicht hinein kommt, der hat Hölle, und ob von Blumen umduftet und Westen umfächelt.

Den *)

Von ganzem Herzen bedaure ich Deinen armen Kopf, dessen traurige Lage Du allerdings nicht nöthig hattest, mir erst zu schildern. Auch mir war die edle Arbeit bestimmt, etliche Archivhüter, worunter ich natürlich unsere beiderseitigen Erzfeinde, die Acten, verstehe, anzufertigen; ich warf den Dreck indeß, nachdem ich den ganzen Vormittag genugsam darin herumgewatet, Nachmittags bei Seite und berauschte mich im echt kernigen Wein der Erinnerung, indem ich zum Theil mein Tagebuch **) ergänzte, zum Theil aber mich mit Freunden über die Vergangenheit unterhielt. Es war ein schöner Tag, dieser Jahrmarkt, und ich beklage den armen Gottschau, daß er an den Freuden desselben nicht hat Theil nehmen können; um ihn nicht zu ärgern, will ich ihm gar nichts darüber schreiben, wahr ist es indeß, er hat ein momentanes Paradies verloren. Es ist leider so äußerst selten, daß die Freude einem den irdischen Horizont beglänzt, wie ein himmlisches Morgenroth, wer dann aber noch nicht einmal hervorgehen darf in die heitere, anmuthige Freie, und in dem finstern Schacht unwürdiger, drückender Geschäfte fortwühlen muß, wie ein Bergmann, der ist wahrlich bemitleidenswert. Uebrigens kann Gottschau sich Glück wünschen: wäre mein Schicksal nur erst, wie das seinige, bestimmt, so würde ich wahrhaftig nicht klagen und wenn ein Weltall von Unannehmlichkeiten über mich hereinbräche: mich hat noch nie ein Weg verdrossen, wenn er auch noch so lang und rauh und ich auch noch so müde war, sobald ich nur wußte, daß er mich zum Ziel führte, aber jeder Schritt erweiterte meine gute Stimmung, wenn ich zweifelte, ob ich auch dahin gelangte, wohin ich wollte. Indeß haben sich gegenwärtig alle meine Hoffnungen und Entwürfe auf einen Punkt concentrirt, und es ist doch schon immer etwas Bestimmtes für meinen Lebensplan.

Die Schmiererei des Philantropen (wahrscheinlich Pastor Dieckmann in Ording) im Boten gegen mich will ich, wie ich anfangs beabsichtigte, nicht beantworten. Ich will mich lieber selbst in den Augen des ungebildeten Publicums comprommittieren, als das gebildete Publicum zusehen lassen, wie ich den Stall des Augias miste. Habe die Gefälligkeit, dieses Andreesen und Gottschau, die Du beide recht herzlich, erstern mit Familie, grüßen willst, zu sagen.

---

*) Datum beschädigt, aber offenbar aus dem Jahre 1831.

**) Das schon in Wesselburen geführte Tagebuch scheint verloren zu sein.

Uebrigens mögen sich Dieckmann und Dethleffen in Acht nehmen, zwingen sie mich, in Activität zu treten, so werde ich sie zerhacken, wie den Prometheus am Felsen der Geier.

Hast Du die Reisebilder von Heinr. Heine gelesen? Oder sie beurtheilen hören? Es ist sicherlich eins der genialsten Werke neuerer Zeit. Ich habe viel darüber gelesen, aber bloß den ersten Theil zu Gesicht bekommen können. Vielleicht haben Pauli oder Lau sie in ihrer Lesebibliothek; wenn das sein sollte, so bringe Dich doch ja nicht um einen der schönsten Geistesgenüsse. Vielleicht kann ich das Buch von der Versmann in Tönning bekommen, was Apoll und alle neun Musen geben wollen! Tönning! Das Wort bringt mich auf Demoiselle Petzel. Du sagst Du hättest meiner Meinung über sie beistimmen müssen: ich aber kann nicht mit der Deinigen harmonieren. Gretchen Johannsen hat Dich unbillig gemacht, wenn Du wagst, es niederzuschreiben, daß D. P. keine außerordentliche Körpervorzüge besäße. Ich kann sie nicht bloß artig, ich muß sie schön, ganz besonders schön nennen: hier liegt mein ritterlicher Handschuh, wer nimmt ihn auf! Du gewiß nicht: die Sonne Deiner Geliebten ist, wie mit allen Fixsternen der Art der Fall ist, zur Wolke geworden, welche fremde Sterne verdunkelt. Traue Dir also um Gottes willen keine Beurtheilungsgabe zu in dieser Hinsicht. Der Unterschied zwischen meinen und Deinen Gedanken über Doris ist nicht kleiner, wie er zwischen meiner Stimmung wenn ich einen Kirchspiels-Extract ausfertige, und meiner Stimmung, wenn ich in Begeisterung ein Gedicht niederschreibe, obwaltet.

Schließlich will ich Dir wünschen, daß alle Deine Einthuungen ohne Deine Beihülfe zur Welt kommen mögen!

W. d. 7. Octbr. 1831.

NB. Das ist ein Brief geworden, den zu lesen Kräfte erfordert. Schreibe mir wieder sobald Du Deiner Faulheit Herr werden kannst.

Wesselburen den 7. Decbr. 1831:

Dein Brief von gestern war mir nicht so sehr angenehm, wie es sonst der Fall ist. Er schröpfte mich, und war der Blutverlust auch nur geringe, so war er doch, wie Dir auch natürlich sein wird, wenn Du an den großen Aderlaß, den die edle Hansestadt Hamburg mir gegeben, sowie an die kleinen Blutigel, welche Musik, Tanz, Theater und sonstige Doctoren mir gesetzt haben, denkst, für den abgematteten Körper meiner Kasse von einiger Bedeutsamkeit. Glaube indeß nur um Gottes willen nicht, daß ich Dir hiermittelst einen feinen Bettelbrief zusende: wenn es mir gleich in jetziger Zeit an diesem und jenem, vorzüglich aber am Blanken fehlt, so kann ich Gott sey Dank die Figur des Tonnenbewohners Diogenes so gut spielen, wie Einer, wenn ich, wie gegenwärtig, in den sauren, stänkischen Apfel der Resignation beißen muß. Uebrigens habe ich, beiläufig gesagt, meine kläglichen Finanzumstände durch eigenen Leichtsinn herbeigeführt, indem ich einigen schlechtgesinnten Hungerwölfen 20 bis 30 Mℓ. (meine ganze Baarschaft) geliehen: nun ich bezahlt werden will, sehen sie mich, ihren ehemaligen besten Herzensfreund, mit scheelen Wolfsblicken an und reserviren mir meine Competentia an den großen Tag, der alle Schulden abmachen wird, nämlich

an den jüngsten, und alsdann wird mir hoffentlich musicirt werden, ohne daß ich blechen darf.

Hierneben erhältst Du einen Distributions-Extract: ich soll im Namen und Auftrag meines Herrn Prinzipalen die Bitte an Dich richten, ob Du nicht gefälligst einmal mit selbigem zu den Advocaten Borchers und Mathiesohns hingehen und letztere die darauf sub 1 u. 2 befindlichen Quittungen unterschreiben lassen wolltest: ich ersuche Dich also, solches zu thun und mir den Extract demnächst zu remittiren. Ferner bitte ich recht sehr um Zurücksendung des Bruchregisters, welches ich Dir neulich gesandt habe, NB. mit einem Pfändungsdekret versehen. Dann kann die Sache, hoffe ich, in den nächsten acht Tagen abgemacht werden, welches mir, und gewiß auch Dir, als präses der Landschr. nicht unangenehm ist. Bitte also, bitte, bitte.

Wie stehts, wirst Du Weihnacht kommen? Wenn Du nicht erscheinst, so u. s. w.

Apropos, gestern Abend (ich schreibe nämlich das Ende dieses Briefes heute morgen, den 8. Decbr.) habe ich einen Brief vom Schauspieler Einfeldt bekommen, was mich sehr freute.

Ein mehreres nächstens.

Du erhältst, lieber Hedde, beineben zwei wohl versiegelte, und, wie ich mir schmeichle, eben so gut gezählte Beutel von resp. 110 ℳß. und 120 ℳß., im Ganzen also, den Regeln der Arithmetik gemäß und zufolge 230 ℳß. enthaltend. Mit diesem Gelde bitte ich Dich gefälligst die rückständigen Kgl. Gefälle und Bankzinsen des P. P. zu N. als Besitzers des weiland Peter Schlömer'schen Gehöftes —, pro 1830 und 1831 berichtigen und mir hierüber eine Quittung (im Anliegenden Quittungsbuche), wo möglich zu Sonntag, verschaffen zu wollen. Wenn Geld übrig seyn sollte, so wirst Du bedenken, daß es nirgends Abgründe giebt, die des Ausfüllens mehr bedürftig wären, als eben meine geräumigen Taschen und demzufolge wahrzunehmen wissen, was wahrzunehmen ist. Du erhältst übrigens gute Münze, wofür Dein Prinzipal wohl erkenntlich seyn und mich mit Einigem bedenken könnte.

Morgen werde ich für Rechnung des C. H. D. einiges Vieh verkaufen und vielleicht Deine verehrungswürdige und von mir nach Gebühr geehrte G. sehen — — — Ob ich übrigens von ihr (— — — — —) einen Kuß erhalten werde, weiß der, welcher vielmehr weiß; bei dieser grimmigen Kälte darf ich es kaum wagen, meine eiskalten Lippen mit ihren morgenrötlich glühenden in Verbindung zu setzen: es wäre ja Jammerschade, wenn sie dadurch zu Eis würde, wie weiland Lot's Weib zu Salz ward, als sie, was wohl kein Frauenzimmer unterlassen hätte, sich umsah.

Antworte mir bald und sage mir dann auch, was Du von den Versen, die ich auf die dritte Seite zu schmieren gedenke und erst ganz neulich aus dem Aermel geschüttelt habe, hältst. Da ich Dir eben die Rose der Liebe vorgehalten, so darf ich's ja wohl wagen, eine Brennessel hierbei zu senden, denn das bringt die edle Poeterei mit sich, wie viel mehr, was nicht gut ist.

Wesselburen d. 4. Janr. 1832.

Die Mutter.

Mir ist wohl eine Mutter,
So kalt und düster, bekannt,
Die mehr erzeugt der Kinder,
Wie das Weltmeer Körnlein Sand.

Sie wohnt in einem Hause,
Das ist nur winzig und klein,
Und doch gehn alle die Kinder
Dort täglich aus und ein.

Das ist in meinem Herzen
Die Sehnsucht der Liebe wild,
Die mehr erzeugt der Schmerzen,
Wie Dornen das Gefild.

Hierneben geht das Quittungsbuch meines Herrn Prinzipalen noch einmal zurück. Du wirst daraus ersehen, daß der Herr Justizrath Paulsen bloß über die am 13. d. M. geschehene Zahlung von 22 Thlr. 44 Sch. quittirt hat, nicht aber über die gleichfalls empfangenen 75 Thlr. 8 Sch., hinsichtlich welcher freilich bemerkt steht: „hat bezahlt im Abschlag 75 Thlr. 8 Sch.“, ohne daß diese Bemerkung gehörig unterzeichnet wäre. Im Namen und Auftrag meines Herrn Prinz. soll ich Dich um deswillen ersuchen, dem Deinigen das mehrerwähnte Quittungsbuch abermals vorlegen und denselben um gefällige Unterzeichnung seines Namens unter die obige Quittung ersuchen zu wollen.

Wenn Du Dich auch der Militär-Bruch-Restanten erinnern wolltest, würde es mir, der ich für Erledigung derselben zu sorgen habe, sehr angenehm seyn. Was sagst Du zu nachstehenden beiden Versen, die ich neulich in mein Tagebuch geschrieben habe:

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft und Liebe erzeugen das Glück des menschlichen Lebens,
Wie zwei Lippen den Kuß, welcher die Seelen entzückt.

Hierüber, und namentlich auch über den Vatermörder verlange ich (da bitten nichts hilft) eine Recension von Dir, und zwar eine recht derbe hitzige (mehrentheils sind Recensionen dem Buch, was dem Eisen der Rost — sie verderben Alles.) Wenn Du vielleicht Dich nicht zum Recensenten berufen fühlst, so will ich Dir ein Recept geben, das die berühmtesten Männer (namentlich Herr von Schlegel) zu gebrauchen scheinen. Nimm nämlich zu $^1/_{16}$ Gran Sachkenntniß, den Du leicht aus einem alten Autor aufschnappen kannst, 65 Pfund Unverschämtheit, 70 Pfund Eigendünkel und $2^1/_2$ Tropfen Milde; thue hierzu 38 Pfund Schmähsucht; erwische die Scorpionen des Rehobeam und gieße diese Mischung über den armen Poeten aus, der da mit Angst harret auf das, was werden will. Dann wird er gewaltigen Respect vor Dir bekommen, und, wenn Du ihn nicht gar zu übel mitnimmst, aller Welt verkünden, Herkules sei auf die Oberwelt zurückgekehrt, er habe ihn (in Dir nämlich) gesehen.

Das hiesige Theater (wehklage Schüler Apollo's!) ist verschieden. Der Schauspieler Schmidt hat dieser armen Creatur den Todesstoß gegeben und

Jürgen Friedrich Mund hat ein so tödtliches Gift in die Wunde gestreut, daß ein schnelles Verscheiden erfolgen mußte. Die näheren Umstände dieses traurigen Ereignisses will ich Dir melden, wenn ich mal Zeit und Lust habe, Sterbescenen zu schildern.

Denke doch an den Vatermörder, lieber Junge, kritisiere und sende ihn mir zurück.

D. 14. Febr. 1832.

W., d. 23. Mai 1832, Nachts 12 Uhr.

Zürne nicht, lieber Freund, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe und schreibe dieses ja keinem Erkalten meines Herzens für Dich zu. Ich habe sehr viele Entschuldigungsgründe, und der erste schon dürfte ausreichend sein, indem er darin besteht, daß ich seit c. 4 Wochen (krankhafter körperlicher Stimmung halber) nicht im Stande gewesen bin, einen lesenswerthen Brief zu schreiben; auch bin ich ziemlich mit Arbeiten beladen gewesen, und habe mich gegenwärtig selbst für einige Jahre in ein Hiobsjoch gespannt. Ich lerne nämlich Latein, bei Schacht, seit Sonntag und habe große Lust zur Sache, sodaß ich alle dichterischen Arbeiten zurückgelegt und mir vorgenommen habe, der Sprache wenigstens 1 Jahr ununterbrochen zu widmen und während dieser Zeit gar nicht zu poetisiren. Meinen Entschluß, Schauspieler zu werden, habe ich aufgegeben, denn ich zweifele, daß ich Talent dazu besitze; dies ist freilich auch von vorne herein nur ein Entschluß gewesen, den die Noth reifte; ich habe mich entschlossen, Alles aufzubieten, um noch zu studiren; zwar weiß ich nicht, wie ich dies bewerkstelligen soll, aber es wird sich ja wohl ein Weg durch diesen Felsen aufthun; ich bitte Dich indeß, hierüber gegen Niemand etwas zu äußern, indem ich es sogar hier vor Jedermann geheim halte. Der Teufel hole ein Leben, das selbst nicht weiß, wohin es führt.

Ich habe in diesen Tagen (vor dem Anfang der lateinischen Epoche) eine Menge politischer Gedichte geschrieben. Lache nicht über den Titel! Ich würde Dir etwas davon mittheilen, aber die Zeit ist zu spät und abgeschrieben habe ich Nichts davon. Bei Gelegenheit. Ich zweifle, daß ich etwas davon drucken lassen werde, es mögte mir nicht gut bekommen, wiewohl die Wahrheit rein gesagt ist.*) — — — — — — — —

Die hier gleichsam als Einleitung gegebene Reihe von Jugendbriefen möge durch das oben bereits erwähnte im Jahre 1829 entstandene Reitergedicht des sechzehnjährigen Jünglings, dessen Original sich unter den Briefen an Hebbe befindet, geschlossen werden.

Vor dem Reiten.

(Der Führer hält seinen Degen oder Säbel hoch in die Höhe, bis sich die ganze Brüderschaft in einen Kreis um ihn her versammelt hat, alsdann senkt er ihn tief herab, und fängt, sich gleichfalls tief verbeugend, an:)

Seyd mir Alle bewillkommt, ihr Damen und Herrn
Von Osten und Westen, von nah und von fern;
Euch allen, ihr lieben Freunde, zu Ehren
Laßt uns erstlich ein Gläslein Rebensaft leeren.

---

*) Schluß fehlt.

Nur her, Aufwärterin, schenke mir ein:
(nachdem er das Glas empfangen)
Der geehrten Gesellschaft will ich's weihn!
(nach dem Trinken)
Es ist ein köstlich Ding um den Rebensaft:
Er belebt auf's Neu' die sinkende Kraft,
Er ist's, der das Leben zum Eden schafft,
Der den Muth bewahrt, daß er nimmer erschlafft
Noch einmal füllet mir den Pocal,
Ein Gläschen ist wahrlich gar zu schaal.
(als er das Glas empfängt)
Den lieblichen Jungfern sei dies geweiht,
Die da prangen in üppiger Herrlichkeit.
(nachdem er getrunken)
Doch aller guten Ding', spricht man, sind drei,
Drum füllt mir das Gläschen noch einmal aufs Neu,
Damit ich heute recht fröhlich sei.
(das Glas in die Höhe schwingend)
Dem, das da lebt und webt auf Erden,
Soll dieses Gläschen gewidmet werden.
(nach Abgabe des Glases)
Doch nun, liebe Kameraden der Brüderschaft,
Die ihr zu üben jetzt wünscht die brausende Kraft,
Eh' ihr erprobt die geöffnete Bahn
Hört erst ein gemüthliches Wörtlein an.
Und hat es gleich kein Weiser geschrieben;
Kanns keiner doch aus dem Herzen schieben,
Und seyd ihr im Busen nur kerngesund,
Gewiß, so dringet zu euch mein Mund.
Wohl ist des Ringreitens buntes Gewühl
Ein getreues Abbild vom Lebensspiel:
Welche die Pferde gut zu reiten verstehn
Und gehörig vorwärts zum Ringe spähn,
Denen wird's beim Ringreiten gut ergehn:
Und wer auf jeglichem Pferde satteln kann
Im wirklichen Leben, so geht's wohl an:
Versteht er gut, den Nacken zu biegen,
Kratzfüße zu machen, sich geduldig zu schmiegen,
Versteht er, am rechten Ort tüchtig zu schmeicheln,
Versteht er ferner, recht fein zu heucheln, — —
Dem kann's nicht fehlen, der wird schon siegen;
Denn jedweder Mensch hat eine gewisse Seite,
Wer ihm die kratzt, dem ist er gewogen —
Da schaut der Thor in die blaue Weite
Und die Folge ist — — er wird listig betrogen.
Doch weil in unserm Erdenleben
Nicht jedem Menschen dies mit gegeben,
Weil nicht jeder heut kann weinen und morgen lachen,
So kann auch nicht jeder sein Glück hier machen.
Und wer's nicht kann, der heißt der Blinde,
Weil er nicht hängt den Mantel nach dem Winde —
Doch, falls er nur festen Schrittes geht,
So hat er die höchste Majestät;
Und hat er gleich nicht die irdische Lust:
Er trägt den Frieden in seiner Brust,

Und kann er nicht Ehre und Ruhm sich erjagen,
So braucht er sie nicht mit Unrecht zu tragen.
Jedoch Kameraden, die Stunde ist da,
Die Bahn ist offen — das Ziel ist nah!
(zu der Brüderschaft, wie die vorgehenden beiden Zeilen)
Frisch auf, ihr Lieben, hinein in die Bahn,
  Geöffnet sind uns die Schranken —
Wer den Preis am Ziele will würdig empfahn,
  Der muß nicht weichen, nicht wanken:
Stets klar und spiegelhell sei ihm der Blick,
Gewiß, dann trifft ihn ein günstig Geschick.

Zwar, nicht Alle empfangen den Siegerlohn —
  Nur einen wird er bekränzen:
Doch, nicht stets lebt Freud unter goldner Kron'
  Wie sehr die Mächtigen glänzen:
Gewiß, der Höhe vermählt sich Gefahr —
Schön bleibt der Mittelweg immerdar.

Drum frisch, Kam'raden, und spornt das Roß
  Hier gilt's, den Preis zu erringen —
Muthvoll hinein — dem feigen Troß
  Der Sclaven wird's nimmer gelingen.
Wer nicht freudig opfert den höchsten Glanz —
Nie schmücket den würdig des Glückes Kranz!!!

Nur muthvoll gerungen und kraftvoll gestritten,
So folgt euch der Sieg mit beflügelten Schritten:
Das Ziel ist hier, und treffen wird's leicht,
Wer mir nachfolgt und weder wankt noch weicht!
(Hier reitet der Führer in die Schranken und trifft.)

Nach dem Reiten.

(feurig lebhaft vom Zugführer gesprochen; die Geberden sind die vorigen.)
Der Kampf ist geendet, der König gekrönt,
Drum hört, wie euch Allen mein Willkommensgruß tönt:
Ihr Alle, ihr Alle sollt leben, jedoch
Empfang' unser König ein dreifaches Hoch!
Hurrah, der beste der Fürsten soll leben
Und seine Auserwählte daneben:
Das schönste Glück mög' ihn stets umschweben,
Ihm möge das Schicksal nur Rosen weben:
Ihm möge es jegliche Freude geben!
  Hurrah! Hurrah! Hurrah!
  Der Sieggekrönte ist da!
  Hurrah! Hurrah! Hurrah!
  Der Heißersehnte ist da!
  Hurrah! Hurrah! Hurrah!
  Und Heil und Segen sind mit ihm nah!
Und nun, ihr lieben Damen und Herrn
Von Osten und Westen, von nah und von fern —
Verzeihet, daß ich euch muß verlassen —
Auf Pflicht und Beruf muß ein jeder passen.
Verzeiht auch, hab ich's nicht gut gemacht —
Zum Wenigsten hab' ich was Gutes gedacht;

Und der Wille, heißt es ja allgemein,
Will gleichwie die That gewogen sein.
Hurrah! Lebt Alle wohl!
Hurrah! Lebt Alle wohl! (ab.)

Zum König.*)

Freiheit und Gleichheit — Man hört's wohl schallen,
Doch bleibts auch beim bloßen Namenlallen —
Die wahre Freiheit trägt in der Brust,
Wer dem Gesetze folget mit Lieb und Lust,
Wer die Fesseln der Sinnlichkeit kühn zersprengt,
Und ins Reich des Ideales hinaus sich drängt.
Eine irdische Majestät muß hier thronen,
Soll Ruh' und Fried' auf Erden wohnen —
Denn der Mensch ist zum Friedestören geneigt,
Wie's die Historie deutlich zeigt —
Unruhe machen sitzt in der Art
Der Herrn mit Bart und ohne Bart.
Unter Hundert will kaum einer das Gute,
Neun und Neunzig trotzen mit frechem Muthe.
Es muß die Menschheit einen Reiter haben,
Bald muß sie im Schritt gehn, bald galloppiren, bald traben;
Und wer dies noch nicht kann verstehn,
Darf nur auf ein übermüthig Roß zu sehn.
(wendet sich an den König)
Weil wir denn dies gehörig bedacht,
So haben sie Euch in Vorschlag gebracht,
Und seid ihr denn zum König gemacht.
Wir erscheinen jetzt, Euch an's Amt zu führen,
Doch müßt Ihr versprechen gut zu regieren.
Hurrah! Der König soll leben.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Zum Führer.

Anrede.

Ordnung spricht man, bildet die Welt,
Sie ist zum Markstein der Schöpfung bestellt,
Ordnung zeigt ihre Segensspuren
In der rohen, und in Menschennaturen —
Ordnung muß auch bei'm Vergnügen sein,
Will man auf die rechte Art sich erfreun.
Auch, spricht man, findet ein gutes Wort
Gemeiniglich auch einen guten Ort
Darum erscheinen wir jetzt vor Dir,
Daß Du glänzest, unserm Zug zur Zier;
Daß Du mögest mit uns schalten und walten,
Auch mögest ein gemüthlich Wörtlein halten —
Wohlan denn, verlasse das träge Haus,
Und komm in die kreisende Welt hinaus.

Gegenrede.

Es sei denn, ob ihr gleich darin gefehlt,
Daß ihr gerade mich zum Redner erwählt —

*) Das Original bildet gegen das Vorstehende ein besonderes Blatt und scheint nachträglich hinzugedichtet.

Ich weiß nichts Angenehmes zu sagen —
Mein Wort fordert einen gesunden Magen.
Auch versteh' ich weder Griechisch noch Latein;
Doch mög's drum sein.
Bin ich denn nicht zierlich,
Bin ich nicht manierlich —
Einen Vorzug hab' ich — ich bin natürlich.

Amalie Schoppe an Hebbel.

Theuerer Hebbel!

Mein Herz ist Ihnen in diesem Augenblicke so nahe, daß ich es mit der Feder auch sein muß. Eben war Bürgermeister Möller, ein Fahmeraner (also Landsmann) hier; er steht in Tönningen und hat durch Consul Lexow, dem mein Justizrath Albrecht, Postmeister hier, auf meine Bitte, von Ihnen und Ihren Talenten geschrieben hat, schon von Ihnen gehört. Man will zusammentreten und für Sie thun, was Sie glücklich machen wird: Sie sollen studieren! Möller hat mir seinen Handschlag darauf gegeben, daß er Alles aufbieten will, Ihnen zu diesem Ziele, in Verbindung mit Andern behilflich zu sein! Ich bin fast außer mir vor Freude! Dies ist radicale Hilfe, alles Andere wäre Stückwerk gewesen. Möller schreibt mir, so wie er nur wieder in Tönningen angelangt ist, von Ihnen, und was er mit Lexow für Sie bewirkt hat. Es haben sich noch Andere bereit erklärt, thätig für Sie zu sein — kurz es wird, es muß gehen. Mein Herz ist so voll Freude, als sei mir ein großes Glück begegnet, — Sie liegen mir am Herzen und schwer, da mir bisher nichts für Sie gelingen wollte.

Möller hat ein Kind zur Frau, das früher vier Jahre bei mir auf Fahmern in Pension war; er scheint ein herrlicher Mann zu sein und ist ein hochgebildeter; ich habe schon viel von ihm gehört.

Also Muth gefaßt, mein Freund! es wird nun Alles zum Allerbesten gehen — Gott hat es so gewollt, und es sollte nicht anders kommen. Ihre Schlacht bei Hemmingstedt hat Ihnen diese Freunde erworben. Muth, Hoffnung, Freudigkeit, mein theuerer Freund. Ihre

Hamburg, Juli 1834. Amalie.

Hebbel an Elise Lensing.

Wesselburen, Febr. 1836.

Meine liebe Elise!*)

An einem kalten Wintertage sitze ich in der Stube meiner Mutter, die in diesem Augenblick — es ist neun Uhr Morgens — das Kaffeegeschirr vom Tisch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. Es ist merkwürdig, wie nicht allein einzelne Menschen, sondern ganze Verhältnisse, in gewissen Augenblicken ihre Auferstehung feiern. Fäden der Liebe, der Freundschaft, ja des ehemaligen, nun aber längst verschwundenen Bedürfnisses, knüpfen sich wieder an und umspinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar scheint; und dennoch

*) Die Anreden über den ferneren Briefen an Elise Lensing, sowie die Unterschriften werden hinweggelassen.

dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande sind wieder aufgelöst und das Herz fühlt sich durch alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängstigt, und man flieht einen vollen, innigen Lebenskreis, wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs. Hierin offenbart sich die Ohnmacht des Menschen von ihrer entsetzlichsten Seite; er ist nicht im Stande, Alles fest zu halten, was er fest halten mögte und sollte; aber, wenn im Reiche der mineralischen und vegetabilischen Natur zwei Kräfte sich nur dann trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere Kraft sich ihnen zu inniger Wechselwirkung naht, so kann der Mensch sich im Verhältniß zum Menschen einer solchen Wahlverwandschaft nur selten rühmen, ihn trifft der Bibelspruch: „Die Letzten sollen die Ersten seyn!"

Es waren wunderliche Gefühle mit welchen ich den Dithmarsischen Grund und Boden wieder betrat. Mir war, als ob ich zu einem alten, fast vergessenen, Freunde wieder zurück kehrte; ich hatte mich in der Ferne nur der unangenehmen Seiten des Freundes erinnert; wie ich ihm aber wieder in's Auge sah, ging mir das Andenken so mancher seligen Stunde, die mir durch ihn geworden war, im Gedächtniß auf, daß ich mich nun ebenso geneigt fühlte, ihm in der Liebe zu viel zu thun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit. Meine Reise ging sehr gut von statten; in 6 Stunden kamen wir mit unserem Fuhrwerk von Altona nach Brunsbüttel, in einem Tage marschirten Alberti und ich von Brunsbüttel nach Wesselburen. Der Herzlichkeit, mit welcher ich hier von allen Seiten empfangen wurde, glich nur diejenige, mit welcher ich Allem, was ein Recht auf meine Neigung hatte, entgegen kam; ich lebe hier jetzt so heiter, so erschließend und gesellig, als ob ich ewig hier leben sollte; und dennoch erwacht besonders heute morgen in mir jene innere Unruhe, die Du kennst und die, wie ein Sturmvogel, mir das Ende der glücklichen Tage in Dithmarschen voraus sagt und mich bewegt, mein Schiff segelfertig zu machen.

Ich bin immer bei Dir gewesen und umarme Dich!

Dein

Meine Mutter läßt Dich grüßen. Friedrich.

Heidelberg am 1. Ostertage 1836.

So eben habe ich von meinem Logis Besitz genommen und fühle jetzt kein anderes Bedürfniß, als Dir zu schreiben. Ich bin so sentimental, wie ein junges Mädchen, welches zum ersten Mal empfindet, daß es ein Herz hat; ich könnte mich sogleich auf den Postwagen setzen und nach Hamburg zurück fahren, Berge sind ein schlechter Ersatz für geliebte Menschen. Dies wird vorüber gehen und muß vorüber gehen — aber wahr ist es, der Abschied ist ein bloßes Fegefeuer und die Hölle beginnt, wo die Reise aufhört und der neue Lebenskreis anfängt. Könnte ich jetzt eine Stunde mit Dir in Deinem kleinen Kämmerlein sitzen, so läge darin mehr Lebensgenuß, als meine ganze Universitätszeit mir bieten wird. Von den Universitätsjahren verspreche ich mir überhaupt wenig Freude, über die Jahre, worin man sich mit Vergnügen von der Welt absondert und, statt in's allgemeine Meer zu verfließen, lieber als seichtes, elendes Bächlein dahin schleicht, bin ich hinaus, besaufen mag ich mich nicht, obwohl ich besoffen seyn mag, und selbst die Beschäftigung mit der Wissenschaft wird mir wenig Erfreuliches gewähren,

denn ich habe schon zu tief in das Nichts aller menschlichen Bestrebungen geblickt, und man pflanzt nicht gern einen Baum, von dem man weiß, daß er nur Holzäpfel trägt. Die Natur behauptet eigensinnig ihren Gang; was im Mai nicht blüht, wirds im September nicht nachholen. Dies mag gern Hypochondrie seyn: einerlei, die Hypochondrie wäre nicht da, wenn etwas Andres da wäre!

Meine Reise ging sehr gut von Statten. Bereits gestern Abend langte ich in Heidelberg an und ich würde sogleich an Dich geschrieben haben, wenn ich nur im Besitz von einem Bogen Papier gewesen wäre. Ich will Dir eine kurze Reisebeschreibung geben; eine längere verspar' ich für's Morgenblatt, um die 70 M., die die Reise mir gekostet hat, wieder heraus zu bringen. Am Sonnabend übernachteten wir in Bergedorf, wo ich mich entsetzlich besaufen mußte. Am anderen Morgen befand ich mich abscheulich schlecht; gegen Mittag verging das wieder. Die nächste Nacht brachten wir in Uelzen, zu, und die dann folgende in Gifhorn. Am Dienstag, Morgens um 9 Uhr trafen wir in Braunschweig ein; Nachmittags 3 Uhr fuhren Gravenhorst, Rendtorf und Patow nach Goslar ab; ich mußte, da die Post nicht früher ging, bis zum Mittwoch in Braunschweig bleiben. Ich glaubte, Heinrich Laube dort zu treffen und hätte ihn jedenfalls aufgesucht; er war aber in Hannover. Ich besah mit besonderem Vergnügen die Folgen der braunschweiger Revolution, nämlich das neue Schloß, und war unverschämt genug, einen Braunschweiger zu fragen, ob das auch wieder angesteckt werden solle. Mittwoch, Abends um 10 Uhr, erreichte ich Göttingen, Morgens gegen 4 Uhr Cassel. Cassel ist eine schöne Stadt; unter anderen Gebäuden bemerkte ich ein „hohes kurfürstliches Hof-Hospital." Ich mögte wissen, ob der Hof viel Gebrauch davon macht? Dann: Morgens fuhr ich von Cassel nach Frankfurt ab, woselbst ich Freitag gegen 9 Uhr eintraf. Hier verweilte ich, da die Messe schon in vollem Flor war, einen Tag. Wie ich herein fuhr, erinnerte ich mich, daß Göthe dort geboren und Börne dort gestorben ist. Morgens um 5 Uhr fuhr ich nach Heidelberg, woselbst ich Abends um 6 eintraf. Der Hausknecht im Hotel de Nassau erbot sich sogleich, mir Logis zu besorgen; er hat mir sehr gutes besorgt. Ich bewohne ein großes, geräumiges, nahe bei der Universität belegenes Zimmer, welches mit einer Commode, einem Tisch, einem Schreibpult, zwei Stühlen, einem Kleiderschrank und einem — Sopha meublirt ist; außerdem habe ich ein freundliches Schlafkämmerlein mit Zubehör, Aufwartung, Hausschlüssel rc., und Alles für 24 Gulden per halbes Jahr (nicht über 40 M. nach dortigem Gelde) was für eine so frequente Universitätsstadt, wie Heidelberg, gewiß billig ist. Meine Wirthsleute scheinen gute Leute zu seyn, es logiren außer mir noch 4 Studenten im Hause.

Es ist Abend, die Uhr ist 8, ich habe meinen Thee getrunken und denke so recht innig an Dich. Vielleicht sitzest Du in diesem Augenblick mit der Molly zusammen und sprichst von mir. Das Bild dieses Mädchens ist mir unangenehm in der Erinnerung, ich kann's nicht ausstehn, wenn die Weiber mit ihrem Herzen zu Markt ziehn, wie mit einer Waare, die man möglichst gut anzubringen sucht. Doch magst Du sie, wenn Du es mit Schick machen kannst, immerhin von mir grüßen; ein Gruß bedeutet heut zu Tage nicht viel mehr, wie ein „guter Tag!" den man auf der Straße ohne Unterschied einem Jeden zuruft.

Von Heidelberg kann ich Dir noch nicht viel schreiben, nur dies, daß die Mandelbäume blühen. Bei Engelmann bin ich noch nicht gewesen; vielleicht verabrede ich mich mit diesem zur Herausgabe eines Bändchens von Novellen, obwohl ich noch sehr zweifelhaft bin, da, wenn das Morgenblatt meine Skizzen nur aufnehmen wollte, was ich hoffen darf, mehr Vortheil dabei heraus käme, und da ich um die Ehre, als deutscher Novellen-Dichter mit genannt zu werden, blutwenig gebe. Ich werde an Hauff schreiben, sobald ich Engelmann gesprochen habe. —

Neugierig bin ich, wie's mir bei den hiesigen Professoren gehen wird. Ich glaube nicht, daß sie mich immatriculiren werden, doch soll mir dies ziemlich gleichgültig seyn, da ich die Collegien ja jedenfalls hospitiren kann und es mir gar nicht darauf ankömmt, ob sich ein echter deutscher Bursche mit mir schlagen will, oder nicht.

Nach Stuttgart kann ich von hier in einem Tage kommen und sehr wohlfeil dazu, da fast immer Gelegenheit ist. Mannheim liegt kaum anderthalb Stunden von Heidelberg, beide Städte werde ich besuchen.

Ich schreibe allerlei tolles Zeug durch einander und muß den Brief schließen, wenn ich ihn nicht zerreißen soll. Es giebt Dinge, die man, wenn sie einmal schlecht geschrieben sind, nicht besser schreiben kann, dahin gehören Reisebeschreibungen. Ich grüße und küsse Dich tausendmal und nenne Dich meine gute, theure, einzige Elise! Sey nicht grausam und laß' mich nicht all zu lange auf einen Brief von Dir warten, ich schmachte darnach. Das verfluchte Papier ist zu Ende, aber ich kann den Brief noch immer nicht schließen. Leichter war's mir ehemals, aus Deinem Hause fort zu gehen, ich konnte ja wieder kommen, sobald ich wollte. Nun, jedenfalls soll's nicht sehr lange werden, daß wir uns wieder sehen; ich hoffe — obwohl ich in diesem Augenblick mit meinen Producten unzufriedener bin, wie jemals, — in lit. Hinsicht bald etwas zu verdienen, und die ersten Paar Thaler, die ich übrig habe, verwende ich auf eine Reise zu Dir. Ach, das verfluchte Geld! Hätte man den Bettel, wie glücklich könnte man seyn. Jetzt fühlt man sich auf jedem Schritt eingeengt und beschränkt. Noch einmal, mein theurer Engel, lebe wohl!

Grüße Deine Eltern!

Adr.: Litt. D. Nr. 146, bei Herrn Knopfmacher Neuer, Untergasse Zimmer Nr. 3. —

Ich will den Brief heute (Mittwoch) zur Post tragen und sage Dir, Du treue Seele, noch einmal guten morgen. Wäre das Wetter nicht so schlecht, so würde meine Stimmung besser seyn, aber jetzt, wo ich beständig zu Hause sitzen und mich dabei erinnern muß, daß ich nicht hinüber gehen kann zu Dir, verfluche ich Süddeutschland und besonders mich selbst. Freilich, so, wie wir's in Hamburg hatten, konnte und durfte es nicht länger bleiben, aber bei Gott, der Faden ist nur darum abgerissen, um ihn sobald, wie möglich, fester wieder anzuknüpfen. Du bist nicht die Erste in Schönheit und Jugend, aber Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann. Wie steht's mit Deiner Gesundheit?

Heidelberg, d. 3. May 1836.

Es hätte sich leicht treffen können, daß ich, statt eines Briefs, in den nächsten 14 Tagen in Hamburg bei Dir eingetroffen wäre; doch ist der Grund, der mich dazu bewogen hätte, jetzt gehoben. Wie ich mich bei dem Universitätsamt zur Immatriculation meldete, sagte mir der Amtmann: der deutsche Bund habe ein positives Gesetz erlassen, wornach auf deutschen Universitäten Niemand immatriculirt werden dürfe, der nicht darüber, daß er die nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse besitze, gehörige — d. h. Schul- — Zeugnisse beibringen könne. Von d. d. B. erwarte ich jeden denkbaren Unsinn, und namentlich den, daß er die Wurzel mit der Frucht verwechselt, da die Wurzel auch dem Auge, die Frucht dagegen nur dem Geiste sichtbar ist; daher gab ich die Hoffnung, zur Immatriculation zugelassen zu werden, sogleich auf, ging indeß, mehr, um den Wünschen meiner Freunde zu genügen, als in Erwartung eines günstigen Erfolgs, zu dem Prorector der Universität, dem Geheimerath Schwarz, und dem Präsidenten der Immatriculationsbehörde, dem Minister von Eichroth. Von diesen Leuten wurde mir aber die Versicherung gegeben, daß ich, obwol sie sich meinetwegen erst Verhaltungsbefehle vom Carlsruher Ministerio erbitten müßten, mich doch mit ziemlicher Gewißheit auf ein günstiges Resultat verlassen könne; deswegen hab' ich mich dann der tröstlichen Hoffnung ergeben, daß gescheute Leute mir dieselben Rechte, die sie circa funfzig Schaafsköpfen und Schuljungen — etwas Anderes sind ankommende Studenten selten, woraus übrigens nicht folgt, daß sie auch nichts Anderes werden können — eingeräumt haben, einräumen werden und werde einstweilen bleiben. Die Collegien sind bereits begonnen und ich habe schon 4 Stunden bei Thibaut gehört; er ist ein verständiger und, wie ich glaube, geistreicher Mann und hat mir das Honorar geschenkt. Außer bei ihm, hab' ich noch ein Collegium bei einem Doctor Gujet belegt, dessen ganzes Auditorium ich, wie ich vermuthe, ausmachen werde. Er ist jung, und, wie es mir bei der Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, vorkommen wollte, grün. Das thut aber Nichts, es ist dem Weber einerlei, wer das Garn spinnt, was er zu verarbeiten gedenkt. Sehr stark ist die Universität diesmal nicht besucht; ich kann dies für ein Glück halten, denn mit der Frequenz steigen hier, wie allerwärts, die Preise. Schlimm ist es, daß hier nur solche Dinge, deren ich nicht bedarf, wohlfeil sind, wogegen ich andere z. E. Thee und Kaffee, deren ich nun einmal nicht entrathen kann, theuer bezahlen muß. Überhaupt ist es auf Universitäten ein eigenes Ding um die Sparsamkeit; fast ein Jeder bezieht sie mit vollem Beutel und ausreichender Garderobe, und wenn er dann auf einen armen Teufel stößt, den er nun einmal als Collegen anerkennen muß, so sucht er es ihm durch tausend Kleinigkeiten fühlbar zu machen, daß er dies wenigstens nicht gern thut. Ich muß täglich meine besten Sachen tragen; in meinem alten schwarzen Kittel und den Tagelöhner-Schuhen wär' ich so wenig auf der Straße, als in den Collegien gegen Anzapfungen gesichert und ich mögte mich doch nicht eben wegen der Falten eines Rockes duelliren. Das Leben hier sagt mir eben so wenig zu, daß ich, wenn ich nur irgend einen Ausweg vor mir sähe, die Studien niederlegen würde; die äußeren Hindernisse sind fast unübersteiglich, da der Mangel schon eintritt, wo der Ueberfluß aufhört, und auch mit inneren habe ich zu kämpfen; die Wissen-

schaften verlangen vielfältig einen Karrenschieber, das kann der Mensch aber nur in demjenigen Alter seyn, wo er noch Nichts ist. Man spricht so viel vom Fleiß und von der lieben, lieben Geduld; ach Gott, ja, ich hab' allen Respect, aber man weiß wohl, es ist die Art des Vogels, zu fliegen und er wird sich schwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen, wenn dieser gleich jeden Abend eine volle Krippe findet. Dies ist ein Bild, und wie alle Bilder, albern; doch steckt tiefe, schneidende Wahrheit dahinter. Gern kann es seyn, daß ein künftiges Zeitalter mich der Selbstüberschätzung zeihe und, wenn es meine Ansprüche gegen meine Leistungen abwiegt, ein Recht dazu haben wird. Wenige verstehen sich auf die Wechselwirkung zwischen dem Menschengeist und dem Leben, noch Wenigere wissen eine untergegangene Kraft nach ihrem Schatten, der dargelegten, mathematisch zu berechnen.

Ich beschäftige mich jetzt in meinen besseren Stunden mit einer Ueberarbeitung meiner Gedichte, die ich zugleich in's Reine schreibe und vielleicht, wenn ich einen anständigen Verleger finden kann, herausgebe. Nebenbei schreib' ich in der Manier des Weiß ꝛc. eine Humoreske, betitelt: „das Gastmahl eines Geizhalses“, die mit um so größerer Sorgfalt ausgearbeitet seyn will, je näher sie an die Karrikatur streift. An den Doctor Hauff in Stuttgart hab' ich neulich den Weiß und den Johann geschickt; ich hoffe, daß die Sachen im Morgenblatt Aufnahme finden werden, obwohl ich noch keine Antwort von Hauff erhalten habe. Uhland ist kürzlich durch Heidelberg gekommen und hat im Prinzen Karl an der table d'hôte gegessen, ich hab's aber zu meinem Verdruß zu spät in Erfahrung gebracht. Falls ich die Herausgabe der Gedichte in's Werk setze, werd' ich ihm schreiben; ich will sie ihm dediciren und ihm dann auch in Stuttgart einen Besuch machen, wenn der Geldbeutel es nur irgend erlaubt.

Dein Brief ist mir unendlich lieb gewesen. — — — — — —

Es ist Nachmittag, während ich diesen Brief schreibe, beschäftige ich mich zugleich mit der Zubereitung eines Kaffees, den ich mir zuweilen, wenn ich üppig oder melancholisch bin, erlaube. Meine Wirthsleute bringen mir nämlich einen Kessel mit Wasser auf's Zimmer, und es macht mir Vergnügen, das wohlthuendste unter allen Getränken — was der Kaffee für mich ist — nach allen Regeln der Kunst langsam und sorgfältig zu bereiten. Angenehm wär's mir freilich, wenn ich mit wenigen Sprüngen, wie einst, bei Dir seyn und ihn bei Dir trinken könnte; ich mag daran nicht denken, denn das könnte mir meinen Kaffee verleiden. Jetzt ist er fertig, ich schenke die erste Tasse ein und trinke sie, als ob's Wein wär', auf Dein Wohl; mach' Du's am ersten Nachmittag nach Empfang dieses Briefs eben so; das ist eine Spielerei, aber eben eine Spielerei ersetzt am ersten ein mangelndes Glück. Du willst wissen, wann ich zurück komme; süßes Kind, das kann ich noch mit Bestimmtheit nicht sagen, so viel aber weiß ich schon jetzt mit Gewißheit, daß es, wenn nicht schon diesen Michaelis — was sehr möglich ist — jedenfalls nächste Ostern geschieht. Dann geh' ich über Hamburg nach Kiel, wo sich's bei weitem billiger lebt, such' es aber so einzurichten, daß ich mindestens 3 — 4 Wochen bei Dir zubringen kann. Hebe mir meine Tasse (d. h. diejenige, die ich im Gebrauch gehabt habe) auf; ich freue mich sehr darauf, einmal wieder daraus zu trinken.

So weit schrieb ich gestern; lachen muß ich, wenn ich's überlese und mich erinnere, daß ich, nachdem ich erst so viel melancholisches Zeug niedergeschrieben hatte, in eine lustige Gesellschaft — bei Gravenhorst, mit anderen Studenten komm' ich nicht zusammen, obwohl in meinem Logis neben mir noch 4 Leute wohnen — gehen und mich amüsiren konnte. Doch, das ist der größte Irrthum im Leben, daß wir's für ein Gewebe ansehen, worin sich ein Faden mit dem andern verkreuzt und keiner verloren geht; Abgründe trennen Stunde von Stunde, jeder Augenblick ist Schöpfer und Zerstörer einer Welt; hierin stehen sich innere und äußere Natur als schroffe Gegensätze gegenüber; wir aber wollen das Widerstreitende vereinen und machen den Zwiespalt größer. Du verstehst mich vielleicht nicht; halte fest an dem Glauben, daß der Mensch nicht besser gesegnet seyn kann, als wenn er so etwas nicht versteht. — — — — — — — —
Vielleicht fang' ich nächstens an, einen Roman zu schreiben; ich hab' nur keine Stätigkeit für solche Arbeiten, die bloß im Interesse des Magens geschrieben werden. Ein Anderes wär's, wenn ich einen förmlichen Auftrag vom Buchhändler hätte, die Peitsche wirkt zuweilen Wunder. Ich muß schließen, denn der Bogen ist voll. Leb' wohl mein liebes, treues Kind und antworte mir bald.

Heidelberg, d. 3. Sept. 1836.

Es hat mir leid genug gethan, liebe, theure Elise, daß ich den halben Sommer von meiner Rückkehr nach Hamburg gefaselt und erst am Schluß des Semesters den einzig vernünftigen Plan gefaßt habe. Ich konnte mir, als ich Dir den letzten Brief schrieb,*) wohl denken, wie schmerzlich Dich sein Inhalt bewegen würde u. nicht ohne ein gewisses beklemmendes Gefühl konnte ich den Deinigen, der gestern Abend bei mir einging, erbrechen. Habe Dank für Deine Entschlossenheit, Deine Festigkeit. Ich hätte unmöglich Heiterkeit und Frieden um mich verbreiten können, denn ich brachte sie nicht mit; und auch in der Ferne läßt sich ein freundlich-menschliches Verhältniß denken, was wenigstens durch die Stürme des Augenblicks nicht gestört wird. Ich hoffe von meinem Aufenthalt in München viel; ich werde bei bedeutenden äußeren Anregungen besser, wie bis jetzt in eine mir zusagende beständige Thätigkeit hinein kommen und schon das wäre ein unermeßlicher Gewinn. Von schriftstellerischen Arbeiten habe ich mir ebenfalls eine Masse, die ich bisher nach allen Seiten hin überdacht habe, zurecht gelegt, und so werden wir, wenn wir uns auch nicht so früh, wie wir hofften, wiedersehen, uns nur um so fröhlicher wieder sehen.

Ich werde in den nächsten Tagen — etwa am 9. oder 10. nach Straßburg abreisen; ich denke die ganze Reise bis nach München nämlich zu Fuß zu machen, und da will ich Straßburg, welches kaum 16 Meilen von hier liegt, nicht versäumen. Wenn ich des Humors bin, so beschreibe ich diese Reise in einigen Bogen und gebe sie zu Weihnachten in den Druck; ich berühre interessante Punkte genug, z. B. Freiburg, Ulm, Stuttgart, Tübingen 2c. und würde bei launiger Behandlung des Gegenstandes wohl einen Verleger finden. Ich freue

*) Am 20. August hatte er Elise nämlich seinen Entschluß mitgetheilt nach München überzusiedeln.

mich sehr, den Münster zu sehen; nur das, was ich mit eigenen Sinnen erfasse, achte ich für Vermehrung des Lebensgehalts und so zieht mich jede bedeutende Erscheinung allgewaltig an. Rendtorff, ein höchst strebsamer Mensch von tiefem Gefühl, den ich in Hamburg weniger gekannt habe, wird mich begleiten; er weiß sich auf solideste Weise in meine Lage zu finden, die Anderen sind mir zu wenig Geld-achtend.

In München werde ich einen Bekannten antreffen, Herrn Schumann, Sohn eines dortigen Oberappelationsraths, der hier mit mir in einem und demselben Hause gewohnt hat. Es ist eine treue, gute Seele, aber leider ein Gränz-Mensch, der in der Mitte zweier Welten steht, und so, weil er sich in der einen nicht bescheiden und in der andern nicht halten kann, zu denjenigen gehört, mit denen in genauerem Verhältniß zu stehen mir, bei meinem, auf die Grundbedingungen meines Wesens basirten, Wiederwillen gegen alle Halbheit, unmöglich ist. Leute dieser Art machen ein ewiges Wachehalten nöthig und das ist ermüdend und unersprießlich; fast wäre es mir lieb, wenn ich ihn nicht in München anträfe, da es in meiner Natur Gottlob nicht liegt, Menschen, die schätzbar sind in ihrem Kreise, obgleich sie sich für den meinigen nicht eignen, unwürdigerweise eine Zeit lang zu nutzen und sie dann, wie eine ausgemelkte Kuh fort zu jagen. Merkwürdig ist es übrigens, daß sich an mich, der ich mit Bezug auf Unbekannte verschlossen bin, wie eine indische Pagode, Menschen aller Art anschließeu und mich, je mehr ich ihnen auszuweichen suche, um so hitziger auf allen Wegen und Stegen verfolgen; ich habe in dieser Hinsicht in Heidelberg die auffallendsten Erfahrungen gemacht. Von dem jungen Baier, Rousseau, habe ich Dir gesagt; er war außer sich, als er Abschied von mir nahm, und wahrlich, wenn er mir für etwas zu danken hat, so kann er das noch nicht fühlen; so lange der Kranke die Medicin verschlucken muß, kann er sich aufgelegt finden, dem Arzt das Glas an den Kopf zu werfen, nicht aber, ihm Complimente zu machen. Die Geniesucht ist heut zu Tage in der Welt verbreitet, wie ein ansteckendes Fieber; wer einen Vers zusammen leimen und eine Gedanken-Reihe aushecken kann, hält sich für einen Dichter und fabricirt nüchterne Producte in's Unendliche; darüber wird alles Echte und Wahre, Studium, Erforschung der Lebensverhältnisse, ohne welche niemals selbst der Berufene zu einem bedeutenden Punct in der Kunst vorgedrungen ist, vernachlässigt, und das Ende solcher abgeschmackter Bestrebungen ist Verzweiflung oder Narrheit, beide unheilbar. Als Rousseau mit mir zusammen kam, war er ein leidenschaftlicher Schellingianer, ein Bewunderer von Friedrich Rückert, ein junger Mann, der über Göthe zu Gericht saß; nach 3 Tagen nannte er die Philosophie einen blinden Gaul, Rückert — dem ein hohes Talent nicht abgesprochen werden darf, der aber mit seinem Reichthum nicht umzugehen weiß — einen Phantasten und Göthe den Gott der Götter. Alles gut, nur zu schnell; Anschauungen dieser Art wachsen nicht, wie Pilze aus der Erde und ich wäre besser mit meiner Kur zufrieden, wenn sie mir mehr Mühe gemacht hätte. Ein an mich gerichtetes Gedicht:

„Glaube, Freund, es fielen keine Deiner Worte mir zur Erde;
Jedes große, jedes kleine Faßt' ich auf in seinem Werthe.
Mogten sie in ihrer Schwere Auch am Anfang fast erdrücken,
Blieb ich doch, denn niemals kehre Strenger Wahrheit ich den Rücken.

Doch, ich werde, trotz den Lasten, So Gott will, empor mich ringen,
Will nicht zagen, will nicht rasten, Und es wird, es wird gelingen!
Lächeln wirst Du solchem Hoffen, Wirst den Schüler dran erkennen,
Da den Meister ich getroffen, Laß ich gern mich Schüler nennen."
u. s. w.

war mir so bedenklich, daß ich ihm in's Stammbuch schrieb:

„In's Unermeßliche verschweben,
Das ist kein Trost für all' die Leere;
Der Tropfe muß als Tropfe leben,
Im Meer verschwimmt er mit dem Meere;
Du kannst die Gränzen nicht erweitern,
Die Dich zum Ich zusammen drängen,
Verschütten heißt's den Trank, nicht läutern,
Die zwängende Retorte sprengen!"

Diese Verse enthalten Alles, was über Kunst und Leben gesagt werden kann, und wenn er sich electrisiren lassen will — sie können, denk' ich, als Electrisir-Maschine dienen. Wie gern gönn' ich der Jugend ihre Hoffnungen, um so lieber, als mir die meinigen so früh zerstört worden sind; aber, wenn ich doch sehe, daß ein Mensch, der tüchtig dastehen könnte, an seinen Idealen zum Schemen abmagert, so halt' ich's für meine Pflicht, seine Träume zu vernichten, damit diese nicht ihn vernichten. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Was Du von Uhland u. einem öffentlichen Wort der Anerkennung sagst, daran ist nicht zu denken u. darum ist mir auch gar nicht zu thun. Das Publicum, im Allgmeinen, ist gerade so gerecht, als im Einzelnen ungerecht. Es hat noch nie einen wahrhaften Dichter gegeben, dem es an rechtzeitiger Anerkennung gefehlt hätte; wer schwimmen kann, hält sich oben, wer nicht kann, dem geschieht eben recht, daß er untersinkt. Wegen meiner Gedichte fürcht' ich auch im Geringsten nicht, daß man sie ignoriren oder ganz obenhin behandeln wird; wenn ich mich mit der Herausgabe nicht übereile, so geschieht es nur deswegen, weil noch nicht Masse genug vorhanden ist. Wie Alles Uebrige wird, weiß ich nicht; aber, um einen Bibelvers zu parodiren, der Gott, der die Lilien kleidet (den Lewald u. seine unschuldigen Consorten!) und der die Sperlinge unter dem Himmel ernährt (den Gutzkow und den Wienbarg) der wird auch mein nicht vergessen. Je weniger Aussichten ich habe, um so höher steigt mein Lebensmuth; ich weiß nicht, wie's zugeht, aber es ist wahr.

Daß Uhland mir auf meine achtungsvolle, freundliche Zuschrift nicht geantwortet hat, befremdet mich, entmuthigt mich aber nicht. Ueber die Zeit bin ich hinaus, wo ich mein Ich an Anderen abmaß. Ich bin dem hohen Manne auf eine meiner, wie seiner, würdige Weise entgegen getreten, und ein Verhältniß mit ihm würde mich in meiner innersten Menschheit erquickt haben. Will er ein solches Verhältniß nicht, so wird dies meiner Verehrung für ihn Nichts nehmen; ich werde darum aber von mir nicht schlechter denken. Auch können ja zufällige Gründe vorhanden seyn, die ihn vom Schreiben abgehalten haben. Besuchen werd' ich ihn auf jeden Fall u. für mein Auftreten befürcht' ich bei ihm Nichts, doch erwart' ich nur wenig von dem Besuch. — — — Mit Gruß und Kuß.

München, d. 30. Sept. 1836.

Nach einer 18tägigen Reise, liebe Elise, bin ich am gestrigen Tage, frisch und gesund an Leib u. Seel' in München eingetroffen und eile jetzt, obwohl ich von den Eindrücken der Reise und dieser für Kunst u. Leben hoch bedeutenden Stadt noch nicht einmal mir, geschweige denn Dir, Rechenschaft ablegen kann, Dir ein Lebenszeichen zu geben.

Ich bin über Straßburg nach Stuttgart und dann über Tübingen, Reutlingen und Ulm nach München gereis't, habe also eine höchst bedeutende Strecke, von mehr, als 70 Meilen, zurück gelegt, und doch nicht mehr Geld gebraucht, als wenn ich mich in Heidelberg auf den Postwagen gesetzt und diese Pökeltonne in München, ohne mich irgendwo aufzuhalten und Etwas zu sehen, erst wieder verlassen hätte. Dies kommt daher, daß ich die ganze Tour, mit meinem Ränzel auf'm Rücken zu Fuß gemacht habe. Vielleicht werde ich, da ich ja nun doch auf alle Weise über den literarischen Erwerb her seyn muß, eine Reisebeschreibung verfassen, wenigstens hab' ich mir unterwegs durch sorgfältiges Notiren aller innerer und äußerer Erlebnisse (in Deinem Taschenbuch) Materialien dazu gesammelt. Jedenfalls soll es Dir an einer Reisebeschreibung nicht fehlen, nur heute verlange sie noch nicht. Ich habe kaum mein neues Logis bezogen und bin im eigentlichsten Sinne wie ein Mensch, der aus der Schaukel kommt, und eben deswegen, weil er Alles empfindet, Nichts sagen kann. Sind wir Menschen doch Windmühlen, die nur dann klappern, wenn es dem Stein an Mehl gebricht. Dies Gleichniß ist eben so wahr, als unpoetisch, und darum wahr genug.

Ich wohne jetzt in einem Hause, welches in Hamburg für einen Palast gelten würde; aber in München giebt's nur Paläste. Es ist erstaunlich, wie imposant die Gebäude dieser Stadt dem Fremden entgegen treten; man sollte glauben, daß Armuth und Bedürftigkeit hier so selten sey, wie anderwärts Reichthum u. Ueberfluß. Meine Wohnung liegt in der Max-Vorstadt, Sommerstraße, Nr. 3, eine Stiege hoch, doch werd' ich, da ich mich in diesem Augenblick in Namen u. Zahlen täuschen kann, wie mir so leicht passirt, meine Adresse unten noch einmal bemerken. Thorsperre gibt's hier nicht, deshalb kann's mir gleichgültig seyn, ob ich außer dem Thor logire, oder nicht; billiger sind die Wohnungen hier in der Vorstadt übrigens nicht, und ich hab' die meinige bloß gewählt, um theils Schumann, von dem ich Dir geschrieben zu haben meine, und den ich gleich bei meiner Ankunft durch einen günstigen Zufall traf, nicht gar zu weit abgelegen zu seyn, da er sich mir äußerst freundlich bezeigt, theils aber auch, um täglich die bei einer sitzenden Lebensweise so unumgänglich nöthige Bewegung zu haben. Die Wohnungen sind für die Residenzstadt nicht theuer; ich gebe monatlich für ein hübsch möblirtes Zimmer mit Bett, Sopha, Kommode, Bücher-Repositorium ꝛc. 6 Gulden und habe Aufwartung, Stiefelputzen, Kleider-Reinigen u. s. w. obendrein.

In Straßburg habe ich den Münster gesehen und natürlich erstiegen. Ein außerordentliches Werk, über welches Rechenschaft zu geben, fast eben so schwer ist, als es nachzumachen. In Stuttgart ist es mir sehr gut gegangen. Ich besuchte zuerst den Doctor Hermann Hauff, Bruder von Wilhelm Hauff, erstem Redacteur des Morgenblatts, sagte ihm, daß ich nach München ginge u. fragte

ihn, ob das Morgenblatt Correspondenz-Artikel aus München brauchen könne. Er antwortete mir, das eine Correspondenz aus München sowohl ihm, als Herrn von Cotta äußerst willkommen seyn würde. Im Lauf des Sommers hatte ich den Weiß u. den Johann an's Morgenblatt geschickt, sie aber nicht aufgenommen gefunden. Ich erkundigte mich nach dem Schicksal dieses Manuscripts bei ihm und erfuhr zu meiner Verwunderung (zugleich zu meiner Freude) daß Nichts angekommen sey. —

Von Hauff ging ich zu Gustav Schwab. Ein herzlicher Mann, der mir mit großer Freundlichkeit entgegen kam und mir einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mit gab. Er machte mir Complimente über meine Gedichte, die ich übrigens nur für Complimente ansehen durfte, was mir gleichgültig ist, da ich hinsichtlich meiner Gedichte keiner äußeren Probirsteine bedarf. Tags darauf gings nach Tübingen und Nachmittags um 2 Uhr zu Uhland. Man erwartet, ein bedeutender Mann soll, wie eine voltaische Säule seyn und electrische Stöße geben, wo man ihn nur berührt. Ich werde nie wieder eine menschliche Persönlichkeit zu einem focus ihrer geistigen Hervorbringungen machen und — dies ist ein sehr großer Gewinn! — nie wieder vor irgend einem Menschen mit Befangenheit hintreten. Von all jener Schüchternheit, jenem Schwanken, die mir bisher so sehr im Weg standen, hat der Besuch bei Uhland mich befreit; ich habe hier in München mehrere Besuche zu machen, vor denen ich mich noch in Heidelberg scheute, z. B. bei Hofrath Thirsch, bei dem berühmten Schelling, bei dem großen Maler Cornelius u. s. w.; jetzt sehne ich mich darnach u. kann die Ankunft meines Koffers mit dem Leibrock, den ich hier nicht entbehren kann, kaum erwarten. In Uhlands Wesen liegt eine Schlichtheit u. Einfachheit, die — ich mögte sagen — unangenehm berührt. Auch in der ganzen Unterhaltung keine einzige Wendung, die an den Verfasser des Glücks von Edenhall erinnerte. Ich machte sehr geringe Ansprüche, da ich zu meinem Erstaunen auf meine Frage von ihm erfuhr, daß ein Brief, den ich von Heidelberg aus mit der Post an ihn geschickt hatte, nicht angekommen sey; ich mußte daraus sogleich den Schluß ziehen, daß ich ihm jener 4, im Morgenblatt mitgetheilten Gedichte ungeachtet, völlig unbekannt seyn müsse, da er gewiß so wenig Zeit als Lust hat, Journale zu lesen. Dennoch aber war er mir fast zu simpel; wer sein Gold zu Rathe hält, pflegt sich doch auf Scheidemünze zu halten, aber er führte über die unbedeutendsten Dinge die Conversation mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. Deß ungeachtet freut es mich, daß ich ihn gesehen habe; auch will ich aus diesem einen Besuch nicht das geringste folgern, ich schildere ihn (den Besuch nämlich) bloß, wie er auf mich gewirkt hat, u. da kann man ein inneres Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn man ein Verehrtes u. Hochgeschätztes so ganz u. gar anders findet, als man es erwartete. Ich wollte gedrückt, ja erdrückt seyn, u. eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeile zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt.

Gustav Schwab sprach Manches mit mir über Dithmarschen u. forderte mich auf, Dithmarsische Geschichte zu bearbeiten, wie er u. Uhland schwäbische

bearbeitet haben. Dir ist bekannt, daß dies ohnehin zu meinen liebsten Plänen für die Zukunft gehört; vielleicht mach' ich mich in meinen besten Stunden während des nächsten Winters daran, wenigstens an Einzelnes. Ein Einleitungsgedicht hab' ich schon auf der Reise gemacht, die überhaupt an poetischen Productionen, ganz, oder theilweise, ausgeführt, reich gewesen ist. Ein Vers heißt:

„Mein Thun soll sich erstrecken,
So weit es darf u. kann;
Ich will die Todten wecken;
Die klopfen weiter an;
Ich steig' in die alten Grüfte;
Und poch' an jeden Sarg;
Ob ich den Deckel lüfte;
Der großes Leben barg."

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich muß schließen, R. sieht mir auf die Finger, denn wir wollen ausgehen; ich darf der Correspondenz wegen, die ich heute schon angefangen, Nichts vom Octoberfest, wovon Du schon gehört haben wirst, versäumen. Lebe also recht wohl, mein theures, gutes Mädchen, und erfreue mich bald durch einige Zeilen Antwort. Auf der andern Seite schreib' ich, falls die Zeit es mir erlaubt, ein Gedicht ab, welches ich im Straßburger Münster gedichtet habe.

Ganz der Deinige Fr. Hebbel (jetzt nicht mehr stud. jur. sondern Literat).

Traum.

Von einem Wunderbecher
Hab' ich mit Angst geträumt,
Woraus dem durst'gen Zecher
Die höchste Fülle schäumt.
Draus durft' er Alles trinken,
Was Erd' u. Himmel bot,
Doch mußt' er dann versinken
In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grausen
Hielt ich ihn in der Hand;
Ein wunderliches Brausen,
In seinem Kelch, entstand.
Es flog an mir vorüber
Die Welt in ihrem Glanz,
Wie regellos im Fieber
Verworrner Bilder Tanz.

Und als ich länger blickte
Tief in den Grund hinein:
Wie Feuerflammen zückte
Mir's da durch Mark und Bein;
Und gänzlich drin versunken,
Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich schon getrunken
Und wäre längst dahin.

———

München, den 17. Octbr. 1836.

Deine Zuschrift, liebe Elise, geht so eben, Abends um 6 Uhr, als ich aus der Stadt zurück komme, bei mir ein. Der herzlichste Dank sey Dir für die in meinen Augen bei meiner Bekanntschaft mit dem Badischen Postwesen überraschend schnelle Besorgung, und für die viele Mühe, die Du Dir des Wechsels wegen gegeben hast. Ich muß allerdings noch viel vom Himmel und der Zukunft erwarten, wenn ich nur einigermaßen meine Schuldigkeit gegen so manche

edle Seele und namentlich gegen die Deinige, abtragen soll; ich will es auch, denn die Anzeichen sind gut. Was Du freilich über das Glänzen in Soiréen u. dergl. schreibst, so wird niemals etwas daraus, so wenig in München, als anderswo; mir ist die Gesellschaft nicht zuwider, wie einem Moralphilosophen Paris oder London, worauf er schimpft, weil er daraus verbannt ist; sie ist mir zuwider, wie dem freien Mann ein Sibirien, in welches er gebannt werden kann. In der Gesellschaft kann sich ein Pfauenschweif, doch kein Regenbogen, entfalten, und wenn ich der Regenbogen nicht bin, so will ich der Pfauenschweif nicht seyn. Aber deßungeachtet werde ich Gesellschaften besuchen, sobald sie mir offen stehen. Der Mensch muß sich auf Alles einrichten, denn er kann nicht wissen, wohin ihn das ganze Leben oder doch die Stunde verschlägt, und ein Narr ist, wer nie das Eis betritt, weil er nun einmal nicht Schlittschuh laufen mag. Ich meinestheils würde sogar einem hoffnungsvollen jungen Leoparden, der sich in irgend einer Residenzstadt auf seine künftigen Heldenthaten in der Wüste vorbereiten wollte, meine Aufwartung machen, sobald er es wünschte und mir mein Leben sicherte; dann hätt' ich später im sandigen Arabien einen Freund, wenn ich Asien bereis'te.

Leben ist Reisen, sagt der Christ. Mit größerem Recht sagt man: Reisen ist Leben. Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das braus't und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht; eine schönere ist gar nicht einmal nöthig, schöner ist Alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeathmet, wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird! Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst, die immer in übertriebener Zufriedenheit mit der Welt wurzelte und die bittersten Früchte trug, ist gänzlich verschwunden, so weit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit verschwindet. Ich schrieb neulich an einen Freund: ich hätte freilich nicht, wie mancher Liebling der Götter, so viel Freude an mir, wie an dem ersten Gericht junger Erbsen, das der Frühling bringt; aber ich käute auch doch nicht an meinem Fleisch u. Bein mit Widerwillen u. Verzweiflung, wie an altem Schiffszwiebacl oder vertrocknetem Stockfisch. Dies ist das Rechte, darum wiederhol' ich's hier.

Ein Correspondenz-Bericht von 2 Bogen Länge ist schon nach Stuttgart abgegangen u. trifft dort heute Abend bei Hauff' ein. Ich habe das diesjährige October-Fest darin beschrieben und viele Mühe darauf verwendet. Ich hoffe, er soll die Ansprüche der Redaction zufrieden stellen, und bitte Dich, ihn zu lesen. Dies ist bei Laiß möglich zu machen; er hält das Morgenblatt, und wird Dir's gern mittheilen. Daneben habe ich vier Skizzen (dieselben, die ich schon einmal, aber ohne, daß sie angekommen sind, gesandt habe) beigeschlossen u. Hauff um bestimmte Aeußerung gebeten, ob er sie aufnehmen könne, oder nicht. Kann er sie im Lauf des Winters aufnehmen, so will ich ein Te Deum singen, denn dann bin ich für den ganzen nächsten Sommer gedeckt, habe also, den Winter eingerechnet, ein ganz freies Jahr, in welchem sich um so mehr schaffen läßt, je weniger ich durch widerliche Verhältnisse oder Nahrungssorgen gedrückt bin, vor mir. Was ich den nächsten Sommer aufstelle, ob ich hier

bleibe, oder nicht — darüber kann ich noch nichts wissen, Dir also auch noch nichts sagen.

Die S.*) muß mich doch ehemals für einen grundschlechten Kerl gehalten haben. Wer heut zu Tage Premier-Minister werden könnte (dies „könnte“ hat einen doppelten Sinn) der könnte (dies „könnte“ hat auch einen doppelten Sinn) in besseren Zeiten gehängt werden. Ob ich an den Fingern saugen muß, oder nicht, das gilt mir gleich; wenn ich nur nicht an fremden Knochen saugen soll, dabei würde ich eher mager, als fett. Es ist entsetzlich, wie wenig eine Thiergattung die andere begreift; ein Schritt vom Brotkorb ab, ist gleich ein Schritt in's Wasser hinein. Die Maus, die jener Löwe in der Fabel verschonte, hat ihn gewiß ausgelacht. Doch, wir wollen nicht mit der Natur hadern; könnt' es der Hamster ahnen, nur ahnen, daß seine Höhle nicht die Welt sey — — in einem Hamster steckte Muth u. Kraft genug, die Grundfesten der ewigen Ordnung um zu stoßen. Nicht sowohl durch das Licht, als durch den Mangel des Lichts erhält sich das Welt-All. Die Natur war klüger, als die Menschen sind; wir beneiden einander, weil wir einander in die Fenster sehen; sie brachte keine Fenster an.

Ich bin der Frau übrigens für ihre gute Meinung verbunden, obwohl ich meinem guten oder bösen Engel nicht zu muthe, sie zu rechtfertigen. Ich will vom Leben nichts, als die Gelegenheit, was in mir ist, heraus zu schaffen und zu brauchen, wo es nützt u. so lange es nützt, ich will mit einem Wort am Wagen der Menschheit — nicht eines einzelnen Menschen! — Vorspann-Dienste verrichten und es meinem Herrn überlassen, mit welchem Hafer er mich füttern will.

Ich habe ihr von Heidelberg aus meinen letzten feinen Brief geschrieben, darin aber keineswegs gesagt, daß ich die Jurisprudenz aufgegeben habe. Sollte sie am Ende klüger seyn, als ich gedacht, und lesen können, was nicht geschrieben steht? Die Jurisprudenz ist freilich nicht meine Braut; sie ist in meinen Augen eine feile Maitresse — entschuldige, daß ich des allein richtigen Ausdrucks mich an der nicht ganz richtigen Stelle bediene —, die sich in sehr vielen Stücken der Macht u. Gewalt willig ergeben und in ehrlosem Beischlaf manchen Gesetz-Bankert erzeugt hat. Ich spreche von ihr so wenig mit der Begeisterung eines Liebhabers, als eines Geliebten; aber, wer da wußte, was Frau von Pompadour bei Hofe galt, der kehrte ihr nicht den Rücken zu!

Sehr gefreut hat es mich, endlich einmal von meinem Bruder einige Zeilen wieder zu sehen; ich hatte mich darnach gesehnt. Auch gegen ihn habe ich so Manches gut zu machen; er ist eine treue und gar nicht unbedeutende Natur, und ich bin oft so hart gegen ihn gewesen, daß mich's noch in die Seele schneidet. Ach, das ist's überhaupt; der ungerechte, wenigstens voreilige oder zu scharfe Schlag, den ich mit jähzorniger Hand ertheile, schmerzt Andere einmal u. mich ewig, und doch kann ich mich nicht zurück halten. Ich bin in diesem Punct ein wahrer Schwächling, sogar darin, daß ich's bekenne.

So muß ich offen gestehen, daß ich selbst in Bezug auf Alberti kein ganz

*) Schoppe.

reines Gewissen habe. Wenn auch seine Natur nie und nimmer Auswüchse treiben durfte, wie sie Auswüchse getrieben hat; wenn auch nur die bella donna Wolfskirschen ansetzt: ist die Erde ganz ohne Schuld? Er hätte sich vielleicht nicht so unwürdig geoffenbart, wenn ich ihn nicht für so würdig gehalten hätte; jener Knappe stahl sich die Rüstung, als ihn Einer für einen Ritter ansah. Oft hat es mir schon nah gelegen, einen Zettel nachstehenden Inhalts:

„Lieber Alberti; es wird Dich überraschen, einen Brief von mir zu erhalten, aber es darf Dich nicht wundern. Schreibe mir über Dein Inneres; was und wie Du willst, aber — bei Allem, was Dir und mir heilig ist — treu, aufrichtig und wahrhaftig!"

abzusenden; ich weiß nicht, ob ich's thun soll; ich lege es in Deine Hand; schreib' Du mir darüber, Du wirst das Beste erkennen, sieh' aber das Beste nicht in dem, was mir am zuträglichsten, sondern in dem, was mein am würdigsten ist. Ich will keine Opfer bringen, aber ein Mensch seyn. — — —

Das herzlichste Lebewohl

München, 29. November 1836.

Kirchhofblume.

Wie scheint die Sonne warm und hell
Und gießt die Fülle Lebens aus!
Wie tönt das Todtenglöcklein schnell,
Unheimlich-schnell, im Leichenhaus!
Dem Spielkind, das die Glocke hört,
Ist's Klang, Musik, wie andre auch;
Mich, den der heis're Nachtruf stört,
Beschwichtigt gleich ein Frühlingshauch!

Dies Gedicht, soeben hervor gerufen durch einen Spaziergang bei frühlingssüßem Sonnenschein, der mich an den Kirchhöfen der Stadt München, die jetzt, wegen der Cholera, frequentirt werden, wie andere bessere Wirthshäuser, vorüberführte, stehe hier, als das frischeste, weil letzte, Lebenszeichen meiner Seele.

Deine Briefe, liebe Elise, haben für mich zu viel An- und Aufregendes, als daß ich sie nicht mit Ungeduld erwartete. Dennoch kann ich mich nicht leicht überwinden, ihnen auf halben Weg einen Boten entgegen zu schicken, einestheils des schweren Portos wegen, dann aber auch, weil mir, je weiter ich in eigentlicher Erkenntniß dessen, was geschrieben werden darf u. soll, vordringe, das Schreiben immer schwerer fällt u. mir in matten Stunden ganz unmöglich ist. Du glaubst nicht, wie sauer mich's ankommt, die Feder anzusetzen, sogar in Augenblicken der Fülle u. Ueberfülle; immer denk' ich, es könne auf die Flut — wie denn freilich auch wohl zuweilen geschieht — noch eine Springfluth folgen u. dann müsse die Mühle wirbeln, statt bloß zu gehen.

Das fühl' ich, niemals werd' ich schnöden Lohns wegen, dasjenige, was mir am Ende an Kraft u. Talent geworden, mißbrauchen, schon allein aus dem Grunde, weil ich's, wenn ich auch wollte, nicht kann. Dies mag dann Bürgschaft dafür seyn, daß vielleicht was dahinter steckt, denn elendes Klimpern u. Nachklimpern muß, da es Handwerksgriff u. technische Geschicklichkeit ist, wenn einmal, immer gelingen; es ist aber gar schlimm für Börse und Magen.

Jene seltene Fruchtbarkeit, die einigen, auch wahrhaft berufenen, Dichtern gegeben ist, hat mir die Natur versagt; bevor aber die Welt die tieferen Fäden, die sich, will's Gott, durch die Besten meiner Arbeiten als befruchtende Adern hindurchziehen, erkennt, kann ich zehnmal verhungern. In der That ist's die Furcht, zu verhungern, die mich jetzt fast stündlich quält. Auf fünf Monate bin ich noch versehen, also bis Ausgang April; der Himmel mag wissen, wie's dann werden wird. Aus Stuttgart hab' ich noch keine Antwort; das ist nun zwar, da, wie ich (in öffentliche Häuser, wo ich das Morgenblatt antreffen könnte, geh' ich nicht) aus Deinem Briefe erfahre, der Correspondenzbericht abgedruckt ist, keineswegs ein schlimmes, eher ein gutes, Zeichen, da Hauff die Skizzen gewiß zurück senden würde, wenn er sie nicht gebrauchen könnte u. wollte; aber, werden sie auch wohl bei der unendlichen Masse von Manuscript, das aus allen Ecken u. Enden Deutschlands von den besseren und besten Schriftstellern für jenes Journal eingeht, bis Ostern aufgenommen? Wenn das aber nicht geschähe, so wär' ich mit Anbruch des Frühlings gänzlich von Mitteln entblößt. So schnell die Reise abgethan wurde, so langsam rückt die Reisebeschreibung vor; ich denke in ihr so ziemlich meine ganze jetzige Ideenmasse nieder zu legen u. kann daher um so weniger pfuschen.

Den Schnock hab' ich, der beträchtlichen Bogenzahl wegen, die schon in Hamburg fertig geworden, ebenfalls wieder vorgenommen u. auch bereits beendigt; aber er drückt mich, wie ein völlig neues Werk, denn es fehlt dem Anfang, aller Laune ungeachtet, an dem, was ich im höheren Sinn Styl nennen mögte. Einen anderen Roman „Zimmtlein", ein Charakterbild, auf das ich mich unendlich freue, hab' ich heut morgen begonnen, wann aber werd' ich ihn beenden u. wenn gedruckt sehen? Auch zu einem Trauerspiel drängt sich wunderliches Zeug in mir zusammen, doch, bevor ich den Kothurn anzuschnallen wage; muß es heller um mich her seyn. — — — — — —

Fester u. fester wird das Freundschaftsband zwischen mir und jenem jungen Baiern (Rousseau) von dem ich Dir schon aus Heidelberg geschrieben zu haben vermeine. Er ist noch dort, es hat sich aber eine ziemlich lebhafte Correspondenz zwischen uns angesponnen, und seine Briefe geben mir Zeugniß, daß sein Sinn, all seines poetischen Strebens ungeachtet, auf das Ewige, das Wahrhaftige, gestellt ist; sie geben mir Hoffnung, daß er Kraft genug haben wird, falls jenes kein erwünschtes Ziel finden sollte, sich zusammen zu fassen u. das Leben an einer ihm zugänglicheren Seite zu packen. Das ist's, was ich vom Jüngling verlange, was ich von mir selbst in dem bedenklichen Zeitpunct der inneren Entwickelung mit Strenge verlangt habe. Wenige thun's, darum zittre ich so sehr vor Leuten, die sich mir als poetische Naturen ankündigen. Für die Meisten ist die Poesie ein Kirchhof, auf dem sie verfaulen und — faulen. Niemand verachte die Wissenschaft, ja, Niemand unterstehe sich, ihr die Anbetung zu verweigern, am wenigsten aber der Dichter, der Repräsentant der Weltseele, in dem sich zugleich Schöpfung und Schöpfungsakt abspiegeln sollen; ich weiß, wie mich meine unvollkommene, einseitige Bildung hemmt u. stört: ich weiß freilich auch (und das giebt mir den Standpunct gegen Andere) daß der Besitz kein so großes Gut ist, als der Mangel ein Uebel. — — — — — —

Schlafen.

Schlafen, Schlafen, Nichts, als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum,
Daß ich wenn des Lebens Fülle,
Niederklingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen thu!

Das ist auch ein Gedicht so recht aus meinem innersten Gemüth hervorgegangen; es athmet die Wollust des Todes, jene Wollust, die uns nur in unseren schönsten u. in unsern längsten Stunden beschleicht. Es wird Dir gewiß nicht unlieb seyn, daß ich's hier eingeschaltet habe, wenn auch vielleicht schmerzlich — ich kenne Dich ja! — daß ichs geschrieben. — — — — — —

Wenn Du einmal etwas durch u. durch Erquickliches u. Stärkendes lesen willst, so lies die Flegeljahre von Jean Paul. Das ist ein Roman. Er hat alle Tugenden der Jean Paul'schen Arbeiten und keinen ihrer Fehler, wenn ich mich über einen Humoristen, der wohl nur von einem zweiten gleich großen Humoristen bis zur Motivierung eines Urtheils begriffen werden kann so vermessen ausdrücken darf. Auch der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde besonders der erste Theil (die Suppe ist zu warm u. der Alte giebt zu wenig Pfeffer dazu als daß man's 3 Bände hindurch aushielte) wird Dich nicht unerfreut lassen. Nimms nicht übel, daß ich von München aus Deinen Küchenmeister zu machen mich erfreche. — — — — — — — — —

Mit Gruß und Kuß in freundlichem Andenken

München, 8. Decbr. 1836.

Licht in der Nacht.

Ich bin in der Nacht gegangen,
Wie war sie dunkel und still!
Kein Hauch in den schweren Lüften,
Kein Stern, der leuchten will!

Vom Felsenhang herunter
Neigt sich ein einsam Haus,
Es fiel aus dem schmalen Fenster
Ein zitternd Licht heraus.

Der Pfad führt hart vorüber,
Da lauscht' ich denn hinein;
Ich sah einen Todten liegen,
Vom Leichlicht kam der Schein!

Wie gefällt Dir, liebe Elise, dieses Leichenlicht, das aus schmalem Fenster, in unendlicher Dunkelheit das einzige, hervorzittert? Ich denke, es giebt Nichts Gespenstischeres, und so mag ich denn wohl mit Recht dies Gedicht, als einen Zustand bis ins Tiefste ausschöpfend, für eins meiner vollendetsten letzter Zeit halten. Ein anderes, entgegengesetztes, nächtliches Erwachen durch Musik als Stoff erfassend, harrt der belebenden Stunde und soll Dir gleichfalls mitgetheilt werden, wenn es entsteht. Ich freue mich sehr darauf.

Ich schreibe Dir jetzt, obwohl dieser Brief nicht vor Ankunft des Deinigen, also erst in einigen Wochen, abgehen soll. Aber, das ist ja gleichgültig; nur will's, um Irrungen vorzubeugen, bemerkt seyn.

Hauptsächlich beschäftigen mich zur Zeit Arbeiten comischer Art. Mit größter Liebe arbeite ich an einem Aufsatz: „über die Augen!“ mit dem Motto: „Wohin, Hanswurst?“ — Zur Stadt, mit Wahrheiten. — „Die bringst Du nicht durch's Thor!“ — Ich tanze dabei.“ — Wenn er fertig ist, mögt' ich ihn, falls es Censur u. Redaction zulassen, wohl im Morgenblatt gedruckt sehen; er enthält wenigstens Stellen, die ich nie besser schreiben werde. Ein anderer Aufsatz, Schreiben eines Poeten betitelt, worin ein Dichter dem Anderen die Kniffe mittheilt, wodurch er's möglich macht, daß er nicht verhungert, ist noch nicht weit gediehen, aber leichter auszuführen. Die meiste Mühe macht mir der Schnock. Die letzten hier in München entstandenen Scenen wage ich Allem, was jemals im Komischen auf deutschem Grund u. Boden geleistet worden, an die Seite zu setzen: namentlich die, wo er den Pastor wegen einer Predigt zur Rede stellt, u. wo er seine Braut betrunken macht, weil er glaubt, sie soll da aus dem Ehestandskalender etwas aus schwatzen. Aber das meiste des in Hamburg fertig Gewordenen (die Scenen in der Thierbude u. auf der Gsellenherberge ausgenommen) bedarf fast gänzlicher Umarbeitung, die in keiner, als in der besten Stunde, wo man doch so leicht zu ganz neuer Arbeit greift, gelingen kann. Es kommt im Komischen ganz auf den Ausdruck, ja, auf das einzelne Wort an; laß' ich den Schnock z. B., in der ersten Bearbeitung sagen: „der Teufel ist's, der die Ehen schließt“ so ist die Sache freilich gesagt, eben so wohl, als wenn er sich in der zweiten vernehmen läßt: „da fügte es der Teufel — das ist, meines Bedünkens der eigentliche Liebesgott, der Urheber sowohl jener verrückten Zustände, worin junge Leute einander vor Raserei und Unverstand fressen mögten, als vornehmlich auch der Ehestandskuppeleien — rc.“ Aber, es fragt sich wohl nicht erst, wo das Salz steckt. Ach, u. da hapert's, aller lustigen Situationen ungeachtet, in jenen Capiteln gewaltig.

den 14. Decbr.

Im Niederschreiben eines heute morgen um 6 in der katholischen Kirche, die ich der Adventsmusik wegen so früh besuche, in tiefster Seele empfangenen Gedichts durch einen mir gegenüber wohnenden Studenten, oder vielmehr durch sein leeres, löschpapiernes Gesicht, gestört, bin ich in jenen Zustand des ungemäßigten, u. ungemessenen Ueberfließens, worin der Mensch sich selbst zu verlieren fürchtet, hinein gerathen, u. hab' einen wüsten Tag vor mir. An solchen Tagen behandeln Welt u. Natur mich, wie der Musikmeister in zerstreuten oder langweiligen Stunden sein Instrument. Hier läßt er eine Saite anklingen u. dort wieder, zuweilen gar den Ansatz zu einer wilden oder süßen Phantasie, aber Nichts kommt zu Ende. Ein Durcheinanderschüttern des Geists u. des Herzens ohne Ziel, kaum zum Aushalten! So hat's (ich komm' auf mein vis-à-vis zurück) der elendeste Wurm immer in seiner Macht, den edelsten Wein zu verderben, bloß dadurch, daß er — hinein fällt. Unbeschreiblich ist meine Verachtung der Massen, u. so gerecht, daß ich Nichts dabei riskire, sie in diesem, wenig objectiven, Augenblick aus zu sprechen. Da krabbelt dieser geistige Pöbel die Liliputer Thurmleiter, die er Wissenschaft nennt, mit Schneckenfüßen, die noch dazu gichtbrüchig sind, hinan u. hält jeden Zoll, den er zurück legt, für eine Meile, weil er nach seiner Mühe mißt u. nicht nach der Länge; sieht er dann über sich

in ungemessener Ferne den Adler schweben, so denkt er: du bist freilich nicht völlig so hoch gedrungen, wie der da, aber (hiebei streichelt er die Leiter) du stehst, u. auf Holz, u. er hat Nichts unter sich, als Luft, u. Nichts über sich, als höchstens Wolken; unläugbar bist du im Vortheil. Er könnt' noch hinzu setzen: „fällst du, so fällst du jedenfalls nicht hoch u. immer auf den Hintern, also aus dem Stehen in's Sitzen hinein; Aussichten sonder Gleichen!" Ich denke hauptsächlich an jenen Mohr, der als ekelhafte Blattlaus über meine frische Jugend hinkroch und sich als jämmerliches juste milieu zwischen mich u. die sogenannte baare, blanke Noth, deren Anhauch mich mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter seinem kümmerlichen Regenschirm, hinstellte; o weh, wie hat der Mann mich in meiner tiefsten Menschheit gekränkt: mög' er's nimmer empfinden. Dies wollt' ich jetzt nicht sagen (daß ich immer unwillkürlich darauf zurück komme, zeigt mir u. Andern, daß die Wunde unheilbar, also tödtlich ist) ich wollt' nur sagen, daß vornämlich der (Mohr) zu einer Zeit, wo ich hinter jedem Schleier Wunder vermuthete u. in jedem Tempel, zu dem mir der Zutritt verrammelt war, den einigen wahren Gott, mir die Wissenschaft als den Basilisken, der erst versteinern müsse, bevor man leben könne oder dürfe, entgegen hielt. O Natur, ewige, gute, herrliche Mutter, für Vieles hat das Kind, das dich Mutter nennen darf, dir zu danken, am meisten aber dafür, daß du ihm nicht den Spiegel verweigerst, in dem es sich selbst erkennt; u. dein Gesicht ist dieser Spiegel.

15. Decbr.

Victoria! Eben hab' ich die letzte Scene zum Schnock geschrieben u. brenne jetzt ein Kaffee-Feuerwerk ab. Wäre nur die erste auch erst fertig! Es ist unendlich schwer, einen Character der Art aus dem Innersten heraus zu erschaffen; nicht allein lieber, sondern auch leichter baut der Mensch sich einen Vergrößerungsspiegel, als einen verkleinernden; dort gilt es bloß ein Ausdehnen, hier aber ein Einspinnen, ein völliges Verkriechen in das Hirn eines Regenwurms. Den Conflict selbst, in den z. B. der furchtsame Schnock mit Welt und Natur gerathen muß, hinzustellen, ist mehr, als leicht; wie aber das All in seinen Augen sich bricht u. malt, u. wie dasselbe Schraubenwerk, das Napoleon nach Moskau windet, diese Raupenseele vor einem calkutschen Hahn in die Flucht treibt, das zu erfassen u. zu zeichnen ist die Aufgabe.

den 18. Decbr.

Dieses Blatt wird ein wahres Quodlibet, aber als solches ist es eben das treuste Bild meines Lebens, wie — das Bild ist schlecht, darum verwäß're ich's völlig durch einen Gemeinplatz — des Lebens überhaupt. — — — — —

Lies doch gleich auch die Flegeljahre oder noch vor diesen den Siebenkäs von Jean Paul, u. lies ihn 2 Mal. Das nenn' ich Dichten! O, wie sind sie doch alle, Göthe ausgenommen, Stümper gegen Den! Man muß den Jean Paul einmal lesen, um ihn lesen zu können; mehr oder weniger hat freilich jeder bedeutende Schriftsteller sein eigenthümliches Alphabet, das man studiren muß, bevor man ihn genießen kann. Ich bin müde, denn ich hab' in der letzten Nacht gar nicht geschlafen; gute Nacht.

den 19. Decbr.

Heute Mittag, liebe, treue Elise, wird mir Dein Brief gebracht, als ich gerade im Begriff bin, aus zu gehen; ich bezwinge mich, ihn bis zur Zurückkunft uneröffnet zu lassen, u. hab' ihn nun eben bei meinem Kaffee gelesen.

Den letzten Punct beantwort' ich zuerst. Meinen Ansichten über die Ehe wünsch' ich keinen Beifall, am wenigsten unter dem weiblichen Geschlecht. Sie gehen überhaupt nicht auf die Ehe selbst, sondern auf mein Verhältniß zur Ehe. Mir wird alles Unveränderliche zur Schranke u. alle Schranke zur Beschränkung. Die Ehe ist eine bürgerliche, physische u. in unendlich vielen Fällen auch geistige **Nothwendigkeit.** Der Nothwendigkeit ist die Menschheit unterordnet; jede aber ist mit Nergeleien verknüpft. Das Individuum darf sich der Nothwendigkeit entziehen, wenn es Kraft hat, den Freibrief durch Aufopferung zu lösen, darin liegt seine Freiheit. Ich kann Alles, nur das nicht, was ich muß. Das liegt zum Theil in meiner Natur, zum Theil in der Natur des Künstlers überhaupt. Wenn ein Genie sich verheirathet, so geschieht immer ein Wunder, so gut, als wenn ein Anderer sich nicht verheirathet. Nimm es als den höchsten Beweis meiner Achtung auf, daß ich Dir diese dunkelste Seite meines Ichs entschleiere; es ist zugleich unheimlich u. gefährlich, wenn ein Mensch zum Fundament seines Wesens hinunter steigt, u. er thut gar wohl, wenn er niemals daran rüttelt, denn drunten lauern die Finsterniß u. der Wahnsinn. Neu kann Dir das Alles freilich nicht seyn, denn oft genug hab' ich mich über jenen Punct ausgesprochen, aber hier ist's zusammen gefaßt.

Mein vollster Dank sey Dir dafür, daß Du zu Weihnacht als Weihnachts-Engel in die freudenlose Stube meiner Mutter eintreten willst. Warum aber in meinem, u. nicht in Deinem Namen?

Wegen der Cholera mach' Dir keine Sorge. Ich bin außerordentlich vorsichtig, gehe selten aus, kleide mich warm, halte — es wird mir ja leicht genug! — Diät u. trinke durchaus kein Wasser. Auch ist sie jetzt im Abnehmen, u. der Frost, der sich in diesen Tagen eingestellt hat, wird sie wohl völlig vertreiben. Du schreibst mir Nichts über die gesandten Gedichte, u. doch ist das eine (Schlafen überschrieben) eins meiner besten. Das Einleitungsgedicht kann ich Dir nicht senden, weil es nicht fertig ist, auch wohl nicht fertig wird.

Der Briefwechsel zwischen Göthe u. Bettina ist in seiner letzten Wirkung schauerlich, ja furchtbar. Es ist das entsetzliche Schauspiel, wie ein Mensch den andern verschlingt u. selbst Abscheu, wenn nicht vor der Speise, so doch vor dem Speisen hat. Aber das Buch ist zugleich ein vollkommener Beweis für das bedeutendste Wort, was darin ausgesprochen ist, dafür nämlich, daß die Leidenschaft der Schlüssel zur Welt sey.

Versäume nicht (noch einmal komm' ich darauf zurück) die Flegeljahre und den Siebenkäs zu lesen. Die Lectüre ist gar nicht so schwer, als sie scheint, und der Genuß unendlich. Ebenfalls (und wenn Du Dies vorher lesen willst, so hab' ich Nichts dagegen, denn Börne ist der Weg zum Jean Paul) lies das Dir Zusagende aus dem 3ten, 4ten und 5ten Theil von Börnes gesammelten Schriften.

Ich habe in diesen Tagen ein neues komisches Charactergemälde: „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel“ angefangen, wovon das erste Capitel:

„Nepomuk auf der Freudenjagd“ fast fertig ist. — — — Nepomuk ist im Allgemeinen ein Mensch, der sich über Alles ärgert und jede Gelegenheit zum Aerger mit der Begier eines Stöberhundes, der Hasen aufjagt, eifrig sucht. Könnt' ich Dir ihn am Weihnachts-Abend vorlesen, so würdest Du vielleicht lachen.

Ich lese jetzt fast nur Sachen von Jean Paul, und zu größter Erbauung, auch wohl Aufbauung, daß dieser hochherrliche Geist mir so lange fern u. fremd bleiben konnte, würd' ich nicht begreifen, wenn ich nicht wüßte, daß der Genuß des Humors die höchste geistige Freiheit voraus setzt, die mir noch fehlen mogte. So, wie die Meisten ihn lesen, konnt' ich nie lesen und am wenigsten ihn. Wohl kein Schriftsteller — ich bemerke das, weil es Dich, als Frauenzimmer, anziehen muß — entzündet neben so viel Bewunderung zugleich so viel Liebe gegen seine Persönlichkeit.

Wohl darf ich's mir gestehen, daß mir Geist, Talent, u. vielleicht auch Kraft, in Fülle von der Natur verliehen sind, aber es fehlt mir an Beigewicht, an dem, was man in der Welt positive Kenntniß zu nennen pflegt, und die Welt wiegt nur das Beigewicht, thut auch Recht daran, da das Andere sich überhaupt nicht wiegen, und oft nicht einmal in ihrem Nutzen verwenden läßt. Es hat eiserne Naturen gegeben, die sich, in der Jugend, gleich mir, hart vom Schicksal behandelt, das Alles durch unausgesetzten Fleiß noch in späteren Jahren erworben; ich kann's nicht, vielleicht, weil ich schwächer bin, wie sie, vielleicht, weil ich schon zu tief in das Nichts alles irdischen Wesens u. Treibens geblickt habe, um noch für irgend ein Ziel zu Nest tragen zu können. Ich weiß, daß man mir unter Deutschlands Dichtern schon jetzt einen ehrenvollen Platz nicht versagen darf, und werde dazu lachen, wenn man's thut; ich weiß auch, daß ich sehr früh sterben müßte, wenn nicht geachtete Stimmen dies noch bei meinen Lebzeiten anerkennen sollten.*) Aber, Hoffnungen dieser Art erheitern mir meine Zukunft wenig, und, wenn sie sich völlig realisiren, so ist's noch die Frage, ob das dient, sie auch nur einigermaßen fest zu stellen. Doch — es ist die größte Thorheit, Nüsse knacken zu wollen, bevor sie Einem das Schicksal zwischen die Zähne schiebt.**)

München, den 23. Dezember 1836.***)

Am Weihnachts-Abend werd' ich bis 12 Uhr Nachts ein Phantasiestück schreiben, um 12 aber in eine kathol. Kirche gehn und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd' ich Dein gedenken. Mögst Du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten würdigsten Leben Antheil nehmen läßt u. Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele frei stellt, dafür denn aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm foderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls eben so sicher, als die meinige, u. wenn ich einst

*) Vergleiche den Anfang meines Vorwortes zu den Tagebüchern.

**) Schluß fehlt.

***) Der erste Theil dieses Briefes fehlt im Original.

etwas hab', so werd' ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir theiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältniß ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnen-Rausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge, unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so giebt es in der höheren Natur — wie wär's bei der Oeconomie, die der Welt als erstes Constitutionsgesetz zum Grunde liegt, auch anders möglich? — nur eine Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft, u. was man Liebe nennt, ist entweder die Flammen-Vorläuferin dieser reinen unvergänglichen Vesta-Glut, oder der schnell aufschlagende u. schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne. Die Metamorphosirungsperiode mag, da die edlere Seele dann ihren eigenen Groß-Inquisitor machen und sich Wankelmuth, Unbeständigkeit, wenigstens innere Unzulänglichkeit, vorwerfen wird, gar schmerzlich seyn; um so mehr wollen wir uns freuen, wenn wir ohne Weg an's Ziel gelangen können. Ahnst Du, daß über mir am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders construirt, als Andere, selbst da Recht haben kann, wo die Welt nicht Unrecht hat! Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe, wie Dir. Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innern Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Ueberschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle — — frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl innigere Verbindung möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders seyn, oder ich wäre Dir nie gewesen, was ich Dir zu seyn glaubte und glaube) die Frage mit Nein beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, worum sich gar viele schon umsonst beworben u. noch bewerben werden, Männer wie Weiber. — — —

Wie lang will denn dieser Brief werden? das ist schon der dritte Bogen! Bald komm' ich Dir nach.

Du liebst mehr, als unterhaltende, Bücher, die bilden und belehren? Alle Belehrung geht vom Herzen aus und alle Bildung vom Leben. Bessere Lectüre, als die Jean Paulschen u. Börneschen Sachen weiß ich Dir nicht zu empfehlen.

„Griseldis von Friedrich Halm“ ist auch in München gegeben worden, ich weiß nicht, mit welchem Erfolg. Aber, daß es in Wien so erstaunlichen Beifall fand, spricht bedeutet gegen das Stück. Der Teufel hole das, was man heut zu Tage schöne Sprache nennt; es ist dasselbe in der Dramatik, was die sog. schönen Redensarten im Leben sind. Kattun, Kattun, und wieder Kattun! Es flimmert wohl, aber es wärmt nicht. Das schreibt sich auch noch, wie so manches Unwesen, von Schiller her. Also, von Adel ist der Herr Verfasser? Merkwürdig genug, die Herren von Adel stehlen sich alle einen bürgerlichen Namen, wenn sie bei Apoll couren wollen, und es hilft ihnen doch Nichts. Aus einem Edelmann ist in Deutschland noch nie ein großer Dichter geworden, oft zwar aus einem großen Dichter ein Edelmann.

Die Uhr ist elf. Ich denk', ich hab' genug geschrieben. Zum neuen Jahr

die herzlichsten Glückwünsche und die Bitte um ein Neujahrs-Geschenk, nämlich um eine baldige Antwort. Deine Briefe sind mir sehr lieb!

Den Eltern meinen Gruß!

Ich grüße und küsse Dich!

München d. 17. Jan. 1837.

Mit unendlicher Sehnsucht, theuerste Elise, hab' ich längst Deinem Brief entgegen gesehen. Gestern Abend (Sonntag) erwartete ich ihn mit Sicherheit, heut ist er endlich eingetroffen u. hat mir einen reichen Augenblick, einen innigen Genuß verschafft.

Wenn Du Ursach hast, meinem Dichter-Talent Achtung zu zollen u. ich fühle, daß ich die verdiene, so hab' ich ungleich mehr Ursach, die reine, sittliche Höhe, auf der Du stehst, zu bewundern, so mußt Du fühlen, daß Dir höchste Achtung niemand versagen darf. Du hast einen Punct erreicht, den ich mit allen Kräften u. bei allem Streben vielleicht nie erreichen, gewiß aber nicht übersteigen werde. Dadurch aber muß ein Zusammenhang, ein Friede, in Deine Natur gekommen sein, gegen die alles Andere gering ist. Denn das ist das letzte Ziel des Menschen, und daran allein ist seine Beruhigung auf Zeit und Ewigkeit geknüpft, daß er aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemäßes entwickle, daß er sich selbst ein Bürge sey für die seinem Bedürfniß entsprechenden Verheißungen.

Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an Liebe, in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein auf immer. Dein hab' ich in der Weihnachts-, in der Neujahrs-Nacht gedacht, Dein gedenk' ich stets, wenn ich meiner selbst am Würdigsten bin, u. unter allem Wünschenswerthen, was ich von der Zukunft erwarte, ist mir das Wünschenswertheste, wieder mit Dir zusammen zu leben u., was die Stunde bringt, in Gemeinschaft mit Dir zu genießen, oder zu verscheuchen.

Das Stillschweigen aber, das Du mir über jenen Punct auflegst, muß ich brechen. Mein Brief sollte nichts Besonders, er sollte das Allgemeinste aussprechen; meinen Widerwillen nämlich gegen alle Satzung, meinen Ekel gegen Zwirnsfäden, wodurch die bürgerliche Ordnung Widerstrebendes binden zu können glaubt, meinen Abscheu gegen das Einschränken nnd Beschränken der edelsten menschlichen Verhältnisse, in den armseligen Kreis des irdischen Lebens, für widerwärtige Zwecke. Ich fühle mich im Ganzen und Großen, ich wurzle im Welt-All und nicht in einem Topf; ich denke aber nicht, daß die Früchte darum schlechter gedeihen, weil ich mich an Himmel und Erde zugleich erquicke, oder, daß sie dem Freund nicht schmecken, weil wohl auch für die Welt etwas abfällt.

Uns're Freundschaft ist die möglichst würdigste, darum auch dauerndste und innigste, die, während jede andere sich nach u. nach in's Gemeine, wenigstens Unbedeutende, verliert, sich fort u. fort steigert und, in welche Regionen wir, hier oder dort, auch hinein gerathen mögen, aus jeder nur Lebensstoff saugt für schönere und immer schönere Blüten. Dies ist nicht Phrasengeklingel, sondern mein innerstes Gefühl, ja, meine klarste Ueberzeugung.

Allerdings ist Jean Paul ein ungeheurer Geist, aber er ist mehr. So in's Unendliche hinein geläutert, so von allem Störenden gereinigt, wie in ihm, ist mir die Menschheit noch nie entgegen getreten. Ich mögte ihn einen Heiligen nennen; einen Heiligen, zu dem beten mögten, die sich gesund wähnen, damit er sie krank mache. So viel Milde bei so viel Vermögen; mit der einen Hand hält er den orbis pictus (das Bild der Welt), mit der anderen giebt er dem hungernden Kinde Brot. Was war das für eine Liebe in dieses Mannes Brust! Gezittert, ja geweint hab' ich — und das kommt mir selten — bei der Leichen- oder vielmehr Verklärungs-Rede, die er im 3ten Theil seiner Vorschule der Aesthetik seinem verblichenen Freund Herder hält. Wenn ich an den denke, so fühl' ich mich fast nur als Prahler. Wohl der Menschheit, daß in ihm endlich auch das Herz seinen Hohenpriester hat!

Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir sage, daß ich, zwar noch nicht ausführend, aber doch im Kopf entwerfend, an einer dramatischen Composition und zwar — an einer neuen Jungfrau von Orleans, arbeite. Die Schillersche gehört in's Wachsfiguren-Kabinett; der bedeutendste Stoff der Geschichte ist auf eine unerträgliche Weise verpfuscht. In der Geschichte lebt, leidet, und stirbt sie schön; im Schillers Trauerspiel — spricht sie schön. Oder kannst Du dies ewige Declamiren und Spreizen aushalten? Ich hab' eine große Idee; der Himmel verleihe mir Ausdauer! Freilich ist vor einigen Jahren an die Vollendung nicht zu denken.

Eine Novelle: „die kluge Frau“ ist in diesen Tagen angefangen und zieht mich, da ich darin einen merkwürdigen Zustand zu entwickeln gedenke, sehr an. — —

Hohe Mystik.

Es grüßt dich wohl ein Augenblick,
Der ist so voll, so göttlich voll,
Da ahnst du, daß mit süßem Glück
Er all dein Leben tränken soll.

Du aber wehrst, eh' du's vermeinst,
Ihn scheu u. zitternd selber ab,
Und jene Thräne, die du weinst,
Giebt ihm den Glanz, doch auch das Grab!

Uns dünkt die Freude Altar-Wein,
Am heiligsten ein sünd'ger Raub;
Zieht Hauch von Gott durch unser Seyn —
Wir fühlen uns nur tiefer Staub!

Könnt' ich eine gewisse abscheuliche Schlaffheit u. Lässigkeit, die mich für's Leben, wie für die Arbeit so oft den günstigen Moment versäumen macht, überwinden, so würd' ich unendlich viel mehr zur Darstellung bringen, denn an Ideen mangelt's mir nie, stündlich notire ich mir Stoffe, die der Ausführung werth sind, u. um sie in's Leben zu rufen, bedarf es bloß eines ernstlichen Willens, der mir leider fehlt. Wenn ich z. B. das, was ich mir in 14 Tagen für einen Roman aufgezeichnet habe, zusammen faßte u. eine Form dafür suchte, so dürft' ich hoffen, ein Werk zu Stande zu bringen, das mich äußerlich fördern u. innerlich von manchem Dämon, mit dem der Mensch so lange ringen muß, bis er ihn bei Namen nennt, erlösen würde. Aber, das ist der Fluch vornämlich dessen, der den geregelten Gang, den die Natur nun einmal für jede Bildung zum Vortrefflichen verlangt, nicht genommen hat, oder nicht hat nehmen können; es kommt in all sein Thun u. Treiben ein Mißverhältniß, u. ihm entgeht die Ernte.

Manches mag sich freilich noch ändern, d. h. zum Bessern, wenn auch nicht zum Besten, kehren. — — —

Mit Rousseau bin ich in beständigem Briefwechsel, der mich an- und ihn aufregt. Es sollte mich dauern, wenn die Poesie ihn eine Niete ziehen ließe; sein Streben ist sehr ernster Art und durchaus rühmlich, er setzt Gut u. Blut ein u. verdient ein würdiges Ziel. In diesem Augenblick liegt er an einer schweren Verwundung darnieder, die er im Duell (wegen Stichelns auf seine Neigung für die Dichtkunst entstanden) erhalten hat. Man befindet sich mit jungen Leuten seiner Art in einem fatalen Fall; man kann ihnen nur durch Ausprügeln wahrhaft dienen.

Heute (ich schreib' diesen Brief in Absätzen wie immer,) bin ich in der Pinakotek, woselbst circa 1300 Gemälde sich befinden, gewesen. Der Genuß wäre größer, wenn des Sehenswerthen nicht so unendlich viel vorhanden wäre. Aber, bei einer solchen Masse kommt man vor Angst, etwas zu versäumen, zu gar Nichts. Ueberhaupt genieß' ich nur dann, wenn ich den allgemeinsten Eindruck überwältigt u. den besondersten aufgenommen habe; dazu kommt man aber bei Kunstwerken nicht leicht, u. so drücken sie mich mehr, als sie mich erquicken. Ich halte mich darum an das, was immer zu Seele u. Sinn spricht, an das körperliche Schöne u. laß' es auf mich wirken, ohne lange zu grübeln. Die Sammlung ist übrigens erstaunlich **reich**; allein 13 Raphaele, worunter einer zu **36000 Gulden!**

Ach, wie glücklich ist, wer eine Raphaelsche Madonna gesehen hat! Zu diesen Glücklichen gehöre auch ich. Dergleichen Interjectionen hab' ich selbst lange genug für nichtswürdige Floskeln gehalten, um es Dir nicht zu verübeln, wenn Du meine jetzige auch dafür hältst. Aber, es ist wahr; Geist u. Leib, die beiden geheimnißvollen Gegensätze, das anscheinend Höchste u. Tiefste, so in einander gemischt zu sehen u. Beide zugleich, Eins durch das Andre, in sich zu trinken, befreit und erlöst das Menschen- und treibt das Lebensgefühl bis an die Gränze.

Auch das Portrait von Raphael ist da, von ihm selbst gemalt. Ein himmlisch-schönes, in Harmonie aufgelös'tes Gesicht, ohne den Geschlechtscharacter zu verleugnen. Freilich, in einem solchen Kopf (auch sein Schädel, den man vor meheren Jahren in Rom wieder aufgefunden u. anatomisch untersucht hat, soll unübertrefflich-schön gewesen seyn) mogte die Natur ihre Auferstehung u. die Form ihre Apotheose feiern. Malen und Dichten treffen im Ziel unbedingt zusammen, indem beide Künste die Natur vom Zufall reinigen u. das Nothwendige, als das Würdigste und darum allein Mögliche, in seine Rechte einsetzen. Doch ist der Maler, glaub' ich, um weit besser daran, als der Dichter, denn die Sinne thun viel für ihn. Glücklicher ist er auf jeden Fall; ihm tritt nie etwas Mystisches, dem er sein Geheimniß ablauschen soll, entgegen, sondern immer ein Bestimmtes, Abgeschlossenes, ja Vollendetes.

Wie viel Beschwichtigung mag in den großen Maler dieser stete Umgang mit dem Reinen (die höchste Form ist immer rein, sie gehöre einem Stoff an, welchem sie wolle) hineintragen, während den Dichter Alles auflockert.

Ich mögte gerade hierüber einmal mit einem bedeutenden Maler (auf Erden

lebt jetzt nur Einer, der heißt Cornelius, u. wohnt in München, aber wer kommt an ihn?) sprechen. Doch würd' es mir am Ende wenig helfen, denn wir Menschen sind zu einer gränzenlosen Einsamkeit verdammt u. können uns nie verstehen; unser nächster Nachbar ist uns so unbegreiflich, wie Gott. Dies ist der Grundstein aller Pietät, sonst wär' sie ein Unding.

Daß Du den Siebenkäs nicht ohne höchste Befriedigung aus der Hand legen würdest, hab' ich gedacht. Was Du aber über Dein Capiren (wie Du's nennst) sagst, darüber muß ich etwas bemerken. Wehe dem Dichter, dessen Werk man im gemeinen Verstand capiren kann! Er ist entweder Nichts, oder hat wenigstens Nichts gemacht. Jedes wahre Kunstwerk ist unendlich und wirkt das Unendliche; es steht, wie eine That, als abgerissene Erscheinung, auf die ein doppeltes Licht fällt, zwischen zwei Unbegreiflichkeiten; man frägt sich, wie bei einer That, umsonst, was vorher gegangen sey u. was folgen werde, und so ist es, wie der Fels im Meer, auf dem der Fuß ruht, damit das Auge in alle Fernen dringt. Darum haben auch Fragmente mit geendigten Werken gleichen Werth, ja, ich wollte, Manches wäre Fragment geblieben.

Im Siebenkäs ist es die wunderbar gelungene Ausführung der Idee, daß Menschen, die nicht zusammen gehören, einander nur unrecht thun können! die dem Roman wirklich in meinen Augen neben Göthes Romanen, die sonst in Deutschland ihres Gleichen nicht haben, seine Stelle anweis't. Das Verhältniß zwischen Siebenkäs und Lunette ist einzig gezeichnet. Ein ähnliches Verhältniß behandeln die (übrigens unvollendet gebliebenen) Flegeljahre.

Ich zwinge mich umsonst, weiter vernünftig (soll heißen vernünftig weiter) zu schreiben. Mich packt einmal recht wieder der alte Dämon. Es ist ein kalter, langweiliger, unendlicher Winter-Nachmittag; eben die Flegeljahre hab' ich mir zur Erbauung aus der Leihbibliothek geholt, doch wills so wenig mit dem Lesen, als mit dem Arbeiten, fort; mit Falstaff mögt' ich sagen, ich wollt' es wär Schlafenszeit u. Alles wär' vorbei. So komme denn allerlei toll Zeug durch einander. Zuerst die Frage: kannst Du's auch lesen, was ich kritzle? Antworte mir hierüber ausdrücklich; ein Zeichen an der Seite erinn're Dich daran. Seit Stunden horch' ich schon auf die Kirchen-Uhr (meine eigene geht natürlich in München so wenig, als in Hamburg), Nichts erfahr' ich, als, was ich schon weiß, daß der verfluchte Nachmittag kein Ende hat. Stelle Dirs doch, der Illusion wegen recht lebhaft vor, wie ich bei dem geringsten Geräusch die Feder nieder lege und an's Fenster laufe, um (endlich gelingt's mir, Gott sey Dank!) die Uhr 4 schlagen zu hören. Jetzt sind's bis 10 noch 6 Stunden; Himmel, daß der Mensch oft so viel überflüssige Zeit hat. Ich glaube, das Ding, was man Seele nennt, kann ordentlich einschlafen, u. da mag anklopfen, was da will, Gott selbst wird nicht eingelassen. Viel werth ist mein Vegetiren in ewiger Einsamkeit doch nicht; jetzt könnte mich z. B. ein Spiel, ein angenehmer oder unangenehmer Discurs, irgend eine sonstige Lappalie leicht curiren, wenn's mir (kein Kranker geht selbst in die Apotheke) über den Hals käme, aber der Teufel curirt sich selbst. Am liebsten wäre mir's, plötzlich neben Dir zu sitzen u. Dir (bei einer Tasse guten Kaffees, versteht sich) zu erzählen, daß ich eben gräulich auf den Hund gekommen, aber schon wieder völlig auf'm Trocknen sey. Oder auch mögt' ich in diesem

Augenblick bei meiner Mutter eintreten u. ihr zugleich die Hand drücken u. etwas in die Hand drücken; da riefe sie in einem Athemzug: „was, Junge, Du? und: „Johann, schnell hinaus, u. mach' Feuer im Ofen u. auf'm Heerd, er ist gewiß durch u. durch gefroren!" Johann aber stachelte sie eben so sehr, zeitig nach fettem Rahm zu gehen, klopfte mir dann auf die Schulter, lächelte pfiffig u. sagte: es ist ein Glück, daß ich gestern Stoppeln getragen habe, denn sonst müßten wir uns durchprügeln, um uns zu erwärmen. Ach, würde mir das Eine nur vergönnt, meiner Mutter, die in Wahrheit bis jetzt nur von Hörensagen weiß, daß auf Erden eine Sonne scheint, ein ruhiges Alter zu verschaffen! Es gehört bei dieser armen, genügsamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel u. eine Stube, worin sie nicht zugleich wohnen u. schlafen muß, das köstlichste Fragmeat eines Palast's ist, so außerordentlich wenig dazu, daß ich's allein darum dem Schicksal, wenn es mir diesen meinen liebsten u. letzten Wunsch vereitelte, nicht vergeben könnte. Schmerzlicheres hat nie einen Menschen getroffen, als Jean Paul der Tod seiner Mutter, die ihn so lange Jahre hindurch mit unermündlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, u. die eben da starb, als er sich zum ersten Mal im Stande sah, einen Theil seiner Schuld an sie abzuzahlen. Wie er's aushielt, begreif' ich kaum; doch mogt ihn das Gedächtniß der ihr fort und fort bewiesenen Liebeszeichen trösten. Was blieb' aber mir in einem solchen Fall, da ich die meinige, so lange ich bei ihr war, so oft durch Härte verletzte, u. da selbst meine Liebe eine ungestüme Flamme ist, die, wenn sie nicht sogleich verstanden wird, versehrt, statt zu erwärmen. Wirklich, wenn ich zuweilen (u. dies thu' ich seit einiger Zeit nicht eben sparsam) über mich nachdenke, so kommt mich das Grauen an, weil meine Natur, in der leider der Augenblick dictatorisch gebietet, so entsetzlich für jene Art des Unglücks, das man zum Theil auf seine eigne Rechnung setzen muß, inclinirt. Daß meine früheren nichtswürdigen Verhältnisse mich entschuldigen, weiß ich; aber das Uebel bleibt darum gleich groß. Es ist ein Glück, daß es dunkel wird (draußen nämlich), da muß ich schließen, um die Augen zu schonen, u. nebenbei schon' ich noch etwas mehr. Guten Abend einstweilen, vielleicht schreib' ich bei Licht fort. Hundekalt ist's auch im Zimmer u. meine Aufwärterin sitzt in irgend einer Bierschenke; sie betrinkt sich nämlich regelmäßig jeden Abend. Eben (ist das nicht sonderbar, zwei Mal dies Zusammentreffen? Oben mit der Uhr nähmlich zum ersten Mal) kommt sie u. frägt, ob mir Feuer gefällig sey. Freilich. Noch bin ich ein reicher Mann, Sohn des Herrn Obercriminalraths Hebbel (mein Vater wird im Himmel gewiß erhöht seyn, warum denn nicht auch durch seinen dankbaren Sohn auf Erden? mit einem Wort, Einer, der nicht nöthig hat zu frieren. Dunkel! Dunkel! Dunkel!

Abends um 8 Uhr.

Man schreibt, ärgert, ißt und trinkt sich wirklich aus solchen katzenjämmerlichen Stimmungen heraus; jetzt (bloß, um Dir dies zu sagen, schreib' ich noch ein Paar Zeilen) bin ich wieder ein Mensch, der lesen kann. Gute, beste, allerschönste, wonnevollste, träumerisch-süße, himmlische, paradies- vergessen machende Nacht! (Nun glaubst Du mir, was ich eben gesagt habe, denn, wenn man sich aufgelegt fühlt sich zu erhängen, macht man vielleicht einen Spaß, aber gewiß nicht, wie ich, einen schlechten.!)

München, den 23. Jan. 1837.

Es ist wahr, die Unterhaltung mit Abwesenden, mehr, als die mit Gegenwärtigen, vermag den bösen Geist, der den Menschen so oft beschleicht, zu bannen; das hab' ich neulich, als ich Dir das letzte Blatt voll Unsinn schrieb, erfahren. Es ist (in meiner jetzigen Stimmung kann ich mir keinen Ausdruck übel nehmen) ein geistiges Erbrechen, dem man sich ohne Rücksicht hingiebt; man fühlt sich als Kranken u. den Abwesenden als Arzt, u. eben, weil er Nichts sagt, meint man, er könne Alles sagen. Freilich sollte man in solchen Stunden wenigstens so viel Kraft haben, Niemandem, den man werth hält, zu schreiben; aber der Freund, an den die Jammerberichte am Ende gelangen, bedenke, daß der Schmerz sich in der Brust verminderte, wie er auf dem Papier anwuchs, u. male sich das aus. So tröst' es denn auch Dich, theure Seele, die Du an all meinem Wohl und Weh den treusten Antheil nimmst, daß die Thräne, wie jedes andere Wasser, u. besser dazu, kühlt, und daß der Augenblick, in dem ich schreibe, von dem Augenblick, in dem Du liesest, jedenfalls — weit entfernt ist. Das ist überhaupt ein Trost, den wir arme Menschen mehr bei inneren Brandschäden anwenden sollten; wir sehen selten, daß einer uns'rer Geliebten leidet, wir erfahreu nur, daß er gelitten hat!

Dythirambus.

Dunkler, heiliger Wein,
Sieh, ich dürfte Dich trinken!
Doch, in Dein mystisches Blinken
Schau' ich mit Wollust hinein.

O, wie schauert's mich an,
All dies Quellen u. Weben,
Das zum glühendsten Leben
Wecken u. steigern mich kann!

Das bist Du, o Natur!
Deiner gewaltigsten Kräfte
Deiner verborgensten Säfte
Ueberfließende Spur!

Ja, im flammenden Kuß
Giebst Du, Dein Tiefstes verkündend,
Und es im Menschen entzündend,
Hier Dich selbst zum Genuß!

Wein, ich trinke Dich! Bald
Wirbeln nun Stürme u. Fluten,
Blitze u. mildere Gluten
Mir durch die Brust mit Gewalt!

D. 24. Jan.

O, wie mich so ein Gedicht, das sich den Tiefen meiner Seele entringt, beschwichtigt! Es ist mir ein Zeichen, daß ich noch lebe, u. ich bedarf solcher Zeichen. Ich kann mich wirklich in manchen Stunden fragen, ob ich denn nicht schon gestorben sey, u. lache bitter, wenn ich nein sage.

Wer mir jetzt unendlich willkommen wäre, das wär' ein neuer Dichter voll Glut und Selbständigkeit, wenn er plötzlich in Deutschland aufstände. Aber, es kommt Keiner; wohin man auch blickt, Alles ist Schund.

Was mir am unbegreiflichsten ist, das ist das Vielschreiben dieser mehr oder minder, nicht sowohl begabten, es sagte zu viel — als vernachlässigten Gesellen. Wenn ihre Empfindungen auch (objectiv, d. h. sachlich) keine Höhe, ihre Ideen keine Tiefe, ihre Witze keine Wurzel haben, so bleibt doch subjectiv für sie selbst noch immer ein Unterschied; sind doch Hunde sogar in einer Stunde besser zum Bellen aufgelegt, als in der andern. Ob's an mir liegt, ich weiß nicht, aber ich halt' es für Sünde, eine Zeil' zu schreiben, wenn's nicht in

mir überflutet, mir ist's auch völlig unmöglich. Freilich kommt vor dem Essen das Beten, vornehmlich bei deutschen Autoren, die meistens im eigentlichsten Verstande durch das Eine zum Andern gelangen; mir hilft die Einsicht in diese Wahrheit aber wenig, u. ich muß mich leider überzeugt halten, daß ein leerer Magen mir niemals zu einem vollen Kopf oder Herzen verhelfen wird.

Ach, wie ekelt das Leben mich an! Und ich hab' doch, beim Himmel, noch nicht zu viel gegessen. Alles so abscheuliches Stückwerk, u. dies ist das Schlimmste, daß man Jeden, er sey auch, wer er sei u. thue, 'was er wolle, entschuldigen muß. In der That, ich entschuldige seit einiger Zeit Jeden, den Henker zugleich mit dem Gehenkten.

Was mich hält, ist die Ueberzeugung, daß jeglicher Zustand durchgekostet seyn will u. daß ich, wenn ich ein Gericht Stockfisch unter dem Mond verschmähe, es über dem Mond wieder vorfinde.

Ich bin jetzt (vielleicht war ich's immer, aber ich empfand's nicht so) wie Wasser. Zwar spiegelt sich Manches drin, aber — es ist Nichts. Wie ich mich stündlich mit mir selbst duellire, mag für die Götter ein ergötzliches Schauspiel seyn, u. ich beneide sie um den Genuß.

Zu jeder Art von Beichte bin ich aufgelegt. Wenn ich doch etwas zurück behalte, so geschiehts aus keinem anderen Grund, als, weil ich das Maul nicht länger aufthun mag.

Dennoch hab' ich herrliche Stunden, Stunden, wo ich bloß darum an den Spiegel trete, weil ich gar zu lebhaft des Kupferstichs gedenke, der meinen sämmtlichen Werken, bei so viel Proben des Geistes, als kleine Probe von Fleisch u. Blut beigegeben werden wird. Mittags, wenn ich auf den Einkauf des diners aus gehe, wäge ich auf der inneren Wagschaale nie unter 1000 Centnern, Abends (zum Beispiel jetzt, es ist $10^1/_2$ Uhr!) fürcht' ich, jeder Schneider könne mich empor schnellen.

Schlafen kann ich auch seit lange nicht mehr u. vor Gespenstern (ach, wie glücklich ist man in der Kindheit, wo man in der Nacht so viel sieht, hört, wenigstens fürchtet!) zitt're ich nicht, also langweil' ich mich. Gute Nacht!!

Wenn Du einmal etwas in Mark u. Bein Dringendes lesen willst, so lies die Iphigenie von Göthe. Lieber Junge, dem es in den Fingern juckt — ich bin kein solcher, das weißt Du — da sieh' hin u. lerne, daß es besser ist, die Finger abzubeißen, als damit zu schreiben. O, wenn man an Iphigeniens Monolog kommt:

„Vor meinen Ohren tönt das alte Lied rc.

da springt's Herz aus einander.

Geistige Lunten.

Eine Art von Aufsatz.

Ach, wie leicht wäre der Winter zu ertragen, wenn's keinen Frühling gäbe! Wie würden wir die Schneeblumen bewundern, wenn sie nicht bloße Herolde der Frühlingsblumen wären! Wie würde die starre, unbewegliche, todte Unendlichkeit eines Schneefeldes mit der eben so starren und unbeweglichen eines kalten, grauen Himmels darüber, der durch die matten Sonnenstralen, mit denen

sich zuweilen eine melancholische düstre Wolke erquickt, nur noch gespenstischer wird, sich als Kirchhof voll Kälte, doch auch voll Ruhe, voll unzerstörlicher Ruhe, um das Herz schließen; wie würde dies, statt vor dem Tode, vor dem Leben zurück schaudern, das nur noch in irgend einem einsamen Raben, der häßlich-geschäftig hin- und her hüpft u. Aas im Schnee aufscharrt, kümmerliche Flammen bläs't. Denk' Dir das Alles, liebe Elise, einmal zusammen; denk' Dich hinein in ein wüstes, abgelegenes, unheimliches Haus, von dem Du Nichts kennst, als das unbehagliche Zimmerlein voll Spinngeweb u. wunderlichen Geräths, in dem Du am Fenster sitzest, mit den trüben Scheiben; Du bist zum ersten Mal drinnen u. fürchtest Dich, die Reihe finstrer Gemächer, auf die Du beim Eintritt einen scheuen Blick warfst, zu betreten; es kann Manches darin verborgen, Manches darin geschehen seyn, ja, indem Du dies denkst, fällt Dein Auge von ungefähr auf einen großen dunklen Fleck an der Wand, die Dir gegenüber ist, u. Du weißt nicht, ob es nicht vielleicht gar ein Blutfleck ist. Du schaust hinaus auf das weite, unermeßliche Schneefeld; ein Bettelkind schleicht mit erfrorenen Füßen u. erstarrtem Gesicht vorüber, es bettelt Dich nicht an, denn es weiß, daß Niemand in der Welt noch giebt, Du willst es herein rufen, aber Du erinnerst Dich zur rechten Zeit, daß Du Deinen letzten Kreuzer einem alten Manne, der schon in anderthalb Tagen Nichts gegessen, in den Hut geworfen hast. Ein lieberlicher abgedankter Soldat kommt hintendrein, Du ziehst Dich ängstlich vom Fenster zurück, denn Du bist allein, er bemerkt Dich nicht, aber er eilt auf das Kind zu, er ist gräßlich-freundlich mit dem Kind, das nicht ohne Zittern in sein wildes, verwüstetes Gesicht hinein sieht, das Kind hat ein Jäckchen an, das nicht völlig so schlecht ist, wie seine übrigen Kleider, des Jäckchens wegen — das ist Dir ausgemacht, wird er das Kind ermorden. — — — — — — —

Das nenn' ich aber Unsinn. Um Dir — nicht den Unsinn, das ist unmöglich — aber seine Quelle, begreiflich zu machen, bemerk' ich, daß ich einen Aufsatz schreiben wollte, und dachte, ich würd' ihn leichter in einem Brief an Dich, als sonst, zu Stande bringen. Von diesem Aufsatz ist denn das der Anfang; wirst Du verzeihen, daß ich das Blatt nicht abreiße u. ins Feuer werfe, sondern es Dir schicke? Ich habe heute (d. 30. Jan.) endlich einmal wieder einen Correspondenzbericht fürs Morgen-Blatt angefangen; er ist fast fertig, geht morgen oder übermorgen ab u. enthält eine Geschichte der Cholera, die jetzt, dem Himmel sey Dank, größtentheils vorbei ist. Alles fällt mir gegenwärtig schwer, auch das Verfertigen der Correspondenzberichte; so wie ich eine Zeile geschrieben habe, fühl' ich mich nicht zu der zweiten aufgelegt, sondern dazu, die erste wieder auszustreichen. Wie das enden soll, weiß ich nicht. Dennoch denk' ich über meine geistigen Kräfte, wie früher; um nichts geringer; aber Alles, was ich an der Welt, am Leben, am Menschen schätzte, verläuft sich mehr und mehr in's Nebelhafte, u. der einzelne Mensch wurzelt nur im Gefühl von der Würde der Menschheit, der Zweckmäßigkeit des Lebens, des Reichthums der Welt. Sonst war es Erbittrung, Haß, Verachtung, die in mir aufstiegen, wenn mir ein verderbter Mensch in den Weg kam, oder, wenn ich an gewisse Sünden der Zeit dachte; jetzt ist es reiner Schmerz, tiefstes, ungemischtestes Weh; mir ist, als hätt' ich Alles mit gethan u. ich fühle mich mit jedem Nackenden nackt. Ach,

daß die Natur sich nicht begnügte, Bäume hervor zu bringen mit Zweigen, voll Blüten u. Vögel, die sich hinein setzten! Der Mensch ging über ihre Kräfte. Sie wollte auch einmal wagen; da hat sie's nun! Im Menschen liegt nichts Consequentes; er ist ein Hazardspiel; er wird, wozu die Dinge ihn machen, oder, wenn er ihnen widerstreben will, gar Nichts.

Zweimal ist das Leben schön gewesen. Einmal, als Griechenland blühte; doch jener Zustand ist meinem Innersten fremd, ich kann nicht glauben, daß so viel Helles, Frisches, Fertiges, mich glücklich gemacht hätte. Das zweite Mal während des Mittelalters. Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrthum, u. Irrthum, der von dem Wahren, d. h. Möglichen u. Nothwendigen — noch weiter, viel weiter, als uns're jetzigen Irrthümer, abstand. Aber, der Irrthum hat Colorit u. Gestalt u. schlingt sich heiter u. lustig durch den Reigen des Lebens; die Wahrheit ist unsichtbar, wie ein Gott u. unheimlich, wie ein Gespenst. Wär' man doch damals geboren! Schon das ist ein großes Unglück, daß man nicht mehr an den Teufel, u. noch weniger an seine Sippschaft glauben kann; der Sturm, der eben jetzt (es ist 11 Uhr) draußen sein Wesen treibt, sagt mir Nichts, als daß er von den Bergen kommt, u. die Luft reinigt; hielt' ich's für den wilden Jäger, so würd' ich nicht mit dieser niederträchtigen Ruhe fort schreiben. Der Aberglaube ist für diese Welt, was (nach christl. Begriffen) der Glaube für jene. Die Menschheit mag wollen, oder nicht, sie muß sich noch einmal wieder ein goldenes Kalb machen, vor dem sie sich beugt. Gute Nacht!

München, den 19. Februar 1837.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich setze jetzt meinen Andreas fort. Ich hab' Dir, mein' ich, gleich im Anfang meiner Ankunft in München davon geschrieben. Diese Humoreske soll (dies ist die Aufgabe) neben dem Fratzenhaft-Lächerlichen das Schauerlich-Gespenstische zur Anschauung bringen u. so jene letzte gemischte Empfindung, die uns Welt u. Leben in ihrer Gesammtheit aufdrängen, erregen. Die Aufgabe ist so schwer, daß die Lösung höchst wahrscheinlich — mißlingt. Hätt' ich hier doch einen einzigen Menschen, dem ich in poet. Sachen Urtheil zutrauen dürfte; der könnte ungemein belebend, ja befruchtend, auf mich wirken, denn ich bin fast gegen jede meiner größeren Arbeiten in dem Augenblick, wo ich bloß zu spinnen, keine Knoten mehr zu schürzen, habe, ungerecht u. werfe sie zum Teufel. Aber solch Einen findet man nicht leicht; es ist unbedingt ein gewisses Genie, das ich, weil es nur empfangend u. aufnehmend ist, das weibliche nennen mögte, dazu erfoderlich; fast Alle kauen u. würgen um Stoff, u. ganz unerträglich werden sie, wenn sie in irgend einer Aeußerung eines großen Mannes, z. B. Göthes oder Richters, den Stein der Weisen gefunden zu haben glauben. Der Stein der Weisen macht aber Jeden, den Weisen, der sein nicht bedarf, ausgenommen, zum Narren.

Ich schließe hiebei einen versiegelten Zettel an, den ich Dich bitte, mir sobald, als möglich, nämlich mit Deinem nächsten Brief, versiegelt, wie er ist, zurück zu schicken, aber auf der Rückseite mit einer kurzen Bemerkung von

Deiner Hand versehen, des Inhalts, daß er in Hamburg gewesen, unter Hinzufügung des Datums. Gedulde Dich nur einstweilen, das Räthsel soll Dir gelöst werden, nur heute noch nicht. Ich bitte Dich aber sehr, diese meine Bitte nicht zu vergessen, und namentlich, so schwer es Dir auch fallen mag, Deine Neugier zu bezähmen, den Zettel auf keinen Fall zu eröffnen. Es ist eine sonderbare, aber ernsthafte, Geschichte, die Du erfährst, sobald das Papier wieder in meinen Händen ist.

Was Du über die Kindsmörderin schriebst, erinnert allerdings stark, mit Heinrich Kleist zu reden — lies doch dessen Schriften! — an die gebrechliche Einrichtung der Welt. Bürgerliche Gerechtigkeit kann nicht anders, sie muß sagen: wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Bürgerliche Gerechtigkeit hat aber mit der Gerechtigkeit selbst wenig zu thun, ist ihre entfernteste Verwandte; doch muß man ihr daraus keinen Vorwurf machen. Sie sorgt für das Fortbestehen endlicher, aber einstweilen nothwendiger, Verhältnisse u. muß streng seyn; ganz anderen Händen ist das Welt-Regiment anvertraut, auf ganz andere Puncte ist es gerichtet u. in ganz anderem Geist wird es geführt. Man muß diesen Gesichtspunct fest halten. — — —

Wenn meine Jungfrau von Orleans zu stande kommt, so werd' ich sie lieber auf den Scheiterhaufen, als auf die Bühne bringen. Ich verachte das deutsche Theater einestheils recht sehr, dann aber — solche Verachtung soll bei Schauspieldichtern zuweilen schnell vorüber gehen — ließe sich's gar nicht denken, daß in den ersten 20 Jahren auf den Brettern neben einem Schillerschen Stück ein anderes, das denselben Stoff behandelte, fort käme. Zudem ist Schillers Jungfrau eine echte Theater-Jungfrau; neben diesem Pfau würde ein einfach-edles Mädchen, das, nachdem Gott durch seinen schwachen Arm ein Wunder in's Leben gerufen, vor sich selbst, wie vor einem dunklen Geheimniß, zurück schauderte, schlecht figurieren.

München d. 21. Febr. 1837.

Ich bin so müde, daß mir die Augen fast zufallen, u. dürft' ich mir, wie sonst, wenn ich müde bin, eine ruhige Nacht versprechen, so würd' ich Dir, liebe Elise, jetzt nicht schreiben. Aber an Ruhe ist für mich nicht zu denken, das giebt mein Rheumatismus, der, so wie ich die Nachtlectüre weg lege und das Licht auslösche, gleich einer listigen Schlange, hervor schießt, nicht zu; also schreib' ich.

Arbeit und Lohn.

Mir war, als müßt' ich graben
Und grub gar tief hinab,
Grub' in die Läng' und Breite,
Am Ende ward's ein Grab.

War, weiß nicht wie, gezwungen,
Hab's nimmer gern gethan,
Doch sollt' ich, was ich wünschte,
Zuletzt als Lohn empfahn.

Das Grab war aufgeworfen,
Da sank mir Arm u. Bein,
Ich hatte Nichts zu wünschen
Und legte mich selbst hinein!

Rheumatismus ist nicht das größte Uebel in der Welt, aber ein recht großes; in der Nacht keine Ruh u. darum am Tage um so mehr Unruh. Es

wird hier — wir haben schon Frühling gehabt — jetzt wieder recht Winter, es schneit und regnet, und es giebt wohl keine Stadt in Deutschland, wo solches Wetter abscheulichere Folgen hätte, als in München. Ein Schmutz auf den Gassen, der selbst in Hamburg — und das will viel sagen — nicht seines Gleichen hat; auch ist's mir hier, wo sonst der Himmel schon so südlich-schwarzblau ist, um so unausstehlicher, wenn er ein verwittertes Matronen-Gesicht annimmt. — — —

Aus den Zeitungen wirst Du wissen, daß Börne gestorben ist. Sein Tod hat mich schmerzlich bewegt. Man beurtheile ihn, wie man wolle; einen hohen, reichen, und aller Herbe ungeachtrt, innig-erquicklichen Geist darf man ihm nicht absprechen, und noch weniger Mannhaftigkeit, Muth und edle Aufopferungskraft. Er hat nie, wie Heine, das Schwert gezogen, bloß, um zu zeigen, daß es blank und scharf sey; er hat das gezogene nie eingesteckt, weil es in die Hände seines eigenen Henkers hätte fallen können. Er hat für die Freiheit — auf die Freiheit selbst Verzicht geleistet; er war liebenswerther in seinen Fehlern, als Andere in ihren Tugenden. Nun giebt ihm Frankreich ein Grab; doch — ein Grab hätte ihm Deutschland auch gern gegeben. Er ruhe!

Wenn ich 2 sorgenfreie Jahre hätte, so — glaub' ich — würd' ich mich darin für alle Zukunft, auch in pecuniairer Hinsicht, sicher stellen können. Es ist mir neulich ein hoher dramatischer Stoff, deßgleichen noch nie behandelt ist u. den auch nur Wenige behandeln könnten, entgegen getreten, der Character Alexanders des Großen, dessen ganzes Leben (wie ich in einer Vorlesung von Görres, die ich zufällig hörte, zum ersten Mal erfuhr) unter dem Zweifel, ob er ein Sohn von König Philipp, oder von Jupiter Ammon sey, verstrich. Zustände der Art sind einzig u. das Unermeßliche ist in ihrem Gefolge; aber der Dichter, der sie zur Anschauung bringen will, muß sie ganz u. gar durch jene Zeit, durch ihre Denkweise, zu begründen suchen. Es sind mithin die umfassendsten Studien, namentlich in Bezug auf macedonische, persische u. egyptische Geschichte, erforderlich, und wie soll ich die in meinen jetzigen Verhältnissen möglich machen? Deutschland, theuerstes Vaterland, für 2 Mal 200 Thaler kannst Du einen unvergänglichen Alexander erstehen — willst Du? Du schweigst, und Du hast Recht, denn für die nämliche Summe kannst Du 60 nagelneue Triller der Demoiselle Faßmann (sie erhält in Berlin außer einem fixum von 3000 Rthl. noch 10 Rthl. für jede Vorstellung, die sie mit Gesang verherrlicht) haben.

D. 27. Febr.

Nun ist es wieder Nacht u. die Augen fallen mir fast zu, aber ich zitt're vor dem Bett, denn schon 4 Nächte hält gräulicher Schmerz im rechten Arm den Schlummer von mir entfernt; kaum, daß ich im Stande bin, zu schreiben. Das fehlte noch. Doch ängstige Dich hierüber nicht, gutes Mädchen; es ist ein bloßer Zoll an das Klima u. ich kann dem Himmel danken, daß ich so wohlfeil weg komme, andere Norddeutsche haben mit Schleim- u. Nervenfieber bezahlen müssen. Ungern scheide ich schon nächsten Frühling von München; nach Hamburg kann ich ja nicht als ein weißes Blatt, worauf noch immer Nichts geschrieben steht, zurückkehren, und München sagt sowohl mir, als meinen Verhältnissen, zu, man kann nirgends billiger u. zugleich angenehmer leben. Ohnehin darf ich mir vom nächsten Sommer noch mehr, als vom Winter, versprechen. Rousseau kommt

von Heidelberg hieher u. wird gewiß nach manchen Seiten hin belebend, an- u. aufregend, auf mich wirken. Der Arm ist ungnädig über das Plaudern. Es ist ein sonderbares Gefühl, solch ein körperlicher Schmerz; es ist, als hätte sich in das Gehäuse des Lebens ein Verkuppler eingeschlichen, u. man wüßte noch nicht recht, wozu man den machen sollte, ob zum bloßen Unruhstifter, oder zum Dieb, oder gar zum Räuber u. Todschläger.

D. 14. März.

Habe Du, beste Elise, tausend Dank für Deinen Brief, der mir endlich, endlich heut Abend gebracht wird. Ich trug große Sorge um Dich, um so größer ist nun auch meine Freude. Mein Rheumatismus ist bis auf eine Kleinigkeit verschwunden; dies bemerk' ich zu Deiner Beruhigung gleich im Anfang.

Ich soll Dir das im Morgenblatt gedruckte Gedicht senden? Ich sende es Dir nicht, weil Du es bloß des Titels wegen foderst. Uebrigens ist es nicht: stumme Liebe, sondern Liebesgeheimniß überschrieben.

Halte diese Sache indeß um des Himmels willen für nichts Anderes, als für einen Scherz. Ich verlange nicht, daß Dir das Verständniß der wahrhaften Dichter-Natur inniger geöffnet sey, als Millionen, obgleich es mir lieb wäre, wenn meine früheren Erklärungen über diesen Punct Dir als Fackeln gedient hätten. Jeder Mensch ist auf sich u. seinen jedesmaligen Zustand beschränkt, und dankt dem Himmel, wenn er sich den einigermaßen zu erklären weiß; da glaubt er denn, auch der Dichter könne Nichts aussprechen und darstellen, als was eben in seinem Herzen vorgehe, und ein Liebeslied setze unbedingt Verliebtheit, ein Weinlied einen Rausch voraus. Alles Dichten aber ist Offenbarung; in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgend ein Tiefftes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht. Im Dramatischen leuchtet dies Jedermann ein; der Teufel hat sich schwerlich zu Göthe in sein Arbeitszimmer bemüht, um ihm zu sitzen u. doch hat er seinen Mephisto gezeichnet; Shakespeare war nie ein Bluthund, und doch ging aus seiner Seele der König Richard hervor, vor dessen grauenhafter Erscheinung sich das Herz zusammen zieht, wie vor dem Schreckbild eines Todes, der Gott selbst u. alles Göttliche vernichten könnte. Es ist in der Lyrik um kein Haar breit anders. Die begeisternde Stunde mit ihrem Inhalt ist nicht das kümmerliche Treibhausproduct vorher gegangener äußerer Eindrücke; sie bringt dem Genius den Schlüssel zum Welt-All, nun kann er eintreten, wo er will.

Ich will, weil ich es gerade kann, Dir sogleich einen Beweis geben. Ich hasse das Christenthum, u. weiß wohl warum; ich hab's einmal gesagt u. sag's noch einmal. Das hat mich aber nicht abgehalten, gestern die folgende Romanze zu schreiben:

Vinum sacrum.

Es schlichen zwo schlimme Gesellen
Sich in die Kapelle hinein;
In Kannen, in goldnen, geweihten,
Stund dort der heilige Wein.

Da spricht der Eine mit Lachen
Zum Andern in sündigem Muth:
Komm', willst Du Dich mit mir berauschen
In Christi eigenem Blut?

Der Andere greift nach der Kanne
Und setzt sie flugs an den Mund;
Sie trinken u. trinken u. trinken,
Doch kommen sie nicht auf den Grund.

Sie trinken u. trinken u. trinken
Und treiben viel frostigen Scherz,
Doch steigt keine Glut auf die Wange,
Doch flammt keine Lust durch das Herz.

Sie trinken u. trinken u. trinken,
Die Kanne bleibt voll, wie sie war;
Da packt sie ein innerstes Grausen,
Sie stürzen hin am Altar.

Es kommt ein Meßner gegangen,
Er trifft sie, zerknickt u. verstört,
Er hatte mit Angst und Entsetzen
Ihr Aechzen u. Stöhnen gehört.

Sie rufen: er blutet auf's Neue,
Wer stillt das Blut im Lauf!
Er zeigt uns die offenen Wunden,
O weh uns, wir rissen sie auf!

Nun seh'n sie ewig den Heiland,
Ein blasses, blutendes Bild;
Er schaut sie an, nicht finster,
Ach, so unendlich mild!

Uebrigens hat die deutsche Poesie jetzt treffliche Aussichten. Im ganzen, diesjährigen Musen-Almanach steht kein einziges Gedicht. Ich habe die Wäsche in den letzten Tagen mit größter Indignation gemustert. Alles ist nett, niedlich, aber Nichts ist poetisch. Ich kann die Sachen des sonst von mir hoch verehrten Herausgebers, Adalbert von Chamisso, nicht ausnehmen. „Korsische Gastfreundschaft" ist ein Protocoll, oder vielmehr ein Reisebericht in Versen. „Der Müllerknecht" ein mattherzig-sentimentales Gewächs, hält die Mitte zwischen Leben u. Tod! Die beiden Sonette sind kleiner, als klein, u. feiner, als fein. Anastasius Grün, in seinem „Schutt" wahrhaft poetisch, hat auch 5 bis 6 Wind-Eier gelegt. Joseph von Eichendorff hat es, wie immer, wo er mir noch vorgekommen ist, so gut gemacht, als er kann; doch sein Geist ist weiblicher Natur, er empfängt, vermag aber wohl nicht, zu bilden. Die anderen Herren bilden sich alle ein, Anstreichen sey Malen! Heine hat Nichts zum Almanach geliefert, als sein Gesicht u. das hätt' er behalten mögen. Uhland — nun, es ist etwas Altes, daß der selten Neues bringt. Ich bin deswegen zu beklagen, ein Gedicht von Uhland ist für mich immer ein Ereigniß. Für ein zweites Glück von Edenhall gäbe ich die ganze Literatur pro 1838 mit all ihren Herrlichkeiten u. Schätzen.

Von Janinsky steht eine Novelle: „Die Belagerung von Hamburg" in der Cornelia. Sie ist besser, wie seine früheren erzählenden Arbeiten; es freut mich, daß er dergleichen schreiben kann, da ist für seine Existenz gesorgt; mir ist die Production solcher Sachen unmöglich; ich kann meine Idee nicht in einer langwierigen Folge von Situationen abhaspeln, wie ein Seidenwurm, all mein poetisches Thun und Treiben ist auf höchste Präcision gestellt!

In den letzten Wochen hab' ich den Andreas (von dem ich fürchtete, er mögte mir wegen der bizarren Mischung des höchsten Schauerlichen mit dem Komischen mißglücken) weiter befördert, u. hoffe nun, er soll mir gelingen. Die kluge Frau ist liegen geblieben, aber nicht für ewig.

Jetzt beschäftigt mich der „Meister Jacob", mit dessen zwei ersten Bogen ich sehr zufrieden bin. Ich denke ihn, sobald er fertig ist, sammt dem Vorwort zu einem Roman: „Der falsche Napoleon" an die Mitternachtszeitung zu senden.

Fragment.*)

Vergieb mir die trübe Stunde, sie ist vorüber. Es ist Abend u. jeder Abend ist schön, wenn man sich ihn nur nicht verdirbt, wie ich in diesem Augenblick durch das Lesen schlechter Gedichte. Da las ich vor einiger Zeit ein Trauerspiel von Fresenius, einem im 20sten Jahr verstorbenen jungen Frankfurter, das (als Todtenkranz) nicht ganz übel war; heute laß' ich mir seinen lyrischen Nachlaß geben, aber, du gerechter Gott! welch eine Waschweiberpoesie! Auch aus den bedeutendsten Stoffen so gar Nichts gemacht! Ich begreife es z. B. gar nicht, wie ein Mensch an die Nacht, oder den Abend, nur denken kann, ohne sogleich in einen Strom von Poesie hineingerissen zu werden. Und doch enthält dies Bändchen eine Masse von Nachtliedern u. Abendklängen, an denen Herz und Gemüth nicht den geringsten Antheil haben. Aus wahrem Verdruß (eine Muse, die selten begeistert) griff ich in meine eigene Brust u. schrieb folgende Verse:

Abendgang.

Ich ging einmal im Dunkeln
Spät durch ein fremdes Thal;
Die Nacht war still u. traurig,
Ich still und traurig zumal.

Ich dachte der theuren Menschen,
Die ich auf Erden fand,
Vor Allen gedacht' ich Derer,
Die schon bedeckt der Sand.

Da scholl's mit einem Male
Vom dunklen Berg herab:
Mensch, setze dich heut zu Tische,
Denn morgen geht's in's Grab.

War es ein Hirtenknabe,
Der jene Worte sang,
Ich weiß es nicht, sie gingen,
Mir durch die Seele bang.

Einst hatt' ich sie vernommen,
Aus eines Freundes Mund;
Da trank er meine Gesundheit,
Jetzt lag er im kühlen Grund!

Sehr freu' ich mich auf Ausführung einer Romanze „Die Teufelsorgel“. Die Idee einer echten Romanze, die bloß in der Länge, aber nicht in der Würde, dem höchsten Drama nachsteht, ja, die, insofern zu den Geheimnissen der Menschenbrust auch noch die tiefsten Geheimnisse der Natur in ihren Kreis gehören, vielleicht unter allen Dichtungsarten die unendlichste Aufgabe hat, kommt so selten, wie die Idee zu einem Faust oder einem Macbeth. (Du frägst mich, wie Gravenhorst zu mir stehe. Noch immer auf die alte, würdige Weise, obgleich wir in Heidelberg nicht erquicklich auf einander wirken konnten, da wir beide an der nämlichen Krankheit auf den Tod darnieder lagen.)

Um Dir nun noch zum Schluß eine unverhoffte Freude zu machen, laß' ich doch — so gut bin ich! das Gedicht aus dem M. Bl. folgen, bedinge mir dafür aber von Dir eine recht schnelle Antwort aus.

Liebesgeheimniß.

Du nennst die Liebe ein entzückend Träumen;
Ich nenne sie ein schmerzliches Erwachen;
Wir fühlen uns in tauben Schlummers Räumen
Gekettet an unwürdig-nicht'ge Sachen;

*) Nach dem Poststempel, von München den 17. März 1837.

Wir schauen, es ergreift uns, ohne Säumen
Frei für das hohe Leben uns zu machen;
Allein, wir Armen sind gar fest gebunden,
Bald ist der Muth, das Sehnen auch, verschwunden!

Ein müder Pilger kommt aus weiter Ferne;
Er streckt sich hin, zu dumpfem Schlaf ermattet;
Durch milden Blütenregen weckt' ihn gerne
Der Baum, der still u. freundlich ihn beschattet;
Halb wacht er schon. Da leuchten alle Sterne,
Ihn küßt ein Hauch, mit dem ein Duft sich gattet,
Der ganze Himmel neigt auf ihn hernieder;
Er seufzt: ein Traum! u. schließt die Augen wieder!

Und nun leb' wohl und sey überzeugt, daß ich Dein immer im Besten gedenke!

München 11. April 1837.

Sehr lange hast Du mich dies Mal auf Deinen Brief warten lassen u. sehr kurz muß ich ihn aus Gründen, die Dein Brief ja theilweise selbst gebracht hat, beantworten. Umsonst zwing' ich mich nämlich in dieser tristen Stunde, Etwas für den Schnock (dem, da er von Geburt ein Krüppel ist, dem die Glieder möglichst eingerenkt werden müssen, gar viel noch fehlt u. den ich doch so gern am 18ten dieses in Reinschrift an Campe absenden mögte) zu thun, da will ich die Minute für die Correspondenz nutzen. Im eigentlichsten Verstande will ich einmal beantworten, zu erst Deine letzte Frage, über die ich (nimms nicht übel) herzlich hab' lachen müssen. An welcher Todeskrankheit ich u. Fr. in H. darnieder gelegen wären? Liebes Kind, es giebt nur einen Tod u. nur eine Todeskrankheit, u. sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, deretwegen Göthes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Göthe befähigte u. begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt u. die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt u. in die Blüte tritt) erwürgt; es ist die, die das Blut zugleich erhitzt u. erstarrt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen; es ist mit einem Wort die Krankheit, die Du nie begreifen wirst, weil — Du darnach fragen konntest. Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel giebt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, der Doctor (sey er nun über den Sternen oder im Mittelpunct meines Ichs) der mich curiren will, muß zuvor die ganze Welt curiren, u. dann bin ich gleich curirt. Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindung, daß die Menschen so viel von Schmerzen u. doch so wenig von Schmerz wissen; es ist Erlösungs-Drang ohne Hoffnung u. darum Qual ohne Ende.

Von diesem Punct kommen wir so leicht u. ohne Umstände auf Religion, als von der Auszehrung auf einen Wunder-Doctor. Die Religion der meisten Leute ist Nichts weiter, als ein „Sich schlafen legen" u. es ist wirklich zu fürchten, Gott mögte sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen, u. die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten u. den Menschengeist mit all seinen Rheinfällen u. Gewittern im

Schlaf — d. h. im Glauben — an sich vorüber ziehen zu lassen. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der „wahre Christ“ sich denkt, paßt so vortrefflich in die große, krause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so ganz erstaunlich gut paßt, mögt' ich einen solchen Gott bezweifeln. Es wär' doch etwas mehr, als ein Wunder, wenn der menschliche Geist, der durchaus niemals eine Ursach durchdringt, die erste Ursach' alles Seyns wirklich so weit erfaßte, daß er sich ohne Frechheit heraus nehmen dürfte, an sie, auf sein eigenes Zeugniß hin, zu glauben u. also jede andere mögliche mit gränzenloser Keckheit zu verneinen; ich sage, es wäre mehr, als ein Wunder, mithin weniger, als eine Möglichkeit. Ich will nicht weiter gehen; ich würde überhaupt vor Deinen Ohren (da Du nämlich ein Frauenzimmer bist, aus keinem anderen Grund!) solch ein Thema nicht so weit abgespielt haben, wenn nicht jener verfluchte Hochmuth, der den wahren Christen schon seit 1800 Jahren zum wahren Hanswurst macht, auch in Dir ein ganz klein wenig sich regte. Ich will ihm nur eine Frage vorlegen, die vielleicht ihn, u. (wo nicht) gewiß mich, verstummen macht. Woher kommt's doch wohl, daß Alles, was auf Erden jemals bedeutend war, (ich rechne mich bei Gott nicht darunter, obwohl ich gegen einige Regimenter wahrer Christen immerhin auch als Beweis gelten könnte) über das Christenthum dachte, wie ich? Sollten in der That Leute, die sonst so blind sind, daß es für sie auf Erden überall fast keinen Unterschied giebt, gerade berufen seyn, Himmelskarten zu verfertigen, oder die einmal gezeichneten zu approbiren? Sollten Augen, denen der Sperling entgeht, der ihnen nicht auf der Nase sitzt, Stand und Bahn der Central-Sonne (das ist doch Gott) zu entdecken u. zu verfolgen, Kraft haben? sollten sie nicht etwas unverschämt seyn, wenn sie es nur wagen, einem Christus (der von meinem Gesichtspunct aus mehr ist, als von dem des strengsten Ortodoxen, obgleich nie mehr, als ein Mensch) Beglaubigungspatente auszustellen? Ist das nicht ungefähr eben so, als hätte am siebenten Tag, nachdem Gott die Welt geschaffen, während Gabriel u. Raphael auf den Knieen lagen u. nicht dachten, nicht sprachen, sondern sich begeisterten und schwiegen, ein Schulmeister sich erboten, sein Siegel darunter zu setzen? Religion ist das Product höchster Ohnmacht und höchster Eitelkeit, Beide mit einander multiplicirt.

Nun noch Eins. Ich werde nie ein Facultätsmensch, ein Jurist u. d. gl., und wenn, wie's scheint, Dein „innigster Wunsch“ darauf abzielt, so thut mir's leid, daß er durchaus nicht erfüllt werden kann. Ich hab' in Heidelberg für kein juristisches Collegium etwas gethan u. in München in kein's den Fuß gesetzt.

Nimm das Alles (ich bitte Dich sehr darum, liebe Elise, Du würdest mir unrecht thun) nur nicht für Bitterkeit. Wenn ich auch sonst keine einzige Tugend habe, ich bin wahr, u. Wahrheit verlangt zuweilen den stärksten Ausdruck.

Was aus mir werden wird, weiß ich nicht; ich glaube kaum, daß noch etwas aus mir werden kann. Eben so wenig weiß ich, ob die Schuld an mir liegt, doch das weiß ich, die Ewigkeit ist lang genug für die größte Arbeit. Auch das von dem Gewaltschritt hast Du nicht verstanden? Du bist zu beneiden!

Jetzt, da der Schnock gedruckt werden soll, hab' ich keinen ärgern Feind, als den Schnock. Sieh, liebes Kind, der Tod quillt aus meinem glühendsten Leben. Alles ist mir zuwider, besonders, was von mir selbst ausgeht. Was ich denke, was ich empfinde, ekelt mich an — o Gott, warum — ich will nicht fragen, warum hast Du den Menschen so gemacht, es wäre vielleicht Lästerung, ich will nur fragen: warum ist es möglich, daß der Mensch so werden kann!

Hiebei (d. h. in diesem Augenblick) fällt mir etwas ein. Kannst Du mir bei dem Gott, den Du glaubst, schwören, daß Du jenen versiegelten Brief nicht eröffnet hast?

Meinst Du im Ernst, daß mir etwas daran liegt, ob ich als Poet anerkannt werde, oder nicht, ja daran, ob ich ein Poet bin, oder nicht? Einen halben Zoll höher oder tiefer auf der Leiter, die nur in's Blaue hinein führt, ist gleichgültig; gleichgültiger noch ist's, ob mein Hintermann sich oder mich für den Vordermann hält. Für die Existenz des Glücks auf irgend einem fernen Indien im Welt-All spricht freilich Nichts so sehr, als — das Unglück; nicht (die Augen könnt' ich mir ausreißen, müßt' ich denken, daß Du solch' eine triste Bedeutung nur überall hineinlegen könntest) weil die Wunde ein Pflaster voraus setzt, sondern weil die Idee des Glücks in einem Menschen-Geist etwas so Unbegreifliches, Närrisches, ja Wunderbares ist, daß sie nur durch Offenbarung hinein kommen kann. So liegt der echte Trost eigentlich in der Verzweiflung, u. es giebt keinen Propheten, als den Wahnsinn.

Unsere Zeit ist schlimme Zeit. Das große Geheimniß, die letzte Ausbeute alles Forschens, Handelns u. Strebens, die Ueberzeugung, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht u. bei der Spielerei in seiner langweiligsten Stunde von sich Nichts, als höchstens einen glänzenden Schaum unter das Machwerk gemischt hat, war ehemals hinter sieben Schlösser u. Riegel versteckt u. der Mensch sah sich und das Räthsel zu gleicher Zeit aufgelös't, d. h. er starb, wenn er klug wurde. Die alten Schlösser und Riegel sind schadhaft geworden, schon der Knabe kann sie aufreißen u. der Jüngling reißt sie auf; ach, und fliegt der Adler wohl länger, als er an die Sonne glaubt? Die Weltgeschichte steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demuth erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne eine Menschheit, die er wiegen, säugen u. selig machen muß, Gott u. selig seyn kann; die Natur steht zum Menschen, wie das Thema zur Variation; das Leben ist ein Krampf, ein Rausch oder eine Opiums-Ohnmacht. Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt, oder nur ersetzt? Ich fürchte, zum ersten Mal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen; sie hat sich ein Brennglas geschliffen, um die Idee einer freien Menschheit, die, wie in Frankreich der König, auf Erden nicht sterben kann, darin aufzufangen; sie sammelt, die Weltgeschichte sammelt, sie sammelt Stralen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zusammen gebettelt. — — — — — — — — — — — — — —

Daß Campe meinen Roman verlegen will, ist recht gut, darum aber keineswegs, wie Du meinst, die Hülfe da. Ich kann nicht schnell und nicht

viel schreiben; die Hülfe ist erst dann da, wenn man mein Weniges bedeutend genug findet, es per Zeile zu honoriren, wie andere Sachen pro Seite. Darauf darf ich aber jetzt (u. vielleicht nie) keinen Anspruch machen. Ich hoffe nicht leicht, denn ich weiß, es ist dem Schicksal nicht leicht, Hoffnungen zu erfüllen. Der Schnock entspricht nur in wenigen Capiteln meinen eigenen Ansprüchen; lieber schreibe ich Campe zum Herbst etwas ganz Neues, doch werd' ich den Schnock vom Stapel laufen lassen u. arbeite so eifrig daran, als ich irgend vermag. — — Das Beste hab' ich zu allerletzt in München geschrieben, ein kleines Mährchen: der Rubin, auf dessen Idee, die sich herrlich für eine Oper eignen mögte, ich mir wirklich so viel, als ein ehrlicher Mann darf, einbilde. Johanns letzter Brief an mich ist äußerst respectabel, die Zartheit, womit der Junge das Unumgängliche berührt, legt für sein Herz, wie für seinen Charakter, das vortheilhafteste Zeugniß ob. Ich gewinne ihn immer lieber. — — — —

Nun lebe recht wohl und antworte mir bald

München den 12. May 1837.

Es regnet und schneit, das ist der May in München! Mein Husten (ich komme ganz natürlich von der Witterung auf meine Krankheiten, denn diese haben wohl größtentheils in jener ihren Grund) hat mich verlassen, statt dessen hat sich seit gestern ein abscheuliches Halsweh, das aber kein innerliches ist, bei mir eingestellt. Wäre ich doch einmal wieder körperlich recht gesund! — — —

Dein Brief war, je später er kam, um so willkommener; ich hatte ihn längst mit Sehnsucht erwartet, ich erhalte von Niemanden Briefe, außer von Dir. Die Theilnahme, die Du mir auf jede Weise bethätigst, rührt mich tief; ich wollte, ich könnte sie Dir besser vergelten. Aber, es geht nun einmal nicht; was Du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes, höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab' ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür giebt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichthum innerer Fülle überschütten; dann löf't sich mir irgend ein Räthsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind. Anderen Stunden vergönn' ich's um so lieber, daß sie mich martern, als ich weiß, daß sie mich, wenn sie mir auch ihren ganzen Inhalt, der so Manchen selig macht, bringen wollten, doch nicht erquicken könnten; die Erde hat ihre Rechte, aber, wenn ich auch mit den Wellen kämpfen und ringen muß, so reicht das Haupt doch über sie hinaus und mein Blick erfaßt die ewigen Sterne. Ich lebe (dies ist bei mir seit einem Jahre kein leeres Wort mehr) schon im Welt-All, und je inniger ich von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens (nur nicht im sogenannten christlichen Sinn) überzeugt werde, je mehr freue ich mich, daß es mir gestattet wird, von einem Grad zum andern nicht, nach dem allgemeinen Schicksal, hinüber zu kriechen, sondern hinüber zu springen. — — — Ich kann und mag Niemanden täuschen, selbst dann nicht, wenn er das meiner Natur und meiner innern und äußern Lage Widerstrebende von mir fodert; Keiner soll, wenn ich später einen Weg einschlage, den man ungewöhnlich, närrisch, thörigt u. s. w. nennt, sagen

können: „hätt' ich das gedacht, so ꝛc." den Nachsatz ergänzest Du leicht. Ich weiß, die Schoppe (und also auch die Gräfin R., die durch ihre Brille sieht) denkt sich in mir einen talent- etwa gar genievollen Menschen, der nebenbei erstaunlich fleißig ist, mit Glanz ein Examen bestehen und dann in Staat und Literatur auf eine jeden Wohlthäter und Gönner befriedigende Weise seine Carrière machen wird. Von allem diesen bin ich aber Nichts und wird, was wenigstens die eine Hälfte anlangt, Nichts eintreffen. Ob ich Talent oder Genie habe, steht mir nicht zu beurtheilen zu; mit Bezug auf Poesie glaub' ich's zuweilen. Fleißig aber bin ich ganz und gar nicht, ich kann's nicht seyn und werd's nie seyn; vielleicht liegt der Grund in meiner Gesundheit, die ich für zerrüttet halte. Mein Studiren beschränkt sich auf's Lesen solcher Bücher, die meinen innern oder meinen literarischen Bedürfnissen entsprechen; dies giebt vielleicht einen Künstler, aber niemals einen Doctor. Alles dies werde ich übrigens der Doctorin in meinem nächsten Brief in trockenen Worten aus einander setzen und mir jede weitere Unterstützung verbitten. Der Dichter soll Nichts einnehmen, was für den Juristen bestimmt war. Ueberhaupt hoffe ich's bis zum Herbst so weit zu bringen, daß ich auf eignen Beinen stehen kann; ich verlaß' mich dabei freilich etwas auf meinen Schreiner Schnock, in dem ich, nachdem ich ihn in den letzten 14 Tagen vor seiner Absendung an Campe völlig umgearbeitet, ein echt comisches Charactergemälde geliefert zu haben glaube. Im Lauf dieses Sommers werde ich jedenfalls einen zweiten Roman schreiben, mit dem ich mich aber jetzt noch durchaus nicht beschäftige, weil ich zuvor alles Angefangene, Mährchen, Novellen, Humoresken ꝛc. beendigen und dann in einem Bändchen, für das ich in Stuttgart einen Verleger zu finden hoffe, zusammenstellen will. Auch denke ich daran, etwa 70 von meinen Gedichten heraus zu geben; doch bin ich über diesen Punct noch zweifelhaft.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Lectüre der Heinrich von Kleistschen Erzählungen hat mich erfrischt und wahrhaft gefördert. So geht es mit allen echten Werken der Genies, sie sind unerschöpflich. Kleist ist, so weit man ein Muster haben kann, mein Muster; in einer einzigen Situation bei ihm drängt sich mehr Leben, als in drei Theilen unserer modernen Roman-Lieferanten. Er zeichnet immer das Innere und das Aeußere zugleich, Eins durch das Andere, und dies ist das allein Rechte.

Woran es liegt, weiß ich nicht, aber ich kann durchaus nicht in die rechte Brieflaune hinein kommen. Es ist eine verfluchte Aufgabe, mit gesperrten Füßen zu marschiren.

Gedichte sind in den letzten Wochen nicht entstanden; mein Geist hat das Eigenthümliche, daß er sich mit all seinen Kräften eigensinnig auf das wirft, was mich eben vorzüglich beschäftigt, und mir, wenn ich über Erzählungen, Romane u. d. gl. brüte, jede Empfindung in Handlung verwandelt. Ich dank ihm das.

— — — — — — — — — — — — — — — —

München 18. Juny 1837.

Hast Du denn nicht die geringste Sehnsucht mehr, Briefe von mir zu empfangen? Ich schließe dies daraus, daß Du mir keine schreibst. Heute sind es nun schon mehr, als 4 Wochen, und noch immer sehe ich Deiner Antwort auf meinen letzten Stoßseufzer entgegen. Bereits vor 14 Tagen fing ich einen Brief an Dich an, den ich aber nicht fortsetze, weil er finster ist, wie die Mitternacht. Heute haben wir in München einen Feiertag, den hier die Protestanten, obgleich er nur die Katholiken angeht, redlich mitfeiern helfen, da will ich denn an Dich schreiben, Allerlei durch einander, wie es mir eben einfällt. Ich bin nicht gegen viele Menschen wahr, ich kann's nicht seyn, denn sie würden mich nicht verstehen u. (was das Schlimmste wäre) doch zu verstehen glauben; doch mach' ich es nicht, wie Moses, der seinen Aussatz hinter dem Schleier für göttlich-blendenden Glanz gab u. seine Krankheit anbeten ließ. Aber, gegen Dich bin ich wahr, so wahr, wie gegen mich selbst, man kann es seyn gegen einen umfassenden Geist, man muß es seyn gegen ein umfassendes Gemüth. Darum sind meine Briefe an Dich, wie meine Launen, herb, bitter und ausschweifend; ich lasse das Gefühl walten, wie es steigt und fällt, Du erhältst treue Abdrücke meiner Seele, was freilich schlimm ist, da mein Inneres nur Sonnenfinsterniße kennt.

Du hast (ich lese, um nur Etwas von Dir zu lesen, Deinen letzten Brief noch einmal) Recht, Hypochondrie ist meine Krankheit. Aber, woher entspringt sie? Einzig u. allein aus äußeren Verhältnissen? Dann wäre vielleicht eine Heilung möglich, ein Beutel mit Louisdor's könnte Wunder thun. Ihre letzte Quelle ist anderswo, sie liegt tief in meiner Persönlichkeit. Die Natur sollte keine Dichter erwecken, die keine Göthes sind, darin steckt der Teufel. Jedes Talent verlangt tyrannisch zu seiner Entwickelung u. Ausbildung ein Menschenleben, und das geringere am dringendsten. Ist die Ausbeute aber wohl der Mühe werth? Dies ist eine Frage, die sich Raupach und andere gute Gesellen vermuthlich nie gestellt haben, weil die Antwort verrückt machen könnte. Das ist der Fluch meines Daseyns, daß mein Talent zu groß ist, um unterdrückt, und zu klein, um zum Mittelpunct meiner Existenz gemacht werden zu können. Ich erkenne das Vortreffliche, ich erreiche es zuweilen, aber, was hilft es mir, wenn ich dort nur besuchen darf, wo ich wohnen sollte. Und wieder — soll, kann ich einen Baum umhauen, der mir schon so manche schöne Frucht gebracht hat? O, Zwiespalt, Zwiespalt, und wo ist ein Ausweg? — Genug! —

Wie gefällt Dir dieser kleine Klang? Ich hatte das Ding schon verurtheilt, aber mir scheint jetzt, als ob sich etwas Lebendiges darin rege.

Das Bettelmädchen.

Das Bettelmädchen sitzt am Thor,
Es friert sie gar zu sehr.
Da tritt ein Rittersmann hervor,
Der wirft ihr hin den Mantel,
Und spricht: was willst Du mehr?

Sie dankt ihm stumm und ohne Wort,
Es friert sie gar zu sehr,
Dann geht sie stolz und glühend fort,
Und läßt den Mantel liegen,
Und spricht: ich will nichts mehr!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mein zweiter Roman ist jetzt angefangen. Ich war zwischen 3 bis 4 Stoffen unentschieden, wovon einer sehr ernst war; ich habe mich abermals für einen humoristischen (das Wort ist nicht bezeichnend genug, aber ich finde kein anderes) bestimmt. Ich denke darin ein Gemälde zu liefern, welches uns're ganze Zeit abspiegelt u. erklärt; der Titel ist: „Der deutsche Philister" und mein Held ein Mann, der immer Recht hat, nur niemals in seinen Gründen. Er ist aber nicht, wie Schnock, ein simpler Handwerker, er ist gebildet, Geheimerat, Schriftsteller, bekannt u. geschätzt. Dieses Werk (oder kein's) muß mich fest stellen in der Literatur; Gott gebe seinen Segen dazu. Ich arbeite sehr langsam daran, schon deswegen, weil ich Manches mit Bezug darauf studiren muß; ich studire jetzt überhaupt mehr, wie sonst, u. mache mir fleißig Auszüge aus bedeutenden Schriften.

Es fällt mir ein, daß ich in irgend einem meiner Briefe an Dich über Schiller u. namentlich über seine Jungfrau von Orleans ein albernes und kindisches Urtheil gefällt habe. Dies kam daher, weil ich Schiller in der Zeit meiner Reise nicht mehr gelesen hatte u. die Eindrücke, die er auf mich, als Knaben u. jungen Menschen gemacht, mit den Eindrücken, die er überhaupt macht, verwechselte. Schiller ist ein großer Dichter und die Jungfrau von Orleans ist ein großes Gedicht. Doch gilt mein altes Urtheil über ihn in voller Ausdehnung mit Bezug auf seine lyrischen Hervorbringungen; diese sind wirklich die kalten Früchte des Verstandes, nicht die characteristischen Ergüsse eines erregten Gemüths. Auch hab' ich keineswegs den Gedanken aufgegeben, selbst eine Jungfrau von Orleans zu schreiben; meine Idee hat mit der Schiller'schen durchaus keine Verwandtschaft, wodurch sie nicht gewinnt, aber auch nicht verliert.

Wahre Plage macht mir mein Verhältniß zum Morgenblatt. Meine Correspondenzberichte sind abgedruckt und ich erhalte kein Geld, nicht einmal eine Antwort auf meine Vorfrage über diesen Punct. Meine vier Erzählungen werden mir nicht zurück geschickt u. keine wird aufgenommen. Was dies bedeutet, weiß ich nicht. Ich werde in diesen Tagen noch einmal an Hauff schreiben und ihm dabei (um Gelegenheit zu erhalten) mein Mährchen: „der Rubin" senden. Antwortet er dann nicht, so werd' ich grob. Hauff ist kein Jupiter, so wenig vom ersten, als vom zweiten Rang; ihm kommt das olympische Stillschweigen nicht zu, u. es ist unhuman, Manuscripte $^3/_4$ Jahr liegen zu lassen, wenn er keinen Gebrauch davon machen will, es ist unverschämt, Correspondenzberichte ein zu rücken, ohne sie zu honoriren.

München d. 13. Septber. 1837.

Ich lese so eben Ekermanns Gespräche mit Göthe und fühle mich gedrungen, Mancherlei, was diese Lectüre in mir angeregt hat, gegen Dich auszusprechen. Ekermann erscheint mir keineswegs als ein irgend bedeutender Mensch, denn in diesem Fall hätten ihm in seinem Alter viele bedeutende Dinge, die ihm von Göthe überliefert wurden, unmöglich neu seyn können; sie müßten ihm längst klar gewesen seyn und Göthe hätte höchstens noch sein Siegel darunter gedrückt; er kommt mir vor, wie Adam, dem Gott der Herr seinen Hauch einbläs't. Und dennoch hat dieser Mann sich in ein angenehmes u. ehrenvolles Verhältniß zu

Leben und Welt gesetzt, er ist mit Allem, vornämlich mit sich selbst, im Reinen, freut sich dessen, was er hervor zu bringen vermag, mäkelt und klügelt nicht und genießt in heiterem Bewußtseyn jeden Tropfen seiner Existenz, sieht seinen Genuß villeicht gar durch die Erinnerung überstandener Mühseligkeiten und Plagen erhöht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

d. 20. September.

Ich lese jetzt fast Nichts, als über Napoleon. Das ist doch ein Mensch, mit dem man sich kaum verwandt fühlt. Diese ruhige Größe in jedem Moment, die sich nie vergißt; dieser Durchblick, der allen Combinationen des Lebens gewachsen ist — man trifft es in der Geschichte nicht zum zweiten Mal. Ich bin auch völlig überzeugt, daß all seinen riesenhaften Plänen u. Unternehmungen eine letzte Intention zum Grunde lag, die Niemand ahnt, weil Niemand groß genug ist, daran zu glauben. Eine ungeheure Aufgabe für einen Dichter, die französische Revolution mit ihrer Armee von Göttern u. Halbgöttern dramatisch zu gestalten: wer daran denken dürfte! Ach, was ist man, wenn man kein Shakespeare ist!

Abends.

Wieder kein Brief! Du bist doch nicht krank? — Das Buch von Ekermann über Göthe hat mir viel zu schaffen gemacht. Könnte ich mit Göthe übereinstimmen und die Wege, die August Platen u. Friedrich Rückert wandeln, für die rechten halten, so wäre mir gleich geholfen. Ich habe auch Augen, allerlei was außer und in mir vorgeht, wahrzunehmen, und witzige oder sententiöse Einfälle stehen mir Dutzendweise zu Gebote; ist das Poesie, so soll es mir jährlich an 20 Bogen Gedichte nicht fehlen. Nur Schade, daß Göthe, der Mann von 30 Jahren, schwerlich der Stolz Deutschlands, die Bewunderung Europas, geworden wäre, wenn er die Principien befolgt hätte, die er als Mann von 80 Jahren aufzustellen für gut befindet. Wahrhaft verdrossen hat mich die Art u. Weise, wie er Uhland abfertigt; da heißt es, Uhlands Ruhm habe „einigen“ Grund, es sey „gewissermaßen“ zu bedauern, wenn seine Production aufhörte xx, während jämmerliche Gesellen, die mit ihren trockenen Verstandes- und Bildungs-Erzeugnissen nie eine Seele entzündet haben, mit Lob u. Beifall überschüttet werden. Ich kann mir die Sache nun freilich leicht erklären; in Göthe war diejenige Kraft, aus welcher seine (höchstens von Uhland erreichten) Jugend-Romanzen u. Lieder, wie z. B. der Fischer, hervor gingen, erschöpft, nicht aber der Trieb, fortwährend zu produciren, und der letzten Hälfte seines Lebens zu Gefallen verläugnete er die erste. Dennoch hält es schwer, in Göthe, dem Deutschland ausschließlich sein geistiges Conto-Courant verdankt, einen Falschmünzer zu sehen; ich wenigstens prüfe, bevor ich es wage, einen einzigen seiner Aussprüche umzustoßen, vorher das ganze Fundament meiner geistigen Existenz. Aber, ein Grundsatz, der aller Mittelmäßigkeit Thüren u. Thore öffnet, kann unmöglich der rechte seyn; ich glaube, nie an Etwas, was die Kunst erleichtert, denn ich weiß, daß die Sonne sehr fern ist, obgleich ihr täuschend-ähnliches Bild uns aus manchem Wasser entgegen glänzt.

Nun aber will ich Dich, liebe Elise, einmal prüfen, um zu erfahren, ob ich den Beifall, womit Du meine Poesieen nur all zu freigebig aufnimmst, wohl einigermaßen schätzen und (dies ist die Hauptsache) ob ich wohl hoffen darf, in meinen besten u. tiefsten Compositionen von dem größeren Publico in etwas

verstanden zu werden. Ich habe Dir in einem meiner Briefe ein kleines Gedicht von nur 3 Versen (Traum oder das Grab betitelt; anfangend: „Mir war, als müßt' ich graben) mitgeteilt; zergliedere es mir einmal, und sage mir, worin unterscheidet es sich wohl von einer gemeinen sentimentalen Faselei, warum ist es poetisch, welche Idee scheint Dir zum Grunde gelegt? Ich bitte Dich herzlich, komm' mir nicht mit Deinem „einfachen Mädchen" u. d. gl. Redensarten, sondern schreib' herzhaft und ungenirt, wie Du meinst; triffst Du's, so soll's mich freuen, triffst Du's aber nicht, soll mich's gewiß nicht verdrießen. Halte die Sache übrigens nicht für bloße Grille; ich darf Dich als die Repräsentantin einer bedeutenden u. keineswegs gering zu schätzenden Classe betrachten u. wahrlich nicht hoffen, daß viele Andere fassen, was Dir entgeht. Einen kleinen Fingerzeig will ich Dir geben: kein's meiner Gedichte spricht etwas Allgemeines aus. Ich bitte Dich, laß' meinen Wunsch nicht unberücksichtigt, es liegt mir daran.

Begierig bin ich, ob der Schnock Dir zugesagt hat. Es wird Dir nicht entgangen seyn, daß Alles, was im ersten Manuscript, wenn Du Dich dessen noch erinnerst, bloßer Spaß war, jetzt zum nothwendigen Resultat einer zwar comischen, aber durchaus consequenten Persönlichkeit erhoben ist.

Einen Tag später, Abends bei der Zurückkunft vom Spatziergang unter den Arcaden.

Herz, mein Herz, Du bist so traurig,
Und, wenn ich Dich frag', warum,
Giebst Du Vieles zu verstehen,
Bleibst jedoch im Grunde stumm.

Liebes Herz, ich muß Dir sagen:
Mancher trinkt sein eignes Blut,
Und man muß ihn nicht beklagen,
Denn es schmeckt ihm gar zu gut.

Herz, mein Herz, Du bist so traurig,
Und, wenn ich Dich frag', warum,
Giebst Du Vieles zu verstehen,
Bleibst jedoch im Grunde stumm.

Liebes Herz, ich muß Dich bitten,
Höre, was der Weise spricht:
Manches Leid ist, wie der Teufel,
Glaub' ihn nicht, so ist er nicht.

Herz, mein Herz, du bist so traurig,
Und, wenn ich Dich frag' warum,
Giebst Du Vieles zu verstehen,
Bleibst jedoch im Grunde stumm.

Liebes Herz, Du mußt bedenken,
Daß der Mensch dem Unthier gleicht,
Welches, wenn's sich selbst betrachtet,
Schaudert, u. im Tod erbleicht.

Herz, mein Herz, Du bist so traurig,
Und, wenn ich Dich frag', warum,
Giebst Du Vieles zu verstehen,
Bleibst jedoch im Grunde stumm.

Liebes Herz, vernimm: die Wunde,
Die das Leben Einem schlug,
Brannte darum nur dem Thoren,
Weil sie — ihm nicht groß genug!

Diese Verse, liebe Elise, erhältst Du ganz warm, aus der Quelle, ich schreibe sie zu erst auf dies Blatt nieder! Eigne Dir davon an, was Du kannst.

(Halte diese Verse aber um's Himmelswillen nicht für ein Gedicht! hier ist der Unterschied zwischen Geist und Poesie.)

München d. 23. Novbr. 1837.

Am 23sten vor. Mon. gab ich meinen letzten Brief an Dich auf die Post; in 8 Tagen ungefähr werde ich eine Antwort erwarten können, ich darf also endlich einen neuen Brief an Dich anfangen. Diese vier Wochen haben mir

nach einer so langen Pause endlich wieder einige Gedichte mit gebracht; das letzte, welches so eben entstand, theile ich Dir mit:

Der blinde Orgelspieler.

In andächtiger Stille
Stehn wir, Dein frommes Spiel
Weckt in unendlicher Fülle
Uns das tiefste Gefühl.

Meinen hinüber zu treten
In den reinsten Kreis;
Mancher mag jetzt beten,
Welcher es selbst nicht weiß.

Ist Gott Dir aufgegangen
Hell in der ew'gen Nacht?
Ward Dir darum verhangen
Dunkel der Erde Pracht?

Eine der Thränen doch, eine
Lasse der Herr Dich sehn,
Die in himmlischem Scheine
Allen im Aug' jetzt stehn!

Du wirst dafür den blinden Musicanten ausstreichen und hast, wenn Du diese beiden Productionen, die aus einer und derselben Idee hervor gegangen sind, mit einander vergleichen magst, eine Gelegenheit, über das Wesen der poetischen Composition Etwas zu erfahren. Von den übrigen Gedichten theile ich Dir, um Raum zu ersparen, bloß die Titel mit: 1, Der König. (Romanze). 2, Stille. 3, Welt-Ende. 4, Zwei Wandrer. (Romanze). Mit einem fünften, sehr bedeutenden, trage ich mich noch; überhaupt, wäre es außen heller um mich, müßte ich nicht um jeden Fuß breit Existenz kämpfen, so würde ich sehr viel hervor bringen. Begierig bin ich, wie weit Du mit der Analyse des „Grabes" fertig geworden bist. Ich fahre heute, den 26sten, mit dem Briefe fort und mache (daran magst Du den öconomischen Briefsteller erkennen!) nicht einmal zuvor einen Absatz. Ich habe Schnupfen, das hindert mich am Arbeiten, sonst bin ich seit einiger Zeit wieder recht frisch und lebendig. Mein Roman: Der Philister verlangt, wenn etwas Tüchtiges daraus werden soll, wenigstens $1^1/_2$ Jahre Zeit; wenn es mir, wie ich hoffe, durch andere Bestrebungen gelingen sollte, mich so lange zu fristen, so darf ich von dem Philister gute Dienste erwarten. Ich denke ihm dadurch ein bedeutendes Fundament zu geben, daß ich ihn in die neuesten Versuche zur Wieder-Einführung des Jesuitismus verwebe; über niedrige, triviale Verhältnisse wird man ebenfalls nicht zu klagen haben, da ich einen ganzen Hof hinein zu bringen gedenke; ich hoffe darum nicht zu viel, wenn ich annehme, daß mein Roman nicht allein in den Augen einer gesunden Kritik, die überhaupt selten ist, sondern auch in den Augen des Buchhändlers einigen Werth haben wird, worauf leider etwas ankommt. Ich muß jedoch zuvor aufs Aller-Genaueste die Geschichte des Jesuitismus studiren und gerade dies wird entsetzlich viel Zeit wegnehmen.

d. 29. Novbr.

Es dauert diesmal entsetzlich lange, bis Du mir antwortest. Gestern habe ich ein Märchen: Der Rubin an's Morgenblatt abgesandt; der Himmel gebe, daß es aufgenommen wird. Im Laufe des verwichenen Sommers habe ich drei kleine Manuscripte an die Mitternachtszeitung gesandt: Du hast wohl keine Gelegenheit, darüber, ob etwas davon abgedruckt ist, Nachricht einzuziehen? Für meinen Zitterlein hab' ich keinen Groschen Honorar bekommen. Die Doctorin Schoppe hat mir auf meinen großen Brief, worin ich ihr die Aenderung meines Entschlusses, Jurisprudenz zu studiren, mittheilte, noch immer nicht

geantwortet; ich habe ihr jedoch in diesen Tagen geschrieben und zwei kleine Erzählungen von Rousseau beigelegt, auf welche ich Dich aufmerksam mache. Wahrscheinlich ist sie ungehalten, weiß aber nicht, wie sie auf schickliche Weise ihren Unmuth auslassen soll; daß ich nicht umsonst zwei Jahre älter geworden bin, mag sie denn doch merken. — — — — —

d. 7ten Dezember.

Wir würden uns nie wieder sehen, meinst Du? Gewiß, und spätestens in 1 $^1/_2$ Jahren! Nur Eins beunruhigt mich: liebe, beste Elise, jedes Gefühl ist mir heilig, aber ich mögte in Deinem Herzen ein ewiges erregen, und ein solches ist die Freundschaft. Nimm doch das Leben von einer größeren Seite; versuch' es nur, und es wird gehen. — Wohl werd' ich am Weihnachts-Abend Deiner innig und gern gedenken; auch mir ist solch ein Tag kein Tag der Freude, auch ich habe eine Zeit gekannt, wo er mir etwas brachte, war es in meiner Kindheit auch Nichts, als ein sonst ungewohntes reichlicheres Nacht-Essen, in meiner Jugend Nichts, als ein mehr als sonst geglättetes Gesicht meiner Eltern u. in meiner Schreiber-Zeit Nichts, als ein geschäftsfreier Abend. Glaube mir, ich wüßte auf der ganzen Erde keinen Platz, wo ich den bevorstehenden lieber feiern mögte, als in Deinem Zimmer, und sey überhaupt überzeugt, man kann, wie bunt und wunderlich die Dinge auch liegen mögen, bei mir nur gewinnen, wenn unzulässige sogenannte stärkere Gefühle sich in das der Freundschaft verwandeln. Mögtest Du doch dies einmal recht empfinden — wie glücklich wär' ich! — — — — — — — — — — — — —

Und nun das herzlichste Lebewohl; kann's dazu beitragen, Deine Festtage zu erheitern, so erinn're Dich, daß meine Gedanken Dich in der Einsamkeit Deines Zimmers umschweben, daß ich an Dich schreibe, wie Du an mich.

(Von Elisens Hand geschrieben:) Die feierliche erhabene Stille der Seele ist mir geheiligt. Ferner (mit Bleistift auf demselben Briefe): „Es liegt im Menschen, seinen Schmerz tiefer zu fühlen, wenn er einen Schein des Glücks um sich her erblickt.“

München, d. 18. Jan. 1838.

Deinen Glückwunsch zum neuen Jahr, liebe Elise, gebe ich Dir aus voller Seele zurück. Möge die Kraft, alle Beschwerden des Lebens zu ertragen, Dich niemals verlassen und mögest Du dieser Kraft nur selten bedürfen! Ich habe übrigens das alte Jahr angenehmer, wie das vorige Mal, beschlossen; ich war bis 2 Uhr Nachts mit Rousseau bei einem guten Glase Punsch zusammen. — Dein Brief hat mir Unangenehmes, jedoch nicht Unerwartetes, gebracht. Wenn ich über den Rellstabschen Wisch einige Worte verliere, so geschieht dies nur, damit mein Stillschweigen nicht so ausgelegt werde, als ob ich mich einem solchen Foro unterwürfe. Wie ich Rellstab et Cons. betrachte, weißt Du längst, schon seit meinem Aufenthalt in Hamburg. Wie ihn die Kritik betrachtet, und in welchem Verhältniß er zur deutschen Literatur steht, kannst Du aus jeder Recension erfahren. Er läuft eben so mit; man nimmt so wenig Notiz von ihm, wie von einem Tagelöhner, der seine Zeit so gut verwendet, daß er ein hübsches Sonntags-kleid vor sich bringt. Ich zweifle nicht, daß er in Berlin sein Publicum hat;

ich weiß jedoch, daß sich unter diesem Publico keine Leute befinden, die auch außer Berlin bekannt sind. Er ist vermuthlich im Leben, was er in seinen Schriften ist, ein seichter Schwätzer, der vielleicht zehn Menschen auf einmal, aber gewiß keinen Einzelnen, unterhalten kann. Hätte ich denken können, daß Herr Kisting Nichts, gar Nichts, für die Sache thun, als mein Manuscript einem durch Zerstreuungen und Geschäfte aller Art in Anspruch genommenen mittelmäßigen Schriftsteller mittheilen würde, so hätte ich mir (dies wäre freilich, da er schon abgereist war, bevor ich zu antworten vermogte, unmöglich gewesen) seine Bemühungen höflichst verbeten. Herr Rellstab meint, man müsse nicht immer Herculesthaten verrichten wollen. Er hat gewiß einen guten Grund für seine Meinung; ich meine jedoch, daß man sich mit der Literatur überall nicht befassen soll, wenn man sich nicht ein hohes Ziel stecken darf. Ein Stück Brot läßt sich auch auf anderem Wege verdienen. Ich wollte, Herr Rellstab wüßte wirklich, was er zu wissen vorgiebt, er wüßte, daß und wie schwer das Komische ist; dann hätte er vermuthlich die Leihbibliotheken mit seinen eigenen Armseligkeiten verschont und Einer, der, große Muster, wie Jean Paul, im Auge, einen besseren Weg wandelt, käme leichter fort. Denn eben jene Sachen ohne alle Tiefe, wo eine roh zusammen gewürfelte Reihe abgeschmackter Situationen der Langeweile nur jede halbe Stunde einmal ein kümmerliches Lächeln abbettelt, sind es, die das Komische in Deutschland verrufen gemacht haben, und selbst an dieser Tafel sitzt Herr R. auf einem der untersten Plätze. Lies z. B., wenn Du Dich mit eigenen Augen überzeugen willst, seine erst 1837 heraus gekommenen neuen empfindsamen Reisen und frage Dich, ob, wenn ein Schneidergesell schriftstellern wollte, er faderes, erbärmlicheres Zeug liefern könnte. Nimm die Lectüre einmal vor, wenn Du Dich überwinden kannst, Du brauchst nicht über das Vorwort hinaus zu lesen. Der gute Mann findet mein Buch, so wie es da ist, nicht zum Druck geeignet. Das glaube ich gern; sein Auge ist nicht scharf genug, in die innere Form hinein zu blicken, und die äußere ist allerdings, eben jener zu gefallen, verletzt. Dies Urtheil will ich ihm jedoch verzeihen, um so bereitwilliger, als er selbst gesteht, daß er mein Buch nur theilweise gelesen hat; ein anderes hat mich aber verdrossen. Er findet meine Gedichte in vieler Beziehung sehr schön, und meint dennoch (grauenhafter Widerspruch!) daß ihnen oft die pointe fehle. Hier versteckt sich Dummheit hinter Anmaßung. Ich weiß, daß ich in Bezug auf die Lyrik meine Bildung, die freilich in vielen andern Dingen erst gewonnen werden soll, vollendet habe, und daß meine Producte selbst mir dieses Zeugniß geben. Wahrlich, was Herr R. als einen Fehler meiner Gedichte tadelt, dürfte in den Augen des Meisters ihre größte Tugend seyn; ein Bild ohne Unterschrift ist gewiß darum nicht ein Bild ohne Sinn. Gott bewahre mich in Gnaden vor dem, was solch ein Maulwurf pointe nennt! Das echte Gedicht hat mit dem sogenannten Gedanken, der immer nur ein Verhältnis zwischen den Gegenständen ausdrückt, niemals aber das Innerste eines Gegenstandes selbst, Nichts zu thun. Die poetische Idee ist das wunderbare Product einer Lebens-Anschauung, und das Gedicht ist vollendet, wenn es diese dem Gemüth aufzuschließen gewußt hat, es braucht sich um den hungernden Raben, der immer nach Futter schreit, wenn er irgendwo essen sieht,

den Verstand, nicht zu kümmern. Ich bitte, Kisting in meinem Namen so warm zu danken, als Du es für nöthig hälst. — Ich habe im November meine besten Gedichte (113 an der Zahl) zusammen gestellt. Rousseau hatte die große Güte, sie mir sauber abzuschreiben. Dies Manuscript habe ich Uhland zugesandt, mit der Bitte, mir einen Verleger dafür zu verschaffen. 9 Wochen sind seitdem verflossen, ich habe mich schon am Montag vor 8 Tagen in einem neuen Brief erkundigt, ob er meine Sendung erhalten habe, ich bin jedoch bis jetzt noch immer ohne Antwort geblieben. Hier lege ich für jetzt die Feder nieder; ich nehme sie erst dann wieder auf, wenn Uhlands herbei gesehnter und herbei gefluchter Brief endlich eingetroffen ist. (Siehst Du diesen Punct?)

D. 6. Febr. 1838.

Soeben beende ich einen Brief an Uhland und lasse es nun mein Erstes seyn, Dir, liebe Elise, einmal wieder ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. Gestern endlich erhielt ich von Uhland eine (sehr freundliche Antwort). Mein Manuscript ist leider zu einer äußerst ungelegenen Zeit bei ihm eingetroffen, nämlich als er sich in seiner Landtags-Deputirten-Qualität auf die Berathungen über ein Strafgesetzbuch hat vorbereiten müssen. Deß ungeachtet hat er es ungesäumt durch Schwab an Cotta besorgt. Dieser hat Schwab geantwortet, er glaube, schon mehr lyrische Gedichte in Verlag genommen zu haben, als dem Interesse seiner Buchhandlung zuträglich sey, er wolle das Manuscript jedoch behalten, bis Uhland persönlich nach Stuttgart komme. „In der Kammer — schreibt Uhland — sprach ich Cotta nur wenig u. er gedachte der Sache nicht; ich wollte ihn daher an einem freieren Tage besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause. Inzwischen hat er sich bei dem in seiner Druckerei ausgebrochenen Brande eine Halsentzündung zugezogen u. liegt zu Bett. Sobald ich erfahre, daß er wieder zugänglich ist, werde ich Sorge tragen, daß seine Erklärung, und wenn diese nicht entsprechend ausfällt, das Manuscript Ihnen wieder zugehe. Ein guter Erfolg ist freilich unter den angeführten Umständen zweifelhaft, aber es konnte doch nicht rascher angedrungen werden, um nicht eben dadurch einen Anlaß zur Ablehnung zu geben. — — — — — — — — — Mögen Sie aus Obigem wenigstens meinen guten Willen und die freundschaftliche Hochschätzung ersehen, womit ich bin und verbleibe ꝛc. —“ Du siehst aus diesem Auszug des Uhlandschen Briefes, daß Uhland sich meiner Sache aufs Beste angenommen und alle mögliche Rücksichten genommen hat. Entschieden ist freilich bis jetzt Nichts; auch ist nicht viel zu hoffen, denn Cotta ist mir von Leuten, die ihn kennen, als höchst wankelmüthig u. unzuverlässig geschildert worden, und Uhland steht mit keinem anderen Buchhändler in Verbindung. Was Du aber bemerken und worauf Du Kisting aufmerksam machen wirst: Uhland hat die Gedichte, in denen Herr Rellstab die pointe vermißte, eben weil er Nichts sehen kann, was nicht dick und grob ist, durchaus erfreulich gefunden; sie haben ihn nicht allein bestimmt, sich für mich auf ein unangenehmes, mit verdießlichen Gängen u. Schreibereien verbundenes Geschäft einzulassen, sie sind ihm bedeutend genug gewesen, mich seiner freundschaftlichen Hochschätzung zu versichern. Und Uhland ist ein Dichter, dessen gewaltiger Name durch alle Jahrtausende

dauern wird; Rellstab ist — ein Berliner Zeitungsschreiber. Ich denke, dies ist der Beweis für das, was ich auf der anderen Seite aussprach. — — —

In größter Eile

D. 12. Febr.

Dein Brief, liebe Elise, ist endlich gekommen u. hat auf mich gewirkt, wie immer. Dein ganzes Leben, Deine Art, zu seyn, tritt mir daraus entgegen; Leidenschaftlichkeit und Ruhe in buntem Gemisch. So lieb' ich's; sich bei Briefen irgend eine Art von Zwang anthun, heißt in das Herz Methode bringen u. Händedruck u. Umarmung nach Regeln betreiben.

Was ich über Dich gesagt, das laß' Du Dir nur immer gefallen. Was ich über mich gesagt, muß ich mir auch gefallen lassen. Laß' Dich nicht durch die verdächtige Tugend der Demuth zu einer Unredlichkeit gegen Dich selbst, gegen Dein Gefühl, wär's auch nur ein Ablehnen einer verdienten Anerkennung, verleiten. Demuth hat die Welt nicht gebaut, aber Demuth — wenn sie möglich wäre — könnte sie zu Grunde richten.

Die Natur strebt nach einem Gipfel, und da der Mensch fühlt, daß er dieser Gipfel nicht ist, so muß es ein in ihm correspondirendes höheres Wesen geben, in dem das Welt-All zusammen läuft u. von dem es eben darum auch ausgeht. Dies Wesen ist Gott. Ich abstrahire ihn aus meiner eigenen Unzulänglichkeit u. aus der Consequenz der Natur.

Ich beuge mich jedem Höheren u. also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältniß zu ihm setzen. Er will nicht die Krücke des Menschen seyn, darum hat es ihm Beine gegeben. Fodert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich Alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist. Diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach außen, indem sie das Hinderniß überwältigt, so ist es nach innen, indem sie die Körperketten zerreißt.

Das Christenthum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demuth und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demuth die einzig-mögliche menschliche Sünde, u. christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes. Dies ist um Nichts zu hart. Die edelsten u. ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christenthum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistentheils den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst.

Das Christenthum ist das Blattergift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christenthum des Volks ziemlich unschädlich, denn es war bloß ein bloß roheres Heidenthum.

Diese meine innigsten Ueberzeugungen hab' ich mich veranlaßt gefunden, Dir mitzutheilen. Hinter all dem Scherz in früheren Tagen lag der tiefste Ernst versteckt; ich hasse u. verabscheue das Christenthum, u. Nichts mit größerem Recht. Es will Wunder thun, u. selbst, wenn Wunder möglich wären, hörten sie nicht auf, überflüssig zu seyn.

Christus ist mir eine hohe — vielleicht die höchste — sittliche Erscheinung in der Geschichte; der einzige Mensch, der durch Leiden groß geworden ist. Weil Judenthum u. Heidenthum nicht weit genug gegangen waren, vergeb' ich es ihm, daß er zu weit ging.

Ich gönne Jedem seinen Wanderstab, mithin auch dem Christen. Also nicht, um Dich zur Proselytin zu machen, sondern nur, weil das Höchste verdient, in einem Briefwechsel, wie der unsrige ist, ausgesprochen zu werden, theil' ich's Dir mit.

D. 15. Febr.

Das war gestern keine Brieflaune, u. mit Philosophiren wollt' ich nicht fortfahren, darum kam der Brief nicht weg. — Dein Traum ist merkwürdig; wie war das Mädchen denn, das Deine Gedanken so viel früher erfaßt haben, als die meinigen? Leuchte mir einmal hinein in die Zukunft. —

Ich glaube, ich bin heut Abend besessen u. Adelung, Gellert oder gar Gottsched feiern ihre Auferstehung auf meine Kosten. Solch eine Mehlbrei-Prosa schreib' ich denn doch selten. Wenn ich ein Mann wäre, der an der Hamburger Börse seine 100 000 Mk. wiegt, so hätt' ich kaum ein Recht auf dies geistige Podagra. Daß ich fortschreibe, ist eine wahre Impertinenz, ohrfeige mich dafür, so wie Du mich zum ersten Mal wieder siehst. — Das Franzsche Geld ist für die Mutter bestimmt u. theilweis schon verwandt. Für geschickte Besorgung des Briefes an Albrecht herzlichsten Dank. Daß Dir die letzten Gedichte gefallen haben, freut mich; daß Dir irgend etwas von dem, was in den Jugendversuchen vorkommt, zusagt, freut mich weniger. Es ist durchaus gar Nichts dahinter, u. wenn ich jetzt noch an meinem Dichterberuf zweifeln könnte, so würd' ich den Grund eben daraus hernehmen, daß meine Muse so schändlich lange Jungfrau geblieben ist. Ich werde witzig — schnell zu Bette! Gute Nacht!

Einige Tage später.

Ich habe Deinen Brief noch einmal durchgelesen u. muß Dir etwas sagen. Dein ewiges: „dies darf ich nicht“ „ich vergesse mich“ rc. gefällt mir nicht recht. Laß' dergleichen weg. Du mußt den wahren Sinn unsers Verhältnisses doch ahnen. Durch die ganze Menschheit (dies ist in Sachen des Herzens mein Glaubensbekenntniß) ist ein Unendliches vertheilt; in Jeglichem glüht von der ewigen Sonne ein besonderer, eigenthümlicher Strahl. Was ich darum an dem Einen liebe, lieb' ich nicht an dem Zweiten, weil er's nicht hat. Aus diesem Grunde sind viele Freunde, ja — ich mögt' es sagen, so ruchlos es klingt — Geliebten möglich, obwohl nur für das reiche Herz. Ich weiß wohl, Freundschaft und Liebe sind egoistisch, aber nur auf den niedrigeren Stufen. Erst, wenn der Mensch die ganze Menschheit umschlingt, wie sonst den einzelnen, ausgewählten Menschen, hat er den ihm vorgeschriebenen Kreis abgeschlossen. Dies Alles liegt in meinem Gedicht: Höchstes Gebot.

Ich lese jetzt zum ersten Mal Sachen vom Grafen Benzel-Sternau. Das ist einmal etwas mehr, als ein Graf. Dieser Geist hat meine höchste Achtung, ich hätte nicht gedacht, daß Deutschland einen mir unbekannt gebliebenen Schriftsteller von solcher Bedeutung haben könnte. Der Roman: Das goldene Kalb von ihm sey Dir empfohlen.

Neulich hab' ich hier einen Landsmann, Herrn Evers, stud.-jur., kennen gelernt, der — Wesselburen kannte. Es war ein sonderbares, aber nicht unerfreuliches, Zusammentreffen. Freilich eine ganz gewöhnliche Schmeißfliege, aber was aus dem Vaterlande kommt, hat immer einigen Reiz. Ich besuche ihn zuweilen und er mich.

Von ganzem Herzen will ich mich freuen, wenn die Mitternachtszeitung nun mehr Beiträge von mir aufnehmen will. Woher dem Zitterlein sein Glück kommt, begreif' ich nicht. Es ist eine Arbeit, wie mancher Mensch, Nichts darin zu schätzen, als — guter Wille.

München d. 23sten Febr. 1838.

Es ist jetzt schon sehr lange, liebe Elise, daß ich von Dir keinen Brief habe, lange genug, um an jedem Tage einen erwarten zu dürfen.

Eben heute ist mein Freund R. nach Ansbach zu seinen Eltern abgereis't; ich will mich deswegen, da ich ihn nicht erwarten darf, mit Dir unterhalten. — Von Cotta habe ich — eine abschlägige Antwort; ich glaube mir jedoch nicht zu viel Ehre anzuthun, wenn ich diese den Gründen, die ihr von der Buchhandlung untergelegt werden, wirklich beimesse. Sie lautet, wie folgt: „Ew. Wohlgeboren haben wir die Ehre, anliegend die uns von Herrn Prof. Uhland anvertrauten Gedichte wieder zurück zu senden. Es geschieht dies mit schwerem Herzen. Allein der Kampf, den wir jetzt eben mit dem Nachdrucker zu bestehen haben, eine Masse schon unternommenen Verlages und der Zeitverlust, den uns ein Brand-Unglück gebracht, nöthigen uns, von jetzt bis in kommenden Sommer durchaus nichts Neues anzunehmen. Dagegen ist das Morgenblatt gerne bereit, von Ihren Poesien aufzunehmen, für welche das Honorar immer sogleich ausgezahlt werden kann, wogegen wir Vorauszahlungen nicht gewähren, als nach vorausgängiger persönlicher Bekanntschaft unsers Herrn von Cotta. Nächstes Frühjahr kommt dieser nach München, wo Sie ihn dann kennen lernen können ꝛc." Von dem in der Buchdruckerei ausgebrochenen Brande wirst Du wohl in Zeitungen gelesen haben; auch wird es Dir bekannt seyn, daß ein Nachdruck der Schillerschen Werke angekündigt ist. Solche Vorgänge sind gewiß geeignet, bei einem Buchhändler negative Stimmungen zu veranlassen; sonst hatte ich Hoffnung genug, denn schwerlich haben sich viele Poeten eines warmen Fürworts von Uhland zu erfreuen. Und dieses ist mir zu Theil geworden; ich habe ein Blatt von ihm in Händen, welches davon zeugt, daß er sich ernstlich mit meiner Sammlung beschäftigt hat. Es sind darauf diejenigen Gedichte notirt, von denen er sich, wie er sich ausdrückt, den günstigsten Eindruck versprach, nämlich: Mutterschmerz; an Hedwig; Spuk; das letzte Glas; an den Tod; Nachtlied; das alte Haus; Bubensonntag; der junge Schiffer; zwei Wanderer ꝛc. Du wirst von diesen die wenigsten kennen. Gleich, nachdem ich mein Mspt. zurück erhielt, entschloß ich mich, es an Campe zu schicken, was ich noch an dem nämlichen Vormittag ausführte. Es wird bei engem Druck 10, sonst 12—14 Bogen füllen und enthält nahe an 120 Gedichte; dafür habe ich die mäßige Summe von 10 Louisd'or gefodert. Mit dieser Summe denke ich dann so lange zu reichen, bis ich mit einer andern Arbeit, die vor den Augen der Buchhändler eher Gnade finden wird, fertig werde; auch läßt sich

der Schnock leichter anbringen, wenn schon etwas Anderes von mir erschienen ist. Gott gebe nur, daß Campe keine Motion auf mich habe und meine Gedichte nicht Gutzkow, der ja nicht einmal in Uhland den großen Dichter erkennen kann, zur Beurtheilung vorlege; ich wüßte, wenn ich auch von ihm abschlägige Antwort erhielte, wirklich nicht mehr, was ich aufstellen sollte. Wenn Alles gut ginge, so würde ich etwa um ein Jahr mit meinem Freund Rousseau, der dann promovirt hätte, nach Hamburg kommen; ich würde dort meine Studien und lit. Arbeiten fortsetzen und, worauf ich mich hauptsächlich freue, manche Stunde in freundschaftlicher Unterhaltung bei Dir zubringen; auch mit der Doctorin, glaube ich, würde sich mein Verhältniß viel angenehmer gestalten. — In diesen Tagen sind mir einmal wieder ein Paar Gedichte gelungen, von denen ich glaube, daß sie mir immer gefallen werden. Dies ist so selten. Sie sind zu lang, als daß ich sie Dir mittheilen könnte, Du wirst sie in der Sammlung finden, wenn Campe den Verlag übernimmt. Das Eine ist betitelt: Traum u. Leben, das Andere: Das Haus am Meer. In dem Ersten glaube ich einen Gemüthszustand ausgedrückt zu haben, der ganz einzig ist, dem gar kein anderer verwandt ist; es hat mich mit einer süßen Ruhe erfüllt und ich mögte wohl wissen, welch einen Eindruck es auf ein reines Gemüth, das die Fähigkeit, sich einen Augenblick aller Beziehungen auf die umgebende äußere Welt abzuthun, noch nicht verloren hat, hervor bringt. Ich lege es doch, auf ein feines Blättchen geschrieben, bei, und bitte Dich, mir darüber zu schreiben, so tief, als es Dir möglich ist. —

D. 9ten März.

Dein Brief, liebe Elise, trifft, längst erwartet, so eben bei mir ein: wirst Du verzeihen, daß ich ihn sogleich beantworte? Er enthält schmerzliche Nachrichten, ich habe ihn nicht ohne die größte Angst lesen können, und auch sein Ende hat mich keineswegs beruhigt, denn das Ehrenwort eines Arztes verbürgt nur, daß er nicht Andere täuschen will, aber nicht, daß er sich nicht selbst täuscht. Doch, wir wollen hoffen, mir aber wirst Du vergeben, wenn ich Dich bitte, jetzt einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen und mir gleich nachdem Du diesen Brief erhältst (ich gebe ihn noch heute auf die Post) zu antworten, enthielte Dein Brief auch nichts weiter, als ein dreizeiliges Gesundheitsbülletin. Von Allem, was Dein Arzt Dir anräth, mußt Du übrigens am sorgfältigsten seine Warnung vor Gemüths-Erschütterungen zu Herzen nehmen; Ruhe der Seele ist die Bedingung einer jeden Genesung von körperlichen Leiden. Ich weiß wohl, daß wir so wenig in uns, als außer uns, das Wetter schaffen können; es steht jedoch großentheils bei uns, ob wir den Sonnenschein gehörig benutzen oder den trüben Duft in einen vergiftenden Nebel verwandeln wollen. Bedenke einmal, in welch einem Verhältniß ich zum Schicksal stehe; meine Jugend war eine Hölle, meine frischesten Jünglingsjahre mußte ich auf der schnödesten Galeere unter dem Commando eines vornehmelnden Philisters vergeuden und jetzt muß ich um jeden Fußbreit Existenz kämpfen. — — — — — — — — — — —

Dennoch weiß ich mancher Stunde einen Gewinn abzujagen, und dieß gelingt mir nur dadurch, daß ich mich ganz und gar in den Augenblick, wenn er mich einigermaßen anlächelt, zu versenken weiß, denn wenn ich an Vergangenheit und Zukunft denke, so erstarrt mir das Herz und gefriert der Geist. Es giebt

wohl keinen größeren Schmerz in einer Menschenbrust, als das Bewußtseyn, um das Größte und Würdigste durch die kleinsten, erbärmlichsten Hindernisse gebracht zu werden, und ich glaube doch, einiges Recht zu haben, aus dem, was mir bei so viel Schwierigkeiten zu bedeutender Menschen Zufriedenheit gelungen ist, auf ein ungleich Höheres, was mir ohne diese Schwierigkeiten gelungen wäre, zu schließen; jedenfalls giebt es Niemanden auf Erden, der mir hierin einen Irrthum nachweisen könnte. — — — — — — — — — — — — —

Schon am 13ten Febr. sandte ich die Gedichte an Campe — noch keine Antwort, und durch eine Vorfrage fürchte ich zu beleidigen. Meinst Du wohl, es ginge, daß Du Dich in meinem Namen erkundigtest, ob das Mscript. angelangt sey, ohne irgend etwas Weiteres zu fragen? Ich weiß mir nicht zu rathen, noch zu helfen, Gott im Himmel, so mancher Lump erhält seinen Wisch gut bezahlt! Du mußt wissen, wie Du mit C. aus einander kamst, um darüber zu urtheilen, ob solch eine bescheidene Vorfrage übel genommen werden kann. Thue lieber zu wenig, als zu viel. Mag's werden, wie's will; ich that, was in meinen Kräften stand. — Ach, liebe Elise, Du wirst mir doch diesmal recht bald antworten? Lebe wohl, und gedenke mein, wie ich Dein gedenke; auch ich bin krank, im Herzen, wie im Geist, und ich wollte, es wäre Schlafenszeit. Grüße, was Du willst, und werde gesund, damit ich doch eine Freude habe, wenn ich nach Hamb. komme, alles Andere ist ja zweifelhaft. Diesen Brief erhältst Du wohl am Freitag!

München, den 30. März 1838.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun habe ich Deine theuren Blätter gelesen, sie haben mich im Innersten erquickt und erfreut: wie soll ich Dir so viel Theilnahme danken? Mögtest Du, liebe Elise, Dich doch davon überzeugen, daß das Herz eine tausendfältige Sprache hat. Du malst unser Wiedersehen aus und meinst, Du würdest erstarren, wenn ich Dir ruhig gegenüber träte. Eine solche Strafe hätte ich verdient, wenn ich mich als Stein finden ließe, aber gewiß nicht, wenn ich, der Natur und der Würde des Mannes gemäß, mich in einem Augenblick, der den Menschen im Tiefsten aufrüttelt und erschüttert, zu beherrschen suchte. Es mag dem Weibe angemessen und nothwendig seyn, sein Gefühl ufer- und schrankenlos dahin brausen zu lassen, denn das Weib wirkt nur durch die Liebe. Der Mann muß sich vor Ueberschwemmungen des Herzens hüten; er wurzelt wohl in der Liebe, aber seine Wirkung ist anderer Art. Du thust mir gewiß Unrecht, wenn Du glaubst, ich wollte Dich anders, als Du bist; einer so großen Ungerechtigkeit bin ich nicht fähig, ich wünsche Nichts von Dir, als auch mein Recht, so seyn zu dürfen, wie ich bin, anerkannt zu sehen. Du scheinst es mir vorzuwerfen, daß ich in meinen Briefen nicht mancher freundlichen Augenblicke aus unserem früheren Beisammenleben gedenke; erwähne ich (diese Frage ist wohl die beste Antwort auf diesen Vorwurf) jemals dessen, was mir in München Liebes und Angenehmes widerfährt? Ich habe zu viel mit meiner inneren Entwickelung zu thun und bin zu unruhig und unklar, als daß ich mein äußeres Leben zum Gegenstand meiner Betrachtung machen könnte; das wird später geschehen, und ich selbst sehne diese

Zeit herbei, denn dann wird's unendlich viel besser um mich stehen. Daß ich so viel, ja mehr Talent habe, als die Meisten von denen, die sich in stolzer Behaglichkeit Poeten nennen und mit Literatur beschäftigen — daran darf ich nicht zweifeln, ich darf es auch aussprechen, denn es ist wenig oder Nichts damit gesagt. Ob aber mein innerer Fonds ausreicht, um die höchsten Foderungen der Poesie, die mir immer deutlicher werden, zu befriedigen: welch ein Thor wär' ich, wenn ich hierauf Ja zu sagen wagte, bevor die Welt Ja gesagt hat. Fehlt doch Männern, wie Jean Paul und Schiller, dazu noch gar Manches. Und ein Poet, der den höchsten Forderungen nicht durchaus entspricht, der sie nicht wenigstens in Einer Hinsicht völlig erfüllt, ist das verächtlichste Ding in der Schöpfung; auf diesem Gebiet gilt der gute Wille Nichts, wenn er auch anderwärts das Vollbringen aufwiegt. Wenn es nun überhaupt schwer ist und große Entäußerung der Selbstliebe und angeborenen Eitelkeit erfordert, über diesen wichtigsten aller Puncte einigermaßen in's Reine zu kommen, so wird es für mich durch die bisherige Gestaltung meines äußeren Lebens, die mir das innere verdunkelt, es zurück hält und in mancher seiner Äußerungen unterdrückt, fast unmöglich. So viel darf ich sagen: ich bin leichter ungerecht gegen mich selbst, als gegen die Kunst, denn mein Ich ist mir, da es mir so wenig Freuden bringt, gleichgültig, ja verhaßt geworden. Nimm dies Alles zusammen, liebe Elise, und dann frage Dich, ob bei solchen Gemüthszuständen wohl ein heiteres und lebendiges Erinnern an Stunden möglich ist, die dem Herzen unschätzbar, dem Geist jedoch nicht bedeutend sind. Nicht wahr, Du wirst aus meinem Stillschweigen über solche Dinge nicht wieder auf den Mangel an Gefühl bei Deinem Freunde schließen? Deine Quodlibets, wie Du Deine Briefe nennst, sind mir noch immer so lieb, wie früher; ich mögte, wäre nur das starke Porto nicht, jede Woche eins empfangen. — — — —

d. 31sten März.

Ich arbeite jetzt an einem Lustspiel. Ich fing es vor ungefähr 8 Tagen an; der erste Act ist fast ganz fertig und wenn ich so fortfahre, so kann das Ganze (es werden 3 Acte) in 14 Tagen, höchstens 3 Wochen, beendigt werden. Du kannst Dir leicht denken, daß es keine gewöhnliche Theaterspeise ist; auf das Theater nehme ich überall keine Rücksicht, schon deswegen nicht, weil ich es doch bei meinem bekannten Glücksstern nirgends zur Aufführung brächte. Auch erlaubt es der Zweck nicht; dieser zwingt mich vielmehr, dem Räsonnement eine größere Breite einzuräumen, als der eigentlichen Handlung. Ein Jude, der einen Diamanten gestohlen und verschluckt hat, und ihn nun nicht wieder aus dem Leib los werden kann, ist die Hauptperson, es ist aber keineswegs auf bloßen Spaß abgesehen, ich denke im Gegentheil Allem eine tiefere Bedeutung zu geben; sonst könnte mich die Sache natürlich nicht reizen. — Den Schnock hab' ich wieder gelesen; er war mir fast gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen. Mir däucht noch immer, er darf sich sehen lassen. Nur das, was ich im Vorwort über das Komische gesagt habe, gefällt mir nicht mehr; es ist Gewäsch u. steht dazu an der verkehrten Stelle. Sonst fehlt es den einzelnen Scenen so wenig an Frische u. Leben, als an einem Mittelpunct im Character des Helden. In Bezug auf Campe hast Du Recht: man muß ihn nicht drängen. Ich denke, wir machen es

nun so. Unter den in s. Händen befindlichen Gedichten befinden sich drei, deren ich mich schäme. Für diese sende ich ihm nun 3 anderen, die in der letzten Zeit entstanden sind. Den Brief, den ich unversiegelt anschließe, bist Du so gütig, zu versiegeln und ihm (ich denke, ihm selbst) zu übergeben. Bei der Gelegenheit wird er hoffentlich sich auf irgend eine Weise äußern; doch dringst Du auch dann noch nicht, wenn er sie nicht von selbst giebt, auf eine Erklärung und lavirst bloß geschickt herum. In meinem Briefe an ihn hab' ich nicht erwähnt, daß Uhland sich über meine Gedichte aufmunternd und ehrenvoll geäußert habe; theils, weil es mir nach Prahlerei zu schmecken schien, theils auch, weil ich fürchtete, er mögte mich dann auffodern, Uhland um ein Vorwort zu bitten, was ich nicht kann und mag. Du aber darfst dessen im Gespräch wohl gedenken, und zum Zeichen der Wahrheit (ich meine, um Dich bei C. erforderlichenfalls legitimiren zu können) lege ich das Originalblatt bei, worauf Uhl. die Gedichte, von denen er sich den günstigsten Eindruck versprach, notirt hat. Verwahre das Blatt aber und schick' es mir zurück; Alles, was von Uhland kommt, ist, wie Du weißt, mir heilig. Ueberhaupt lege C. nachstehende 3 Dinge an's Herz. 1) daß ich mit dem mäßigsten Honorar (10 Carolin hab' ich gefordert) u. es ihm überlassen, die Summe noch herunter zu setzen,) zufrieden bin. 2) daß er mir einen außerordentlichen Gefallen thut. 3) daß die Gedichte Glück machen können; und Glück machen werden, wenn er nur irgend etwas dafür thun will. Damit sey dies wichtige Geschäft denn in Deine und in Gottes Hände befohlen. — Im M. Bl. steht jetzt von mir ein Correspondenz-Artikel; er ist vom 20. Febr. datirt, am 20. April werde ich abermals einen absenden. Die Correspondenz ist in hiesiger Stadt sehr schwer zu führen, doch werd' ich mir so viel Mühe geben, als möglich, um regelmäßig alle Monat im M. Bl. aufzutreten. — — —

Wenn meine Gedichte gedruckt werden, so brauchst Du sie Dir nicht zu kaufen; daß das erste Exemplar Dein ist, versteht sich von selbst. Auch an die Laißsche Bibliothek werde ich eins geben; ach, wie schmerzt es mich, daß ich den trefflichen Mann nicht wieder finden werde! — Für die Nachrichten über die Dahn dank' ich Dir, ich kann sie vielleicht brauchen. Sie ist noch schön und die beste Schausp. am Theater. Es kann sein, daß ich mich dort einführen lasse, jedenfalls aber erst dann, wenn ich weiß, daß meine Gedichte gedruckt werden. — — —

Und nun, theuerste Elise, lebe wohl und empfinde, was Du mir bist und auf ewig sein wirst!

München d. 27ten April 1838.

Meine Adresse ist jetzt: Landwehrstraße, Nr. 10, parterre, bei Tischlermeister Schwartz.*)

Campe hat mir geantwortet und sich nobel benommen. Er hat dem Dr. Gutzkow meine Gedichte vorgelegt; dieser hat sich günstig darüber geäußert und einen Rath hinzugefügt, den ich billigen muß. Er drückt sich in dem an Campe geschriebenen und mir von diesem mitgetheilten Briefe folgendermaßen aus. „Die Gedichte von H. haben mich innig u. warm angesprochen; es weht in ihnen

*) Die Geburtsstätte des Meister Anton und der Klara in dem Trauerspiel Maria Magdalena.

ein ächt dichterisches Gemüth, zarte Empfindung u. ein naiver, sinniger Humor, der niemals die Sentimentalität in's nasse Extrem ausarten läßt. Und dennoch, erschienen diese Gedichte, ich zweifle, ob sie sich Bahn brechen würden. Unsere Kritik ist so wenig organisirt u. so sehr in Händen der Mittelmäßigkeit, daß sie das Reizende, wenn es bescheiden ist, entweder nicht aufsucht, oder nicht versteht." Nun räth er, ich möchte ein Jahr lang Proben der Gedichte in den verschiedenen deutschen Zeitschriften geben; er würde im Telegraphen damit anfangen und den Dichter ausdrücklich empfehlen. Dann, meint er, wäre für die Sammlung mehr Aussicht vorhanden. „Theilen Sie — schließt er den Brief — Herrn Hebbel diese Ansicht mit. Die Wärme seines Gemüths hat mich zu seinem Freunde gemacht; aber ich kenne unser gespreiztes Zeitalter, uns're falschen Theorieen, die indifferente Kritik und das gänzlich schlummernde Publicum, u. mögte nicht, daß er mit seinem Hölty verwandten Herzen unverstanden an der Masse vorüber zöge." Campe erbietet sich, mir die Hälfte des gefoderten Honorars, nämlich 5 L'or, vorzuschießen, und setzt mich dadurch in den Stand, einen Rath zu befolgen, den ich um so weniger verwerfen kann, als er (Du weißt, wie lange ich mich gegen eine Zusammenstellung meiner Gedichte gesträubt habe) durchaus mit meinen Ansichten überein stimmt. Es leben jetzt, die Wenigen ausgenommen, die selbst im Lyrischen etwas Echtes hervor bringen, keine fünf Menschen in Deutschland, welche über diese zartesten Geburten der Seele ein Urtheil hätten; alle fragen nur nach dem W a s und meinen, wenn ihnen ein derber Knäul voll Gedanken gereicht wird, das sey das Rechte; nach dem W i e, worauf es doch allein ankommt, frägt Keiner. Ich zweifle stark, ob Gutzkow selbst ein Gedicht zu würdigen versteht, wenigstens sind seine und seines Consorten Laube Urtheile über Uhland flach und grundlos; jedoch, in Bezug auf mich scheint er guten Willen zu haben, und wenn sich seine Stimme für mich erhebt, so hab' ich beim Publico viel gewonnen. Zu dem Vergleich mit Hölty, dessen ich mich freilich nicht zu schämen brauche, giebt so wenig der Stoff, als die Form meiner Gedichte einen Anlaß; ich walte in einer ganz verschiedenen Region, und wenn vielleicht das Gelinde, das sanft Verschwimmende, welches den letzten Eindruck meiner Productionen bezeichnen mag, an Hölty erinnert, so geht dies (und das begründet einen bedeutenden Unterschied) bei mir aus einer Nothwendigkeit der F o r m hervor, indem meines Erachtens die Stimme der Dichtkunst, mag sie nun besingen, was sie will, immer melodisch und rein seyn muß, während es bei Hölty aus dem S t o f f entspringt. Dieß ist das grauenhafte Schicksal des lyr. Dichters: die größten Anstrengungen, die er macht, die schwersten Opfer, die er bringt, indem er sich kein Gedicht erlaubt, was nicht zart und unkörperlich wäre, wie ein Hauch, dankt ihm Niemand, wogegen die ganze Welt den Unberufenen, der philosophische G e d a n k e n mit wohlfeilen Metaphern umgiebt und in flitternde Verse bringt, bewundert und beklatscht. Lege ich den höchsten Maaßstab an, so habe ich keine 10 Gedichte, die ihm Genüge leisten; doch — Uhland selbst, der Millionair, hat deren keine 20; alle andern, die er drucken ließ, sind nur a n - n ä h e r n d, und ich wäre ein Thor, wollte ich strenger gegen mich seyn, als der große Meister gegen sich war. — Der „S c h n u r r" meines Freundes Rousseau (Du schreibst wieder Stroußeau) ist vortrefflich; daß er damit kein Glück machen wird,

versteht sich von selbst. — — — — — — — Es mag ein treffliches Stück sein, was sie in Hamburg mit größtem Applaus, wie Du schreibst, aufführen. Das Publicum, besonders das theatralische ist heut zu Tage so beschaffen, daß eine Arbeit, die mit Beifall aufgenommen wird, Nichts werth sein kann. Die dramatischen Werke, die ich zu schreiben gedenke, werde ich absichtlich u. von vorn herein so einrichten, daß sie gar nicht auf die Bühne gebracht werden können, denn wahrlich, ich mag mit Töpfer und Albini keine Lorbeeren theilen.*) Diese Leute, ohne Dichterweihe, ja ohne Geist und Witz, schreiben für die Unterhaltung eines entarteten Zeitalters, das keines reinen Genusses mehr fähig ist; der Dichter, der nicht so viel Achtung für sich selbst hat, um sich von solchem Gelichter fern zu halten, verdient statt eines Kranzes ein Kainszeichen.

d. 6. May.

Der Brief ist liegen geblieben, weil ich im Zweifel war, ob ich Gutzkow schreiben solle, oder nicht. Ich habe mich entschlossen, es nicht zu thun, um später freie Hand zu haben, mich gegen ihn zu stellen, wie ich will und mag. Dafür ist die Antwort an Campe der Art, daß sie zugleich, wie mit an G. gerichtet, betrachtet werden kann. Ich bin nun so frei, Dir, liebe Elise, diesen Brief zuzusenden. Er ist unversiegelt, damit Du ihn lesen u. daraus ersehen kannst, was ich von Dir in Bezug auf C. erwarte. Ich habe Dich meine Cousine genannt, weil ich glaube, daß es Dir lieb seyn wird. Sey nun so gütig, ihn C. zuzustellen u. die Antwort nach Verlauf von einigen Tagen abzuholen. Von den 5 Fdorn denke ich Dir, so wie ich sie nur auf die Anweisung erhalten habe, so viel zurück zu schicken, als Du für mich an meine Mutter gegeben haben wirst. — C. schreibt mir, daß Gutzkow in den Telegraphen Gedichte habe einrücken lassen: wäre es Dir nicht möglich, eins davon aufzutreiben u. mir (abgeschrieben) zu senden? Ich mögte ihn doch von dieser Seite kennen lernen. Er will mich ja im Telegraphen empfehlen: ich bitte Dich, lies doch den Telegraphen sorgfältig u. schreib' mir's ab, wenn über mich etwas vorkommt. Als Urtheil über mich ist's mir gleichgültig, aber nicht, insofern es auf mein Fortkommen in der Lit. Einfluß haben könnte. Sag' mir auch, welche meiner Gedichte er einrücken läßt. —

München den 14ten August 1838

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was mich betrifft, so freut es mich außerordentlich, daß ich jetzt weiß, woran ich mit Gutzkow bin. Es ist vielleicht sogar besser so. Unsere Wege sind nun einmal verschieden und kein echtes Verhältniß ist möglich. Ich werde mich jetzt wahrscheinlich zu einem Schritt entschließen, den ich früher immer, als gar zu bedenklich, bei Seite schob; ich werde nämlich einen Band Kritiken, vorzüglich über die gerühmten Productionen der modernen Literatur, zusammen stellen und heraus geben. Es handelt sich um meine Existenz, so lange diese Gesellen dominiren, ist für mich an kein Aufkommen zu denken, ich glaube, ihnen an dichterischen Kräften überlegen und an polemischem Talent gleich zu seyn, die gute Sache ist für mich,

*) Eine Aufwallung, deren Sinn Hebbel später theoretisch und praktisch widerlegt hat.

der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten ist in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die sie beherrschen und großentheils selbst schreiben, ahnen lassen: warum soll ich den Kampf nicht wagen? Ich bin schon mit den geeigneten Aufsätzen beschäftigt und werde hauptsächlich gegen den arroganten Laube zu Felde ziehen. Um einen Verleger für ein solches Buch darf ich nicht besorgt seyn, polemische Sachen, die nicht ohne Salz und Kraft sind, gehen immer und meine Klinge ist noch nicht stumpf. — — — — — — — — —

München d 12ten September 1838.

Ich weiß nicht, liebe Elise, womit ich so viel Liebe verdiene, oder vielmehr, denn das andere ist wohl immer der Fall, ich weiß, daß ich sie nicht verdiene. Eine solche Schuld läßt sich nur mit dem Herzen zahlen, aber mein Herz ist längst banquerott, es ist leer und dürftig, wie eine Wüste, durch die nur selten ein frischer Hauch, der erquickende Tropfen bringt, hindurch zieht. Ich schaudre oft, wenn ich mich dort, wo die eigentlichste Quelle des Lebens entspringt, erstarrt fühle, doch, das Todte beklagen und es wieder erwecken, ist leider Zweierlei. Freilich habe auch ich hohe Stunden, wo das Eis schmilzt und die himmlischen Gefühle aus ihrem Schlummer erwachen; dann dünke ich mich reich genug, um Jedem, und ob es Gott selbst wäre, zu vergelten, was er an mir gethan, dann scheine ich mir ein Brunnen, der nur darum aus allen Adern der Erde die holden Gewässer einsaugt, damit er erquicken kann, was rings um dürstet und schmachtet. Aber, der leiseste Zugwind tödtet diesen treibenden Frühling in meiner Brust, und ein solcher Zugwind ist schon der Gedanke: „Heuchler, bist Du auch mit der Peitsche hinter das Gefühl her, legst Du auch Deinem Herzen Contribution auf?" Und etwas Wahres ist wohl nicht allein an meiner Empfindung in solchen Augenblicken, sondern auch an jenem Gedanken. Nur dessen bin ich mich bewußt, daß ich niemals eine Heuchelei irgend einer Art (die sich leider, wenn der Mensch nur aufrichtig seyn will, auf tausend geheimen Wegen in's Leben hinein schleicht) wissentlich fortsetze. Ach, es liegt so unendlich viel Zweideutiges in uns'rer Natur, und ich bin so zusammen gequetscht, daß ich nicht weiß, was ich meinem eignen Ich, und was ich meinen Verhältnissen zurechnen muß. Dies hindert mich eben so oft am Steinigen meiner selbst, wie am Bekränzen und Bekomplimentiren. Der Teufel sage die Wahrheit, wenn er kann, und Gott, wenn er muß, sonst um keinen Preis!

Uebrigens, liebe Elise, irrst Du, wenn Du meinst, daß ich wohl immer trübe gestimmt sey. Das ist noch nicht der rechte Schmerz, der ein Aushängeschild im Gesicht hat; der wurzelt nicht im Ganzen, sondern nur im Einzelnen, der wird geheilt. Ich bin ernst und stolz; der König, der die Welt beherrscht, und der Einsiedler, der ihr entsagt und sie verachtet, sehen sich gleich, wie zwei Brüder. Auch kann ich noch immer recht heiter seyn und bin's jedes Mal, wenn die Gelegenheit nur irgend dazu auffordert Jene Schüchternheit hat sich natürlich verloren, sie gehörte nicht mir, sondern dem tyrannisirten Schreiber an und ist längst in den Fluten des Meeres untergegangen. Ueber Gegenstände des Empfindens äußerte ich, wie Du weißt, mich früher selten, jetzt nie. Neue Bekanntschaften zu machen, ist mir widerlich. Doch, wozu Dir dies Alles schreiben;

ist es nicht lächerlich, ein Collegium über sich selbst zu lesen? Und dennoch sollten wir Menschen lieber etwas mehr eitel scheinen, um es etwas weniger zu seyn; wer über sich selbst spricht, sagt gewiß die Wahrheit, entweder mit Absicht, oder unbewußt.

Meine Buchstaben gerathen, wie Du bemerken wirst, nicht zum besten; es kommt daher, weil mein kleines Hündchen, welches wenn ich schreibe, nicht eher ruht, als bis ich's vor mich auf den Schooß nehmen, mir die schreibende Hand und mit unter auch die Feder leckt. Es ist ein allerliebstes Thierchen, kastanienbraun mit weißen Pfötchen und weißer Brust, schönen Ohren, glänzenden Augen, und von unbegränzter Anhänglichkeit. Ich bringe es mit nach Hamburg, Du wirst es gewiß hätscheln, es zieht hier, wenn ich ausgehe, wegen seiner Schönheit u. Munterkeit die Aufmerksamkeit aller Damen auf sich.

Mein Freund hat vor einiger Zeit als Doctor phil. promovirt. Ich opponirte ihm bei der Gelegenheit (d. h. ich bestritt seine aufgestellten Thesen) und machte die Erfahrung, daß es mir gleichgültig ist, ob ich in meinem Zimmer, einem einzigen Zuhörer gegenüber reden soll, oder in der größten Versammlung. Die Versammlung war glänzend und ansehnlich genug; alle Professoren der Universität waren anwesend und außerdem von den Verwandten meines Freunds der, aus einer sehr vornehmen Familie, fast mit dem ganzen München verschwägert ist, das Auditorium stark angefüllt. Er forderte Niemanden zur Opposition auf, als mich, was nicht wenig auffiel, da der Doctorand sich sonst immer an die Professoren wendet; unser Gefecht (meinerseits durchaus Spiegelfechterei, da es mir mit keinem meiner Einwürfe Ernst seyn konnte, weil ich eigentlich mich *selbst* bestritt) dauerte über eine Stunde. — — — —

Ferdinand Freiligrath kenne ich längst als einen Marketender des Musen-Almanachs. Ich habe, wie Du weißt, sehr abweichende Ansichten über Poesie und kann dort, wo ich nicht Alles finde, Nichts sehen. Was man an Freiligrath lobt, ist allerdings zu loben; er hat ein schönes Talent der Beschreibung und macht gute Verse. Doch, dies Talent verhundertfacht giebt nach meiner Idee noch keine Faser zum wahrhaften Dichter. Was ist es denn, die Berge mit Riesen zu vergleichen und die Wellen mit gigantischen Rossen; es ist Alles nur *todter* Körper, der sich bekanntlich von dem *lebendigen* durch Nichts unterscheidet, als durch das, was *unsichtbar* ist, durch den belebenden Geist. Diesen Geist vermisse ich bei den Meisten und auch bei Freiligrath; Publicum und Kritik sind freilich leicht durch eine Brühe von flitternden Gedanken und aufgekochten Sentiments zufrieden gestellt. Die Leute wollen immer nur, wie Tiek sagt, das Einzelne, und doch hat nur das Ganze Werth. Ach, Uhland, wo ist denn wohl Einer, der die Tiefe Deiner Compositionen zu ermessen vermag! Die Dich loben, sind oft noch flacher, als die Dich tadeln!

Du machst zu viel Ansprüche an Dich, beste Elise, und noch mehr glaubst Du, daß ich zu viel Ansprüche mache, wenn Du meinst, erst dann seyst Du die wahre Freundin für mich, wenn Du im Stande wärest, in das geheimste Adern- und Nervengeflecht meiner Gedichte einzudringen. Das ist durchaus nicht nöthig; der Antheil, den eine reine Seele an mir, als Menschen, nimmt, hat in meinen Augen einen viel höheren Werth, als der Antheil, der meinen Hervorbringungen

als Tribut dargebracht wird. Sind diese wirklich bedeutend, so haben sie ja gerechten Anspruch auf Achtung und wer ihnen diese versagt, giebt seinem eignen Geist oder Herzen eine Blöße; die günstige Gesinnung aber, die mir als Menschen entgegen kommt, ist eine freie, schöne Gabe. Ohnehin ist es außerordentlich schwer, in das Innerste eines Gedichts einzudringen, um nichts leichter, als es ist, eine menschliche Persönlichkeit in ihrer Grundwurzel zu erfassen; man läßt die Persönlichkeit auf sich wirken, ohne zu grübeln und zu sinnen; eben so mache man es mit dem Gedicht. Ich wünsche Dich um Nichts anders, als Du bist, und mein einziger Wunsch ist, daß auch Dir gefallen möge, wie ich bin; ich würde auch dann noch Dein Freund seyn, wenn Du es selbst nicht mehr wünschen solltest, also gewiß so lange, als Du es begehrst; nur um das Einzige bitte ich Dich, meine Worte niemals auf die Waagschaale zu legen und meine Mienen nicht unter die Lupe zu bringen.

Im Frühjahr komm' ich ganz bestimmt nach Hamburg. Mein Freund, der Norddeutschland kennen zu lernen wünscht, wird mich begleiten, wir denken dort zusammen lit. zu wirken und, wenn irgend thunlich, ein krit. Blatt zu begründen. Von Campe hab' ich noch immer keine Antwort. Sehr angenehm wird es mir seyn, wenn Du mir früher oder später genaue Auskunft geben kannst, ob Gutzkow Gedichte aufgenommen hat, oder nicht. Uebrigens müssen Dir die Journale denn doch nur schlecht mitgetheilt werden; im Morgenbl. sind im Lauf des Sommers 3 bis 4 Mal Gedichte von mir mitgetheilt. Nichts hat mich mehr erfreut, als die Nachricht über Deine kleine Reise, Du hättest, was Dir freundlich geboten wurde, nur länger genießen sollen. — — — — —

Ich kenne Gott lob die Constitution meiner Mutter und fürchte nicht, daß die Krankheit Bedeutung hat; ich kann es mir auch gar nicht denken, daß der Himmel mir meine schönste Freude rauben und mir die Hoffnung, ihr das Leben zu verschönern und werth zu machen, vernichten mag. Dennoch bin ich so lange in Angst, bis ich genauere Nachrichten habe, die Du mir, beste Elise, ertheilen wirst, sobald Du kannst. — — — —

Der Himmel wird ein schweres Krankenlager verhüten, er ist mir bisher in diesem Punct doch mild gewesen u. wird es mir auch noch ferner seyn. Käme dies Unglück dennoch — nun, ich darf daran nicht denken, man muß die bösen Geister nicht aufrufen. Für Johann lege ich ein dünnes Blättchen bei, ich habe ihm angebunden, mir sogleich zu antworten, thu' Du deßgleichen.

Ich habe von meinem Freunde und dessen Vater, Herrn Regierungsrath v. R. in Ansbach eine oft wiederholte Einladung zum Besuch auf 4 bis 6 Wochen. Ein solcher Ausflug würde mir gut thun, u. doch weiß ich nicht, ob ich mein schon gegebenes Versprechen halten und der Einladung folgen werde. Ich sollte dann in etwa 14 Tagen reisen; früher geh' ich indeß auf keinen Fall, als bis ich von Dir über meine Mutter etwas Beruhigendes weiß. Wenn Du also kannst, so antworte mir diesmal rasch, wär' es auch nur, um mir die rechtzeitige Einsendung meiner ablehnenden Entschuldigung nach Ansbach möglich zu machen. Die Reise kostet mir übrigens, wie sich von selbst versteht, Nichts; was ich unterwegs brauche, geht ja doppelt in München auf, wenn ich bleibe. — — —

München den 17ten September 1838.

Gestern, liebe Elise, empfing ich den Brief meines Bruders. Ich war schon vor seinem Eintreffen krank, und bin es jetzt in noch höherem Grade. Ich hatte eine schlechte Nacht voll wüsten Schlafs, der Kopf brennt mir fieberisch und ich bin kaum eines klaren Gedankens fähig. Das Schreiben greift mich an, dennoch darf ich es nicht aufschieben, um so weniger, als sich mein Zustand wohl schwerlich in ein Paar Tagen verbessern wird.

Der rechte Schmerz um meine Mutter hat mich noch nicht erfaßt. Auch zum Schmerz gehört Kraft, und die meinige liegt in Ohnmacht, mein Herz steht still, mein Geist ist gefesselt. Der rechte Schmerz wird erst kommen, wenn ich wieder ich selbst bin, wenn ich in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen der Zukunft webe. Dann, wenn das Glück mir eine Blüte nach der anderen zuwirft, werd' ich lächeln und fragen: wozu? Jetzt bin ich selbst halb todt.

Nimm aber Du meinen heißen Dank für Alles, was Du für die Entschlafene gethan! Du hast ihr doch so manchen Tag zu einem vergoldeten gemacht, und ihr Leben war so dürftig, daß auch noch geringere Kleinigkeiten es ihr versüßen konnten.

Daß sie mir gerade jetzt, wo ich hoffen durfte, sie wieder zu sehen und wo mein Schicksal sich endlich entscheiden muß, entrissen ward, macht mir den Verlust doppelt herb. Und dennoch: was bürgt mir denn für die Verbesserung meiner Lage? Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft Nichts erwarten soll? Sey's, was es sey, leichter werd' ich von jetzt an alle Widerwärtigkeit ertragen, da sie mich allein trifft. Ich habe, ich bekenne es, nur selten an meine Mutter gedacht, es war mir zu peinlich, mich in ihre trüben Zustände zu verlieren, in die ich keinen Sonnenstral fallen lassen konnte, es griff in's Räderwerk meines ohnehin nicht mehr kräftig getriebenen Lebens zu störend ein. Nun macht mir mein Herz Vorwürfe, die ich nicht verdient zu haben glaube. Es tödtet den Menschen, wenn er sich nach irgend einer Seite hin oft in seiner Ohnmacht fühlt. Daß die Mutter sterben würde, schien mir unmöglich; als ich Deinen vorletzten Brief empfing, fühlte ich mich keineswegs stark beunruhigt. Es giebt Geschicke, vor denen man, aller Wandelbarkeit des Irdischen ungeachtet, sicher zu seyn glaubt; dahin gehörte für mich dieser frühe Tod meiner Mutter. Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir, wie Du weißt, fern blieb, als die Cholera hier rings um mich her unzählige Opfer darnieder streckte.

Eins steht fest: sie soll nicht umsonst einen Dichter geboren haben. Ich will ihr Andenken bekleiden mit dem höchsten Schmuck der Poesie, soweit er mir zu Gebote steht; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären.

Wenden wir uns nun, wie wir es müssen, dem Leben wieder zu.

An Johann, sowie an den Kirchspielschreiber und an Herrn Hansen habe ich geschrieben.

Du legst wohl Alles in ein Couvert und schickst es ab. — — — —

Auch aus Ansbach erhalte ich so eben eine schlimme Nachricht. Mein

Freund liegt an einem gastrischen Fieber (sehr gefährliche Krankheit) darnieder; so schreibt mir sein Vater.

Ich hoffe, Nichts vergessen zu haben.

Leb' wohl, liebe Elise; in einem so schlimmen Fall kannst Du mir nicht wieder schreiben. Das kommt nur einmal; gut und doch nicht gut!

Laß mich nicht lange auf Antwort warten!

München den 31 September 1838

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um meinen Freund bin ich in der größten Angst. Seine Krankheit ist lebensgefährlich, das gastrische hat sich in ein Nervenfieber verwandelt, und er ist so reizbar, daß dieses Fieber bei ihm einen noch schlimmeren Character annehmen muß, als es ohnehin schon hat. Zum Glück befindet er sich bei den Seinigen; wäre er von dem Nervenfieber in München befallen worden, so könnte er kaum genesen. Erst heute morgen erhielt ich einen Brief von seinem Vater; darnach hat er jetzt den 21sten Tag (an den sich in der Regel eine wichtige Krisis knüpft) glücklich überstanden, das Bewußtseyn ist zurück gekehrt und eine Hinneigung zur Besserung bemerkbar, die Gefahr ist aber noch immer sehr groß. Wie dies auf mich wirken muß, kannst Du Dir nur zum Theil denken, da Du meinen Freund nicht kennst. Er schloß sich schon in Heidelberg mit größter Wärme an mich und war die Hauptursache, daß ich nach München ging; seitdem ist er im vollsten Maaß gewesen, was in solchem Verhältniß ein Mensch dem andern irgend seyn kann. Du weißt, ich bin so schwer anzufassen, wie ein Stechapfel und ich setze gerade das, was mir am werthesten ist, am leichtesten auf's Spiel, um den Gedanken, es könnten mich Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen. Seine Geduld und Langmuth, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, statt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, sind mir zuweilen selbst ein Gegenstand des Erstaunens gewesen; er ist mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein Anderer, seine Theilnahme für mich ist unbegränzt und fast weiblicher Art. Und sein Blut ist heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf, in Heidelberg hat er sich (das Zeichen trägt er auf der Wange) wegen einer geringfügigen Ursache geschlagen; wenn er sich also bekämpft, so geschieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir dies oder jenes zu schätzen sey, keineswegs aus Mangel an Feuer nnd Schwungkraft. Freilich ist er auch mir Manches schuldig geworden, vorzüglich den wichtigsten Theil seiner poetischen Bildung; was ich ihm in drei Stunden des Gesprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es selbst hätte finden sollen, Jahre zu schaffen gemacht. Gott wird mir ihn erhalten; die Bekümmerniß um ihn läßt mich fast meine Mutter vergessen; er wäre mir nicht weniger unersetzlich, wie diese. — — — —

Mit dem Lustspiel beschäftige ich mich oft in Gedanken; die Idee ist einzig und von unerschöpflicher Tiefe, nur will sie sich mir noch nicht recht dramatisch gestalten. Du mußt übrigens nicht an solche Lustspiele denken, wie Du sie kennst, wo ein Paar Lächerlichkeiten und Possen ein tristes Zwerchfell erschüttern; gelingt mir die Ausführung, so ist das Werk in der deutschen Literatur ohne Gleichen. Es wird betitelt: Der Diamant. — — — — — —

Es wäre mir fürchterlich, wenn ich in meiner jetzigen Beschaffenheit in einen höheren Kreis eintreten sollte; ich fühle, daß ich einem Wendepunct nahe bin; ich bin eben darum überzeugt, daß Gott mich noch nicht abrufen kann. Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in Bezug auf Geist oder Herz noch verändern kann; dies ist mir eine unumstößliche Wahrheit; der Tod hat nur Macht über das Gewordene, nicht über das Werdende. Es läßt sich hierüber besser sprechen, als schreiben. — — —

München den 5ten October 1838.

Am gestrigen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Freund am 2ten d. M. früh um 1 Uhr sanft und bewußtlos entschlafen ist. Ich habe kaum Kraft, Dir dies zu schreiben; woher soll ich die Kraft nehmen, es zu ertragen?

Erst jetzt ist die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenster sehe und mir denke: er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr hinein, er öffnet die Thür nicht wieder und fragt mit seiner sanften innigen Stimme, wie geht es Dir? ach, da scheint es mir unmöglich, daß ich fort leben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten soll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir sein theures, jetzt in ewige Nacht versunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet, denn wir haben darüber gesprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist.

O, Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein Jeder sagt das im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage Nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, Du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; drittehalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmuth, seine Kraft, Alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmuth, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen.

Er war mir Alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältniß dem andern seyn kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugniß geben darf. Ich konnte mich, elender Weise, nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten, und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit, und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn, als gegen mich; doch, ich bin 26 und er war 22. Wenn ich dies Alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die

innere Verzweiflung, die die Brust jedes Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieser Art auch früher schon gekommen sind, daß ich aber deß ungeachtet in meiner Strenge fort fuhr, da, Elise, mögt' ich mich für einen schlechten Kerl halten und mein Gewissen sagt fast Ja dazu.

Könnte ich ihn aus dem Grabe zurück kaufen: kein Preis wäre mir zu hoch. Aber, Nichts ist mir geblieben, als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, besser handeln würde, Nichts, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben.

„Schlummere sanft!“ Das war der Gruß, mit dem er mich des Abends (ich brachte die Abende meistens mit ihm in seinem Zimmer oder im Freien zu) gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummre sanft“ klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze, letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummre sanft, mein liebster, theuerster, unvergeßlicher Rousseau, schlumm're sanft, vergieb mir, oder, wenn's seyn muß, vergiß mich, und bitte Gott, daß er dies verfluchte harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martre, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu schlagen aufhört; Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseyns und die Kraft, Deinen Geliebten, Deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten.

Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.

Nachmittags.

Wie undankbar bin ich gegen den Himmel gewesen; ich klagte, ich murrte, und hatte einen solchen Freund! „An mich will ich gar nicht denken, ich habe Nichts geleistet, aber Du!“ Mehr, als einmal hat er das gesagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war, welch einen tiefen Antheil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja sogar meinen Grillen. Es wäre meine Pflicht gewesen, mich von ihm, wie von aller Welt, zurück zu ziehen; in der trüben Atmosphäre, worin ich athme, muß frisches, freies Leben ersticken. Ich habe das zuweilen zu ihm gesagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht besser haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands „treuer Kamerad“ war sein Lieblingsgedicht; oft citirte er einige Strophen davon, wenn wir mit einander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem, als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht los werden. Welch ein Maaß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet; was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist, als aus Neigung zu mir, dem Menschen, entsprang. Ich bin gestraft. Gott hat ihn mir genommen und mein Leben ist ein dunkles Gemisch aus Reue, Dumpfheit und Sehnsucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu schätzen; es ward mir entrückt und ist nun der einzige Gegenstand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gebe ich so viel Jahre, als das Schicksal

begehrt. Vergönne mir, liebe Elise, daß ich über ihn rede; es erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Mensch meine Sünden kennt.

Und stelle es Dir in seiner ganzen Entsetzlichkeit einmal vor. Am 28sten August promovirt er mit Ruhm und Glanz, ich mache die Bekanntschaft seines Vaters, der in Geschäftsangelegenheiten hieher kam, wir verleben einige Tage in Freude und Heiterkeit, und voll frischen Jugendmuths, mit dem süßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter sich hat und jetzt sich Aufgaben stellen kann, wie er will, reis't er am 2ten September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um 4 auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen, wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht, es war unter uns abgemacht, daß ich in 4 Wochen nachkommen sollte, noch ein Handschlag, „Grüße an die Deinigen" und der Wagen rollt fort. Acht Tage später erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mittheilt; er klagt über Kopfschmerz und starke Ermattung, ich finde das natürlich u. denke, es wird schon wieder verschwinden, ich bedaure ihn in meiner Antwort so kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geschehen pflegt. Bald darauf zeigt sein Vater mir an, daß Emil mir zur Zeit nicht antworten könne, weil er an einem gastrischen Fieber darnieder liege, daß er zwar sehr verlange, mich bei sich zu sehen, daß aber die Ärzte die dadurch entstehende Aufregung fürchteten und daß ich also noch nicht kommen möge. Die Nachricht erschreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beste. Ich erhalte einen zweiten Brief; das gastrische Fieber ist ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerste Angst, ich weiß mich nicht zu lassen, ich stecke den Brief in die Tasche und gehe aus dem Hause. Im Hofgarten setze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menschen gehen an mir vorüber, ich halte die Hand vor die Augen und denke: was Du nun zuerst siehst, soll Dir ein Zeichen seyn. Ich öffne die Augen und — stelle Dir mein Grauen vor! — eine in tiefste Trauer gekleidete Dame fällt mir in's Gesicht. Ich kann den Zustand nicht ertragen; es ist Nichts! sag' ich zu mir selbst, er ist stark und kräftig, es *kann* ja gar nicht seyn! Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten Brief; der critische 21ste Tag ist überstanden, es bessert sich mit ihm, sein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doctor-Diploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr, ich gehe zu dem Decan, Hofrath Ast, dieser verspricht mir, daß ich das Diplom so schnell, als möglich, erhalten soll, mir ist ganz leicht um's Herz. Am Mittwoch (gestern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittre, wie ich den Postboten nur höre, das Siegel ist schwarz, er, dem ich schon wieder ein Paar scherzhafte Zeilen (zu seiner Erheiterung) zugesandt hatte, ist todt!

D. 18. October.

Was ich oben unter häufigen Thränenergüssen (die bei mir seltener sind, als die sie erzeugenden Schmerzen) nieder geschrieben habe, weiß ich nicht mehr; *wie* ich es niederschrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollsten Maaße jedes Lob, das ich ihm beilegte, aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im ersten Aufruhr der Gefühle maaßlos gegen mich selbst richtete. Es ist

keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht bloß, ich weiß es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieses Wissens, zum Theil aus der Sache an und für sich, zum Theil aus den hinterlassenen Briefen und Papieren meines Freundes hervor gehend, kann ich hier nicht weiter aus einander setzen.

Ich bin wieder gefaßt und bitte Dich jetzt um Deinen besten Rath. Nun Rousseau todt ist, stehe ich in München ganz allein; ich habe in der ganzen Stadt keinen einzigen Bekannten. Es war mir ein schöner Gedanke, zum Frühjahr in seiner Gesellschaft nach Hamburg zu kommen; jetzt aber weiß ich kaum, ob ich wohl daran thue, meine Reise bis auf's Frühjahr zu verschieben. Noch habe ich so viel Geld, als nöthig ist, die Kosten zu bestreiten; ich würde sogar noch einiges mitbringen, so, daß ich etwa ein Vierteljahr leben könnte. Verzehre ich dies in München, woher soll neuer Nachschuß kommen? Ich darf nicht hoffen, daß ich hier, bei dem Mangel an aller Anregung, und in der gräßlichsten Einsamkeit etwas Neues und Größeres, wie bisher, produciren werde. Eine Ortsveränderung wirkt dagegen immer vortheilhaft; vielleicht könnte ich ja auch in Hamburg lit. Bekanntschaften anknüpfen, die mich förderten. — — —

München d. 30. October 1838.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du erkundigst Dich theilnehmend nach meinem Freunde. Er ist hinüber. Ich bin, so außer Fassung ich Anfangs war, wieder ruhig, fast kalt. Diese Eigenschaft meines Herzens, auch den tiefsten Schmerz schnell abzufertigen, ist doch eigentlich kein gutes Zeichen. Was das Leben doch aus dem Menschen macht! In meiner Kindheit und Jugend konnte ich, wenn meiner Mutter nur das Geringste fehlte, vor Kummer kein Auge schließen; jetzt ist sie gestorben, mein theuerster Freund ist ihr in entsetzlich kurzer Zeit nachgefolgt, und ich schlafe so gut, wie immer. Bin ich schlechter geworden? Ich würde Ja sagen, wenn ich müßte, aber ich glaube es nicht. Ich bin nur abgestumpft. Ach, wollte mich nur ein einziges Mal wieder ein recht frischer Hauch erquicken! In mir ist Herbst, und der ist noch erträglich, denn man fühlt doch noch das Vergehen; wenn's aber Winter wird!

Glaube nicht, daß ich über den todten Freund die mir noch übrig gebliebenen lebendigen vergesse. Das wäre sehr undankbar. Ich bitte Gott um Nichts, als daß er mir diese Wenigen, und vor Allen Dich, erhalten möge. —

München den 18ten November 1838.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gestern Abend war ich im Theater. Eßlair trat im Lear auf (zum allerletzten Mal). Mir schien, daß es seiner Darstellung an Einheit fehle, daß er uns den König Lear Stück vor Stück, aber nicht als Ganzes bringe. Ich kann mich irren und mögte ihn noch einmal sehen, um meine Meinung zum Urtheil zu runden. Heute wird Griseldis von Monsieur Halm gegeben.

Ich habe das Machwerk (worin freilich eine Schauspielerin exelliren kann, aber man wird einen Strick doch nicht darum bewundern, weil er dem Seiltänzer seine Sprünge möglich macht!) neulich gelesen u. erkläre es für das non plus ultra des Schlechten. Kein Wunder, daß es in Wien bewundert worden ist. Es ist noch schlechter (u. das heißt viel!) als Theodor Körner's Stücke, denn in diesen weht Begeisterung, obwohl Begeisterung eines höchst gewöhnlichen Menschen; die Griseldis ist kalt und schwer u. dumm, wie Blei. Euch Weibern gefällt das Stück ja wohl, weil es Euch lobt; wißt Ihr denn nicht, daß der Esel nie unverschämter ist, als wenn er Lobsprüche ertheilt? Hu, hu! Les't das Käthen von Heilbronn von dem gewaltigen, herrlichen, unglücklichen Kleist, den Niemand lobte, nicht einmal Göthe, was ihm Gott verzeihe. Da ist reine, edle Weiblichkeit dargestellt, und zwar im Kampf mit sich selbst, nicht mit einer rohen, gemeinen Bärenseele! das ist der Triumph des Weibes. — — — — — — — — — — — — — — — —

München den 12ten Dezember 1838.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie gern, wie außerordentlich gern ich, statt meines Briefs, die Reise machte, kann ich Dir gar nicht sagen. Das Wiedersehen ist doppelt so süß, wenn man sich am Weihnachtsabend wieder sieht; es giebt kaum etwas so herrliches. Für mich besonders. Du bist doch bei den Deinigen, bist nicht allein; mir gähnt dieser Abend jetzt wie ein Grab entgegen. Meine Jugendzeit war nur ein langer Winter, ich wußte von Freude Nichts, aber von Sorge und Kummer viel; nur die schöne Weihnachtszeit machte eine Ausnahme, dann ging's auch bei uns hoch her, es gab etwas besseres zu essen, Hader und Zank der Eltern ruhte und mein kindliches Herz thaute auf. An den Weihnachten machte daher auch ich Ansprüche und es schmerzt mich, wenn sie unerfüllt bleiben; wie köstlich war derjenige, den ich mit Dir verlebte! Nun, es kann diesmal noch nicht seyn, und wir wollen uns aufs nächste Mal vertrösten. Vertrösten! welch ein todtgebornes, banquerottes Wort. Nein, wir wollen uns diesen Weihnachten dadurch versüßen, daß wir mit aller Innigkeit und Glut des Herzens an den künftigen denken, uns ihn ausmalen, uns in den Glanz versenken, mit dem er es uns (Du weißt, es braucht dazu nur eine Kleinigkeit) übergießen wird. Stelle Dir, wenn Du magst, mein Gesicht so hell und freudig vor, wie du willst; ich verspreche Dir, Deine kühnste Phantasie noch zu übertreffen. Die Fähigkeit zur Freude habe ich noch nicht verloren, dies werde ich dann zeigen. O, Du hast Recht, daß es unendlich wünschenswerth für mich sey, meinen jetzigen Aufenthaltsort so schnell, als möglich, mit Hamburg zu vertauschen. Nur ist es mir im Winter unmöglich, eine so weite Reise (es sind 100 Meilen) zu Fuße zu machen. Die Kälte oder, bei Thauwetter, die schlechte Beschaffenheit der Landstraßen (meiner Unkenntniß des Weges gar nicht zu denken), Schneegestöber, die kurzen Tage, die Leichtigkeit, in einer solchen Jahreszeit schlimme Füße zu bekommen, Alles dieses und mehr dergleichen sind unüberwindliche Hindernisse. Ein Fußreisender im Winter passirt aller Orten für einen Handwerksburschen, er muß in den

schlechtesten Kneipen sein Unterkommen suchen, denn anständige Wirthshäuser nehmen ihn nicht auf, und, von der Unsicherheit abgesehen, kann ich es mir doch nicht zumuthen, mit schmutzigen Schustern und Schneidern Zimmer und Betten zu theilen. Ich muß mich also wohl entschließen, noch einige Monate in München zu bleiben; sie verfließen ja schnell. Welch ein Unglück wäre es z. B., wenn ich unterwegs liegen bliebe, und auch im Sommer läßt sich die Reise nicht in kürzerer Zeit, als einem Monat, abmachen. Im Frühling kommen die Lerchen, im Frühling kommt auch Dein Freund!

Zum eigentlichen Arbeiten werde ich, obgleich mich mancher Plan beschäftigt, hier nicht mehr kommen, doch hoffe ich, im Lauf des Winters noch Manches zu studiren. Die hiesige Königl. Bibliothek, die sehr groß ist, steht mir zu Gebote; ich besuche sie die Woche drei Mal, auch kann ich Bücher mit zu Hause nehmen. Ich exerziere jetzt Flögels Geschichte der Hofnarren, nicht ohne Bezug auf einen schriftstellerischen Zweck. Ein Hofnarr war in den finstern Jahrhunderten, deren Schooß diese wunderliche Erscheinung gebar, der einzige Repräsentant der Freiheit.

Tieck habe ich in den letzten Tagen geschrieben, ich hatte es im October schon einmal gethan. Der Himmel gebe, daß sein Stillschweigen von seinem guten Willen, etwas für mich zu thun, herrührt. Er ist übrigens oft in dem Maaße krank, daß er nicht die Feder zu führen vermag, und eben so oft leidet er an der schwärzesten Hypochondrie. Seine Mißachtung würde mir weh thun, denn gerade von ihm habe ich Anerkennung meines Bestrebens, das Leben in seinen Wurzeln zu erfassen, gehofft. Doch würde sie mich auf meinem Wege nicht irre machen, weil ich zu fest überzeugt bin, daß er der rechte ist. Freilich ist es nur ein einzelnes Element des Komischen, das in meinem Schnock waltet; dies weiß ich sehr gut, aber es ist ein gesundes Element, und dasjenige, von dem alle eigentliche Bewegung, Fülle und Glut ausgeht. Ein Kunstwerk im höheren Sinne darf ich meinen Roman nicht nennen, dieses entsteht nicht durch bloße Abwickelung eines Characters, sondern nur durch Erbauung einer Welt. Eben so wenig ist das angehängte Märchen ein Märchen in eigentlichster Bedeutung. Doch durfte ich mich des Märchen-Titels mit dem nämlichen Recht für meine Arbeit bedienen, womit Tiek selbst ihn vielen seiner Productionen beilegte, und ein wirkliches in's Tiefste eindringendes Characterbild hat jedenfalls weit mehr Werth, als die hohlen, aufgeflirrten Novellen unserer modernen Autoren. Am vollendetsten dürfte die Anna seyn, die ich dem Schnock gleichfalls beifügte; auf sie machte ich Tiek daher auch vorzugsweise aufmerksam. Was am meisten zu befürchten steht, ist, daß er Nichts von allem lies't, und mir die Manuscripte mit ein Paar Nichts sagenden höflichen Redensarten zurücksendet. Verdenken würde ich ihm dies nicht, er ist alt und groß genug, um ein Anverlangen, wie das meinige, vornehm zurück zu weisen, doch wäre es nichts desto weniger ein Unglück für mich. — — —

Wenn Du übrigens glaubst, ich könne mich Gutzkow eine Zeit lang anschließen, um mich später auf meine eigenen Füße zu stellen, so beurtheilst Du die Verhältnisse der Literatur falsch. Schon im gewöhnlichen Leben ist es nicht rathsam, sich in die Mitte von zwei Extremen zu stellen, man wird dort meistens zerrieben; in der Literatur aber muß man, was man auch sey, zu allen Zeiten

ganz seyn. Mich Gutzkow anschließen, hieße, mich ihm unterordnen; dies ist mir, aus dem gerechtesten Stolz, unmöglich. Überhaupt könnte er mich keineswegs brauchen, wie ich bin, sondern nur, wie ich etwa für seine Zwecke und Absichten zurecht zu stutzen wäre, und da würde dann gewiß als Schnitzel wegfallen müssen, was ich für das Fundament meiner Natur halte. Besuchen werde ich ihn, um ihn kennen zu lernen, und weil ich ihn doch ohnehin an einem dritten Ort, wo sich nicht ausweichen läßt, leicht einmal treffen könnte; doch wird der Besuch schwerlich von meiner oder seiner Seite zur Annäherung führen. Auch mit Campe werde ich schnell fertig seyn, ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, ob er meine Gedichte drucken wolle, ich werde, wenn er die Frage verneint, ihm einfach sagen, daß es höchst unrecht gehandelt sei, mich über einen ungünstigen Entschluß so lange im Unklaren gehalten zu haben, ich werde mir dann mein Manuscript zurück geben lassen und seine Schwelle nie wieder betreten. Du wirst, wenn Du die Sache besser überdenkst, Dich überzeugen, daß nicht die Bitterkeit, sondern die Ehre, dies gebietet.

Der deutsche Schriftsteller hat in unsrer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publicum und zur Literatur. Das größte Talent ist (jetzt) schon eitel, wenn es sich für nicht überflüssig hält. Das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht nothwendig. Wem es daher um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und unnachsichtiger gegen sich seyn, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf. Nun aber gesellt sich hinzu, daß das Publicum nicht gute, sondern miserable Waare will, daß es verachtet, wenn es geachtet wird. Da hält es schwer, den Halt nicht zu verlieren. Ich bin entschlossen, zehn Mal lieber mich selbst, als die Wahrheit zu opfern. Dies ist bei mir kaum ein Verdienst, denn das Gegentheil ist mir völlig unmöglich.

Was mich in der letzten Zeit sehr gequält hat, ist, daß ich so schwer und so schlecht schreibe. Wie bewunderungswürdig ist Lessing in diesem Betracht! Ich las noch gestern Abend in seinem Meisterwerk, dem Laocoon. Jeder seiner Sätze scheint gesprochen zu seyn, so leicht ist Alles dahin gesponnen, und dennoch trifft man bei tieferer Untersuchung eine Rundung und Vollendung des Ausdrucks, die Nichts zu wünschen übrig läßt. An der innigen Harmonie zwischen Wort und Gedanken fehlt es mir nur gar zu sehr. Der Gedanke ist bei mir meistens Tyrann, und das läßt keine Schönheit aufkommen. So liegen ein Paar Recensionen vor mir, die ich noch bei Rousseaus Lebzeiten ausarbeitete und die, wie ich glaube, ihren Gegenstand erschöpfen. Aber, wie wenig Grazie liegt in der Sprache. Den Herren Mundt und Laube beneide ich ihre stylistischen Schönheiten nicht, aber Lessing die seinigen. Allerdings kann und darf Lessing mein Muster nicht seyn, doch muß ich in meiner Sphäre erreichen, was er in der seinigen erreichte, und wie weit hab' ich noch bis dahin. Zu meinem Trost darf ich mir sagen, daß ich nach diesem Ziel eigentlich noch nicht gestrebt habe, daß daher bis jetzt nur noch der Mangel selbst, keineswegs aber meine Unfähigkeit, dem Mangel abzuhelfen, erwiesen ist. Ich hatte immer noch zu viel mit den Sachen zu thun, um auf die Behandlung mein Augenmerk besonders richten zu

können. Überhaupt ist der Dichter in einem ganz eigenen Fall. Weil er seinen erschaffenen Characteren Seele einhauchen und ihnen den eigenthümlichsten Ausdruck geben muß, verliert er die ihnen verliehenen Vorzüge in Bezug auf seine eigene Persönlichkeit; die Geschöpfe zehren den Schöpfer auf.

Du schreibst mir von einem mir bestimmten kleinen Paquet. Liebe, beste Elise, verkenne mich nicht, wenn ich Dich angelegentlichst bitte, Deiner Freigebigkeit und Güte gegen mich endlich Schranken zu setzen. Noch drücken mich Deine Gaben nicht, aber wahrlich, sie würden mich drücken, wenn ich Dich einst mit Noth und Mangel kämpfen sehen müßte. Du hast mir Vertrauen genug bewiesen, daß ich Deine ganze Lage überschauen kann, und ich finde sie im hohen Grade unsicher. Des besten Willens, Dir Alles, was Du mir zugewendet hast, mit den vollen Zinsen der innigsten Freundesliebe zu erstatten, sobald Du dessen bedarfst, bin ich mich bewußt, zugleich aber verhehle ich mir nicht, wie wenig Hoffnung ich habe, diese höchste Wollust einst zu genießen. Mit Schaudern sehe ich deswegen meine Schuld noch immer steigen, und ich wäre ein gemeiner Mensch, wenn ich, da Du im Geben kein Ende zu finden weißt, im Nehmen nicht aufzuhören wüßte. — — — Du kennst mich genau genug, um mich hierin nicht falsch zu beurtheilen; es besitzt wohl Niemand das Genie des Gebens, die milde, schöne Art und Weise, welche die Wohlthat erst zur Wohlthat macht, in solchem Grade, wie Du, es kann mithin von einer Gefühlsweigerung unter keinen Umständen die Rede seyn, aber Du müßtest mir Deine Achtung entziehen, wenn ich Deine Hülfe noch ferner in Anspruch nähme. Ich will Nichts übertreiben: wenn Du eine Kleinigkeit für mich gearbeitet hast, so soll sie mir herzlich willkommen seyn, nur bitte ich Dich, sie bis zu meiner Ankunft bei Dir liegen zu lassen und mich dann damit zu erfreuen, denn, daß das Paquetchen nicht viel mehr, als ein einfacher Brief kosten würde, wie Du schreibst, kann ich mir nicht denken. — — — Die Nachricht wegen Fritz Harding schmerzte mich, obgleich sie mir nicht unerwartet kam. Mit diesem guten Knaben hab' ich meine angenehmste Jugendzeit verlebt, sein Vater gab mir unentgeltlich Zeichen-Unterricht und ich war dort im Hause wohl gelitten; ein geistiges Band konnte sich zwischen mir und ihm in vorgerückteren Jahren zwar nicht knüpfen, weil es ihm am productiven Fonds fehlte, doch hat er mir stets treuste Anhänglichkeit bewahrt und in meiner Brust stieg oft eine süße Erinnerung dessen, was er mir einst gewesen, auf, auch verdiente er, der mit unverdrossenem Fleiß seine Mutter auf eine angemessene Weise ernährte, meine höchste Achtung. Gott gebe ihm einen sanften Tod u. vertrete bei der Mutter seine Stelle.

München 12ten Jan: 1839.

Ein neues Jahr, ein neues Glück! Aus dem Innersten meiner Seele, liebe Elise, rufe ich Dir dies zu. Mögte doch nur dies Eine Mal mein Mund der Mund des Schicksals seyn! Das Eintheilen der Zeit in Monate und Jahre ist etwas Willkürliches, aber doch etwas Herrliches; mit einem so großen Abschnitt, glaubt man, muß in der Natur selbst, in der großen Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich durch die Unendlichkeit hin spinnt, ein neuer Wendepunct eintreten und das Neue ist für die Phantasie immer etwas Gutes.

Bewunderungswürdig ist hier, wie auch bei anderen Gelegenheiten, die Kraft des Menschen, die dem reinen Nichts eine Frucht abgewinnt und durch das Bedürfniß selbst das Bedürfniß stillt. — — — — — —

Gutzkows Blasedow habe ich gelesen. Ich gestehe, ein solches Werk hätte ich ihm nicht zugetraut. In den ersten zwei Bänden ist Vieles gut, Manches vorzüglich, doch erregen sie ganz andere Erwartungen von dem dritten Theil, als dieser erfüllt. Ende gut, Alles gut, sagt das Sprichwort; ob man wohl auch sagen darf: Ende schlecht, Alles schlecht? Doch, wir wollen es so ganz genau nicht nehmen, immer ist es erfreulich, daß dieser Schriftsteller, der nun einmal große Gewalt in der Literatur ausübt, Einiges vermag, er wird um so eher geneigt seyn, auch an Anderen das Lobenswerthe, was sie bringen, anzuerkennen. Seiner eigenen Parthei ist er schon der Pfahl im Fleische; er sagt den Herren Laube und Mundt die Wahrheit derb genug. Da Du in der Leihbibliothek abonnirt bist, so laß Dir doch die Urania für 1839 geben. Sie enthält eine neue Novelle von Tiek, die mich in ihrer edlen Einfachheit innig erfreut hat. Diese Frische und Fülle in einem so hohen Alter ist an dem von mir hochverehrten Dichter wirklich bewunderungswürdig. Mögte auch mich die geistige Regsamkeit nur mit dem Leben selbst verlassen; Entsetzlicheres, als das Gegentheil, kann ich mir gar nicht denken! — — — — — —

Du äußerst in Deinem letzten Briefe eine rührende Freude über die Heiterkeit meines letzten und doch falle ich sogleich wieder in mein Klagen und Seufzen zurück. Habe Geduld mit mir, es wird schon besser. Eigentlich macht uns jede Klage ärmer, denn die Minute, die verjammert wird, fällt dem Moloch eines vergangenen Schmerzes als nutzloses Opfer; dennoch ist es schwer, gleich, nachdem ein Palast in die Asche gesunken ist, guten Muthes aus den geretteten Brettern und Balken eine Hütte zusammen zu zimmern. Ueberhaupt ist es um den menschlichen Verstand ein wunderlich Ding, wir sind nur so klug, als wir glücklich sind. Doch gewiß, es wird besser mit mir. Ich erwarte von der Ortsveränderung viel, und nehme mich dabei in Acht, nicht zu viel zu erwarten, denn dabei läuft man Gefahr, Alles in Nichts zu verwandeln. Besonders erwarte ich, daß mein Productionsvermögen wieder aufthauen, und daß einer meiner projectirten Romane den Weg aus dem Kopf zum Papier finden soll. Dieser letzte Monat hat mir bereits 5 Gedichte gebracht; eins, das kleinste, setze ich hieher:

An ein Kind.

Zur Erde, die dein Veilchen deckt,
Kind, blickst Du weinend nieder,
Und deiner Thränen Thau erweckt,
In ihr ein zweites wieder.

Du wirst sagen: mögten alle Thränen so wirken. Ich sage es auch.

In der letzten Zeit habe ich die große Freude gehabt, mehrere meiner Lieder (Nachtlied; letztes Glas; der junge Schiffer; Abendgefühl) componirt zu sehen. Die Melodien sind den Gedichten in außerordentlichem Grade angemessen, und ich habe von dem Talent des noch jungen Componisten eine hohe Meinung bekommen. Ich kenne keine Melodie, die in mir Lebenslust und Lebensmuth

so erregte, wie die zum jungen Schiffer. Mögtest Du sie einmal hören können. — — — — —

Ich habe in diesen Tagen den Schmelzle von Jean Paul, der mir zum Schnock die erste Anregung gab, einmal wieder gelesen und mich überzeugt, daß Schnock nicht der bloß fortgespielte hasenherzige Feldprediger, sondern ein ganz neuer Character ist. Ich fürchtete wirklich, das Vorbild möge stärker eingewirkt haben, als mir lieb seyn könnte, doch meine Furcht war Gott Lob ungegründet. Nur Böswilligkeit kann mir Nachahmung vorwerfen, Schnocks Feigheit ist eine ganz andere, als Schmelzles. Ich glaube auch noch immer, das Buch muß, wenn es bei einem anständigen Verleger erscheint, Glück machen. Hätte doch Campe den Roman genommen! Daran, daß er es nicht that, war Laiß Schuld, freilich aus den besten Absichten, indem er das Komische nicht zu würdigen verstand. — — — — — — — — — —

Wenn ich's irgend vermag, so komm' ich zum 18ten März, doch muß das Wetter sich etwas verbessern, denn jetzt giebt es täglich Schnee u. die Wege sind unpassabel. Vermuthlich wechseln wir also nun nur noch einmal Briefe.

München, 10ten Februar 1839.

Dies ist denn nun der letzte Brief, den Du von mir aus München erhältst. Es ergreift mich jedes Mal stark, wenn ich mich erinnere, daß ich etwas zum letzten Mal thue; so gestern, als ich mir Postpapier einkaufte, und jetzt, da ich diesen Brief schreibe. Ich sehne mich, Hamburg wieder zu sehen und meine Lebensverhältnisse aufzufrischen, aber ich scheide deßungeachtet ungern und mit Schmerzen von München. Diese Stadt ist in Deutschland einzig und ohne Gleichen; man kann in ihr leben, wie man will, wem es gefällt, der stürzt sich in's rauschende, großstädtische Treiben, und wem dies nicht behagt, der zieht sich in die Einsamkeit zurück, Eins ist so gut Mode und anständig, wie das Andere. Wenn ich mich hier nicht immer behaglich fühlte, so lag es nur an mir; mit wundem Rücken liegt es sich selbst auf Rosen schlecht, vielleicht schlechter, als mit heilem auf Dornen. Eine bedeutende Lebensperiode knüpft sich für mich an meinen hiesigen Aufenthalt, die bei minderer Vereinsamung wahrscheinlich nicht so bedeutend geworden wäre: hier, wo ich ganz auf mich selbst gestellt war und mir das mir sonst immer von außen aufgedrungene Verhältniß zu meiner Umgebung selbst bilden mußte, hat sich mein Character und mein ganzes Wesen in innerster Eigenthümlichkeit entwickelt, von der ich nur hoffen will, daß sie nicht gar zu schroff und abstoßend sey. Du weißt nur zu gut, wie wenig ich mir sonst in der Gesellschaft, und Unbekannten gegenüber, Geltung zu verschaffen wußte; Gott sey Dank, jenes Schwanken und Zagen hat sich ganz verloren und ein günstiges Geschick gab mir auch in München die Gelegenheit, die Probe zu machen. — — — —

den 19ten Febr.

Wegen Tiek habe ich einen anderen Entschluß gefaßt. Es ist doch, wenn ich es recht bedenke, zu unwahrscheinlich, daß mein Manuscript verloren gegangen ist und ich will es lieber darauf ankommen lassen. Mich durch die Post er-

kundigen, ist so viel, als zum dritten Mal schreiben und dies könnte er übel nehmen. Ich, für meine Person, will mir übrigens aus seinem marternden Stillschweigen eine Lehre ziehen. Gelingt es mir jemals, meinen Namen so berühmt zu machen, daß junge Dichter und Schriftsteller mich mit ihrem Vertrauen beehren, so soll es mir heilige Pflicht seyn, ihnen gleich zu antworten, möge ich ihnen nun zu sagen haben, was ich wolle. Ihnen zu schreiben, was sie wünschen, steht vielleicht nur selten in meiner Macht, aber ihnen bald zu schreiben, steht immer in meiner Macht. —

den 24ten Februar 1839

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die lyr. Poesie soll das menschliche Gemüth im Tiefsten erschließen, sie soll seine dunkelsten Zustände durch himmelklare Melodieen lösen, sie soll es durch sich selbst berauschen und erquicken. Dies thun Göthe und Uhland; dies that zuweilen (in Bubensonntag vor Allen) auch ich. Wenigstens glaub' ich's gethan zu haben, und schwören kann ich: was ich in den Liedern dieser göttlichen Meister bewundere, das hab' ich auch in die meinigen (d. h. in die meisten derselben) hineingelegt. Vielleicht bin ich nicht im Stande, in das Geheimniß jener Compositionen einzudringen, vielleicht sind sie nicht wegen dessen so herrlich, was ich in ihnen schätze. In diesem Fall fehlt mir nicht allein das Talent, sondern auch die Erkenntniß. Ich kann nicht glauben, daß es so ist, denn die tiefsinnigsten Geister, die mir noch im Leben begegneten, waren auf meiner Seite und Viele habe ich zu meiner Ansicht bekehrt. Solch ein Entziffern der Gefühlswelt ist aber Freiligrath u. a. fremd. Sie bringen Gedanken, oder Beschreibungen der äußern Natur. Auch diese Poesie hat ihren Werth, aber sie steht tausend Mal niedriger, als die andere. Sie ist viel leichter und viel häufiger. Wollte ich meine Gedanken in Verse bringen, ich lieferte wöchentlich 100 Gedichte. Aber, solcher tiefinnerlicher Gemüthsanschauungen bringen die Stunden nur wenige.

d. 25. Febr.

Rousseaus Vater und seine Geschwister benahmen sich sehr edel gegen mich. In der vorigen Woche haben sie mir einen schönen Ring mit seinem Haar gesandt; mir unschätzbar. Gerne wäre ich ihrer Einladung gefolgt, da ich voraussetzen darf, das es ihr lebhaftester Wunsch war, mich kennen zu lernen. — — — Auch fürchtete ich in ihnen u. in mir die Auferstehung des Schmerzes. Sie baten mich um eine Grabschrift; ich gab sie.*) So. Nun hab' ich Nichts mehr zu schreiben. Vor Anfang April bin ich schwerlich in H. Später treff' ich aber wohl auch nicht ein. Vielleicht gehe ich noch vor dem 10. März von hier ab. — — — — —

Du siehst wie abgerissen alle meine Gedanken sind, ich kann keinen ordentlichen Brief schreiben, ich bin zwischen Himmel und Erde. Auf keinen Fall schreib mir noch hieher. Ich gehe sobald ich kann, nur das Morgenblatt macht mich zaudern. Strafe es der Teufel dafür mit Gedichten von — —

*) S. die Briefe an Charlotte Rousseau.

Göttingen 23ften März 1839

Das ist an einer Reise das Merkwürdigste, daß sie den Menschen in die wunderlichsten, unvorhergesehensten Zustände über Hals und Kopf hinein stürzt. Wer hätte gedacht, daß ich in Göttingen jemals einen Brief schreiben sollte? Wer hätte gedacht, daß ich dies auf dem Zimmer eines Studenten thun sollte, den ich in Heidelberg fast gar nicht und in München nur wenig kannte, und der München schon vor 1½ Jahren verließ? Und doch ist dies jetzt der Fall; ich sitze an dem Schreibsecretair des Herrn Rudolph Ihering aus Aurich, cand. juris, und schreibe an meine treueste, theuerste Freundin den letzten Brief vor unserm Wiedersehen. Vor mir stehen in stattlichen Reihen Jean Pauls, Schillers und Lessings Werke, von dickbäuchigen Juristen nur ungern im Repositoire geduldet; eine Schwarzwälder Uhr pickt hitzig, ein Kanarienvogel hüpft munter hin und her und mein armes kleines Hündchen hinkt auf seinen wund gelaufenen Vorderfüßen zu mir heran und bittet um sein Frühstück. Wie ich dazu komme? Ich traf gestern Nachmittag um 2 Uhr in Göttingen ein, ließ mir in der Universitätsbuchhandlung den Adreßcalender geben, um nach Bekannten zu sehen, stieß auf den Namen des Herrn Ihering, sah, daß er ganz in der Nähe wohne, ging zu ihm und ward auf's Zuvorkommendste von ihm eingeladen, bei ihm, statt im Wirthshause, zu logiren. Ich nahm es an und befinde mich wohl dabei. Nun zur Hauptsache, da ich nicht viel schreiben kann und mag.

Am 11ten d. M. verließ ich München; gestern, am 22ften, war ich schon in Göttingen, habe also 63 Meilen in 11 Tagen zurück gelegt, und — ein Paar kleine Strecken ausgenommen — zu Fuß. Das Wetter begünstigte mich in so fern, als es mich bis jetzt großentheils mit Regen verschonte; wie es nun weiter werden wird, weiß ich nicht, gestern und heute regnete es stark und der Himmel verspricht auch auf morgen nichts Gutes; morgen in der Frühe mach' ich mich aber jedenfalls wieder auf den Weg, da ich die Güte meines Wirths nicht länger in Anspruch nehmen mag und mich überhaupt nach dem Ziel meiner Reise sehne. Die Geschichte meiner Reise kann ich in wenig Worten geben:*) außerordentliche Anstrengung und nicht um einen Heller Vergnügen; in dieser Jahreszeit eine solche Tour zu Fuße zu machen, ist das Aeußerste, was ein Mensch sich zumuthen kann; der Körper wird so strapazirt, daß der Geist für Nichts frisch bleibt, man denkt nur den einen Gedanken: fort! man hat nur die eine Freude, daß man mit jedem Schritt, einstweilen dem Nachtquartier, und zugleich dem Punct, den man erreichen will, sich nähert. — — — — —

— — — Und nun das letzte schriftliche Lebewohl und bald das erste mündliche: Grüß Dich Gott!

Gedichtet hab' ich unterwegs Einiges.

Mittwoch d. 1.ften Juli 1840.**)

Du hast mich mit einem so schönen Briefe beschenkt, ich will doch auch mein Tagebuch für Dich anfangen. Aber, theuerste Elise, ich kann Dir wenig Angenehmes mittheilen. Mein Uebelbefinden hält nun schon über 8 Tage an

*) Vergleiche das ergreifende „Reise-Journal" im Tagebuch I, 307.

**) Ohne Orts-Angabe, aber sicher aus Hamburg.

und hat sich zu einer förmlichen Krankheit ausgebildet, zur Gelbsucht nämlich. Ich sehe aus, wie eine Citrone, selbst das Weiße in meinem Auge ist vergoldet, ich bin völlig, wie das edle Metall, nur daß Rothschild keine Dukaten aus mir prägen lassen kann. Zwei Tage nach Deiner Abreise schickte ich, von Janinsky dringend dazu aufgefordert, zu Assing. Er verordnete ein Vomitiv, welches mich entsetzlich angriff, aber den erwünschten Erfolg, den Magen zu reinigen, nicht hatte. Eine andere Mixtur folgte darauf, die ich, nachdem ich den 5ten Löffel nahm, nicht bei mir behalten konnte. Jetzt habe ich Pulver, die wohlschmeckend sind und gute Dienste thun, obwohl nur langsam. Hoffentlich ist das Aergste überstanden, mir ist nicht mehr so übel und der schlechte Geschmack im Munde läßt sich ertragen. Gefährlich ist die Sache überhaupt nicht gewesen, sie scheint aber hartnäckig zu sein. Wäre der Magen nur erst wieder hergestellt, das Andere sollte bei mir nicht in Betracht kommen! Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß dies Organ bei mir nicht das stärkste ist, und mögte Dich dringend bitten, mich, wenn ich über dasselbe irgendwie einmal wieder klagen sollte, zur höchsten Vorsicht im Essen und Trinken aufzufordern.

Gestern mußte ich mich, weil Assing darauf bestand, in der rechten Seite, wo ich seit vorigem Sommer noch immer etwas Schmerz empfand, schröpfen lassen. Denke Dir aber, es kam fast gar kein Blut; von 8 Köpfen keine halbe Theetasse voll. Was der Arzt zu diesem auffallenden Resultat sagen wird, weiß ich noch nicht; er kommt erst morgen. Kaum war die Operation vorüber, als — Herr Crelinger aus Berlin mir seine Aufwartung machte. Er reiste durch in's Bad und versprach wiederzukommen. Die Judith war Hauptgegenstand der Unterhaltung, und ich erfuhr, daß sie Sonnabend zur Aufführung kommt. Wie ich mich freue, die Entscheidung so nahe zu wissen, kann ich Dir gar nicht sagen. Sie falle aus, wie sie wolle, mein Stück hat ein zu zähes Leben, um am Theater-Schiffbruch zu Grunde zu gehen. Herr Crelinger kann eher für den Sohn, wie für den Mann einer Frau von dem Alter der Stich gelten. Er machte auf mich persönlich einen guten Eindruck. Leider war ich zu erschöpft und geistig zu wenig Herr meiner selbst, um aus der Visite zu machen, was ich wohl daraus hätte machen mögen. Nur eins wurde mir völlig klar: ganz Berlin bewundert mein Stück bis zu dem Schluß, aber der Schluß soll nun einmal durchaus anders sein. Ich kann das nicht begreifen, aber ich sehe voraus, daß die Judith ein Vorwurf der lebhaftesten Debatten werden und Heere von Federn in Bewegung setzen wird. Auch Wihl gab ich sie neulich zum Lesen. Er sagte mir: sie habe ganz überwältigend anf ihn gewirkt, und trotz seiner Verehrung meines Talentes habe er mir ein solches Werk nicht zugetraut; über das Einzelne wollten wir sprechen, wenn ich gesund sei, Manches sei ihm dunkel, Einiges berühre ihn fremd u. s. w. Ich halte es für das beste Zeichen, daß Keiner, selbst nicht Gutzkows treuester Anhänger, sich der Wirkung meines Stücks verschließen kann. Das muß doch wohl Leben haben, was allen Menschen bis in's Mark und an die Seele dringt. Ich will aber wahrlich auch nicht wieder so undankbar sein gegen den Ewigen, wie ich es oft schon war. Das Höchste, was er zuweilen Jahrhunderte lang Allen versagt, hat er mir verliehen, ich durfte ein durchaus selbstständiges, in sich abgeschlossenes Werk, das für die Welt Bedeutung hat,

hervorbringen, mir wurde es vergönnt, den edelsten Wunsch meiner Jugend erfüllt zu sehen; alles Uebrige habe ich immer nur als Nebensache betrachtet, und ich will es auch von jetzt an nicht anders betrachten.

Donnerstag.

Ich überlese das Obige. Eine recht fromme und eitle Stimmung! Gott hat den Herrn Hebbel zum Halbgott gemacht, da hält es der Halbgott für seine Pflicht, es zu vergessen, daß er nicht nebenbei auch ein reicher Mann geworden ist. Wie selten ist es doch, wenn man sich selbst beobachtet, die Empfindungen auch nur ein einziges Mal ganz rein strömen zu sehen! Fast immer ist sie mit etwas Schlamm oder Narrheit verquickt.

Ich las gestern den Zauberring von Fouqué. Mit einer rechten innerlichen Erquickung, kann ich sagen. Nicht, daß sie mir das Buch gewährte, aber ich überzeugte mich, daß zu allen Zeiten seelen- und geistlose Productionen das Publicum in einen wahnsinnigen Fieberrausch versetzt haben, und daß dieser Fluch also unsere Zeit nicht allein trifft. Welch ein erbärmliches Machwerk! Die Harnische klappern, die Horne tönen, Riesen kämpfen, und dennoch kein Hauch von Leben und Poesie, ja, trotz alles Aufwandes, auch nur von Phantasie.

Ich will sehen, ob ich ein unbedeutendes Gedicht, das erste in diesem Jahr, zu Ende bringen kann.

Es lag ein Mensch im Sarg, zu jung nicht, noch zu alt;
Ich hatt' ihn oft gesehn, doch trat mir nun erst klar
Entgegen aus der still geschlossenen Gestalt,
Was mehr in ihr verhüllt, als ausgesprochen war.

Fortsetzung folgt.

Sich geistig ausbilden hat zuletzt dasselbe Resultat, was entsteht, wenn man physisch ein Feinschmecker wird. Die alte Nahrung behagt nicht mehr, die neue ist so kostbar, man muß verhungern, denn die Ueberzeugung, das Bessere zu kennen, macht nicht satt. Wie bitter empfind' ich dies gerade jetzt. Ich mögte auch wohl einmal Lectüre zur bloßen Unterhaltung, aber mir ist dabei zu Muthe, als ob ich Stroh esse.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber seit lange schon komm' ich mir wie „zu Ende“ (ich finde keinen andern Ausdruck) vor. Nichts sprudelt mehr.

Du fehlst mir sehr, liebe Elise. Deine Mutter hat guten Willen, aber nicht das geringste Geschick, und den guten Willen hat sie auch nur Deinetwegen. Ob eine Speise leicht ist, oder schwer, ob man dem Magen dies bieten darf, oder das, sie weiß es nicht. Was ich befehle, wird pünktlich ausgeführt, aber in solchen Zuständen ist man zum Befehlen so wenig aufgelegt.

Freitag.

So gehen die Tage vorüber. Fast Keiner bringt Etwas, aber Jeder nimmt Etwas. Der Reichste muß sich zu arm fühlen vor dieser Unersättlichkeit der Zeit. Oft kommt's mir vor, als ob nicht Verzehren, sondern Verzehrtwerden der Lebensproceß sei. Irgend eine geheimnißvolle Macht hat uns auf Zinsen gelegt und verwendet uns nun nach Belieben in ihrem Nutzen.

Stunde später.

Eben hab' ich ein Gedicht gemacht. Das heißt einmal wieder aufathmen. Ich bin damit zufrieden, denn es ist geworden, was es werden konnte.

Diejenigen Menschen sind die unverträglichsten, welche die Tugend üben, ohne sie zu lieben.

Wie tödtend ist es doch, immer im Zimmer sitzen zu müssen, ein Gefangener seiner selbst zu sein, und während andere Gefangenen darauf sinnen, wie sie in's Freie kommen wollen, nur darauf zu denken, wie man sich immer fester einsperren und jede Versuchung von sich abwehren will! Wäre das Wetter nur besser, so dürfte ich ausgehen, aber der Himmel ist stets bedeckt und eben jetzt, da ich schreibe, schlagen die dicken Regentropfen an's Fenster; mächtig heult der Sturm. Unendlich lächerlich kommt es mir vor, daß ich solche Dinge aufschreibe, die an und für sich Nichts sind, und noch weniger verdienen im Bilde aufgefangen und aufbehalten zu werden. Immer fällt mir, wenn ich mich so über dem Nichtigen und Sinnlosen ertappe, die alte Frage wieder ein, was denn doch das Leben eigentlich wohl sei. Es ist der engste und der weiteste Kreis zugleich, der sich, selbst wenn seine Leerheit Herz und Geist zusammenschnürt, dennoch jedem Begriff, der ihn umschließen mögte, entzieht. Oft ist mir die Auflösung ganz nah und in meinem Gefühl hab' ich sie schon gehabt, aber es läßt sich nicht ausdrücken. Das Schlimmste im Leben ist, daß Alles so stückweise ist, daß Nichts eine Folge hat. Heute, um nur von mir selbst zu reden, schreib' ich eine Judith, morgen bin ich wie todt, habe keine Empfindungen, keine Gedanken, greife bald nach Diesem, bald nach Dem, um die Lücken zu stopfen, verliere mich in's Unendlich-Kleine und kann mir gar nicht die Möglichkeit vorstellen, daß es jemals wieder anders werden könne.

Sonnabend.

Man sollte Dergleichen nicht aufschreiben. Es führt zu Nichts. Heut Mittag erhielt ich von Rousseaus Schwester einen sehr schönen Brief. Du sollst ihn lesen. Alles steht, wie immer. Daß sie mir so lange nicht geantwortet, daran war freilich die Judith Schuld, aber aus einem ganz andern Grunde, als den wir meinten.

Abend.

Es ist 7 Uhr. Ich komme aus der Conditorei, wohin ich mit Hellmens, da Assing mir bei warmer Luft einen Gang erlaubt hat, ging, um die Preuß. Zeitung zu sehen. Darin stand: Sonnabend zum ersten Male: Judith, Trauerspiel in 5 Acten von Fr. Hebbel. Jetzt also ist der Moment der Entscheidung. Schlag halb 7 Uhr trat Gutzkow in den Saal; ich nahm dies für ein böses Zeichen. Jetzt fühl' ich Nichts, keine Ahnung des Schlimmen oder des Guten. In 3 Tagen weiß ich den Erfolg. Es hängt viel davon ab! Es ist 10 Uhr und Alles entschieden. Die innere Stimme sagt mir Nichts. Keine Angst, keine Freude, langweilig-ruhig, wie immer. Ich will zu Bette gehen.

Sonntag.

Welch ein Wetter, wie mitten im Herbst! Du armes Kind hast eine schlechte Reise; es ist nur ein Glück, daß Du ohnehin an's Baden nicht denken durftest! Jetzt ist es vielleicht um so eher ein Grund, Dich davon auszuschließen.

Ich fürchte nur, daß des schlechten Wetters wegen sich die Reise von vier bis auf sechs Wochen ausdehnen möge. Dies wäre mir sehr unangenehm, obgleich ich mich darin finden müßte, wenn es nicht anders sein könnte. Mit Deiner Gesundheit ist doch, wie ich fest hoffe, keine Veränderung eingetreten; ich verlasse mich auf Dein Versprechen, mir sogleich bei der mindesten Befürchtung zu schreiben. Ich bin noch immer gelb, habe wenig Appetit und darf ihn nur mit Buttermilch und leichten Gemüsen stillen. Es verdrießt mich, daß ich noch nicht nach B. kommen konnte, doch wird es sich wohl noch in den letzten 14 Tagen machen.

Um eine Fähigkeit beneide ich die Frauenzimmer, um die, daß sie über Nichts ganze Bogen vollschreiben können. Es ist für sie doch eine Beschäftigung und wird, wenn es aus lieber Hand kommt, vom Empfänger gern gelesen. Ich bin immer gleich zu Ende; wenn die Gedanken aus sind, ist es mit der Schreiblust gewiß vorbei, und meistens schon viel früher. Deswegen taug' ich auch nicht zum Erzähler, so leicht es mir sonst auch wird, Situationen u. d. gl. zu erfinden. Ich komme nie ordentlich in den Gang, Alles scheint mir so unwichtig, so überflüßig, an jeden einzelnen Zug soll sich etwas Bedeutendes knüpfen, und bei solchen Forderungen entstehen keine Bogen. Ach, wär' ich doch von den Banden der Literatur erlös't! Es ist eine nichtswürdige Existenz, nur größte Selbsterniedrigung und Hungertod die Wahl.

Dienstag.

Seit Sonnabend Abend sind drittehalb Tage verstrichen und noch habe ich keine Nachricht aus Berlin. Wenn Kisting gleich geschrieben hätte, so würde sein Brief heute hier gewesen sein. Das Ausbleiben halte ich für ein übles Zeichen. Wahrscheinlich will er mir die Hiobspost mit Etwas versüßen und drückt nun irgend eine alte Runkelrübe aus. Nun, morgen erfahr' ich's auf jeden Fall. Wenns nur kein förmlicher Durchfall ist, so will ich zufrieden sein. Wär's aber auch das, so würd' ich auch noch nicht toben und die Zähne fletschen, sondern mich in meinen bescheidenen Stolz zurückziehen.

Mit meiner Gesundheit steht's besser. Assing hat mich gestern aus der Cour entlassen, doch soll ich noch einen letzten bittern Trank nehmen, den ich heute machen lassen will. Auch auf Blutigel in der Seite besteht er und ich muß daran, will's auch, sobald ich nur aus Berlin einen Brief habe.

Abend.

Wärst Du doch hier, oder könnt' ich's Dir doch zuschreien bis Rügen, damit es auch durch die Nebel Deiner Seele wie ein Sonnenstrahl eine blaue Lücke risse. Briefe hab' ich noch nicht, aber den Ausfall weiß ich, wenn nicht Alles täuscht. In den Berliner Nachrichten steht in der Theater-Anzeige: Montag zum ersten Mal wiederholt: Judith! Ist sie Sonnabend gegeben und wird schon Montag wiederholt, so kann der Beifall nicht ganz gering gewesen sein. Gott meinen Dank!

Nachts halb 3 Uhr.

Ich kann nicht schlafen, mein Blut ist wie Feuer, ich bin wieder aufgestanden. In Hamburg ist Brand, die Glocken heulen, der Wind braus't, Flintenschüsse fallen, Nachtwächter plärren. Schreiben mag' ich aber auch nicht. Schlaf' Du für mich!

Mittwoch.

Eins ist aber gewiß: die Judith lähmt mich in meinem Innern. Weil sie, nach meiner festen Ueberzeugung, so ganz ist, was sie sein soll, hab' ich nicht den Muth, an etwas Anderes zu gehen. Von den Dithmarschen habe ich einen halben Act geschrieben, aber er steht tief, sehr tief, unter Judith. Da kommt denn wenig Freude beim Fortfahren heraus. Wie hochbegnadigt von Gott und Natur war doch Shakespeare, der das Große so oft hervorbringen durfte! Das ist die fürchterlichste Angst, die mich plagt, daß die geistigen Quellen sich rasch verstopfen mögten!

Was hast Du für ein Reisewetter! Immer Regen und Wind, Wind und Regen. Noch kein Brief. Kommt auch heute keiner, so ist Freund Kisting nicht besonders zuverlässig!

An den Dithmarschen ist dies das Schlimmste, daß sie nicht in einer großartigen Persönlichkeit einen Mittelpunkt haben. Das ganze Volk theilte sich in die Victorie, kein Einzelner trat hervor. Aber ein Drama aus lauter Volksscenen — ich weiß nicht, ob es existiren darf. Für die Bühne, ist es gewiß nicht. Die Freiheit kann so wenig, wie die frische Luft, eine dramatische Leidenschaft entzünden! Doch, wenn das Stück auch nur eine recht sinnliche Darstellung alter Volkszustände gibt, so hat es immer einen gewissen, obgleich nur untergeordneten Werth. Es ist dann doch eigentlich nur ein Roman in umgekehrter Form.

Könnt ich doch reisen, von einem halben Jahr zum andern mit dem Ort wechseln! Dann wollt' ich wohl noch schaffen. Das Ausharren auf einem Fleck ist für mich der Tod. All die bekannten Dinge drängen sich um mich zusammen und drücken mir die Brust ein. Das Vertauschen von München mit Hamburg hat mir die Judith gebracht. Jetzt aber ist mir Hamburg schon wieder, wie München. Wenn ich gedeihen soll, so muß ich weg. Es muß Dich dies nicht verdrießen, nicht einmal schmerzen. Die Welt ist ohnehin ein Gefängniß, nur Menschen ohne Kraft und Kern zimmern sich in dem großen Kerker einen kleineren zurecht, den sie ihren Besitz nennen. Wer einen Menschen, in den die Natur etwas Höheres niederlegte, lieben will, der muß damit anfangen, ihn in seinem Wesen, in den nothwendigen Bedingungen seiner Existenz erkennen und ehren zu lernen.

Abend.

Ein leerer Jubel! Die gestrige Zeitungsnachricht war unrichtig, die Aufführung ist Sonnabend aufgeschoben und erst Montag zu Stande gebracht worden. Mithin konnten noch keine Briefe hier sein, morgen aber müssen sie kommen. Jetzt habe ich die Ahnung, ja die Ueberzeugung von einem sehr schlechten Ausfall. Das Loos, das ich eben befragte, sagt dasselbe.

Donnerstag.

Es ist gut gegangen. Aber meine Freude, die vorgestern eine reine war, ist nun die Freude über den Pardon vom Spießruthenlaufen!

Man hat keine Prügel gekriegt, das ist recht hübsch und ist Alles. Holofernes — unter der Kritik! Dennoch findet das Stück Beifall und wird wiederholt.

Abends.

Schon heute ist Judith, den Berliner Zeitungen nach, zum zweiten Mal gegeben. Das freut mich denn doch recht sehr. Der Mad[me] Crelinger bin ich vielen, sehr vielen Dank schuldig.

Freitag.

Zwei Kritiken gelesen. In der einen bin ich ein wahrer, geborener Dichter voll unerschöpflicher Fülle, der aber die Kunst noch lernen muß und dem Redakteur einen belehrenden Mehlbrei vorsetzt. In der zweiten hab' ich Nichts, als phantasiereiche Sprache, die jedoch aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen kommt, erhalte jedoch zum Schluß die gnädige Erlaubniß, noch ein Paar Werke zu bringen. Ich ergötzte mich herzlich über den ganz vollkommenen Widerspruch.*)

---

*) Diesem aus dem Nachlaß Elisens stammenden Original-Briefe war das nachstehende, auf ein loses Blättchen von Hebbels Hand geschriebene Gedicht angeschlossen:

An Elise.

Du fuhrst in Deinem Traume
Auf blankem See dahin;
Sanft trugen Dich die Wogen,
Zum blauen Himmelsbogen
Sahst Du empor in frommem Sinn.

Da senkte aus der Höhe
Ein lichter Engel sich,
Und, die ein Windhauch schwellte,
Die goldne Harfe stellte
Er still und lächelnd hin vor Dich.

Du wandtest Dich mit Zagen:
Die Harfe schlug ich nie!
„O, schlage sie nur immer!"
Nun thatest Du's und nimmer
Entquoll ihr schön're Melodie.

Und ihre Töne lös'ten
Dein innerlichstes Seyn;
Die Himmelsthore sprangen
Schon auf, Dich zu empfangen —
Da hieltest Du in Demuth ein!

Kopenhagen.

Aus verschiedenen Städten:

von und an Uhland, von und an Tieck, an die Familie Rousseau, von und an Amalie Schoppe, von und an Auguste Crelinger.

Hebbel an Elise Lensing.

Kopenhagen den 23. November 1842.*)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich ging zu dem Conferenzrath Dankwart. Der Mann war sehr artig, hatte aber zugleich etwas Herzliches, Zutrauen Erweckendes. Als ich ging, bat er mich, was kein Anderer gethan hat, dringend um baldige Wiederholung meines Besuchs und versprach mir, meine Pläne mit Rath und That zu befördern; jedenfalls, meinte er, müsse ich die Bekanntschaft des Königs machen und dazu wolle er mir verhelfen. Dies war Freitag vor 8 Tagen. Ich hatte über meinen Zweck nur im Allgemeinen gesprochen und konnte, da er etwas taub ist, was ich von dem Justizrath Cowson schon vorher erfuhr, nicht einmal wissen, ob er meine Andeutungen verstanden habe, deshalb entschloß ich mich, ihm zu schreiben. Ich that's und schickte ihm dabei Exemplare von meinen Sachen. Als ich hierauf am letzten Mittwoch wieder zu ihm ging, war er noch viel wärmer, wie das erste Mal; er sagte mir, ich müsse die Herren von der Kanzelei kennen lernen, dem Minister, Grafen von Reventlow-Criminil, habe er bereits von mir gesprochen und dieser wünsche mich gelegentlich zu sehen, den Winter werde ich wohl hier bleiben u. s. w. Dann sprach er mit mir über die Judith, sie habe ihm gefallen, von den Gedichten habe er schon früher Auszüge gelesen, ich müsse doch auch die Bekanntschaft der hiesigen Dichter und Gelehrten machen, Oehlenschläger sey sein Freund und er werde mit ihm (ich bemerkte ihm nämlich, daß ich Autoren und Celebritäten niemals aufsuche, sondern immer abwarte, ob der Zufall mich mit ihnen zusammen führen wolle) über mich reden, jedenfalls möge ich mich bald wieder bei ihm sehen lassen, auch er werde mich besuchen. Es kam ein Kammerherr, ich empfahl mich, er begleitete mich, alles Protestirens ungeachtet, bis durch die Antichambre hindurch. Denselben Tag ging ich zu dem Grafen Moltke. Dieser war Anfangs sehr steif, doch thaute er, während ich mich mit ihm unterhielt, etwas auf, auch er erbot sich, mir zur Bekanntschaft des Königs zu verhelfen, indem er deshalb mit dem Hofmarschall sprechen wolle; als ich ihm hierauf erwiederte, daß ich mit einer Empfehlung an den Letzteren versehen sey, bemerkte er, dann sey nichts Weiteres nöthig; ich blieb nicht lange, als ich ging, bot er mir nochmals seine Dienste an, und notirte sich meine Adresse. Gestern endlich sprach ich auch den Hofmarschall von Levetzau. Er wohnt im königlichen Schloß, Excellenzen, besternt und bebändert, wie die Puppen der Kinder, gehen hin und wieder, man merkt, daß man sich im Vorhof des Allerheiligsten befindet. Schon vorgestern war ich dort, der Bediente sagte mir, der Hofm. sey sehr beschäftigt, ich ließ mich aber dennoch melden und er nahm mich auch, ungleich dem Hamburger Theater-Director, an, um mir selbst zu sagen, daß er sich meinen Besuch

*) Über die Reise nach Kopenhagen s. Tagebücher I, S. 294.

an einem andern Tag ausbitten müsse. Ich gab ihm den Brief und bat um Bestimmung der Stunde, er ersuchte mich, zwischen 11 und 12 zu kommen, und fragte mich, ob ich nicht auch einen Brief an den hiesigen Grafen Moltke gehabt habe, woraus ich sah, daß Letzterer bereits über mich zu ihm gesprochen hatte. Gestern stellte ich mich um 11 Uhr ein, es war wieder voll bei ihm und ich mußte im Vorzimmer warten, doch dauerte es nicht lange, als der Besuch sich entfernte und er mir die Thür öffnete. „Sie wollen den König sprechen — kam er mir entgegen — ich bin gerne bereit, Sie vorzustellen, wollen Sie Sich also nur morgen früh um halb 10 Uhr im Vorgemach des Königs einfinden, so soll es sogleich geschehen!“ Ich erwiederte: es sey allerdings mein Wunsch, dem König vorgestellt zu werden und ich danke ihm für seine Bereitwilligkeit, doch könne mir die Realisirung dieses Wunsches nur dann von Nutzen seyn, wenn etwas Anderes vorher gegangen sey; wenn er mir daher gefällig seyn wolle, so bäte ich ihn, dem König meine Arbeiten vorzulegen und mir später die Ehre der Vorstellung angedeihen zu lassen. „Auch dazu — versetzte er — bin ich gern erbötig, und wenn Sie mir heute im Lauf des Tages Ihre Schriften mittheilen wollen, so werde ich mir eine Freude daraus machen, sie schon morgen früh dem König eigenhändig zu überreichen; dann wird er Sie ohne Zweifel rufen lassen und ich bitte Sie, mir für diesen Fall Ihre Adresse zu geben.“ Ich schickte ihm nun, oder vielmehr, gab selbst an seinen Bedienten die für den König bestimmten Ex. ab und fügte Ex. für ihn selbst hinzu; die Kritiken über die Judith schloß ich an, nicht, was ich ihm schrieb, um sein Urtheil zu bestimmen, sondern um ihm zu zeigen, wie mein erstes Werk in Deutschland aufgenommen worden sey. So weit das Referat, wie ein kleiner Commentar. Allenthalben wurde ich stehend abgefertigt, bei Dankwart — der aber mit mir in seinem Zimmer auf und ab ging — bei Moltke — der in seiner Arbeitsstube war — und bei Lewetzau. Cowton und die Justizräthin Grönland, deren ich noch nicht erwähnt habe, weil ich Nichts über sie zu sagen wüßte, machten es natürlich anders. Mir ist das aufgefallen, doch weiß ich nicht, wie ich es betrachten soll, denn ich bringe in Erwägung, daß alle drei vielbeschäftigte Beamte sind, die ich auf ihren Büreaus traf. Am meisten Verlaß habe ich auf Dankwart. Graf Moltke, obgleich ein einflußreicher Mann, kommt so lange, bis er selbst etwas von sich hören läßt, für mich nicht in Betracht. Levetzau war freilich äußerst höflich, weiter aber auch Nichts. Zum König zu gelangen ist so leicht, daß ich seine Bereitwilligkeit, mich vorzustellen, nicht hoch anzuschlagen brauche. Am Ende ist es eine amtliche Pflicht, die er gegen jeden anständigen Fremden, der ihn darum ersucht, erfüllen muß. So viel halte ich schon jetzt für ausgemacht, daß die beiden Briefe des Schleswigschen Grafen Moltke hier nicht stark in's Gewicht gefallen sind. Was mich selbst und mein Benehmen bei diesen Visiten betrifft, so bin ich mit mir zufrieden. Was ich früher schon immer sagte, weil ich es fühlte, hat sich bestätigt; je bedeutender die Personen sind, denen ich gegenüber stehe, je weniger weiß ich von Verlegenheit. — Nachmittags. Ich bin zum Essen gewesen, habe in der Frauenkirche Thorwaldsens Christus und die Apostel gesehen und will nun fortfahren. Die Würfel sind geworfen; wenn Levetzau gehalten hat, was er versprach, so hat der König meine Dichtungen jetzt in Händen oder — sie liegen auf seinem

Schreibtisch. Was erfolgen wird, muß man abwarten. Meine Wünsche sind so bescheiden, daß ich die Hoffnung nicht eher aufgeben will, als ich muß. Das Schlimmste ist nur, daß ich einer Professur, wenn ich meinen wissenschaftlichen Apparat mit dem anderer Leute vergleiche, nicht gewachsen bin. Ich hatte in Hamburg wie Du weißt, die Absicht, an den König zu schreiben. Das ist nun unterblieben. Vielleicht ist es eben so gut, daß ich alles auf den Moment ankommen lasse. An Campe habe ich schon den 22sten d. M. geschrieben und einige Zeilen für Dr. Wienbarg eingelegt. Wegen des Romans konnte ich, wie mir schien, die Verhandlungen nicht früh genug eröffnen; auch ging ich damit um, noch zu Weihnachten nach Hamburg zurück zu kehren. Das wird nun aber wohl nicht rathsam seyn, so gern ich, wenn ich hier Nichts ausrichte, es auch thäte. Was mich hinzieht, weißt Du. Was mich abhält, ist weniger der Hohn und das Gespött unserer guten Bekannten, als die Strapazen der Reise, die, wie ich von mehreren Seiten höre, im Winter höchst bedenklich seyn soll. Aber auch das Gerede ist nicht zu gering anzuschlagen. Jedenfalls richte ich, wenn die Elemente, Wind und Wasser es nur irgend gestatten, mich so ein, daß ich für das Geld, welches ich mit hieher nahm, auch noch zurück reise. Für den Roman habe ich 40 L. gefordert und Campe um schnellen Entschluß gebeten. Davon muß er, wenn er meinen Vorschlag eingeht, die Hälfte zahlen, sobald ich es verlange Ich zweifle nicht, daß ich, wenn er vielleicht wegen des Honorars auch noch Schwierigkeiten erhebt, in der Hauptsache seinen Wünschen begegnet bin. Du brauchst Dich also, was die nächste Zukunft betrifft, nicht ängstlich zu sorgen. Auch kann ich diesen Roman eher schreiben, wie jeden anderen. Ein ganzes Jahr habe ich mir zur Abfassung ausbedungen und die Bedingung gestellt, daß sein bisheriger Vorschuß auf die Dramen berechnet werde. In einer so langen Zeit werde ich mit den versprochenen 30 Bogen bequem fertig und daneben muß noch ein populäres Theaterstück zur Welt kommen können. Hier denke ich, um die Reisekosten wieder heraus zu bringen, einen Aufsatz über Thorwaldsen für's Morgenblatt zu schreiben. Du siehst, liebste Seele, daß ich jeden Faden fest halte und keinen schlüpfen lasse. Vielleicht erreiche ich etwas beim König. Dann bleibt der Roman ungeschrieben, schon der Rücksichten wegen, die ich dann auf meinen Mäcen zu nehmen hätte, und die ich bei einem solchen Werk, das mir ja keineswegs ein inneres Bedürfniß befriedigen soll, sehr gern nehmen würde. — — —

Copenhagen 4ten Decbr. 1842.

Ich will mit Deinem Weihnachtsbrief den Anfang machen, da sich mir ein sehr angenehmer Stoff darbietet, ein Besuch bei Oehlenschläger nämlich, der so befriedigend ausgefallen ist, daß ich den Eindruck fest halten mögte. Ich schrieb Dir schon, daß Dankwart mich aufgefordert habe, zu ihm zu gehen. Ich schob es noch immer auf, und auch heute morgen, wo ich mich einmal wieder bei Dankwart blicken ließ, trieb mich mehr die Langeweile und der Umstand, daß ich gerade visitenmäßig gekleidet war, als ein anderer Grund, hin. Jetzt preise ich den Himmel, daß ich endlich dazu gekommen bin, denn ich müßte mich sehr irren, wenn Oehlenschlägers Bekanntschaft nicht etwas Bewegung in meinen stagnirenden Lebensstrom bringen sollte. Er wohnt in der Nähe des Christiansburger

Schlosses und ist sehr hübsch eingerichtet. Seine Frau ist, wie ich nicht von ihm, sondern von Dankwart hörte, vor einem Jahr gestorben, nun lebt er denn so à la garçon mit seinen Söhnen, die beide Hofjunker und Candidati juris sind, vor sich weg. Ich ward von einer dänischen Magd in's Besuchzimmer eingeführt und besah mir sein Portrait, welches über dem Sopha hing und ein Gesicht vorstellte, worin Behaglichkeit und Begeisterung sich wie ein Paar friedfertige Schwestern getheilt hatten. Bald kam er selbst, ein jugendlicher, freundlich blickender Mann, etwas corpulent, aber nicht auf eine fatale, sondern auf eine Vertrauen einflößende Weise. Ich kann mir nur das Lob beilegen, daß ich mich nie in meinem Leben so in der Gewalt gehabt und eine Conversation mit so viel Unbefangenheit und Freimuth geführt habe, wie diesen Vormittag, wie ich denn überhaupt Gott Lob die Erfahrung mache, daß die aus meinen früheren Jahren herrührende Verlegenheit im Abschiednehmen begriffen ist. Mein Name schien ihm entfallen, meine schriftstellerische Thätigkeit ihm unbekannt zu seyn, das schadete Nichts, ich verließ mich auf mich selbst und erinnerte ihn erst, nachdem ich ihn sichtlich für mein Persönliches interessirt und für manche Idee, die ich fallen ließ, seinen warmen Beifall empfangen hatte, an unsere vor Jahren stattgehabte kleine Correspondenz. Er war über die Maaßen offen, so sehr, daß es mein Erstaunen erregte, mich aber zugleich innig rührte. „Ich liebe die Deutschen — fing er an — ich ehre und schätze Deutschland, seine Kunst und Wissenschaft, aber Deutschland benimmt sich nicht gut, nicht schwesterlich, gegen Scandinavien. Auch Scandinavien, auch der Norden hat seine Poesie, seine Religion, seine bedeutende Natur. Wir schöpfen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle, wir sollten Hand in Hand gehen, uns nicht verschmähen und zurückstoßen. Wir Dänen lernen eifrig Deutsch, wo wäre der Deutsche, der Dänisch lernte? Und das will ich noch nicht tadeln, denn unsere Sprache hat Werth und Gehalt, aber sie ist die Sprache eines nur kleinen Landes. Aber, warum so vornehm gegen uns're Literatur? Warum nimmt die neuere deutsche Kritik gar keine Notiz von uns? Da sind Gervinus und Mundt, sie führen Jeden auf, mich ignoriren sie, und wenn sie etwas von mir wissen, so erinnern sie sich, daß ich den Correggio geschrieben, meine nordischen Gedichte kennt Keiner. Nun freilich, habe ich etwas gemacht, so muß es in und durch sich selbst bestehen, taugt es Nichts, so will ich nicht, daß es durch Recensionen aufrecht erhalten werde, doch wenn man so ganz ignorirt wird, so findet man zuletzt keinen Verleger mehr, und muß aufhören, und das ist denn doch die Schuld der Kritik!" Ich gestehe Dir, ich liebte den Mann, nachdem er dies gesprochen hatte, denn wenn auch allerdings etwas Eitelkeit durchblickte, so wurde dies durch ein Gemüth, welches sich gegen mich, den Fremden, über so höchst delicate Puncte so arglos und ohne Vorbehalt ausließ, in meinen Augen hundert- und tausendfältig aufgewogen. Ich sagte ihm darauf, lieber Herr Staatsrath, etwas Anderes ist die Tagskritik, etwas Anderes ist die Stimme der Nation; Gervinus ist ein grundgelehrter Mann, aber man verliert seine gesunden Augen bekanntlich öfter über Folianten, als man sie findet, und wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihneu getanzt haben; von der jüngeren Kritik erwarte ich Gutes und jedenfalls Besseres, als sie bisher gebracht hat, aber sie ist noch nicht fertig, im

Uebrigen werden die Raketen den Sternen nie schaden, wenn sie auch heller leuchten und dazu puffen und knallen, um sich ganz sicher zu fühlen, braucht man bloß — Stern zu seyn! Dies, so allgemein es gesprochen war und so wenig es persönlichen Bezug auf ihn haben sollte, gefiel ihm sehr, er sagte: Sie haben recht, und erzählte mir, daß er in Copenhagen sein eigner Verleger sey und sich gut dabei stehe, dann ging er, was seinen deutschen Verleger Max in Breslau betrifft, in die allergenauesten Particularitäten ein, so daß er, wenn ich ihn gefragt hätte, mir sicher bei Heller und Pfenning sein Honorar vorgerechnet haben würde. Nicht wahr, beste Elise, solche Züge dürfen, wenn sie dem Weltmann auch immerhin zum Gelächter dienen mögen, den Dichter rühren und ihm das Herz aufschließen? Ich fragte ihn, ob er im letzten Sommer Uhland in Copenhagen gesehen habe, er antwortete: Ja und Nein; er habe ihn von Kind auf gekannt, und ihn — woran ich wahrlich nicht zweifle — auf's Herzlichste aufgenommen, aber Uhland sey verschwunden, wie gekommen, Meer und Land, der ganze Norden scheine für ihn nicht so viel Reiz gehabt zu haben, wie eine kühle Bücher-Notiz, diese eingepackt, sey er wieder davon gegangen. Oehlenschläger schien verletzt, nicht als Poet, sondern als Däne, und ich konnte ihm nicht unrecht geben; an einem Stockgelehrten — meinte er — könne er das begreifen, aber nicht an einem Dichter. Ich führte Uhlands weltbekanntes menschenscheues gedrücktes Wesen zu seiner Rechtfertigung an; er erwiederte: es gebe eine doppelte Befangenheit, die eine bedürfe keiner Entschuldigung, die wiche aber auch von selbst, die andere entspringe aus zurück haltendem Stolz und er habe mehr Merkmale von dieser, als von jener an Uhland bemerkt. Wir kamen auf Tieck, auf seine neusten Productionen, auf seine Stellung zur Nation und zur Literatur; ich sagte: Sie sind sein Freund, ich weiß das, aber ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich seit meiner kritischen Mündigkeit in diesem Schriftsteller noch immer viel Talent, aber auch keine Spur von Character finde, und daß ich den Character nicht allein im allgemeinen, sondern seit der Viktoria auch im speciell-dichterischen Sinne vermisse. Er setzte mir hierauf sein Verhältniß zur romantischen Schule auseinander. „Steffens — sagte er — kam nach Copenhagen und machte mich mit den Bestrebungen der Gebrüder Schlegel und Tiecks bekannt, die Richtung war eine neue, also gefiel sie mir sehr, ich war noch jung, hatte viel geträumt und wenig gelernt, kein Wunder, daß ich mich ohne Umstände in die Romantik hinein begab. In Deutschland lernte ich später die Schlegel und Tieck kennen, da ergaben sich denn bald Abweichungen und Mißverständniße, ich liebte den Heiland auch, aber noch Manches außer ihm, auch ward ich mit Goethe bekannt, der der neuen Schule abhold war u. s. w.“ Die Schlegel — bemerkte er — unterschieden sich darin von einander, daß August Wilhelm immer sagte: mein Bruder und ich; Friedrich dagegen: ich und mein Bruder!; Steffens sey geistreich, aber nicht tief und keineswegs so gelehrt, als er scheine, auch sey er zerstreut und vergesse Alles, so — fuhr er fort — spricht er in seinen Memoiren von meinen schwarzen Augen, da ich doch, wie Sie als Unpartheiischer gestehen müssen, blaue habe, und wie diese, sind die meisten seiner Notizen beschaffen. Auch auf Hegel kamen wir und ich sprach von dessen Aesthetik, die ich eben jetzt lese. „Ich habe sie nicht gelesen — sagte Oehlenschläger — aber ich

habe mich mit ihm selbst einmal eine Stunde lang über Goethes Götz gestritten; ich behauptete nämlich, das sey ein bedeutendes dramatisches Werk und der Philosoph wollte es nicht zugeben. Er wollte überhaupt von der Philosophie der Kunst nicht viel wissen, der Philosoph möge immerhin auch über die Kunst in seinem Compendium eine Seite vollschreiben, nur solle er den Künstler ungeschoren lassen. Ich bemerkte: an der Philosophie sey das das Schlimmste, daß sie, die Alles-umfasserin, in einen argen Widerspruch mit sich selbst geriethe, indem sie, die keiner Disciplin ein Urtheil über sich gestatte, sich selbst doch ein's über jede erlaube und so ihrem innersten Princip des Selbst-Erfahrens und Selbst-Erlebens entgegen handle; was Hegels Aesthetik beträfe, so habe ich sie in allem Einzelnen geistreich gefunden, in der Hauptsache aber trivial, wenn auch nicht trivial im gewöhnlichen Sinne. Dies ist nämlich der merkwürdige Eindruck, den dies weit ausholende Werk wirklich auf mich gemacht hat. So viel ungefähr habe ich aus unserem Gespräch behalten; zwischendurch recitirte er mir Gedichte von sich, übersetzte mir aus dem alten dänischen Dichter Ewald eine Ode, holte mir seinen Baldur, den er mir mit gab u. s. w. Auch einige starke Aeußerungen seines Selbstgefühls fielen vor; so sagte er mir: als er in Italien seinen Correggio zum ersten Mal vorgelesen, habe bei einer Hauptscene Einer ausgerufen: Das ist hübsch! Da sey aber Thorwaldsen aufgestanden und habe gesagt: nein, das ist groß! Als ich ging, sagte ich zu ihm: ich war erst zweifelhaft, ob ich Sie besuchen solle, oder nicht; um das bloße Sich sehen und Begrüßen ist mir nicht mehr zu thun und den Unterschied von Alt und Jung respectire ich auf meinem Standpunct sehr wenig, sondern nur das Verhältniß von Geist zu Geist; jetzt, da ich Sie kenne, freut es mich jedoch sehr, Sie kennen gelernt zu haben, Sie sind selbst jung geblieben, die Jugend darf sich jung bei Ihnen fühlen!" „Und doch — versetzte er — bin ich 63 Jahr!" Darauf muß ich Sie noch einmal genau ansehen! sagte ich, trat zurück und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. In der That, er sieht wie ein Fünfziger aus, sein Auge ist Feuer und Flamme, kaum die Spitzen seiner Haare sind ergraut. Dringend bat er mich um meine Genoveva, auf die zuletzt die Rede noch gekommen war. „Ich will sie Ihnen schicken!" sagte ich. „Nein, nein — erwiederte er — Sie müssen mir sie bringen. Wissen Sie was? Essen Sie Freitag bei mir, ich lebe freilich mit meinen beiden Söhnen ganz studentikos, aber ein Paar Gerichte werden Sie finden; je seltener es ist, daß ein so geistreicher Mann, wie Sie sind, zu uns Dänen herüber kommt, um so fester müssen wir ihn halten." Natürlich versprach ich das. So weit für heute, nun in's Athenäum, morgen Reflexionen und Bemerkungen. Ich war über zwei Stunden bei ihm; das ist für einen ersten Besuch eine ganz hübsche Zeit, nicht wahr? <u>5ten Decbr. Abends.</u> Ich gestehe Dir, liebste Elise, daß Oehlenschlägers Erscheinung in hohem Grade wohlthuend auf mich gewirkt hat und habe Dir all die Einzelheiten nur deshalb geschrieben, um Dir dies recht klar zu machen. Tief ist er nicht, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schön, kraftvoll in sich abgerundete Natur; was ihm zum großen Dichter fehlt, das hat ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen. Ich brauche dergleichen Berührungen, um mich vom hypochondrisch-menschenfeindlichen Wesen, das ich theils aus mir selbst gesponnen, theils aus

dem Umgang mit einem Freund in mich aufgenommen habe, wieder herzustellen. Liebenswürdig ist ein solcher Character jedenfalls und höchst respectabel dabei, dies letztere um so mehr, als er ohne Zweifel eitel ist und sich doch von der Eitelkeit nicht verleiten läßt, auf Stelzen zu gehen. Giebt es doch Kerle, die keine Oehlenschläger sind und, wenn man sie zum ersten Mal sieht, sich geberden, als ob sie das Abendmahl austheilen sollten. Uebrigens hatte der Conferenzrath Dankwart ihn noch nicht gesehen, also auch nicht mit ihm über mich gesprochen; der günstige Eindruck, den ich sichtlich auch auf ihn machte, war mithin das reine Resultat unserer Unterhaltung, was mich freut, weil ich darin einen Beweis sehe, daß ich endlich mit Menschen verkehren lerne. Nun gute Nacht! Heut morgen erhielt ich eine Einladung auf morgen zum Diner vom Grafen Moltke, darüber das Nähere, wenn ich dagewesen bin. Levetzau hat noch Nichts von sich hören lassen, das liegt aber, wie Dankwart meint, in der Bewegung, die jetzt wegen der neusten stürmischen Vorfälle in der Schleswigschen Ständeversammlung im Kabinet des Königs herrscht.

D. 6ten Decbr. Abends. Wenn man seine Triumphe erzählt, muß man auch seine Niederlagen berichten. Dies Diner ist ausgefallen, wie gewöhnlich, nämlich erbärmlich schlecht, was mein Benehmen betrifft. Ich bin im höchsten Grade mit mir unzufrieden. Wie ein Perpendikel hin- und her geschwankt zwischen dem Rechten und dem Verkehrten; nicht einmal ein Natursohn, denn der hat seine Sicherheit in seinem Nichtwissen; noch weniger ein Mann, der zeigt, daß er ein Complimentirbuch gelesen hat; ein fremder Stein im Schachbret, der allenthalben im Wege steht und den auch der geschickteste Spieler nicht zu schieben weiß. Das Schlimmste ist, daß man bei Jedermann in den Verdacht kommen muß, noch nie in einem ordentlichen Zirkel gewesen zu seyn, und dies ist der Punct, der sich nicht weg disputiren läßt. Nein, auf diesem Felde lern ich nie marschiren und das ist ein großes Unglück, denn unendlich viel hängt davon ab, wie der Mensch sich darstellt, das erkenne ich mehr und mehr. Der Graf und seine Frau waren artig und zuvorkommend, mehr freilich im Anfang, als später, und das fand ich höchst natürlich, denn meine Verlegenheit, meine Unkenntniß der geselligen Formen ist zu auffallend, ich habe die Dinge nicht allein nicht geübt, ich weiß sie nicht einmal (so z. B. bin ich — um nur das Nächste, was vor mir liegt, anzuführen — völlig ununterrichtet, ob ich nach einem Diner, wie nach einer Gesellschaft, Morgenvisite zu machen habe, hier kann ich mich bei Keinem erkundigen und ehe ich darüber von Dir Kunde erhalten kann, ist die Zeit, worin es geschehen mußte, längst verstrichen. So geht es mit Allem und hier wird, wie ich weiß, auf das Unbedeutendste dieser Art großes Gewicht gelegt; wer sich gesellschaftlich lächerlich macht, ist Stadtgespräch, ehe er es denkt. Auch auf Kleidung wird hier sehr viel gegeben, weit mehr noch, wie in Hamburg. Verzeih' mir, liebste Elise, daß ich einen Gegenstand, der für Dich peinlich seyn muß, weil er es für mich ist, berühre; ich kann nicht anders, ich kann den Unwillen über mich selbst und über ein verhaßtes Schicksal, welches mir den Firniß, worin jeder Ladenschwengel glänzt und gleißt, vorenthielt, nicht unterdrücken, und Du, wenn Du dies Blatt liesest, kannst Dir ja sagen, daß diese Mückenstiche längst verschmerzt sind. Um endlich zum Bericht zu kommen, oder darin fortzufahren: es war auch

ein höchst unbequemer Kreis, der sich zusammen fand; als ich mit den Leuten allein war, ging es ganz gut, als aber die Uebrigen kamen, ein Etatsrath und Ritter nach dem andern, da kannten die sich alle und hielten sich zu einander; das Gespräch, das Einzige, worin ich mich mit einiger Freiheit bewege, verlief sich in die particulairsten Interessen, woran ich als Fremder nicht Theil nehmen konnte, also stand ich, wie auf einer Insel, an der Alles vorbei segelt. Die Gräfin stellte mich einem Herrn von Bülow vor, der längst von mir und über mich gelesen zu haben vorgab, mit dem sprach ich vor Tisch und nach Tisch Mancherlei; bei Tisch saß ich zwischen einem Etatsrath Damreischer und einem Anderen; wenn ich nur erst sitze, bin ich wieder Mann, wie Du weißt, und es ging leidlich, indem ich mit dem Einen über Homer, mit dem Zweiten über das Spiel conversirte und disputirte, beim Aufstehen aber ging mir Alles confuse, 6 Personen machte ich meine „Gesegnete-Mahlzeit-Verbeugung" und 4 vergaß ich; Du magst nun denken, sie hätten mir dieselbe eben so gut machen können, ganz recht, aber unter den Vergessenen waren zwei oder drei Herren von der Kanzelei — mein Nachbar Damreischer auch — und diese haben über die Besetzung der Kieler Professur mehr zu sagen, als der König. Nach Tisch bot mir die Gräfin Moltke ein Logenbillet für die italienische Oper an, sie hatte es vor mir schon Zweien angeboten, natürlich dankte ich gehorsamst — das glaub' ich recht gemacht zu haben — für ihre Güte, lehnte sie aber ab, sie that es nachher noch einmal, ich verharrte aber bei meiner Ablehnung; vor'm Weggehen — wir gingen um 7 aus einander — fragte sie mich, ob ich ihr wohl gelegentlich Etwas von meinen Arbeiten vorlesen möge; wie gerne hätte ich Nein gesagt, aber ich glaubte der Höflichkeit ein Ja schuldig zu seyn; als ich mich beurlaubte, sagte sie: sie hoffe, mich öfter zu sehen, er, den ich ungeschickter Weise mit Complimenten in einer Unterhaltung mit einem der Herren unterbrach, sagte Nichts, ich werde aber wohl einmal wieder hin gehen müssen und meine einzige Hoffnung ist noch, daß ich dann vielleicht einige Scharten wieder auswetzen werde. Er soll ein schroffer Aristocrat, aber ein sehr respectabler Beamter seyn; seine Frau ist eine bürgerliche, die er des Geldes wegen geheirathet hat, doch trägt sie die Gräfin weit mehr zur Schau, als er den Grafen. Genug davon, ich habe gebeichtet, und mir ist leichter, am Ende war es nicht ganz so arg, als ich mir dachte; gut ist es übrigens, daß ich einmal da gewesen bin, denn wie mir Evers sagte, in Copenh. bedeutet eine Einladung zu solchen Personen residenzmäßig viel. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 9ten December Gestern Mittag kam Dein lieber Brief, Nachmittags war ich bei Oehlenschläger zu Tisch. Dort fühlte ich keine Spur von Verlegenheit. Es waren noch Mehrere da, deren Namen ich zum Theil überhört, zum Theil wieder vergessen habe. Hier ist übrigens ein Diner im eigentlichsten Verstande ein Diner, man speis't und geht wieder auseinander. So war es bei Moltke, so auch bei Oehlenschläger. Bei Tisch kam die Rede auf Thorwaldsen, er erbot sich, mich zu ihm in sein Atelier zu führen. Du kannst Dir denken, daß ich dies mit Freuden annahm. Ich werde Montag oder Dienstag wieder zu ihm gehen. Meine Hoffnung, daß wir einander näher rücken werden, steht bis dahin fest, dann wird sie sich entweder bestätigen, oder in Nichts auflösen.

Ich habe ihm nämlich, wie ich ihm versprach, meine Genoveva gegeben. Wenn ich ihn wieder sehe, muß sich finden, ob er das Streben eines jüngeren Geistes fassen und würdigen kann. Kann er es, so ist es, wie es seyn soll; kann er es nicht, so werde ich gewiß nicht übler von ihm denken, denn die Herzlichkeit und Offenheit, womit er mich im Gegensatz zu so Manchem, den ich früher kennen lernte, aufnahm, ist mir unauslöschlich in's Herz geprägt, aber es ist dann doch kein eigentlicher Umgang möglich. — — — — — — — — —

Sonntag Morgen d. 10. Decbr. Heute Nachmittag um 5 Uhr als ich eben in's Athenäum gehen wollte, erhielt ich ein Billet von Levetzau, des Inhalts, daß der König mich morgen empfangen wolle und daß ich mich demnach um 10 im Vorgemach desselben einfinden möge. Es rollte mir kein Blutstropfe schneller, als ich die Nachricht empfing und ich glaube nicht, daß ich morgen befangener seyn werde, wie heute. Ich gehe zu einem Mann, den ich allein treffe, nicht in eine große Gesellschaft; es kommt auf Worte an, nicht auf Verbeugungen. Für kein gutes Zeichen halte ich's, daß ich auf den allgemeinen Audienztag beschieden, nicht besonders berufen bin. Nun will ich mich schlafen legen! Morgen Mittag ausführlich die ganze Unterhaltung, ihr Resultat schon jetzt! Doch nein, ich will meinen Genius nicht reizen! — Dienstag, 13ten Decbr. Die Rücksicht auf meinen Genius hat Nichts geholfen, das Resultat — doch, ich will ausführlich erzählen und nicht mit dem letzten zuerst kommen. Um 10 Uhr verfügte ich mich an den vorgeschriebenen Ort. Ein ungeheur großes Zimmer war von Menschen aus allen Ständen gedrängt voll. Rothe Soldaten, Generäle und Gemeine; blasse Theologen; feiste Beamte; kummervolle Bürger; Etatsräthe, die unter der Last ihrer Orden erlagen; Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammenhalten konnten; genug, ein tolles verworrenes Gemisch. Ich ging, so lange noch Platz dazu vorhanden war, im Hintergrund auf und nieder; mir war, als ob ich in der Komödie sey und selbst eine kleine Rolle übernommen habe. Der Hofmarschall Levetzau erschien, ich machte ihm meine Verbeugung, er ersuchte mich, ihm zu folgen und steuerte durch die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich; ich, wie die Jolle dem stolzen Jagdschiff hinterdrein. An der Thür, die in's Allerheiligste führte, stellte er mich dem Adjutanten du jour vor, der meinen Namen anschrieb; eine Unterhaltung mit mir, erlaubte die kammerherrliche Vornehmigkeit nicht, doch erhielt ich hin und wieder einen gnädigen Blick. Ich besah mir mit Muße seine Uniform, besonders gefiel mir der goldene Schlüssel auf dem Rockschoß, das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen. Einmal flüsterten Seine Exellenz mir zu: es ist Jeder zu bedauern, der hier warten muß, es ist aber derjenige noch mehr zu bedauern, der sie alle sprechen soll! Ueber diesen mir vor der ganzen großen Versammlung gegebenen Huld-Beweis hätte ich außer mir selbst gerathen und in stummem Entzücken zerfließen sollen; da ich aber unverschämt genug war, die Aeußerung als eine Aufforderung zur Conversation zu betrachten und etwas darauf zu erwidern, so zogen Se. Exellenz Sich wieder von mir zurück. Die Uhr war halb elf, die Thür des Kabinetts ging auf und der Hofmarschall trat mit den Acten, die er mitgebracht hatte, ein. Feierliche Pause. Endlich ist der Küchenzettel in Ordnung. Die Exellenz tritt wieder heraus und eilt mit amtseifrigem Gesicht zum Wagen; der Wagen rollt fort, die Pferde müssen galoppiren, Se. Majestät haben ein

neues Gericht befohlen, das im Winter schwer aufzutreiben ist. Der Adjutant du jour winkt einem General, der General tritt ein. Noch ein General. Nun komme ich. Ich weiß das schon. Nicht etwa, weil ich empfohlen bin, noch weniger, weil ich ein Dichter bin, nur weil ich ein Fremder bin. Ich halte mich bereit und wundere mich über mein Herz, das oft so unruhig schlug, wenn ich Julius Campe um ein Darlehen ansprechen sollte, und das jetzt so gleichmäßig Tact hält, als ob ich einen König im Wachsfiguren-Kabinett, nicht einen wirklichen zu sehen ginge. Woher diese Ruhe? Der zweite General bleibt lange, wir haben noch so viel Zeit, auch diese Frage zu beantworten. Daher. Erstlich, weil man gewisse Dinge — ich meine das kleinliche Treiben an den Höfen — ganz in der Nähe sehen muß, um sie in ihrer totalen Hohlheit und Nichtigkeit zu durchschauen und nicht bloß durch den Gedanken, sondern auch durch das Gefühl darüber gestellt zu werden; zweitens, weil ein einziger Blick auf die Versammlung mich belehrt hat, daß ein König, der mich mit so Vielen zugleich zu sich ruft, mich in Nichts vor den übrigen Hunderten, die sich zum Thron drängen, distinguirt und weil ich demnach erkenne, daß es sich nicht mehr darum handelt, einen Fetzen des Glücksmantels, um den sich Alle reißen, an mich zu bringen, sondern nur darum, meine Mannes-Ehre und Dichterwürde zu bewahren. Der General tritt heraus, der Adjutant winkt mir, ich trete ein. Ein unscheinbares kleines Zimmer, der König steht in der Mitte desselben; er trägt Uniform und Degen und ist dick, sein Gesicht, en face gesehen, ist etwas verschwommen, en profil betrachtet zeigt es imponirende Züge. Ich bleibe an der Thür stehen und verbeuge mich, er tritt auf mich zu und fragt: Ihr Name? Ich nenne ihn und trete weiter vor. Er. Sie haben mir Ihre Werke gesandt. Ich. Ich war so frei, Ew. Majestät meine ersten Dichtungen vorlegen zu lassen. Er. Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennen zu lernen. Er schweigt und sieht mich erwartungsvoll an. Ich. Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünsche nach Copenhagen gekommen. Er. Und diese bestehen in —? Ich. Nur unter einer Bedingung kann ich sie aussprechen, nur dann, wenn die dichterischen Arbeiten, die ich Ew. Majestät vorlegen ließ, auf E. M. einen anderen, als den ganz gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, so würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die sich zum Throne drängen, nur noch eine Null hinzu fügen, und das mögt' ich nicht, denn dazu bin ich, wenn nicht zu stolz, so doch zu klug. Ohne Zweifel haben Ew. Majestät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzusehen. Er. Wenn ich sie noch nicht ganz gelesen habe, so kann ich es ja noch thun. Diese Antwort nahm ich wahr, um zu prüfen, ob meine Schriften oder meine Persönlichkeit ein wirkliches Interesse bei ihm erregt hätten; er hat sich, wie Wienbarg mir sagte, von Gardthausen vorlesen lassen, ich erwiederte daher: mein nächster Wunsch ist, Ew. Maj. meine Judith vorlesen zu dürfen. Er. Ich kann sie ja auch allein lesen. Ich — wußte genug und verbeugte mich. Er. Worin bestehen denn Ihre Wünsche? Ich. Ew. Majestät haben für Kunst und Wissenschaft Manches gethan, die dänische Regierung hat sich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet und einige Ihrer Vorfahren haben sich namentlich in der deutschen Literatur ein höchst ruhmwürdiges Andenken gestiftet. Dies waren allgemeine Reden, es sollten keine andere seyn, ich wollte ausweichen.

Er. Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünsche. Ich. Als ich aus Deutschland abreis'te, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl der Aesthetik und deutschen Literatur wieder besetzt werden solle; dieser Professur fühl ich mich gewachsen. Er. Das ist noch sehr ungewiß. Ich. So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Ew. Maj. für den Fall der Wiederbesetzung schon bestimmte Absichten hätten; da will es sich denn geziemen, daß ich zurück trete. Dagegen mögte ich bei E. M. die Erlaubniß nachsuchen, in Kiel als Privat-Docent lesen zu dürfen. Er. Bedarf es dazu meiner Erlaubniß? Ich. In meinem Fall allerdings. Ich habe erstlich nur im Ausland studirt und in Anlaß ganz besonderer Verhältnisse die Landesuniversität allganz nicht besucht. Er. Ist das denn gesetzlich vorgeschrieben? Ich. Ja. Er. Das wird aber nicht viel bedeuten. Ich. Wenn Ew. M. es sagen, so bedeutet es gar Nichts mehr. Aber noch Eins. Ich bin in Kiel nicht examinirt. Er. So können Sie Sich ja nur examiniren lassen. Ich. Das ist, wenn man die Universität vier Jahre hinter sich hat, immer eine schwierige Sache und bei meinem exclusiven Studien- und Lebensgange so gut, wie unmöglich. Er. Wenn die Gesetze es aber verlangen — Ich. Ew. M. wissen ohne Zweifel, wie es in dem Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und Schanden vom academischen Lehrstuhl wieder verjagen, wenn ich nicht in einer Frist von 1 bis 2 Jahren durch ein wissenschaftliches Werk vor dem öffentlichen Foro meine Competenz, die Aesthetik vorzutragen, und meine Befähigung, sie zu erweitern, darlege. Ich habe der Wissenschaft einige neue Begriffe zu vindiciren, und es sey mir erlaubt, dies zu sagen; ich bin aber nicht im Stande, ein mikrologisches Examen zu bestehen und werde mich dem nicht aussetzen. Er. Warum sollte die Universität Ihnen ein solches Examen nicht erlassen? Ich begreife, daß Ihnen ein Studenter-Examen zuwider seyn muß. Disputiren Sie! Ein Disputag — — Ich (ihn unterbrechend) kostet viel Geld und ich bin nicht der Mann, der viel Geld hat. Er. Wenden Sie Sich an die Herren von der Kanzelei. Reichen Sie ein Gesuch ein! (nun ohne Uebergang) Ihre Judith kann aber nicht gespielt werden. Ich habe mit dem Theater-Director darüber gesprochen. Es geht nicht an. (Dies war sein Ausdruck; verhört habe ich nicht, wie der König aber dazu gekommen seyn sollte, mit dem Theater-Director über die Aufführbarkeit meines Stücks zu sprechen, ist und bleibt mir unbegreiflich.) Ich. Ich bitte E. M. um Vergebung, aber dieser Ausspruch ist längst durch die That widerlegt worden, die Judith ist in Berlin und in Hamburg gespielt. Er. Es stehen aber doch gräuliche Sachen darin. Ich. E. M. meinen, es stehen starke, ungewöhnliche Dinge darin, solche, die man im conventionellen Sinn indecente nennt. Er. Ja, ja! Ich. Die sind bei der Aufführung weggeblieben. Er. Sehen Sie? Die sind weggeblieben, das konnte ich als Leser aber nicht wissen. Ich. Freilich nicht. Er. Es ist überhaupt wohl Zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben! Ich. Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind, allerdings. — Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvor zu kommen, verbeugte ich mich und ging. — Hier ist die ganze Unterredung; der Evangelist Lucas, wenn er anwesend gewesen wäre, hätte sie nicht treuer wiedergeben können, denn nie in meinem Leben war ich so völlig Herr meiner selbst, so ganz Reflexion, mögt' ich sagen, wie in

jenem Moment. Ich sagte Dir dies übrigens schon in Hamburg voraus, denn ich hatte den Instinct davon. Vielleicht hätte ich nicht so viel Ruhe gehabt, wenn ich das Spiel nicht aus den oben gedachten Gründen von vorn herein verloren gegeben hätte. Dem König fiel mein Benehmen auf, ich sah es, ob es aber angenehm oder unangenehm auf ihn wirkte, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas gewesen zu seyn, als ein rundes Nichts. — Donnerstag den 15ten Decbr. Wenn ich in einem meiner ersten Briefe die Ueberzeugung aussprach, daß ich hier als Dichter Niemanden bekannt sey, so habe ich mich darin geirrt; gestern Nachmittag erhielt ich einen sehr erfreulichen Beweis vom Gegentheil. Es war kurz nach Tisch, als ein junger Mann, höchst elegant gekleidet, bei mir eintrat; er hatte ein gefälliges Gesicht und ein sehr feines Wesen. Er fragte mich, ob ich der Verfasser der Judith sey; als ich dies bejahte, sagte er: dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in meinem und meiner Freunde Namen meine Verehrung u. s. w. darbringe; Ihr Stück hat ganz gewaltigen Eindruck auf uns gemacht, mein Freund Christian Winther (ein hiesiger junger Dichter, von dem die Dänen Viel erwarten) war entzückt davon und hat es mir zuerst gegeben; ich konnte nicht widerstehen, ich mußte Sie sehen! Natürlich nahm ich ihn freundlich auf und behielt ihn einige Zeit bei mir; sein Name ist Moller, er hat selbst Einiges geschrieben, worauf er aber kein Gewicht zu legen schien. Wir sprachen Vielerlei, über die Judith machte er mir eine Bemerkung, die mich frappirte; er meinte nämlich, es wäre ihrem dämonischen Character, wie er sie ganz richtig bezeichnete, angemessener gewesen, wenn sie den Holof. nicht im Schlaf ermordet, sondern ihn zuvor geweckt hätte; nicht, um ihre That zu veredeln — sagte er — im Gegentheil, um ihre Rache noch zu schärfen, Mord und Weckruf hätten zusammen fallen, er hätte das Schwert blinken sehen müssen. Es liegt dieser Bemerkung ein richtiges Gefühl zu Grunde, obgleich sie keine wirkliche Anwendung auf mein Drama finden kann, da sie eben den anecdotischen Angelpunct desselben betrifft, der zugegeben werden muß; ich hörte sie, wie Du Dir denken kannst, gern an, denn sie zeigte mir, daß ich einen reifen Geist vor mir hatte, der sein Recht, mich zu loben, durch seine Fähigkeit, mich zu tadeln, documentirte. Er hatte viele Pläne mit meiner Judith für die dänische Literatur, namentlich den, sie zu übersetzen und in Copenhagen auf die Bühne zu bringen; er ersuchte mich, ihm zu diesem Zweck meine deutsche Theater-Bearbeitung anzuvertrauen und ich freute mich sehr, ein Exemplar derselben mit herüber genommen zu haben. Als er ging, ließ er mir seine Adresse zurück und erbot sich noch, mich in dem großen Studenten-Verein einzuführen, wo ich an Journalen und Büchern noch mehr, als im Athenäum, antreffen und außerdem interessante Bekanntschaften machen würde; meine Judith ginge hier bei der Jugend von Hand zu Hand, auch meine Gedichte seyen angeschafft und würden fleißig gelesen. Ich werde ihn nächstens besuchen und mich bei Oehlenschl., wo ich morgen esse, nach ihm erkundigen. Ich lege auf diesen kleinen Vorfall einiges Gewicht, mir sind keine Trommelschläger und Trompeter voran gegangen, alle deutschen Blätter schweigen über mich, als ob Jeder ein Apoll und ich allein ein Marsyas wäre, darum darf ich einen Beweis der stillen Wirkung meiner Dichtungen darin sehen, daß die Jugend einer fremden Nation sich mir mit Liebe

und Achtung nähert. Wäre ich Gutzkow, so stünde morgen in sieben Zeitungen, daß die Judith nächstens in's Dänische, so wie, denn das geht schon mit in den Kauf — in's Schwedische und Norwegische übersetzt, imgleichen, daß sie in Copenh. und Stockholm einstudirt würde. Doch, warum an solche Erbärmlichkeiten denken, womit ein Mann sich schändet, der doch in so manchem Betracht Achtung verdient! Gestern morgen machte ich der Gräfin Moltke Visite; gnädige Frau waren kalt, vornehm, und werden mich schwerlich wieder erblicken. Sonnabend 17ten Decbr. Gestern war ich zu Tisch bei Oehlschläger. Vor dem Essen sprach er mit mir über die Genoveva. „Ich sage — begann er — zu Ihnen, wie Goethe zu mir: Sie sind ein Dichter!" Nun lobte er Manches und tadelte Vieles. Sein Lob galt meinem Talent, sein Tadel meinem Stück. Es sey zu grausam; auch sey zu viel Metaphysik darin. In einigen Puncten hatte er Recht; in der Hauptsache konnte er nicht Recht haben, denn er gehört zu sehr einer anderen Zeit an, als daß er die gegenwärtige begreifen könnte. Er tadelte z. B. den durchaus männlichen Jambus, weil er Monotonie mit sich führe; das ist richtig, ich wählte ihn auch nicht wegen der Eurythmie, sondern wegen der größeren Gedrungenheit. Wenn er aber meinte, daß Golo die Genoveva nicht lieben, oder auch nicht so, wie er thut, gegen sie handeln könne, so ist das wohl unbegründet und spricht, nebenbei bemerkt, wenigstens eben so sehr gegen seinen Freund Tieck, wie gegen mich; das Originelle dieser Liebe ist ja eben, daß sie von Anfang an mit Haß gemischt seyn und zuletzt ganz die Gestalt des Haßes annehmen muß. Doch, wie komm' ich dazu, mein Drama schriftlich zu vertheidigen, da ich es nicht einmal mündlich gethan habe. Ich sah, daß Oehlenschl. mit Freuden Alles anerkannte, was ihm beim einmaligen Lesen klar geworden war und ihn, seiner eigenen Gemüths- und Geistes-Richtung nach, nicht abstieß, und daß er gegen das Übrige gerecht zu seyn suchte; dies ist Alles, was man verlangen kann, und mehr kann man selbst nicht leisten, denn Niemand kann aus sich selbst heraus. Ich dankte ihm also warm für sein offenes Urtheil, was er ja, wenn er nicht eben so bieder und aufrichtig wäre, als er ist, sehr leicht hinter allgemeinen Phrasen hätte verbergen können; ich hütete mich aber wohl, es zu bestreiten, denn zu einer Vereinigung wären wir, da es sich nicht um den singulairen Fall, sondern um die Principien handelte, doch nicht gelangt. und ich hätte vielleicht den Schein der Empfindlichkeit auf mich geladen, von Empfindlichkeit war ich aber so weit entfernt, daß er mir gerade dieses lebendigen Eingehens wegen noch viel lieber wurde, als er es mir vorher schon war. Dies kann ich Dir in Wahrheit versichern, es ist keine Selbstlüge, obgleich ich es, wie ich nicht läugnen will, mit einiger Behaglichkeit erzähle, da es den Beweis enthält, daß ich wenigstens von einer Poeten-Schwachheit frei bin. Hinzufügen will ich jedoch, daß ich mir nach Tisch einen kleinen Spaß erlaubte. Wir blieben noch ein Paar Stunden zusammen, er meinte, wir jüngeren deutschen Dichter räumten dem Gemüth nicht genug ein; so z. B. Sie — sagte er, haben gewiß ein eben so tiefes Gemüth, als eine hohe Dichterkraft und das will viel sagen, dennoch steigen Sie in Ihrem Drama so tief in die Sünde hinab und verschmähen die Versöhnung; warum thun Sie das, warum nehmen Sie Sich gerade in diesem Punct den alten Wolf (Goethe) nicht zum Vorbild? Nun

fing er an, Lieder und Balladen von Goethe zu recitiren; auch diesen Zug, diese unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an Goethe, der sich im Briefwechsel mit Zelter doch so schnöde und lieblos über Oehlenschläger geäußert hat, finde ich äußerst schön und würdig, und schon deswegen hörte ich die Lieder, obgleich ich sie selbst auswendig weiß, gern an. Als er inne hielt, fragte ich ihn: aber kennen Sie auch die drei Abschiedsgedichte von Goethe, die aus dem Liederbuch der Sesenheimer Friederike erst ganz kürzlich heraus gegeben sind? Er sagte: Nein; so hören Sie! — versetzte ich und recitirte meine beiden Scheidelieder. Die Thränen traten ihm in die Augen. Nun? fragte ich, als ich fertig war. „Wunderschön!“ sagte er und sein Freund, ein alter Componist, der auch noch da war, wiederholte das Wort. Ich recitirte das letzte Glas. Es schien ihn noch tiefer zu bewegen. Was sagen Sie? fragte ich. „Man findet kaum Worte!“ „Aber die Lieder sind gut?“ „Unvergleichlich, einzig schön!“ „Dann verzeihen Sie, bester Etatsrath, den kleinen Betrug, sie sind nicht von dem alten Wolf, sondern von einem ganz jungen Wolf, sie sind von mir!“ „Nun — wahrlich!“ versetzte er und küßte mich. Das Lyrische ist ihm verwandt und öffnet ihm die Seele auf süßere Weise, als unsere neueren zweischneidigen Dramen — wer wollte darüber mit ihm hadern? Uebrigens ist auch Oehlenschläger als Dichter seines Volkes keineswegs gering anzuschlagen; um gerecht gegen ihn zu seyn, muß man nicht seinen Correggio, sondern seine nordischen Dichtungen lesen. Er ist in Dänemark, was Schiller in Deutschland: ein bedeutendes Cultur-Moment seiner Nation. Thorwaldsen ist zur Zeit nicht hier, sondern auf dem Lande. Von ihm erzählte mir Oehlenschl. gestern wunderbare Dinge. Er hat sich ganz von unten heraufgearbeitet und ist in Folge dessen fast so unwissend in allen anderen Dingen, wie groß in seiner Kunst. Er kann — kaum lesen; sollte man es glauben. Ich verstand dies erst so, daß es ihm schwer falle, seinen Geist auf ein Buch zu concentriren, was ich mir bei einem großen Künstler, der die krausen willkürlichen Zeichen der Schriftsprache schon deshalb hassen muß, weil er immer schöne, reine Formen vor sich sieht, wohl gut denken kann; aber so war es nicht gemeint, die Buchstaben machen ihm Schwierigkeiten, er braucht so viel Zeit zu einer Zeile, wie Max, wenn er sieben Jahr ist, zu einer Seite gebrauchen wird. Einmal, in seiner Jugend, soll er auf einem von seinen Mit-Academikern eingerichteten Liebhaber-Theater auftreten; unsägliche Mühe hat es gekostet, ihn zur Übernahme der kleinen Rolle zu bewegen; endlich hat er Ja gesagt. Nun ist es so weit, er soll hervor; vier Worte nur hat er zu sprechen, aber die Courage verläßt ihn, man soufflirt ihm von allen Seiten, man sucht ihn mit Gewalt auf die Bühne zu stoßen — es hilft Nichts, er klammert sich an die Coulissen, und wenn man nicht das ganze Theater niederreißen soll, so muß man mitten im Stück den Vorhang herunter lassen. Ein ander Mal, als er schon auf der Höhe seines Ruhms steht, macht er mit Oehlenschläger zusammen von Copenhagen aus eine Wasserfahrt nach der Insel Moen. „Wie wir ankommen — erzählte mir Oehlenschl. — werden wir von einer Deputation mit Musik empfangen, ein Lied, voll von Lobsprüchen auf mich, wie auf ihn, wird abgesungen und uns Beiden ein Exemplar überreicht; Thorwaldsen schaut mit tiefem Ernst, so lange das Singen dauert, in das Gedicht und scheint es gründlich durchzustudiren;

als die Leute endlich fertig sind, fragt er mich heimlich: „Hast Du das Lied gemacht?" Sind das nicht prächtige Züge? Ganz den Genius bezeichnend, der Berge versetzen aber keine Cravatte umbinden kann. Ich freue mich, den Alten kennen zu lernen und werde ihm trotzdem, daß Oehlenschl. meint, es helfe zu Nichts, einige Fragen vorlegen. Uebrigens ist er sehr reich, besitzt über 400,000 rth und hat eine natürliche Tochter. Dabei ist er geizig. „Man führt dagegen an — sagte Oehlenschl. treffend — daß er seinem Museum 30000 rth vermacht habe, aber, das hat er sich ja doch nur selbst vermacht!" — Sonntag morgen d. 18. Decbr. Gestern Mittag ging ich wieder zu Oehlenschläger, um ihn in meiner jetzigen Situation um Rath zu fragen. Es handelt sich nämlich darum, ob ich bleibe oder gehe. Das Dampfschiff macht bald die letzte Reise. Versäume ich die, so muß ich schon ausharren, denn die Tour über den Belt und so weiter zu Lande ist sehr kostspielig. Das Wenigste, was ich hier monatlich brauche, sind 38 ℳ︁. Unter dieser Summe kann ich gar nicht auskommen. In Hamburg brauche ich sie bei weitem nicht. Ich habe jetzt noch 164 ℳ︁, wäre also bis Mitte März versehen und hätte dann immer noch reichlich die Reisekosten. In Hamburg reichte ich aber mit diesen 164 ℳ︁. auf jeden Fall weiter, und wenn auch nicht, so könnten wir bis dahin doch Alle davon zehren. Dieser Gedanke treibt mich fort von hier. Auf der anderen Seite sag' ich mir: es ist doch besser, auf dem Terrain zu bleiben, da du einmal da bist, u. noch einige Schritte zu thun; mit welchen Gesichtern werden Dich gewiße Leute in Hamburg begrüßen, wenn Du so schnell zurück kommst? Hätt' ich doch Dich, theuerste Elise, nur auf einen Augenblick bei mir, daß Du entschiedest! Ehe Du mir aber Deinen Entschluß melden kannst, muß ich den meinigen schon gefaßt haben. Ich sprach mit Oehlenschl. Er meinte, der König habe mehreren jungen dänischen Dichtern eine Pension ausgesetzt; was das Genie betrifft, — setzte er hinzu — ist keiner dieser Leute mit Ihnen zu vergleichen, und Sie sind ja doch auch sein Unterthan; aber es handelt sich um die geeignete Form, unter welcher Sie Ihre Wünsche vorstellig machen. Das Einzige, worum ich mich mit Schicklichkeit bewerben kann, ist ein Reisestipendium; eine Pension kann der König wohl aus eigener Bewegung bewilligen, aber man kann doch als junger Mann nicht darum suppliciren. Auch Oehlenschl. fand, daß ich, ohne mir im Geringsten etwas zu vergeben, um ein Reisestipendium bitten könne, er meinte, ich solle gleich ein Gesuch aufsetzen, er würde es dringend empfehlen und er sey, wie mir auch sehr wohl bekannt ist, dem König nicht gleichgültig; von Einfluß könne es seyn, wenn auch Dankwart es schriftlich oder mündlich unterstützt. Ich denke, ich wag's, bleibe hier und thu', was möglich ist; arbeiten kann ich ja so gut in Copenhagen wie in Hamburg; im März wird, wenn nicht ein gar zu strenger Winter kommt, die Dampfschifffahrt gewiß schon wieder beginnen, dann kehre ich, die Sache mag ausfallen, wie sie will, zurück; bis dahin harr' ich aus. Erhalt' ich ein Reisestipendum, so ist es darum keinswegs nöthig, daß ich Hamburg im Fluge wieder verlasse, im Gegentheil, ich kann ruhig dort bleiben, so lange ich will; die Meisten reisen von den vorgeschriebenen 3 Jahren nur anderthalb; ich würde bis July oder August in Hamburg verweilen, dann würde ich nach Berlin gehen und versuchen, ob sich nicht dort für die Existenz etwas thun ließe. Erhalte ich

keins, so besteht das ganze Opfer, welches ich gebracht habe, in dem darauf gegangenen Unterhalt zweier Monate; das ist in meiner Lage freilich schon immer etwas, aber bei dem lumpigsten Spiel muß man den Einsatz wagen, es wäre doch vielleicht verkehrt, wenn man in einer Sache, die für das ganze Leben Bedeutung gewinnen kann, gar zu ängstlich seyn wollte. Ganz fest steht mein Entschluß noch nicht, doch glaube ich, daß ich bleiben werde und bin überzeugt, hierin auch Deine Meinung zu treffen. — — Gearbeitet hab' ich — noch Nichts, doch soll es nun angehen; es war mir in dem bisherigen Wirbel beständiger Aufregungen nicht möglich, zu einem klaren Gedanken zu gelangen, die Poesie will ich auch jetzt noch zurück drängen, aber, will's Gott, allernächstens als Handwerker für's Morgenblatt thätig seyn; vielleicht schreib' ich einen großen Aufsatz über Copenhagen und die Dänen; zu zwei Tragödien haben sich ebenfalls die Stoffe in mir ausgebildet und ich glaube wohl, daß, wenn ich anfinge, die Sache rasch vorwärts gehen würde, doch das darf jetzt nicht seyn; die eine würde ich betiteln: Fiat justitia et pereat mundus, darin würde ich das wahre Wesen der menschlichen Gerechtigkeit in ihrem Conflict mit der ewigen einmal recht darstellen, indem ein Richter einen Menschen hinrichten läßt wegen eines Mordes, den er, der Richter, unwissentlich selbst begangen hat; die andere würde die bekannte Struenseesche Katastrophe, an die ich hier alle Augenblick erinnert werde, behandeln, doch würde nicht Struensee, sondern der kindisch-wahnsinnige König die tragische Person werden. Genug davon, mir schweben seltsame, tolle Dinge vor. Schade, daß ich die Schatten noch nicht einfangen darf! Doch ist mir im Allgemeinen leicht um's Herz, und einen großen Gewinn hat die Reise mir jetzt schon gebracht, den, daß ich wieder mit Menschen verkehren lerne. — — —

Es ist heiliger Abend, theuerste Elise, wenn Du diesen Brief liesest. Ich werde dann im Athenäum oder im Caffeehause seyn; denn eine Einladung habe ich nicht zu erwarten, und Gott bewahre mich vor einer in ein vornehmes Haus. Ich werde im Geist bei Dir seyn! Möge der Engel des Friedens Dich umschweben! Um 10 Uhr gehe ich zu Hause. Dann — eher nicht — bescheere ich mir auch meinen Weihnacht und lese Deinen Brief! Wenn wir zusammen wären, was könnten wir weiter thun, als Seele und Seele gegen einander zu ergießen, und unsere Hoffnungen und unsere Wünsche mitzutheilen und den Segen desjenigen, ohne den selbst das Glück Nichts ist, auf uns und unser Kind herab zu rufen? Das können, das wollen wir auch jetzt! Ich bin gar nicht furchtsam — sey Du es auch nicht! Für eine getrennte Weihnacht ein vereinigtes Ostern! Küsse den Max, grüße Alles — und hoffe! In innigster Liebe

Sonntag-Abend 18. Decbr. 42.

Dieser Brief übertrifft an Länge gewiß den Deinigen.

Copenhagen den 31ten Decbr. 1842.

Gestern erhielt ich durch Janens Deinen letzten kleinen Brief. Die Freude war um so größer, je unerwarteter sie kam. Heute ist nun der letzte Tag im alten Jahre. Es hat, was mich und Dich betrifft, dem neuen viel zu thun übrig gelassen. Sonst konnte ich doch immer auf irgend eine Arbeit, ein dichterisches

Product, zurück schauen und mir sagen: wenn auch Nichts für Deinen äußeren Frieden geschehen ist, so hast Du doch etwas für Deinen inneren gethan. Diesmal verhält es sich anders. Außer 16 Gedichten, von dem ich keinem einzigen einen bedeutenden Rang einräumen kann, ist nicht das Geringste entstanden. Darüber kann man sich freilich trösten; ein Werk weniger — eine Gelegenheit weniger, gemißhandelt zu werden. Wer keinen Rücken hat, kann keine Prügel bekommen! Du siehst, daß ich scherze. In einem fort produciren können nur die Handwerker, und zu denen gehöre ich nicht. — So weit kam ich gestern. Heute ist nun der erste Januar. Mir ist gar nicht feierlich zu Muthe. Je älter man wird, je mehr schwindet die Poesie aus dem Leben. In der Jugend denkt man sich den Jahreswechsel als etwas Geheimnißvolles. Man glaubt, das große Räderwerk der Zeit sey abgelaufen und werde nun von Gottes Hand wieder aufgewunden. Später lösen sich die schönen farbigen Bilder in nüchterne Abstractionen auf. Man weiß, daß der Mensch den Faden der Zeit selbst gesponnen hat, um die Erscheinungswelt daran zu knüpfen, und daß der Jahresknoten und die Tag- und Wochen-Knötchen, die er hinein schlägt, nichts weiter, als willkürliche Merkzeichen sind. Man weiß — ach, was weiß man nicht schon Alles, wenn man, wie ich, bald 30 Jahr alt ist; und was wird man nicht Alles wissen, wenn sich die 30 dereinst verdoppelt hat! Das sind triste Betrachtungen! Den gestrigen Abend, wie den Weihnachts-Abend, brachte ich auf der Herberge aller Fremden, d. h. im Athenäum, zu. Gegen 10 Uhr ging ich zu Hause, trank meinen Thee und verzehrte einen Kuchen, den ich mir vorher zu 5 Schilling eingekauft hatte. Gestern Abend ging ich bald nach dem Essen zu Bette, Weihnachts-Abend erfreute ich mich an Deinem Brief. Diesen laß' mich gleich beantworten. Ich las den Anfang nicht ohne Herzklopfen. — — — — — — — — — — — — —

Gutzkows Recension hätte ich freilich gern gehabt, ob ich sie aber, wenn Campe sie mir nicht von selbst schickt, fodern kann, ist die Frage. Ich werde am Schluß hierauf zurück kommen. Wenn Janens sie richtig aufgefaßt hat; wenn Gutzkow mein Werk wirklich mit steter Anerkennung meines Talents tadelt und mir verdeckt noch einmal die Hand bietet, so soll er dies nicht umsonst gethan haben. Eine Auszeichnung, ja eine *Ehrenhaftigkeit* finde ich schon darin, daß er *selbst* hervor getreten ist und die Sache nicht, wie bei den Gedichten, Herrn *Schirges* oder einem Andern übergeben hat. Dies hätte er thun *können* und thun *dürfen*. Man muß die Saiten nicht zu hoch spannen und von einem Mann, den man so stark reizte, nicht das Uebermenschliche verlangen. Nicht den Tadel der Kritiker habe ich zu fürchten, sondern ihr Stillschweigen; Gutzkow gegenüber habe ich, wie ich nicht erst seit gestern einsehe, eine durchaus falsche Stellung, und wenn er mir — was ich aber, da Janens selten oder nie richtig sieht, wenn es auf concreta ankommt, erst aus der Recension selbst ersehen werde — Gelegenheit giebt, sie zu verändern, so will ich die Gelegenheit ergreifen. Dies wird Janens nicht recht seyn; ich kann's nicht ändern, ich kann nicht deswegen, weil Gutzkow ihn in einer Gesellschaft bei Georg Cotz etwas vornehm abgefertigt hat, meine ganze Zukunft auf's Spiel setzen. Hätte ich einen Freund gehabt, der, statt mich immerwährend aufzuhetzen und mich zu übereilten Schritten zu verleiten, meine Leidenschaften, wenn sie zu wild aufloderten, auszulöschen

gesucht hätte, wie viel besser würde es um mich stehen! Ich kann sagen, daß ich Janens drei Jahre meines Lebens völlig geopfert habe; geopfert, indem ich seiner Grillen wegen Menschen, die mir mit Herzlichkeit und Anerkennung entgegentraten, zurückstieß; geopfert, indem ich im beständigen einseitigen Umgang mit ihm den Tod, Fäulniß und Verwesung, einsog. Ich that es, weil ich ihn nicht fallen lassen konnte und wollte, so lange er selbst nur noch den geringsten Trieb verrieth, sich geistig frisch zu erhalten, oder, als diese Periode vorüber war, sich wieder aufzuraffen. Zuletzt jedoch wurde es völlig unerträglich; er spottete aller Gesetze des Lebens, meine Freundschaft war ihm wie ein Napf, in den hinein man sich erbricht, mein Umgang regte ihn nur noch zum Gähnen und zum Anecdoten-Erzählen an. Du weißt, was ich in diesem Verhältniß gelitten habe. Ich kann meinem Freund im Kampf beistehen, ich kann ihm ein Grab mit meinen Nägeln aufwühlen, wenn's seyn muß, ich kann mich mit ihm zugleich erschießen, aber ich kann nicht neben ihm verfaulen, und so weit soll er, wenn nicht mich, so doch die Freundschaft achten, daß er dies nicht verlangt. Ich habe hierin gewiß recht. Wer so störend in mein Leben eingreift, daß er mir das Weiterleben unmöglich macht, wer es mit Verdruß einsieht und es auf alle Weise zu hindern sucht, wenn ich neue Verhältniße, die mich auffrischen und ermuntern können, anknüpfe, wer sich selbst aufgegeben hat und nun von mir fordert, daß auch ich mich aufgeben soll, den kann ich, da ich wohl weiß, daß es nicht absichtlich, sondern unbewußt geschieht, tief beklagen, aber ich kann mich ihm nicht fügen, der Gesunde kann vom Kranken, der junge Soldat kann von dem auf allen Gebieten zurück geschlagenen Invaliden nicht Vorschrift und Gesetz annehmen. Es ist mir dieß ein sehr schmerzlicher Punct und ich werde mit der höchsten Schonung verfahren; ich werde mich lieber verkennen lassen, als auch nur die Gründe, die nur weh thun und doch keine Selbst-Erkenntniß herbei führen würden, aussprechen, aber ich kann, wenn ich nach Hamburg zurück komme, die Rücksicht auf meinen Freund nicht wieder so weit ausdehnen, daß ich Wienbarg, Wihl, Gutzkow und Andere vernachlässige und beleidige, bloß weil sie ihm mißfallen. Sein Benehmen bei Dir, seine Antwort, daß er nicht wisse, ob er mir seine Ansicht über Gutzkow mittheilen solle oder nicht, ist mir ein Beweis, daß er dies noch immer verlangt. Ich hatte mich in meinem Brief an ihn nämlich über Gutzkows neueste Schrift so ausgesprochen, wie ich darüber denke. Das ist ihm gleich zu viel gewesen. — — — — — — — — — — — — — — —

Kopenhagen den 13. Januar 1843.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich ist Öhlenschläger zurück, sein Sohn machte mir einen Besuch und ich ging zu ihm. Er hatte inzwischen Judith und die Gedichte gelesen und setzte am Genie Nichts, an den Werken Manches aus; es überraschte mich, daß auch er fragte, was das denn für eine Erscheinung gewesen sey, die den Manasse in der Hochzeitsnacht erschreckt habe. Imponirt hatten die Sachen ihm, das sah ich, die Kraft hat ihm gehörigen Respect eingeflößt, aber die Früchte will er anders. Doch, das sind Nebendinge. Ich eröffnete ihm an jenem Morgen meine ganze

Lage, er sprach mir Trost ein und meinte, der König werde mir auf jeden Fall ein Reisestipendium bewilligen, besonders jetzt, wo es ihm bei der zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern eingetretenen Spannung nur lieb seyn könne, wenn er Gelegenheit erhalte, auch einmal für einen holsteinischen Dichter etwas zu thun; er selbst wolle sich in einem offenen Brief an den König auf das Wärmste und Anerkennendste über mich aussprechen, das sey seine Schuldigkeit; auch wolle er meinetwegen mit dem Conferenzrath Collin, der dem Stipendium-Fonds vorgesetzt und sein langjähriger Freund ist, reden. Ueberhaupt bewies er mir die herzlichste, edelste Theilnahme und bot mir sogar, weil er mich in augenblicklicher Verlegenheit zu glauben schien, seine Börse an; ich wies sie natürlich mit dem Bemerken zurück, daß ich keiner Geldunterstützung bedürfe und in Copenhagen hoffentlich auch keiner bedürfen werde, es ist aber doch ein höchst respectabler Zug. Ob ich seine Hoffnungen theilen darf, weiß ich nicht, obgleich ich nicht einsehe, wie Gott mir helfen will, wenn auch hieraus Nichts wird; ich werde Alles thun, was sich mit der Ehre verträgt und selbst schwere Schritte nicht scheuen, um dies Ziel zu erreichen. Gelingt es mir, so ist vielleicht für meine ganze Zukunft gesorgt, denn die Regierung läßt fast Keinen, mit dem sie sich einmal befaßt hat, wieder fallen; auch liegt in der Sache selbst Nichts Unmögliches, denn hier laufen wenigstens 4 Poeten herum, die lebenslängliche Pensionen erhalten und mir wahrlich keine Scene der Judith nachschreiben; aber an einem Hof geschieht wenig oder Nichts durch den König selbst oder auf geradem Wege, sondern Alles durch den Schraubengang der Intrigue, und wer setzt den für mich in Bewegung? Mein Gesuch ist fertig, Oehlenschlägers Empfehlung, die er schon aufgesetzt und mir vorgelesen hat, erhalte ich heute (wir schreiben den 21sten) oder morgen, übermorgen, Montag, mache ich mich wieder auf den Weg zum König, werde aber schwerlich, wie das erste Mal, gleich vorkommen, da der Hofmarschall mir die Steige nicht ebnet. Einen vergeblichen Weg oder ein Paar würde ich nicht scheuen, wenn nur nicht so viel Zeit darüber verstriche, doch das läßt sich nicht ändern, denn ich muß den König persönlich sprechen; er kennt mich nun, vielleicht läßt er sich etwas näher mit mir ein, jedenfalls wird der Schritt eindringlicher, als wenn ich mein Couvert im Kabinett abgäbe. Der Conf. Dankwart hat mir auch allerlei Gutes versprochen, ich glaube aber, trotz dem, daß Oehlenschl. das Gegentheil versichert, der Mann füttert mich bloß mit schönen Reden. — — — — — — — Sonntag den 22sten Januar. Heute Morgen schickte mir Oehlenschläger durch seinen Bedienten die Empfehlung, sie ist dänisch abgefaßt und lautet übersetzt ungefähr folgendermaßen: „Allergnädigster König! — Der „deutsche Dichter, Friedrich Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und „Ew. Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch „mit einer allerunterthänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit „Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter „mit seltenen Talenten, mit echtem Genie. Dieses Zeugniß haben ihm auch „bereits viele Kunstrichter gegeben, sowohl für seine Tragödieen Judith und „Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten „Dramen noch allzustark zu dem Gewaltsamen hingerissen seyn, so zeigen doch „diese Werke zugleich den gesunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und

„Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher Jammerschade seyn, wenn „dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hülfe und Unter„stützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Unterthan Christians „des Achten, und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, „wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits der Ostsee. Es war schon lange „der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das „große Germanien Noth leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius „in Wandsbeck, dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große „Schiller in Weimar dänischen Adeligen die nöthige Hülfe und Trost in seiner „Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher ein unter dem Scepter Ew. Majestät „geborener Unterthan und hofft daher mit dem freudigen Muth eines Sohnes, „daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohl seiner und „zum Gedeihen seiner Kunst Etwas thun wird. — Allerunterthänigst Adam Oehlen„schläger." Bist Du zufrieden? Sag' es mir! Oehlenschl. meint, ich muß den König jedenfalls selbst sprechen. Morgen das Weitere.

Montag d. 23sten Januar.

Dieser Tag ist der glücklichste, den ich bis jetzt in Copenhagen erlebt habe. Wärst Du doch bei mir, theuerstes Wesen! Wie lange dauert es nun, daß Du erfährst, was sich ereignet hat! Laß Dir erzählen! Ich ging heute morgen wieder zum König, machte aber zuvor dem Hofmarschall meine Aufwartung. Ich ward nicht vor ihn gelassen, das konnte ich denken, aber ich war nun doch bei ihm gewesen. Als er in's Vorgemach des Königs eintrat, machte ich ihm eine Verbeugung, er trat auf mich zu und entschuldigte sich, daß er mich nicht angenommen habe, er sey eben mit Ankleiden beschäftigt gewesen. Ich ersuchte ihn, mir noch einmal Audienz zu verschaffen, er stellte mich sogleich dem Adj. vor und als er aus dem Kabinett des Königs kam, sagte er mir, er habe dem König gesagt, daß ich dort sey und der König werde mich sehen. Nun mußte ich freilich noch von 11 bis 2 Uhr warten und war der Allerletzte, der Zutritt erhielt, aber ich kam doch zum Ziel, während 50 bis 60 andere Personen auf nächsten Montag bestellt wurden. Die Audienz war kurz, aber, wenn ein Königliches Wort ein Wort ist, gewiß folgenreicher, wie die erste. Der König war sehr freundlich, als ich eintrat und rief mir zu: nun? wie steht's mit Ihrer Angelegenheit? Ich. Die habe ich aufgegeben, dagegen wage ich, Ew. Maj. ein Gesuch um ein Reisestipendium zu überreichen. Er. (immer freundlich) Zu welchem Zweck wollen Sie denn reisen?. Ich. Ew. Majestät werden aus einer Empfehlung, die mir Oehlenschläger gegeben hat, vielleicht das Nähere ersehen. Er. (nachdem er die Empfehlung gelesen hatte) Die ist höchst vortheilhaft. Nun, das wird sich thun lassen. Aber augenblicklich kann ich die Entscheidung nicht gut abgeben. Ich. Das ist auch durchaus nicht nöthig. Ich bleibe den Winter hier. Er. Es wollen freilich Viele reisen. Es handelt sich darum, auf wie lange Zeit Ihnen das Stipendium bewilligt werden kann. Ich. Wenn ich über einige Jahre hinaus bin, so werde ich ganz anders dastehen. Er. Dann haben Sie Namen und Ruf. Ich. Wenigstens so viel, um von meinen Arbeiten leben zu können! Er. (Mich mit einer Handbewegung entlassend.) Nun, gern werde ich unterstützen! — Dies ist nicht A l l e s, aber es ist v i e l. Nun muß ich die nöthigen

Visiten machen. Ich werde auch die unangenehmste nicht scheuen. Als ich, in hohem Grade erfreut, zu Hause kam, brachte mir der Briefbote einen Brief von Campe. Der ist freundschaftlicher, wie er mir je geschrieben. Den Roman nimmt er, zahlt 40 L. und ist erbötig, das ganze Honorar voraus zu geben; ich müsse ohne Sorge seyn, um arbeiten zu können. Das ist doch höchst ehrenhaft. Nun kann ich für Dich und mich mit Ruhe in die Zukunft des nächsten Jahres schauen. Gott sey Dank! Ich bin vor Freude und Wehmuth dem Weinen nah gewesen, denn ich habe die letzten Monate mehr Angst gelitten, als ich Dich merken ließ. Nun will ich ruhig aufathmen und schaffen. Ueber den neuen Plan mit der Reisebeschreibung äußert Campe sich so: „3 Werke verlegte ich von Ihnen, das 4te und 5te ist im Anzug. Sie schließen sich fest an mich — soll ich es nicht etwa erwiedern? Noch ist an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Aussichten, nicht allein für mich, auch für Sie. Sie kennen meine Ansichten; in solchen Voraussetzungen ist ja keine Frage nöthig — es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben sich gedrungen fühlen!" Was will ich mehr? Kann ich mehr Bereitwilligkeit und Liberalität verlangen? Nun laß' mir Einer wieder über Campe los ziehen! Wilibald Alexis liefert, wie Campe mir ebenfalls meldet, im Conversationsblatt eine Recension meiner Gedichte, mit der wir, er und ich, zufrieden seyn würden; auch das ist vortrefflich. — — — — — — — — — — —

Kopenhagen den 31. Januar 1843.

— — — — Von dem Dichten par force, worin es Oehlenschläger zu einer respectabeln Meisterschaft gebracht hat, habe ich keinen Begriff und werde ich auch wohl nie einen Begriff bekommen; er meint freilich, es sey doch immer besser, sich auf die Gefahr hin, etwas Verunglücktes zu Stande zu bringen, zu beschäftigen, als die Hände in den Schooß zu legen; ich will es durchaus nicht bestreiten, ich weiß nur nicht, wie er das Ding treibt. Bei mir sprudeln die geistigen Quellen entweder in Fontainen, oder sie stehen ganz still, das Sickern und Tröpfeln kenne ich nicht, deswegen ist mein ganzes Daseyn auch so zusammenhanglos, jetzt eine Springflut, die mich fast ersäuft, so daß ich nicht im Stande bin, die Massen der Gedanken und Anschauungen fest zu halten, dann wieder die dürrste, sandigste Ebbe. Doch kann ich nicht sagen, daß ich mir Stunden wünsche, worin Hugo von Rheinsberg und ähnliche Stücke meines alten trefflichen Oehlenschläger entstanden sind; diese, ich leugne es nicht, haben mich mit einem wahren Entsetzen erfüllt, und ich beklage es, daß er auf den Gedanken kommen mußte, sie mir zu geben. Die Fischertochter, ein Märchen, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, namentlich sind zwei Trunkenbolde darin mit köstlicher Laune gezeichnet und das Ganze hat ein äußerst lebendiges Colorit; auch hat sein Correggio mir in der Umarbeitung, der er ihn unterzogen hat, bedeutend besser, wie früher, gefallen und seinem Baldur, wie der Tragödie: Erich und Abel, liegen sogar Ideen zu Grunde. Wahre Befriedigung können sie mir auf meinem Standpunct freilich nicht gewähren, so wenig als Oehlenschl. diese in meinen Stücken finden kann; er waltet in der Sphäre des Lieblichen und beim

tragischen Ungewitter scheinen ihm Donner und Blitz gewissermaßen überflüssig; in jener Sphäre aber hat er ganz unläugbar Achtungswerthes geleistet, sonst wäre er seiner Nation auch nie geworden, was er ihr ist, denn Niemand erhebt sich dadurch über sein Volk, daß er sich auf die Zehen stellt, jeder Ruhm, jeder gewonnene Name hat ein Fundament. — — — Mittwoch Morgen. Die Copenhagerinen nehmen sich sehr gut aus, und besonders hat das dänische National-Gesicht, d. h. das weibliche, für mich etwas Wunderbares, das nicht zu meiner Seele, aber gewaltig zu meiner Phantasie spricht. Ich darf Dich hievon unterhalten, denn Du weißt, daß der Dichter redet, nicht der Mensch. Diese scharfgezackten stolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie sie tief unten im Meeres-Grunde wachsen; der blaße klare Teint scheint, wie ein Gränzdamm, die rothe Lebensblume nach innen zurückgedrängt zu haben, um sie frisch und unvergänglich zu erhalten, aber auf den rothen Lippen knospet sie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne naive Kirsche die unter dem Blätterschmuck des Baums verborgene still gereifte Schwestern an den lüsternen Knaben verräth; das Auge dagegen nicht blau und nicht grau, hat einen seltsamen trockenen Glanz, es scheint darauf zu deuten, daß das Zauberwesen, dem es angehört, sich zuweilen in die Flut niedertauchen muß, wenn die Luft, die scharfe, schneidende, es nicht auszehren soll. Man sieht solche echtdänische Gesichter, die mich in frühster Jugend schon aus einer alten Chronik angeschaut haben, hier übrigens sehr selten, die meisten Weiber sind hübsch auf deutsche Weise, wenn ich aber eins erblicke, so fühle ich mich wirklich in eine phantastische, nächtliche Welt entrückt und der versiegelte Brunnen der Poesie sucht den Bann zu sprengen. Dies ist ein Gedicht in Prosa. Auf die eigentlichen Gedichte zurück zu kommen, so bitte ich Dich, mir ganz aufrichtig den Eindruck mitzutheilen, den sie auf Dich machen, und zwar sollst Du mir von jedem einzelnen sagen, wie und ob es auf Dich wirkt. Bin ich der Alte? Bin ich es nicht? Sey offen und ehrlich, weitläufige Auseinandersetzungen verlange ich nicht, sie sind nicht Deine Sache, aber von Niemand kann ich es sicherer erfahren, was die Dinge werth sind, als von Dir, denn Dein Gefühl sagt Dir immer das Richtige. Wenn Du Jahnens siehst und Du magst ihm die Gedichte mittheilen, so thu' es gern, aber bei Schütze lies sie nicht vor, sie sind alle unempfänglich für Poesie, das habe ich gemerkt, als ich sie mit Uhland bekannt machte. Jahnens Märchen Rose und Drache habe ich Montag an Oehlenschl. gegeben, sage ihm aber noch Nichts davon; wenn der Alte sich freundlich darüber äußert, soll er's erfahren, es wird ihn ja vermuthlich erfreuen, wenn er es aber mit Gleichgültigkeit behandelt, so braucht er Nichts davon zu wissen. Ich werde wahrscheinlich noch mehr Gedichte machen, aber meine Muse hat so lange geschlafen, daß ich jetzt ihren Gaben nur halb traue und es erst von Andern hören muß, ob sie mich reell bedient oder mich mit falscher Waare betrügt. Eine furchtbare Ballade schwebt mir vor — zu der hab' ich Vertrauen!

Sonntag Abend, 5. Febr. Dein Brief ist da. Er enthielt ja eine wahre Schreckens-Nachricht. Gott sey Lob und Preis, daß es so vorüber gegangen ist. Du wirst es unter keiner Bedingung gestatten, daß etwas Aehnliches wieder vorfällt. Verbrennen oder Ersticken — es ist mehr, als entsetzlich. In dem kleinen Häuschen wohnt ein guter Geist, der selbst seine Unarten zum Besten lenkt.

Märchens Genesung hat mich über seine Krankheit getröstet; es ist ein Vortheil der Entfernung, daß man oft das Schlimme und das Gute zugleich erfährt, ein Vortheil, auf den man jedoch gern Verzicht leistete. — — — — — Was mein inneres Leben betrifft, so stockt es noch immer; das ist in einem Zustand beständiger Anspannung und Aufregung freilich natürlich, doch peinigt mich oft der Gedanke, ob nicht schon ein Stein über die Quelle gewälzt ist. Mein äußeres Leben ist auch nichts weniger, als angenehm, und ich weiß nicht, wie Du annehmen kannst, daß es minder einförmig sey, als in Hamburg. Ich kenne und sehe hier keinen Menschen, als Oehlenschläger; mit diesem kann ich aber doch nicht verkehren, wie zwei junge Leute mit einander. Ich sehe ihn die Woche in der Regel zwei Mal, Freitags, wo ich bei ihm esse und Montags oder Mittwochs, wo ich ihn auf ein Stündchen besuche. Oefterer kann ich nicht gut kommen, denn jedes Verhältniß hat sein Maaß; er bleibt sich immer gleich und in geistiger Beziehung steigt mein Ansehen gewiß eher bei ihm, als es fällt, aber was er vergißt, darf ich darum nicht vergessen: er ist alt und gehört einer andern Welt, einem längst zersprungenen Ideenkreise an, daneben hät er in der bürgerlichen Welt Rang und Stand, ist Etatsrath und Professor, Ritter aller möglichen Orden u. s. w. Außer ihm sehe und spreche ich aber die ganze Woche keine Seele, lebe also wie ein Trappist, denn mit den Herren Möller und Holst hat sich kein Verhältniß ergeben und den Evers rechne ich nicht; die Einsamkeit ist nur sehr behaglich, wenn man mit Entwicklung großer Ideen und mit Ausbildung bedeutender Werke beschäftigt ist, bei innerer Unthätigkeit aber ist sie unerträglich. Dagegen habe ich Bücher in Menge und die sind ein Ersatz für Vieles, wenn auch nicht für Alles. Von dieser Woche an wird meine Zeit und mein Studium ausschließlich der Dithmarsischen Geschichte angehören. Mit dem ersten Dampfschiff kehre ich nach Deutschland zurück, doch wird das wohl vor Anfang April nicht abgehen; bis dahin muß ich also ausharren. Das Schlimmste ist, daß ich mich auch in meiner Wohnung nicht wohl fühle; will ich's aber besser haben, so muß ich mehr zahlen. Auf der Reise seyn und sparen — es verträgt sich schlecht mit einander, wer sein Geld zu Rathe halten muß, der kommt um's Amüsement. Darin hast Du Recht, daß die Reise für mein Verhältniß mit Campe gut gewesen ist. In den Blättern für literarische Unterhaltung stand neulich die Recension meiner Gedichte von Wilibald Alexis; ich habe sie im Athenäum für Dich abgeschrieben und schließe sie bei. Sie ist anerkennend und ehrlich, nur ein wenig kurz. Sag' mir — vergiß es aber nicht! — wie sie Dir und, wenn Du ihn siehst, Jahnens gefällt. Campe hat ihm die Genoveva geschickt und ihn aufgefordert, sie nebst den Gedichten und der Judith in den Wiener Jahrbüchern zu beurtheilen, falls er noch mit diesem Institut — woran ich aber zweifle, da ich seinen Namen dort nicht mehr finde — in Verbindung stände. Thäte Alexis dies, so würde es von großem Nutzen für mich seyn. Er hat in früheren Jahren Heine und Immermann darin recensirt, was Beiden, wie Campe mir öfter sagte, sehr förderlich gewesen ist. Ich habe die Recensionen auf der Königlichen Bibliothek nachgeschlagen; sie sind äußerst scharf und erkennen, wie Gutzkow an mir, Nichts an, als das Talent, sie zeugen aber zugleich von tiefster Kunst-Kenntniß und lassen mich auf sein Urtheil über

meine lyrischen Sachen ein um so größeres Gewicht legen. Mit Schaam habe ich mich daran erinnert, daß ich seinen in so hohem Grade anerkennenden Brief über meine Judith, den mir die Crelinger schickte, mit Stillschweigen übergangen habe; ich kannte ihn damals noch nicht, und leider stand mir Niemand zur Seite, der mir einen vernünftigen Rath gab. Nun, dies Eis ist vielleicht zur Hälfte wieder gebrochen. W. Alexis hat kürzlich einen Roman: der falsche Woldemar herausgegeben, der nach meiner Ansicht über Alles zu stellen ist, was wir in dieser Gattung besitzen. Ich habe ihn auf dem Athenäum gelesen. Eine großartige und echt dichterische Schöpfung. Scenen darin, die dem größten Meister Ehre machen würden. Heine hat, trotzdem, daß jene Recension Nichts weniger als schmeichelhaft war, Alexis dafür bis auf den heutigen Tag ein freundliches Andenken bewahrt. Wie habe ich mich gegen Gutzkow gestellt, der mir doch so sehr viel einräumte! Die Kritik der Genoveva mag enthalten, was sie will, sie wird mich nicht mit Bitterkeit erfüllen, sie wird mich, wenn sie zu weit geht, eher erleichtern. — Du erinnerst mich an Ansbach. Ja, liebste Elise, was sollte ich schreiben? Daß ich einen unüberlegten Streich begangen und Nichts ausgerichtet hätte? Ich wußte keinen Brief zu Stande zu bringen, denn einen väterlichen Freund, wie der alte vortreffliche Rousseau mir ist, kann ich nicht mit Redensarten und Allgemeinheiten abspeisen, und klagen mogte ich noch weniger. Ich weiß auch noch nicht, ob ich nicht so lange schweige, bis ich hier zum Resultat gekommen bin. Der Conferenzrath Collin meinte, es würde nicht all zu lange dauern. Deine Träume und die Schilderung Deiner kleinen Glücksfälle haben mich innig erfreut und gerührt. Ach, Du bist so leicht zufrieden gestellt, daß das Glück, wenn es sein Maaß schon auf Andere ausgeschüttet hat, Dich mit dem Tropfen, der darin hängen blieb, noch immer beseligen kann! Auch ich bin genügsam, Gott ist mein Zeuge. Fast thut es mir leid, daß ich über den obigen Punct nicht geschwiegen habe. Aber Du weißt, wie wenig ich der Zukunft vertraue, und Du erkennst gewiß, daß nur die Angst um Dich mir die Feder führte, denn von Tadel und Unzufriedenheit mit Dir wirst Du auch nicht die leiseste Spur entdecken. Freitag lese ich nach Tisch Oehlenschl. und einigen seiner Freunde mein Lustspiel: der Diamant vor. Heute sah ich auf der Königl. Bibliothek eine uralte, ungedruckte dithmarsische Chronik, die bei Eroberung des Landes 1559 herüber gebracht ist. Nächstens hoffe ich, aus dem Geheimen Archiv eine Masse Urkunden zu erhalten. Gefällig und zuvorkommend ist man hier im höchsten Grade gegen mich, daß muß ich bekennen. Von Oehlenschl. habe ich jetzt die Uebersetzung seiner Dina im Hause, die ich ihm durchcorrigire; es ist wenig, fast Nichts daran zu thun, denn er schreibt und spricht das Deutsche wie ein Eingeborener. Küsse den kleinen Max, verbiete es Deiner Mutter, daß sie ihn mit mir erschrecke und mich zum Knecht Ruprecht mache, grüße Alles, was meiner gedenkt! — —

Copenhagen d. 27. Februar 1843.

Ist es nicht unrecht, daß ich Dich auf meine Antwort so lange warten lasse, um nur selbst auf Deine nicht so lange warten zu dürfen? Denn ich will es nur gestehen, wenn Du mir nicht geschrieben hättest, daß Dein nächster Brief

erst zum 18ten März bei mir eintreffen solle, so hätte ich die Feder gewiß schon eher in Bewegung gesetzt. Doch hatte ich auch noch einen andern Grund zur Zögerung. Man hofft ja immer, die Hoffnung ist ja die wunderbare Erfindung, wodurch die Lücken des Welt-Alls verstopft werden; durch die Hoffnung hat Gott, der, wie es heißt, die Welt aus Nichts geschaffen hat, in diesem Punct den Menschen sich selbst gleich gemacht. So hoffte ich denn auch, es solle sich irgend etwas ereignen, und wartete, wie ich wohl als kleiner Junge zuweilen auf dem Rücken im Grase lag und in die Wolken kukte, weil ich dachte, die lieben heiligen Engel könnten, wenn sie spielten, aus Unvorsichtigkeit wohl einmal ein goldnes Spielzeug zur Erde fallen lassen. Doch, wie der Knabe ohne Spielzeug wieder aufstehen mußte, so muß auch ich meinen Brief anfangen, ohne Dir ein Geschenk mit einer guten Nachricht machen zu können; Du mußt also mit dem bloßen Präsentirteller vorlieb nehmen, da die Weintraube, die ich darauf legen wollte, ausbleibt.

Dein Brief hat mich innig erquickt, er war so schön, so voll von stammelnder Poesie (mögte ich sagen) daß ich einer tiefen Dichter-Seele in's Auge zu schauen glaubte, die nur darum nicht singt, weil sie ihr Innerstes durch Blicke auszudrücken vermag. Du hast eine ganze Handvoll Perlen gesammelt und sie in meine Brust hinab geworfen. Was sind alle Schnörkeleien gegen Deine einfach-schönen Darstellungen und Schilderungen. Ganz allerliebst fand ich Dein kleines Männchen; käme es doch, wie freundlich wollte ich es willkommen heißen! Vor Allem aber sind Deine Träume (ich meine die früheren) im höchsten Sinne dichterisch, so daß ich den einen ja auch nur ganz einfach in die Judith hinein zu setzen brauchte; es ist kein wüstes, phantastisches Durcheinander, sondern jeder ist in sich abgeschlossen und bringt seinen goldenen Rahmen gleich mit. Von keinem Menschen in der Welt würde ich als Dichter das Geringste entlehnen oder borgen, denn je älter ich werde, je mehr lerne ich den hohen Werth der ursprünglichen Erfindung schätzen, je klarer sehe ich ein, daß darin, und nur darin, die eigentliche vis liegt; Du jedoch bist ausgenommen, Deine Edelsteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz, in das Gold meiner Form fassen, und warum? weil Du durchaus mit zu meinem Wesen gehörst, weil zwischen uns gar keine Gränzen bestehen. Ob ich Dich glücklich machen, ob ich Dir für so Vieles, was Deine Liebe und Dein über die gewöhnliche negative Weiber-Tugend so hoch erhabener Edelmuth mir opferte, Ersatz bieten kann, weiß ich nicht; aber dies weiß ich, daß mir im Pantheon der Geister ein Denkmal gewiß ist, und darauf soll wenig von mir, aber viel von dem Wesen zu lesen seyn, das ich nicht bloß am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe. Ich sollte dies in einem Brief an Dich nicht aussprechen, ich will es aber, und Du mußt es mir verzeihen!

Wir wollen uns nun nicht mehr darum grämen, daß Du über die Stipendium-Angelegenheit gesprochen hast; es ist vielleicht gut, daß es geschehen ist. Jetzt kann ich doch noch mit Wahrheit sagen, daß ich Hoffnungen habe, daß mir durch den König selbst Aussichten eröffnet sind, und eben weil der Sonnen-Aufgang zweifelhaft ist, muß man den Leuten die schöne Morgenröthe zeigen. Ich denke hierbei hauptsächlich an die beiden Personen, denen ich doch

halb und halb Rechenschaft über den Erfolg der Reise schuldig bin, an den alten Rousseau und an Campe. Beiden habe ich auch bereits geschrieben und ihnen das Königliche Versprechen mitgetheilt. Was nun die Sache selbst betrifft, so steht sie noch, wie sie stand. Dem Finanzminister habe ich mehrmals Visite machen wollen, ohne zu ihm gelangen zu können; ich habe aber jedes Mal meine Karte zurück gelassen, so daß er es mir, wenn ich nun wegbleibe, nicht als Vernachlässigung auslegen kann. Den Grafen Moltke habe ich noch einmal besucht; ich hätte es nicht gethan, aber ich begegnete auf einem Spatziergang seiner Frau und Tochter, ohne sie früh genug zu erkennen, und also auch ohne zu grüßen; dies hätte mir als absichtliche Vernachlässigung ausgelegt werden können und weil ich doch nicht gern als ein Mensch ohne Erziehung dastehen wollte, ging ich gleich folgenden Tags zu ihm. Er war im höchsten Grade freundlich, nahm meine Bücher, die ich ihm mitbrachte, mit sichtlichem Vergnügen und lebhaftem Dank entgegen und wird mir nun jedenfalls nicht in den Weg treten; vorher hatte ich ihn einmal getroffen — unglücklich genug im Hause des Finanzministers — und schien kaum die Ehre zu haben, von ihm gekannt zu seyn, so übel nahm er es, daß ich der Excellenz aufwartete und ihm nicht. Man glaubt es nicht und kann es als vernünftiger Mensch nicht begreifen, an welchen Fäden hier die Gewichte hängen; einen kleineren Etatsrath habe ich dadurch gegen mich aufgebracht, daß ich vergaß, ihm nach dem Essen gesegnete Mahlzeit zu wünschen; Graf Moltke wäre der versäumten Visite wegen mein Feind geworden; Herr von Bülow, der Anfangs so freundlich gegen mich war, vergiebt es mir nicht, daß ich mich nicht zum Abschied gegen ihn verbeugte und der Adjutant des Königs mögte mich vergiften, weil ich ihn auf der Straße aus bloßer Vergeßlichkeit nicht grüßte. Vieles, was ich bisher nur in Dramen und Romanen für Uebertreibung und Carricatur hielt, muß ich jetzt als Wahrheit anerkennen; mich wundert nur, daß die „Hochstehenden" nicht einsehen, wie abhängig sie sich dadurch von uns „Niedrig-Gestellten" machen, denn eigentlich ist es das größte Compliment, das sie uns machen können, wenn sie so deutlich an den Tag legen, daß ihr Glück von unseren äußerlichen Achtungsbezeugungen abhängt. Ich werde mir übrigens keinerlei Vernachlässigung wieder zu Schulden kommen lassen, denn wenn man weiß, welch ein Werth auf dergleichen Dinge gelegt wird, so kann man ja gern freigebig damit seyn und andere dafür sparen, die nicht verlangt werden. Liebe, Ehrfurcht, wirkliche Theilnahme behält man für sich, statt dessen lächelt man süß, verbeugt sich tief (was freilich, wenn man gerade an Rheumatismus leidet, so leicht nicht ist) und giebt in Krankheitsfällen jeden zweiten Tag beim Portier seine Karte ab. Ich bin jetzt auf der hohen Schule, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht Manches lernen sollte. Uebrigens weiß ich auch die ernste Seite dieser Formen, die vor denen, die man aus Mutterleibe mit auf die Welt und aus dem Bauerndorf mit in die Stadt bringt, unläugbar den Vorzug verdienen, anzuerkennen und zu schätzen, und werde alles Mögliche thun, sie mir in höherem Grade anzueignen, als ich sie bis jetzt besitze. Den Conferenzrath Collin sprach ich vorgestern, er meinte, ich würde bis Mitte März Resolution erhalten.

Denselben Tag besuchte ich den alten Thorwaldsen einmal wieder in seinem

Atelier. Er wohnt prachtvoll im Charlottenburger Schloß, demselben Schloß, wo er vor 60 Jahren als dürftiger kleiner Knabe aus und ein gesprungen ist und das Zeichnen erlernt hat. Ich traf ihn beim Modelliren, in der Unterhose und bis über's Knie heraufgezogenen wollenen Strümpfen, auf dem Kopf eine dicke Pudelmütze. In diesem Negligé empfängt er jeden Besuch, ob Damen oder Herren, Vornehm oder Gering, es ist ihm gleich. Ich bat ihn natürlich sehr, sich nicht stören zu lassen und sah ihm eine Zeitlang mit vielem Vergnügen zu, wie er in dem weichen Thon mit seinen Fingern die Gestalten, die seinem Geist vorschwebten, auszudrücken suchte. Ich fragte ihn, ob er jedes Bild klar vor seiner Seele stehen habe, wenn er zur Ausführung schreite; er erwiderte: ja, und ich hüte mich sehr, anzufangen, ehe dies der Fall ist; Nebenzüge treten im Verlauf der Arbeit wohl mehr hervor oder auch mehr zurück, aber die Hauptsachen müssen gleich beim Anfang da seyn. Ich hörte dies gern, denn mir geht es in meiner Kunst eben so, und ich kann mir von einem anderen Verfahren gar keine Vorstellung machen. Darauf führte er mich (er ließ sich mit aller Gewalt nicht abhalten, mich zu begleiten, obgleich ich es mir höflichst verbat und ihm sagte, daß ich nicht wieder zu kommen wagen würde, wenn er von seiner Arbeit aufstünde) in die Sääle, die seine eigentlichen Schätze enthalten, seine Venus, die Grazien, den Ganymed, doch, wer könnte von solchen Werken würdig sprechen! So viel ist gewiß, daß derjenige, der nicht die Meisterwerke der bildenden Kunst mit Augen gesehen hat, Nichts von der Schönheit weiß, oder doch nur so viel als etwa von dem Zauber der Sprache, wenn er sie nur auf der Straße, an der Börse oder im Salon vernahm, aber nicht von den begeisterten Lippen des Dichters; der Unterschied ist gleich groß. Thorwaldsen sprach sogar gegen mich seine Ueberzeugung dahin aus, daß Gips-Abgüsse wenig oder Nichts fruchteten; der Gips ist todt — sagte er — man sieht Bilder-Leichen, aber keine Bilder. Ich hatte es nie gefunden, aber mir wurde die Wahrheit seines Ausspruchs schnell einleuchtend, als er mich vor seine Venus hinführte, und sie mich erst in Marmor, dann in Gips betrachten ließ. In einem der Sääle steht ein colossales Pferd, das — ein junges Mädchen gearbeitet hat. Thorwaldsen zeigte es mir, und ich war gerade im Begriff, meine Verwunderung über die seltsame Wahl des Gegenstandes auszusprechen, als ich noch eben zur rechten Zeit, zwischen die Beine des Pferdes durch, die Künstlerin selbst erblickte, emsig mit einem kleinen metallenen Löwen beschäftigt. Sie nahm sich mit ihrem schüchternen, halb verschämten Gesicht neben dem gewaltigen Pferde wunderbar, aber artig, aus und machte auf mich, eben weil ich auf eine solche Erscheinung durchaus nicht vorbereitet war, einen poetischen Eindruck; ihre Züge waren nicht gerade schön, aber von einem sanften Reiz belebt und ihr künstlerisches Gewand, halb Mantille, halb Oberrock, stand ihr hübsch und nett. Thorwaldsen stellte mich ihr vor; es ist ein Fräulein Herbst. Unbegreiflich ist es mir freilich, daß sie die Schönheit just an den Pferden studirt hat. In dem letzten Saal wo der Alte mich allein ließ und wo ich am längsten blieb, traf ich einen jungen Künstler, der mit dem Copiren einer Figur beschäftigt war. Dieser erinnerte mich lebhaft an diese oder jene Kunstjünger in München. Er wußte von Nichts besser Rechenschaft zu geben, als von den Preisen, die Thorwaldsen für seine

Arbeiten bekommen habe; von seinem Genie sprach er wenig, obgleich er Blick und Geist verrieth, viel dagegen von seinem Reichthum, und seinem Geiz. „Denken Sie Sich — sagte er — was der Kerl aufgescharrt haben muß, seit 40 Jahren hat er sein europäisches Renommé, ist es nicht eine Schande, daß er für 2 ß zu Mittag ißt, und nur deshalb in Gesellschaften geht, um auch diese zu sparen?" Wahr ist die Sache, ich weiß es von Oehlenschläger, aber ich sehe nichts darin, als den Fluch seiner Jugend-Armuth, die ihm nicht einmal erlaubt hat, Hemden zu tragen, oder sich einen Kamm (er hat sich immer nur der 5 Finger bedient) anzuschaffen; wer Knecht des Geldes gewesen ist, wird selten Herr desselben, er betrachtet es, wenn er es am Ende auch erobert, nicht als einen Sclaven, den er nutzen, sondern als einen gefangenen König, den er respectiren soll. Natürlich ist nur von großen Geistern und Gemüthern die Rede. Der junge Künstler setzte mir auch die mechanischen Schwierigkeiten der Bildhauerkunst auseinander und machte mir anschaulich, wie die Falten u. d. gl. gebohrt werden, so daß mir hierüber wirklich ein Licht aufging. Er gefiel mir überhaupt recht wohl. Später kam Thorwaldsen zurück (immer noch in der Unterhose) mit einer vornehmen Dame; als die Letztere sich wieder entfernt hatte, nahm er die Figur des jungen Mannes in Augenschein. Er sagte Nichts, schüttelte nicht einmal mit dem Kopf, aber sie mußte ihm doch nicht recht gefallen, denn er legte selbst Hand an's Werk. Wenn die Kritik doch immer so ausgeübt würde! Thorwaldsen hat übrigens ein Gesicht und eine Gestalt wie ein Jupiter; wie ein Götter-Vater wandelt er mit seinen langen Locken unter all den Götter-Bildern umher. Das tiefste Bedürfniß meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern; die Stunden die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust, man genießt und wird zugleich aufgelös't, aber nur, um was Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tief-sittlicher, ein Maaß-gebietender und klärender, nur dann ist er es nicht, wenn sie es darauf anlegt, denn dann (ich meine, wenn sie die Elemente nicht in ihrer Gährung hinzustellen wagt und uns, statt der tobenden See, die sie mit ihrem Oel besänftigen soll, nur pralerisch ihr Oel selbst vorzeigt) erstickt sie das Leben im Keim und verfährt, wie etwa eine unkluge Polizei verfahren würde, die die Embryonen würgte, um den Räubern und Mördern, die darunter seyn könnten, den Eingang in die bürgerliche Gesellschaft zu verschließen, oder, noch besser, wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfs ein Opiat beibringt und ihm nun im schlaftrunkenen, ohnmächtigen Zustand auf den Leib rückt. Genug davon! Das ist mein Unglück, daß ich von keinem Gegenstand reden kann, ohne mich in ein Gewirr von Gedanken und Bildern zu verlieren. Du weißt, wie unausstehlich mir dieser Schwachheit wegen meine Briefe sind, wenn sie mir wieder zu Gesicht kommen. Könnte ich Dir statt dessen die Venus oder die Grazien vor die Augen stellen! Doch, das ist unmöglich, höchstens lassen sich solche Werke poetisch reproduciren, und ich will gar nicht verschwören, daß mein Gedicht: Ganymed nicht noch einen Bruder erhält.

Es ist inzwischen Winter gewesen und scheint jetzt noch einmal wieder Winter werden zu wollen. Copenhagen trägt ein weißes Gewand und der Frost schlägt eine Brücke zwischen Dänemark und Schweden, so daß, wenn es so

fort geht, wie es anfängt, die dänischen Studenten bald zu Fuß nach Upsala und die schwedischen Bäuerinnen mit ihrem gesponnenen Garn nach Copenhagen wandern können. Dies geschieht bei einem ordentlichen Winter nämlich oft; die dänischen Studenten besuchen die schwedischen, und so umgekehrt, und eine solche Tour mögte ich wohl mit machen; ein gefrorener Fluß hat für mich immer etwas Leichenhaftes gehabt, aber das gefrorene Meer muß ein imposanter Anblick seyn, besonders wenn man sich einen nordlicht-erhellten Himmel hinzudenkt. Gefahr ist nicht dabei, denn wenn man auch unterwegs diesem oder jenem Eisbären begegnet, so smollirt man mit ihm und giebt ihm so lange zu trinken, bis er, wie Kaliban, zu tanzen anfängt; auch werden solche Touren keineswegs — (es stehen hier zur Ehre meiner jungen Freunde, die den „Verfasser der Judith" neulich feierlichst durch ihr Seniorat aufgefordert haben, ihnen in ihrem Verein eine oder einige Vorlesungen zu halten, wozu derselbe sich denn augenblicklich bereit erklärte, ohne noch zu wissen, worüber er lesen sollte) aus schnöder Wanderungssucht und um die edle Zeit zu vergeuden, unternommen, im Gegentheil verbinden sie damit ernste wissenschaftliche Zwecke. Man fühlt sich gegenseitig auf den Zahn, man examinirt sich in denjenigen Fächern, die die Staatsprüfung leichtsinniger Weise übergeht, man nimmt den Shakespeare zur Hand, schlägt den Hamlet auf, lies't feierlich den kanonischen Spruch über den hohen Ruhm der Nordländer im Trinken ab, und dann erforscht man, ob man den Vätern auch noch Ehre macht! Wehe dem, der nicht besteht! Er fällt — und nicht alle Mal in's Heu!

Du siehst, liebste Elise, Dein Kleiner läßt den Kopf nicht hängen, obgleich er allerdings in der letzten Zeit ein klein wenig an Rheumatismus gelitten hat. Gegen das, was ich im vorigen Winter am Zahnweh aushalten mußte, ist es nicht des Nennens werth und nun auch schon fast wieder vorüber; ich war unvorsichtig gewesen, hatte bis in die Nacht hinein im kalten Zimmer gesessen. — — — — Oehlenschläger ist immer der Alte; morgen, so Gott will, esse ich bei ihm. Neulich las ich bei ihm den Diamant vor. Er meinte, das Stück werde mir den ganzen Tieck gewinnen. Ich erzählte ihm mein Verhältniß zu Tieck. „Liebster Freund — sagte er, als ich von meinem Briefe sprach — da haben Sie Sich schrecklich übereilt; denken Sie Sich erstlich den alten Mann, der zuweilen ein halbes Jahr lang keine schmerzenfreie Stunde hat, und denken Sie ferner daran, daß Tieck, so lange er lebt, der trägste aller Menschen ist. Mir, der ich doch sein Jugendfreund bin, hat er nie geantwortet, wenn ich ihm meine Werke schickte.

Doch das schadet darum noch nicht. Ich bin überzeugt, wenn Sie ihn über kurz oder lang sehen, wird er Sie und Sie werden ihn erobern, denn Sie mit ihrer Gabe zu sprechen (Oehlenschläger meint nämlich, daß ich diese Gabe in einem hohen Maaß besitze) sind gerade der Mann für ihn und er wird auch der Mann für Sie seyn!" Mir fiel besonders das auf's Herz, was er von den Schmerzen sagte; es ist sehr natürlich und verzeihlich, daß ein alter Mann, der vor Gliederweh. und Knochenpein nicht aus und ein weiß, ein Mspt. ungelesen und einen Brief ungeschrieben läßt. — — — — — — — — — —

Ehe ich es vergesse: Ihr werdet mein Märchen doch nicht schon in Wamms und Hosen stecken? Das wünsche ich nicht. Ich muß ihn wieder sehen wie ich

ihn verlassen habe. Die Hosen löschen alles Poetische aus. Laß' ihn ja sein Röckchen behalten. Mir gegenüber sitzt oft ein blondes Kind am Fenster. Jedes Mal, wenn ich es erblicke, rufe ich den Segen Gottes auf das uns'rige herab. —

Vor längerer Zeit habe ich einen Aufsatz „über das Drama“ geschrieben und Gutzkow's Stücke darin besprochen; er war fertig, als ich von seiner Recension hörte, aber noch nicht an's Morgenblatt abgesandt; doch eben der Recension wegen schickte ich ihn ab und neulich stand er darin. Seine Eitelkeit wird nicht damit zufrieden sein, denn die verlangt mehr, aber sein Gewissen wird ihm sagen, daß gerechten Ansprüchen genügt ist. Ich habe gesprochen, wie die Nachwelt über ihn sprechen wird; sie wird ihn dem Chor der großen Dramatiker nicht einverleiben, sie wird ihn aber auch nicht ganz verwerfen, sondern sie wird sagen, daß er mit vielem Geist die dramatische Form benutzt habe, um die gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit zur Anschauung zu bringen, und dies unterscheidet ihn zu seinem Vortheil nicht bloß von dem großen Haufen, sondern auch vor einigen wirklich poetischen Talenten, wie z. B. Mosen, in denen die Poesie nicht zu verkennen, aber auch nicht zu erkennen ist. Denn mehr und mehr überzeuge ich mich davon: viel Geist ist mehr werth, als etwas Poesie; was hilft der Ton, wenn nicht eine ganze volle Musik daraus wird. Diplomatisch ist der Schritt freilich nicht, das wäre er gewesen, wenn ich ihn vor Erscheinung der Recension der Genov. ausgeführt hätte; das wollte ich aber nicht, denn dann hätte er gemißdeutet werden können; nun habe ich bloß meinem Herzen genügt, das mir gegen Gutzkow seit lange Etwas vorwarf. Du weißt, wie oft ich Dir dies sagte. Jetzt ist mir leicht.

Von Oehlsch. lege ich ein kleines Briefchen bei, damit Du seine Hand einmal siehst, es wird Dich freuen. Ich küsse Dich innigst, auch den süßen Max, und bin ewig der Deinige.

Copenhagen d. 8.ten März 1843.

Gestern mußt Du meinen Brief empfangen haben; ahnst Du, wie es mir geht? Seit ein Paar Tagen wirklich recht schlecht; ängstige Dich aber nicht, denn entweder bekommst Du diese Zeilen gar nicht zu lesen, oder, wenn Du sie erhältst, so bin ich schon bei der Absendung wieder hergestellt. Dies will ich Dir gleich beim Anfang sagen, damit Du mich nicht als einen Leidenden bedauerst, sondern als Einem, der gelitten hat, mir Glück wünschest. Ich würde von der ganzen rheumatischen Episode still schweigen, da es ganz natürlich ist, daß die Klima-Veränderung in einem so naßkalten Winter einen kleinen Tribut einfodert, aber dann müßte ich auch von Oehlenschläger schweigen, und das läßt mein Herz nicht zu. Er ist der herrlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebens- oder verehrungswürdig nennen soll, er ist alles Beides und ich glaube auch, daß der echte Mensch Beides zugleich seyn muß. In dieser Woche ist er nun schon zwei Mal persönlich bei mir gewesen und hat gestern Vormittag mehrere Stunden bei mir zugebracht; wenn man weiß, wie leicht die Meisten es sich mit den Beweisen ihrer Theilnahme machen, und wie hoch namentlich diejenigen, die in der bürgerlichen Gesellschaft über Einem stehen, den kleinsten Schritt, den sie thun, in Rechnung bringen, so ist es gewiß

ein Zeichen seiner edlen Gesinnung, daß er die Unterschiede des Ranges und Standes, des Alters und Namens so ganz fallen läßt, und unbekümmert um seine alten Beine, die ihm denn doch nicht sehr bereitwillig mehr dienen, da er zuweilen an Podagra leidet, die drei Treppen zu mir hinaufsteigt. — Freitag. O, wie fehlst Du mir! Wie entsetzlich lang wird mir der Tag! Zwar bin ich von Herzen gesund und habe guten Appetit, aber ich kann nicht gehen, mich nicht bewegen; wenn ich mich rege, so entstehen in der rechten Hüfte wahre Höllenschmerzen, und was das größte Unglück ist, sie nehmen nicht ab, sondern von Tage zu Tage zu, so daß ich nicht umhin kann, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. In der vorigen Woche, als ich meinen letzten Brief an Dich absandte, waren sie schon fast ganz wieder weg, leider war ich so unvorsichtig, zu früh auszugehen und nicht einmal Abends zu Hause zu bleiben. Das Uebel stellte sich verdoppelt und verdreifacht wieder ein und trotzt jetzt dem heißen Sand wie der Transpiration. — — — Sonntag. Der Mensch muß krank werden, um sich zu überzeugen, daß er wirklich gar nicht so wenig ist, um — nicht noch weniger werden zu können. Es hat mich oft amüsirt, wenn ich ein Stück Zucker in's Wasser warf und zusah, wie es sich auflös'te. Ein Quirlen und Perlen, ein Auseinanderfahren in Stralen, aber immer regelmäßig und schön. Wenn wir so in's Wasser geworfen werden, giebts keine Kristall-Bildungen in der Auflösung, keine Harmonie. Und doch kann man's nicht wissen, denn der Ton hört sich nicht selbst. Vielleicht sind uns're Seufzer und Klagen die Musik, wornach die Engel tanzen, und wenn's einmal einen rechten Ball gibt, so muß ein König oder ein Bürgermeister die Läusekrankheit bekommen. Den Menschen sich erkälten lassen, heißt dann das Instrument stimmen, und die Krankheit ist der Finger auf der Laute. Närrische Gedanken! Göttliche Dummheiten! — — — — — Worüber ich mich freue ist, daß ich in gesunden Tagen das Capital meiner Geduld nur so selten angreife, nun hab' ich in der Krankheit denn doch etwas auszugeben. Du merkst es auch wohl an dem Ton, in dem ich schreibe, daß ich noch bei weitem nicht abgebrannt bin. Freilich muß mir nicht einfallen, daß ich, statt hier, wie ein Sieb, durch das ein Ozean von Schweiß hindurch getrieben wird, zu liegen, auch im Athenäum sitzen und Zeitungen lesen könnte, denn dann werde ich grimmig. — Eben war mein Arzt hier; eine lange, hagre Gestalt mit sehr rothen Backen. Ich glaube, wenn ich ihm meine schönsten Gedanken, den ganzen poetischen Reichthum, den ich aufzeichne, mittheilte, er würde Alles für Fieber-Phantasien halten. Ich hüte mich auch wohl, meine Zunge anders, als zum Ausstrecken zu gebrauchen, denn er könnte gegen meine sublimsten Ideen mit einer Batterie von Medicinflaschen zu Felde ziehen und ich müßte die Kriegskosten bezahlen. Hätte ich vorgestern Abend einen Secretair bei mir gehabt, so hätte ich den ganzen ersten Act meiner Maria Magdalena dictiren können, denn kaum hatte ich die Tropfen im Leibe, als mein so lange trocknes Gehirn Funken zu sprühen anfing, aber ich habe das Meiste festgehalten und gestern und heute auch zum Theil schon aufgeschrieben. Mir geht es, wie Du weißt, immer so, daß mein inneres Leben in krankhaften Zuständen nicht abnimmt, sondern sich steigert. Montag. Nun wird mir angst. Gott, ein langes Krankenlager in der Fremde. Ich will nicht murren, Mancher muß sich's gefallen lassen, aber es wäre das Schlimmste, was geschehen

könnte! Gestern Abend versuchte ich aufzustehen, damit mein Bett gemacht werden könne. Ueber eine halbe Stunde gehörte dazu, daß ich wieder hinein kam, und welche Schmerzen! Ich kann nicht gehen und stehen. All das Schwitzen hat Nichts geholfen. Vor 8 Wochen fiel ich eine Treppe hinunter. Ich fühlte, die augenblicklichen Schmerzen abgerechnet, Nichts darnach. Wenn sich nun inzwischen der Gelenkknochen entzündet hätte! Dann stünde mir eine entsetzlich langwierige und höchst kostspielige Cur bevor, und ich könnte obendrein ein Krüppel werden! Wenn dies der Ausgangspunct meiner Reise nach Copenhagen wäre — der Gewinn wäre doch gar zu bitter! — Dienstag. Mit dem Krüppelwerden ist's Gott Lob nichts. Der Arzt hat mir die feste Versicherung gegeben, daß Nichts, als Rheumatismus, bei mir im Spiel ist. Auch war ich gestern Abend ein wenig auf und es ging besser; nicht viel, aber doch Etwas. Ueber Nacht wieder fürchterlich geschwitzt. Hatte einen seltsamen Traum. Ich war in einem Garten und sah dort Viele von Thorwaldsens Bildsäulen; aber sie standen nicht auf ihren Postamenten, sondern sie wandelten umher und waren beschäftigt, wie Arbeitsleute. Christus schleppte Sand, einer der Apostel grub, Venus begoß Leinenzeug auf der Bleiche, die Grazien pflückten Erbsen u. s. w. Das Verrückteste war, daß ich mich durchaus nicht darüber wunderte, sondern Alles in der Ordnung fand. Den Abend brachte Herr Möller bei mir zu; er meint, daß die Judith hier jedenfalls zur Aufführung kommen würde, und zwar in der ursprünglichen Gestalt, aber erst künftigen Winter, da im Sommer nicht gespielt wird. Ich freue mich, wenn ich einen Menschen sehe. Auch Evers ist schon ein Paar Abende bei mir gewesen. Der arme Kerl hat jetzt mein ganzes Mitleid, er ist hypochondrisch in einem Grade, daß man es bei seinem Naturell kaum begreift. Er fürchtet sich, daß er einmal plötzlich am Schlag sterben und dann scheintodt begraben werden möge; um dem vorzubeugen, trägt er beständig ein Papier mit sich herum, worin er seinen Leichnam der Anatomie vermacht. Ich wollte es nicht glauben, aber er hat es mir gezeigt. Er ist das Opfer unserer falschen Erziehungsmethode. Die Jugend muß Alles lernen, nur nicht, was ihr am meisten noth thut, der Pedantismus übergeht die gefährlichsten Dinge mit Stillschweigen. — — — — — Es ist ein Jammer! Denn wie wenig Menschen haben einen festen Halt in sich! Nur diejenigen, in denen sich große Kräfte entwickeln, die sie im Voraus genießen; die brauchen den Genuß nicht außer sich aufzujagen, aber wem nicht ein Frühthau aus der Seele quillt, der muß, wenn er durstet, die Birnen schon vom Baum des Lebens schütteln. — Ich bin aufgestanden. Das Gehen geht noch immer erbärmlich schlecht. Der Doctor war wieder hier, er kommt nur, um sagen zu können: ich bin doch da gewesen! Was er sich wohl für jede Visite berechnet! Zu den Schmerzen und der Langeweile die vielen Kosten, das ist das Ärgste! Sonnabend ist mein Geburtstag, Freitag kommt Dein Brief! Des Letzteren wegen freue ich mich auf den Ersteren, denn sonst kann ein armer Teufel so wenig von Herzen seinen Geburtstag feiern, als derjenige, der im Gefängniß sitzt, den Tag, wo er hinein kam. Der kleine Blondkopf gegenüber, von dem ich Dir schon öfter schrieb, erinnerte mich heute morgen auf das Allerlebhafteste an den kleinen Ma. Daß Ihr mir ihm um Gottes willen die Jungens-Tracht nicht anzieht! Er soll sein

idealisches Kinder-Gewand, das den Unterschied der Geschlechter noch nicht hervor treten läßt, anbehalten, so lange irgend möglich. — Mittwoch. Ob ich dieses Brief-Diarium fortsetze? Es steht ja immer bei mir, ob ich es absenden oder in den Ofen stecken will; also will ich mir Luft machen. Eben war der Doctor wieder hier: er findet immer, es gehe besser, und es ist nicht wahr. Er hat mir jetzt ein großes Pflaster verordnet, von dem er mir Wunder-Dinge verspricht. Abscheuliche Tage! Wie viel Raum in der Zeit! Wie wenig Stoff, ihn auszufüllen! Herr Etatsrath Oehlenschläger ist nicht wieder hier gewesen. Merkst Du wohl, was darin liegt, daß ich ihm gebe, was ihm gebührt, nämlich seinen Titel? Daß er selbst in diesen 8 Tagen nicht wieder gekommen ist, nehme ich ihm nicht übel, aber daß er nicht einmal seinen Bedienten geschickt hat, wundert mich doch ein wenig. Freilich stand es, als er mich zum letzten Mal sah, noch nicht so arg mit mir, wie jetzt. Er brachte mir damals ein Mspt. und bat mich, es ein wenig durchzusehen — ich habe es bis jetzt nicht gethan, vielleicht thu' ich es heut Nachmittag. Wenn ich jetzt einen Nachmittag definiren sollte, so würde ich sagen: er ist eine unendliche Linie mit einem einzigen Knoten, worauf das langsam dahin kriechende Menschen-Insect einen Augenblick ausruht, nämlich der Kaffee-Stunde. Ich stecke jetzt voll Poesie, des Morgens im Bett schreib' ich regelmäßig an meiner Tragödie fort und sie nimmt zu, aber nur nach und nach, wie eine magere Kuh fett wird, des Nachmittags dagegen wird mir die Ewigkeit pränumerando ausgezahlt. Gott gebe, daß Du mich nicht im Traum sehen mögest, wie ich jetzt beschaffen bin, Du würdest Dich erschrecken. Ich gehe an zwei Stöcken. — — — — Ueber Nacht im Traum sah ich eine stattliche, vom Morgenroth vergoldete Kirche; ein feister dithmarsischer Bauer trat herzu und sagte, sie gehöre ihm, ich glaube, er verlangte Entrée für den Eintritt. — Auch meine Wirthin behauptet in Uebereinstimmung mit dem Arzt, es habe sich mit mir gebessert; schöne Besserung, die Andere eher bemerken, als der Patient selbst. Wenn man so sitzt und gar keine Schmerzen fühlt, so mögte man sich einreden, Alles sey leere Einbildung, und man brauche bloß aufzuspringen, um sich zu überzeugen, daß man gesund sey; macht man aber nur eine einzige unvorsichtige Bewegung, so mögte man die Zähne zusammen beißen. Höchst gespannt bin ich, wie sich mein Meister Anton im Trauerspiel weiter entwickeln wird, bis jetzt ist's ein prächtiger Kerl. Die Poesie regt sich bei mir doch immer wieder, sie ist wie eine Blume, der man einen Stein nach dem andern auf den Kopf wirft und die sich an den Seiten doch immer wieder hervordrängt und den Stein, da sie ihn nicht abwerfen kann, mit ihren goldenen Ranken einfaßt. So muß es aber auch seyn, wenn Einer das Recht haben will, sich einen Poeten zu nennen, die Kerle, bei denen das Uebel die inneren Saiten zerfrißt, sind nie ordentlich bezogen gewesen. Die dichten und fiedeln, wie der Bauer pfeift, wenn die Sonne scheint; regnet's, so hält er das Maul, damit ja kein Tropfen hinein fliegt. Kraft! Kraft! Darin hat Holofernes recht, es giebt nichts Zweites. — Freitag. Es ist Freitag, der Postbote ist hier gewesen, er hat mir einen Brief von Lotte Rousseau gebracht, aber keinen von Dir. Was bedeutet das? Die tödtlichste Angst bemächtigt sich meiner; wenn Du mir zu meinem Geburtstag nicht schreibst, so kann ich mir den Grund, weswegen es unterbleibt, gar nicht schrecklich genug ausmalen. Heute

geht's besser mit mir, das Pflaster hat gewirkt, ich bewege mich etwas leichter und würde mich freuen, wenn Dein Brief nicht ausgeblieben wäre. Morgen kommt keine Post, daß Du Dich im Postengang verrechnet haben solltest, ist unmöglich, also bist Du krank, und wie krank mußt Du seyn, wenn die Krankheit Dich abhält, mir einige Worte zu schreiben. Das wären denn die Auspicien für das 30ste Jahr! Ich mag es mir kaum denken, es ist zu entsetzlich, und doch, was bleibt übrig? Denn wenn's das Kind wäre, so hättest Du doch gewiß einen Augenblick gefunden, mir's zu melden. Arbeiten kann ich heute nicht, lesen eben so wenig. Alle Pfeile, die im Köcher des Schicksals sitzen, schwirren um mich herum: welcher wird mir in's Herz fahren? Alles kann ja dem Menschen entrissen werden und er behält noch immer so viel von seinem Wesen, um es zu fühlen; ja, wenn zuletzt das Aeußerste geschieht, wenn er sich selbst geraubt wird: wer weiß dann, ob nicht die Empfindung des Hinunterstürzens in's Nichts eine dauernde ist, ob sie nicht als ein letzter Rest des Lebensfadens für das Anknüpfen neuer Schmerzen übrig bleibt. Dies ist keine Gottes-Lästerung, die Schöpfung, dies trostlose Zerfahren des Unbegreiflichen in elende, erbärmliche Creaturen, muß eine traurige Nothwendigkeit gewesen seyn, der nicht auszuweichen war; die unendliche Theilbarkeit ist die gräßlichste aller Ideen, und eben sie ist der Grund der Welt. Ein Wurmklumpen, Einer durch den Anderen sich hindurch fressend; Jeder so lange vergnügt und in roher Existenz-Wollust sich wälzend, bis auch er sich an irgend einer Stelle angenagt fühlt; dann ein possirlicher Kampf, zuletzt wird das Leben, wie das Stück Speck in der Mausefalle, aus dem einen Cadaver in den zweiten herüber gezerrt, nun wieder Wollust, wieder Kampf, und das Ende? — Vielleicht eine Midgardtschlange, die sich in den Schwanz beißt und nicht mehr zu käuen, nur wiederzukäuen braucht! — Sonnabend, am 18.ten März. Heute ist denn mein Geburtstag. Schlecht dachte ich ihn zu feiern, aber so schlecht doch nicht. Ich trete in mein drittes Decennium (wie Lotte Rousseau es nennt) wie in eine finstere Marterhöhle ein, die Augen sind mir verbunden, und im Nacken spüre ich einen kalten Luftzug, der vielleicht vom Schwingen des Schwerts kommt, das mich hinrichten soll. Nein, ich bin ganz unglücklich. Wozu schreiben? Wenn heute nur Niemand zu mir käme! Ich will, wie im Brunnen, sitzen. — Im Traum diese Nacht in einem schönen Garten, köstliche Früchte sammelnd. O Ironie! Du, Du, theuerste Elise, bist der Mund, mit dem ich esse! Zu meinen sonstigen Uebeln kommt jetzt auch noch Halsweh und eine Spannung der linken Kinnlade hinzu, so daß ich nur mit Mühe etwas genießen kann. Was thuts? Dem Kerl, dem Doctor, der unverschämter Weise Tag für Tag seine Visite wiederholt, gebe ich heute den Laufpaß. Ein warmer Ofen und das Bett sind die beste Medicin. Uebrigens bezahlt man die Aerzte hier nach Gutdünken. — Sonntag. Ich war gestern den ganzen Tag allein, es war gut, daß Niemand kam, ich hätte gegen Keinen freundlich seyn können. Der Doctor stellte sich natürlich ein, ich war ziemlich kalt gegen ihn und sagte: ich hoffe, nächstens ihn zu besuchen und wolle jetzt seinen übrigen Patienten von seiner Zeit Nichts mehr rauben. Nun ist er denn heute weg geblieben. Morgen ist wieder ein Posttag. Vielleicht (ich kann es mir kaum vorstellen) ist Dein Brief zu spät auf der Post abgegeben worden und liegen geblieben, dann erhalte ich ihn morgen. Täuscht mich auch

diese Hoffnung, so werde ich vor Angst vergehen. — Montag. Kein Brief! Du bist krank, Du bist höchst gefährlich krank! Denn daß das Kind es sey, kann ich mir nicht denken, dann hättest Du mir gewiß geschrieben, wenn auch nur zwei Zeilen. Allmächtiger Gott! Und daß Keiner es der Mühe werth hält, mich zu benachrichtigen! Janens*) bin ich noch eine Antwort schuldig — er hat in der Freundschafts-Menuette einen pas voraus, drum schweigt er. Das ist denn ja auch ein triftiger Grund. Nein, solche Tage, wie ich jetzt erlebe, habe ich noch nie erlebt. Was soll ich thun? Mich Mittwoch mit meinem Rheumatismus aufs Dampfschiff setzen? Hier Alles im Stich lassen? Denn wer abreis't, ist vergessen. Ach, wie gerne, wenn ich nur wenigstens einen Fingerzeig hätte! Wenn Du (lächerliches Wenn, es ist so gewiß, wie jemals ein Unglück gewiß war) wenn Du krank bist, und J. weiß es, so ist dies sein erbärmliches Stillschweigen ein Riß zwischen uns Beiden auf ewig. — Nachmittags. Dem allgütigen Gott sey Lob und Preis, Dein Brief ist da. So hat mich noch nie ein Brief von Dir erfreut, theuerste Elise, wie dieser. Aufgeregt, wie ich es durch Krankheit und Einsamkeit bin, träumte ich von den fürchterlichsten Dingen. Hätte ich nur gehen können, ich hätte mich gewiß heute einzeichnen lassen und mich Mittwoch auf's Dampfschiff gesetzt. Da dies nun fast unmöglich war, so schrieb ich Dir einen Brief, den ich jetzt von der Post zurück holen ließ, damit sein Inhalt Dich nicht erschrecke. Ich lasse ihn versiegelt liegen, Du magst ihn in Hamburg lesen und daraus sehen, welche Tropfen meine Seele geschwitzt hat. Und wie ungerecht macht Einen die Sorge und die Angst! Was da oben über einen braven Freund steht, gereicht mir nicht zur Ehre. Wann ich Dein Paquet erhalten werde, weiß ich nicht. Es steht auf der Zollbude, dort muß ich es in Person einfodern und das kann ich noch lange nicht. Eine Gedulds-Probe und — eine gefährliche Versuchung zum zu frühen Ausgehen. Doch, ich habe Lehrgeld gegeben und will mich hüten. Nun will ich die Tragödie wieder vornehmen! Die Gedichte hast Du auf das Vorzüglichste characterisirt und Jedem den richtigen Platz angewiesen. Daß ich bei dem „Gebet“ nur an Dich gedacht habe, hast Du doch gewiß errathen? O wie glücklich fühle ich mich nun wieder. Möge sich Alles, was schwarz und drohend aussieht, so aufklären, dann will ich mit meinem Eintritt in's 30ste Jahr zufrieden seyn. Ich schreibe Dir in — Oehlenschlägers Schlafrock. Mit einem allerliebsten Billet schickte er mir diesen am Freitag zu, er meinte, es sey die beste Waffe gegen Rheumatismus.

Copenhagen den 26sten März 1843.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich lege einen Brief an für den Herrn Dr. Karl Gödeke in Celle. Er hat mich gebeten, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, in eine von ihm beabsichtigte characteristische Auswahl deutscher Dichtungen der neuesten Zeit Gedichte von mir aufnehmen zu dürfen, und ihm zugleich einige biographische Notizen über mich zu geben. Die Sache konnte mir nur lieb seyn und hier ist die Antwort. Ich bitte Dich, den Brief in ein zierliches Couvert einzuschließen, ihn mit Deinem Pettschaft

*) Der Name ist in den Originalen teils mit teils ohne h geschrieben.

zu versiegeln, die Adresse (Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Dr. Carl Gödeke, in Celle) darauf zu schreiben, und ihn frankirt, da er ja wohl nur 3—4 ß. kostet, auf der Hannöverschen Post einzuliefern. Die Auslage erstatte ich natürlich. In solchen Sammlungen mit aufgeführt zu werden, ist sehr gut, es erweitert den Kreis des Publicums. Ueber die Gedichte las ich auch in einem Heft der Gränzboten von Kuranda ein recht günstiges Urtheil; es stand nämlich eine literairische Uebersicht des letzten Jahres darin und da hieß es: unter den neuen Lyrikern sey ich der tiefste und bedeutendste, aber auch der am schwersten zu erfassende; der Aufsatz war unterzeichnet: Frankfurt am Main, Dr. L. D. — Oehlenschläger war vorgestern wieder bei mir, er las mir sein neues Lustspiel Garrick in Bristol vor; es ist im höchsten Grade lebendig und unterhaltend. Am Morgen hatte ich ihm Deinen Zettel über ihn geschickt, ihn freuen solche Dinge sehr. Er wiederrieth mir ernstlichst die Abreise, das würde der König erfahren und übel nehmen. Uebrigens sey nach Collins — der selbst ein gewichtiges Wort mit d'rein zu reden hat — Versicherung die höchste Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs vorhanden. Angenehmes und Unangenehmes durch einander, liebste Elise. Dein Geburtstagsbillet ist wieder schön und poetisch; alles Lebendige, Tiefgefühlte und frei Dargestellte trägt auch ohne Kunst die Weihe der Kunst. Wie allerliebst hast Du das Männchen wieder aufgeführt: so mag ich gewiße Dinge wohl leiden, nur nicht nackt und ohne Farbe. Unsern Ma wieder zu sehen, sehne ich mich; daß ihr mir ihn aber nur nicht in die Jungenstracht steckt! Daß Schütz sich so liebenswürdig benehme, ist mir eine wahre Freude und Beruhigung. Mit Mamsell Rudolphine solltest Du doch ein wenig vorsichtig seyn. Ueber Janens ein ander Mal, der ist so gebunden an sich, wie irgend ein Mensch. — Wundern wirst Du Dich, wenn ich Dir sage, daß ich trotz meiner Krankheit an einer Tragödie arbeite. Allerdings thu' ich das und zwar an der Klara. Der erste Act ist fast fertig und mir gelungen, wie je Etwas. Der Meister Anton, ein Held im Camisol, der, wie er sagt, die „Mühlsteine als Halskrausen trägt, statt damit in's Wasser zu gehen," gehört vielleicht zu meinen höchsten Gestalten. Es wird wieder eine neue Welt, kein Pinselstrich erinnert an die vorher von mir geschaffenen beiden Stücke; ganz Bild, nirgends Gedanke, aber in letzter Wirkung, wenn mich nicht Alles trügt, von niederschmetternder Gewalt, bei alledem sogar voll von Versöhnung, aber freilich nicht zur Befriedigung des kritischen Pöbels. Mich selbst erschüttert diese Klara gewaltig, wie sie aus der Welt heraus gedrängt wird. So viel ist gewiß, ein Poet bin ich durch und durch, die Poesie ist nicht in mir eine Eigenschaft meiner Seele, sondern meine Seele selbst, sie regt sich, es mag stürmen oder nicht, und so muß Einer beschaffen seyn, wenn er sich einen Dichter nennen will. Auch das ist ausgemacht: die dunkelrothen Blutstropfen, die ich auf dem Wege zum Grabe ausschwitze, werden, wenn die Kritik jetzt auch Scheidewasser darauf tröpfelt, nach meinem Tode ein leuchtender Rubinenkranz und Max wird mit den Schmerzen seines Vaters ein gutes Geschäft machen. Das giebt mir Trost, wenn ich an des Kindes Existenz denke, für seine Zukunft.

Die Judith kommt hier jetzt jedenfalls zur Aufführung, aber erst nächsten

Winter oder Herbst, und zwar auf das ausdrückliche Verlangen der Direction mit Milderung einiger Stellen ganz in ursprünglicher Gestalt. Sage dies Janens, es wird ihm Spaß machen. Die hiesigen Theaterdirectoren sind übrigens vornehme Herren: Kabinetssecretair Adler, Conf.-Rath Collin und Professor Heiberg. Eine Einnahme ist's natürlich nicht für mich, sondern für den Übersetzer, aber doch eine Ehre: der erste Schritt über Deutschland hinaus. — Sag' mir, wie Dir mein Lebens-Abriß im Brief an Gödeke gefiel. — Kritiken über Goethe und Schiller in ihrer ersten Zeit habe ich gelesen, gegen die diese von Gutzkow Zuckerbrot ist; ich bringe Abschriften mit. — Am Tage geht es mir jetzt ganz gut, des Mittags gehe ich immer mit Herrn Möller auf ein Paar Stunden in der schönen Sonne aus; aber keine Nacht kann ich schlafen vor den ziehenden Schmerzen in den Beinen; dies Ziehen hat sich erst eingestellt. Mit innigster Liebe und Gruß und Kuß Dein F. Hebbel. Grüße Alle! Auch Kistings Brief war mir sehr angenehm.

Copenhagen d. 4. April 1843.

Victoria!

Wenig, aber herzlich! Das war die Devise der Tasse, aus der ich den ersten Kaffee bei Dir trank.

Wenig, aber mehr, wie je! Das sey die Devise dieses Briefs. Gott hat mir in seiner Gnade heute ein Pfand für die Zukunft gegeben, das dreißigste Jahr, der neue Lebensabschnitt, beginnt unter den herrlichsten Auspicien. Der Rheumatismus war wirklich, wie ich Dir schrieb, der Wermuth, nun haben wir auch den Honig.

Heute Nachmittag um 5 Uhr brachte mir der alte herrliche Oehlenschläger einen Brief von Collin an ihn, des Inhalts:

„Se. Majestät, der König, haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von 600 Rthlrn. jährlich auf 2 Jahre bewilligt!“

Oehlenschläger las mir das Billet mit Thränen in den Augen vor, seine Freude ist so groß, wie die meinige.

Ich habe Gott aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vor's Gesicht gehalten.

Der einzige Schmerz, der sich in diese Freude mischt, ist, daß ich Dir die Nachricht nicht über die Nordsee zurufen kann. Was möglich ist, soll wenigstens geschehen, dieser Brief geht gleich morgen zur Post.

Officiell ist die Sache noch nicht, denn ich habe noch nicht die Anzeige aus dem Kabinett, aber unumstößlich gewiß. Oehlenschl. hatte nämlich Sonntag an Collin geschrieben und ihm gesagt, ich sey krank, es mangele mir freilich nicht an einem Arzt, aber an dem rechten und er glaube, daß er, Collin, den vorstellen könne, wenn er eine gute Nachricht für mich hätte. Nun hatte dieser nicht gleich geantwortet, woraus Oehlenschl. schon gestern, wo er mich ebenfalls besuchte, den Schluß zog, daß er ihm etwas Entscheidendes mittheilen würde. Heute morgen war er wieder bei mir und wußte noch von Nichts, heute Nachmittag war dann der Brief eingelaufen.

Nun kann ich nur wünschen, daß Du meine theilnehmenden Freunde von

meinem Glück unterrichtest, ich will jedoch nicht, daß sie weiter davon sprechen. Die Sache ist sicher und fest abgemacht, es ist keine Möglichkeit, daß sie noch zurück geht, denn Collin kann die Nachricht nur aus dem Kabinett haben und vorsichtig, wie ein so hochgestellter Mann in seinen Äußerungen ist, hat er seinen Brief nur in genauer Uebereinstimmung mit der vorhergegangenen Resolution des Königs geschrieben. Ob diese Resolution aber im Staatssecretariat morgen oder erst in 4 Wochen schriftlich ausgefertigt wird, ist bei dem Drang der Geschäfte und den tausend Angelegenheiten, die zu erledigen sind, zweifelhaft, und erst, wenn ich die Urkunde in Händen habe, darf ich reden und reden lassen.

Es ist dies das Höchste, was als jährliches Reisestipendium bewilligt wird, gewöhnlich sind es 400 Rthlr. Ich bin auf die ehrenvollste Weise behandelt worden, und muß im Finanzcollegio warme Fürsprecher gefunden haben. Welche? werde ich noch erfahren. Aus einer früheren mündlichen Äußerung Collins schließe ich, daß Graf Moltke mit darunter ist. Der Hauptmann ist und bleibt aber Oehlenschläger.

Es sind übrigens 600 Rthlr. dänisch, d.h. 1200 ℳ︀ Cour., nicht 1800 ℳ︀, welches ich bemerke, da Du den hiesigen Geldfuß nicht kennst.

Sobald ich die Zufertigung aus dem Staatssecretariat habe, werde ich an Campe schreiben, damit es in die Zeitungen kommt; nicht meinetwegen, sondern des Königs wegen.

Nie hätte ich gedacht, daß es glücken würde; wohl mir, daß Rousseaus tiefes Wort nicht eingetroffen ist, daß mein Genius durch mein hartnäckiges Mißtrauen nicht beleidigt worden ist!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Judith in Wien zur Aufführung käme, würde ich mich sehr freuen. Doch glaube ich dieser Mamsell kein Wort. Warum hätte sie Dir die Notiz nicht gezeigt? Daß mein Aufsatz über das Drama Berücksichtigung findet, ist mir lieb, auch in's Dänische wird (oder ist) er übersetzt. Wenn Janens aber immer wieder darauf kommt, daß ich öfter mit Aufsätzen in Journalen mich blicken lassen solle, so kann ein solcher Rath nur aus einem Irrthum über meine Natur hervor gehen. Ich kann dichten, aber nicht dociren, ich kann wohl alle Jahr einmal einige Denk-Resultate zusammen stellen, aber wahrhaftig keine Aufsätze aus dem Aermel schütteln. Ich wundere mich über dies Wort meines Freundes, denn Dichten und Denken sind verschiedene Processe, einer schließt den andern aus, wie ich mehr und mehr erkenne. Das sollte zwischen mir und denen, die mir näher stehen, ein für alle Mal abgemacht seyn. Ich bedarf Freunde, die über meine Arbeiten hin und wieder öffentlich ein vernünftiges Wort sagen, aber es ist nicht nöthig, daß ich den Katheder besteige.

Copenhagen den 13. April 1843.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sonnabend, den 8ten April, erhielt ich über das mir bewilligte Reisestipendium die offizielle Benachrichtigung von der Finanzdeputation. Ein Unglück ist es, daß ich nicht gleich die schuldigen Visiten machen kann. Dem König hätte ich schon Montag aufwarten sollen. Ich muß sehen, wie ich dies später

wieder in's Gleis bringe. Krankheit entschuldigt freilich Alles, aber es ist schlimm, wenn man sich bei großen Herren erst entschuldigen muß. Dies ist das Einzige, was mich noch quält, sonst habe ich jetzt in meinem Innern mehr Ruhe, als während meines ganzen vorigen Lebens, denn nun ist mir der Hammer in die Hand gegeben, und ich kann mir das Daseyn zurecht schmieden. Zwei sorgenfreie Jahre habe ich vor mir, es gilt, diese auf die rechte Weise zu nützen. Dem Genuß werde ich mich nicht überlassen dürfen, im Winkel auf dem Lotterbett wird die schöne Zeit bald verträumt und das Erwachen ist Verzweiflung. Ich muß frisch in die Welt hinaus und mir tausend Dinge erwerben, die mir fehlen. Oehlenschl. meint, wenn ich nur wirklich reis'te, so würde ich sehr leicht auch noch für ein drittes Jahr die 600 Thlr. erhalten; das sey ihm, das sey auch Andern gelungen. Später erlange ich dann bei erhöhter Ausbildung und Erweiterung meiner Kenntniße gewiß auch in Kiel oder Copenhagen eine Professur, denn die dänische Regierung läßt Keinen wieder fallen, mit dem sie sich einmal befaßt hat, so wie ein Gärtner den Baum, den er einmal begossen hat, auch zum zweiten Mal begießt. Freilich kommt es darauf an, den König und die einflußreichen Herren in guter Stimmung zu erhalten.

Ich habe nun viele Pläne, denke an Paris und Italien. Das besprechen wir mündlich. Daß ich an einen langen Aufenthalt in Hamburg nicht denken darf, wirst Du selbst finden. Ich befrage nicht mein Herz und meine Neigung, sondern meinen Verstand.

Uhland an Hebbel.

Tübingen, den 22. September 1832.

Sie haben, geehrter Herr, mir das Vertrauen bewiesen, sich in Ihrem Schreiben vom 9. v. M.*) mit dem Wunsche an mich zu wenden, daß ich Ihnen zu irgend einer Anstellung in Stuttgart, zum Behuf Ihrer weiteren Ausbildung, behülflich seyn möge. Zu meinem Bedauern befinde ich mich in der Unmöglichkeit, Ihnen hierin gefällig zu seyn. Seit dritthalb Jahren lebe ich nicht mehr in Stuttgart, sondern als Universitätslehrer hier in Tübingen; auch mein bevorstehender Aufenthalt in der Hauptstadt, bei den Sitzungen der Ständeversammlungen, wird nur ein temporärer, vielleicht kurzer seyn. Für keines meiner Berufsverhältnisse bin ich im Falle, einen Gehülfen zu verwenden, und habe auch anderwärts auf Anstellungen keinen Einfluß. Zudem ist die Concurrenz um solche in unserer Gegend ausnehmend stark.

Daß Sie den Plan aufgegeben, auf die Bühne zu gehen, daran haben Sie gewiß wohl gethan. Ohne sehr entschiedenen Beruf für dieses Kunstfach ist die Lage des Schauspielers eine überaus mißliche. Ich finde das Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungswerth, halte aber doch für rathsam, nicht auf's Ungefähre auch ein beschränkteres Verhältniß zu verlassen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne

*) Wie schon Kuh in seiner Biographie Hebbels I, S. 146 bemerkt, hat sich dieser erste Brief Hebbels an Uhland in dessen Nachlaß nicht vorgefunden.

zurückkehren würde. Sie bemerken selbst, daß Sie an Ihren jetzigen engeren Kreis durch manches theure Band gefesselt seien, zugleich zeigen die poetischen Proben, welche Sie mir mitgetheilt, daß es Ihnen auch in diesem engeren Kreise nicht unmöglich gewesen, Geist und Gemüth auszubilden, sollten Sie nun in demselben nicht noch länger nach Ihren besten Kräften an Ihrer innern Entwicklung fortarbeiten wollen, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigt, der Sie sich mit Sicherheit überlassen können?

Hochachtend

Ihr ergebenster

L. Uhland.

Hebbel an Uhland.

Hochverehrter Herr!

Ich verehre Sie zu sehr, als daß ich nicht nach der vielleicht nicht ganz zu mißbilligenden Art junger Leute, die sich zum Wenigsten ernsten Strebens und redlichen Willens bewußt sind, bei meinem jetzigen, dem Ihrigen um ein Beträchtliches näher liegenden, Aufenthaltsorte mit geziemender Ehrfurcht einen schüchternen Versuch der Annäherung wagen sollte. Es ist das Schicksal hochgestellter, bedeutender Männer, daß Menschen der verschiedensten Classen sich um ein Verhältniß zu ihnen bemühen; und wenn dieses oft genug, mehr, als billig, beschwerlich fallen und ohne Nutzen, wie ohne Freude, vorübergehen mag, so mag es sich doch zuweilen durch innere oder äußere Ergebnisse zu beiderseitiger Zufriedenheit belohnen. Daß Letzteres mit Bezug auf mich der Fall seyn werde, wage ich nicht zu hoffen; aber ich glaube, daß der einfache Ausdruck der Dankbarkeit einer zum Bewußtseyn gekommenen Individualität, auf deren Ausbildung zum Denken und Dichten Sie den entschiedensten Einfluß gehabt haben, Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn wird. So sage ich Ihnen denn zuerst meinen Dank für eine mir auf eine naiv-jugendliche Zuschrift unterm 22 Sept. 1832 nach meinem Vaterlande Norderdithmarschen hin gewordene menschenfreundlich-theilnahmvolle Antwort, die mich im Innersten erquickte, und, wie sie den idealisch-ausschweifenden Jüngling zart, aber fest, auf's Leben verwies, ihn auch einen kleinen Kreis, worin er sich befand, und die Hülfsmittel, die dieser ihm bot, nach Gebür schätzen lehrte. Ich arbeite, Ihrem Rathe gemäß, nach allen Kräften an meiner innern Entwickelung fort, und erzielte eben dadurch nach einigen Jahren eine günstige Wendung auch der äußeren Umstände, indem ich in Veranlassung angeknüpfter litterairischer Verbindungen, meine viel Zeit, doch wenig Kräfte in Anspruch nehmende Copisten-Stelle, nachdem ich sieben Jahre darin ausgehalten hatte, aufgeben und nach Hamburg abgehen konnte, woselbst ich meine Kenntniß der Literatur zu erweitern strebte. In diesem Sommer bin ich, nach einjährigem Aufenthalt in Hamburg, zur Universität Heidelberg abgegangen, um hier, so weit und so lange meine Mittel, die freilich über einen geringfügigen litterairischen Erwerb nicht hinaus gehen, es erlauben, für meine weitere Ausbildung, und, wo möglich, für irgend einen künftigen Beruf, wirksam zu seyn,

höre, in Übereinstimmung mit Neigung und theilweise erlangter Geschäftsfähigkeit, juristische Collegia und bin nebenbei noch nach mancherlei Seiten thätig. Zugleich beschäftige ich mich mit Sonderung und Ueberarbeitung einer Masse poetischer Productionen, die ich, nicht ohne Rücksicht auf meine mehr als unsichre Subsistenz, in guten Stunden für den Druck vorbereite und die ich über kurz oder lang, je nachdem sich ein Verleger findet, herauszugeben gedenke, was ich um so eher wagen darf, als ich, wenn mir über objectiven Werth dieser Sachen auch kein Urtheil zusteht, mich doch überzeugt halten muß, daß ich schwerlich zu irgend einer Zeit bessere hervorbringen werde. Nun fühle ich das lebhafteste Bedürfniß, meine Gesinnungen gegen einen Mann, der, wie nie ein Anderer, geistig auf mich gewirkt hat und dessen vortrefflichen Gedichten ich meine geringen Einsichten in Grund und Zweck aller Kunst ausschließlich verdanke, ein Denkmal zu setzen und meinem Herzen Genüge zu thun, wo ich meinem Geiste gewiß nicht Genüge zu thun vermag. Und so komme ich denn zu dem nächsten Zweck dieses Briefs, welcher kein anderer ist, als, Sie um gütige Erlaubniß zu ersuchen, Ihnen ein Bändchen poetischer Versuche dediciren zu dürfen. Sie haben — ich muß es noch einmal anführen, denn ich hoffe, dadurch meine Bitte begründen zu können — auf Entstehung und Wesenheit jener Gedichte den größtmöglichsten Einfluß gehabt. Göthen wenig kennend und darum bei der oftmals orakelhaften Präcision seiner Compositionen verschmähend, mit Schiller auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umher irrend, traten Sie mir als Apostel, zugleich der Natur und der Kunst, entgegen, wiesen mich für Anschauung und Darstellung auf das Einfach-Menschliche zurück und führten mich einen Gipfel hinan, dessen Höhe ich freilich nur daran erkannte, daß mir der Athem ausging. Mit Entzücken erinnere ich mich des Augenblicks, wo mir Ihre erste Romanze: „des Sängers Fluch“ in die Hände fiel; ich datire seitdem eine neue Epoche. Jahre lang kannte ich keine Festtage, als die, welche mir durch Ihre Gedichte, in deren Besitz ich mich zu setzen wußte, gemacht wurden, und noch neulich hat mir das in Idee und Ausführung in der deutschen Literatur einzig dastehende „Glück von Edenhall“ den reinsten Genuß Ihres unendlich-harmonisch arbeitenden Geistes gewährt.

Es könnte Ihnen auffallend erscheinen, daß ich Sie um Erlaubniß zur Dedication ersuche, bevor ich noch über die Zeit, wann mein Buch erscheinen wird, im Klaren bin. Der Grund liegt darin, daß ich vielleicht, durch meine Lage gezwungen, früher, als ich wünsche, nach Norddeutschland aus dem schönen Süden zurück kehren muß.

Indem ich zur Probe und geneigten Beurtheilung einige der Gedichte anzuschließen mir erlaube, bin ich, Ihrer gütigen Aeußerung entgegen sehend,

Hochverehrter Herr,

mit vollkommenster Hochachtung und reinster Verehrung

ganz ergebenst

Heidelberg d. 4ten July 1836. K. F. Hebbel.

Addr.: Knopfmacher Neuer, Untere Straße.

München d. 24sten November 1837.

Hochverehrter Herr!

Zum zweiten Mal bin ich so frei, an Sie zu schreiben, und zum zweiten Mal nähere ich mich Ihnen mit einer Bitte; mein Schicksal will es so, daß ich an demselben Altar immer ein Opfer und einen Wunsch zugleich darbringen muß. Vor einem Jahr hatte ich das Glück, auf meiner Reise nach München Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; Sie werden Sich jedoch des schlichten Wanderers schwerlich erinnern, der Ihnen Nichts, als das Gewöhnliche, sagen konnte, weil ihm gerade dann, wenn sein Herz voll ist, der Mund am wenigsten überfließt. Wie hatte ich mich gesehnt, den Mann, dem Deutschland seine nationellste Poesie und ich mein ganzes inneres Leben verdankte, zu sehen; wie unzufrieden war ich mit mir, als ich den bedeutenden Augenblick, der meiner Sehnsucht endlich Beschwichtigung versprach, vorüber fließen lassen mußte, wie jeden anderen! Freilich hatte ich — dies fühle ich jetzt — keine Ursache, unzufrieden mit mir zu seyn; es wird mir niemals gelingen, in Worten auszudrücken, wie viel ich Ihnen in einer sehr langen und sehr finstern Periode meines Lebens schuldig geworden bin. Wenn ich in meine Vergangenheit zurück blicke, so erkenne ich das Walten der Vorsehung vornämlich darin, daß mir, so wie irgend ein Bedürfniß in mir erwachte, ein Zufall immer ein Buch in die Hände führte, welches geeignet war, jenes Bedürfniß zu stillen. Zu einer Zeit, wo es mir nahe lag, über meine äußeren Verhältnisse und über die anscheinende Unmöglichkeit, diese jemals zu ändern, viel zu grübeln, und mir so durch verzweifelte Betrachtungen das geistige Fortschreiten noch mehr zu erschweren, erhielt ich Ihre Gedichte. Solche Gedichte kannte ich nicht; sie bemächtigten sich meiner ganzen Seele, sie stellten sich aber zugleich als ungeheure Probleme vor meinen Geist hin, denn ich habe mir niemals ein unfruchtbares Schwelgen in Empfindungen erlaubt, ich habe mir stets über die Vorgänge in meiner Natur ernstlich Rechenschaft abgefodert. Es war ein Glück für mich, daß es unendlich schwer ist, in das Geheimniß Ihrer Compositionen einzudringen, daß, im Gegensatz zu so vielen Dichtern, fast jedes Ihrer Gedichte seinen besonderen Schlüssel verlangt; ich wurde dadurch zu unausgesetzter Thätigkeit angeregt, ich lernte mich selbst, ich lernte so manchen dunklen Punct in Kunst und Leben kennen, und ich war, als meine unablässigen Bemühungen endlich mit einem günstigen Erfolg gekrönt wurden, als ich mich in Anlaß einer von Dithmarschen aus mit der Frau Doctorin Amalia Schoppe, geb. Weise, in Hamburg angeknüpften literairischen und freundschaftlichen Verbindung einstweilen in eine vergleichungsweise viel bessere Lage versetzt sah, wenigstens noch lebendig. Ich verließ Dithmarschen im Jahr 1835, und sah mich, durch Menschenfreunde unterstützt, im Stande, ein Jahr in Hamburg zuzubringen; ich nutzte dieses Jahr nach Kräften, indem ich mich mit Literatur und Geschichte, und einigermaßen auch mit den alten Sprachen, die mir in der Jugend gänzlich entgangen waren, bekannt zu machen suchte. Ich habe mich seitdem, ausschließlich auf den Ertrag meiner literairischen Bestrebungen angewiesen, ein halbes Jahr in Heidelberg, und die übrige Zeit in München aufgehalten und suche mir so viel an Kenntniß und Wissenschaft zu erwerben, als auf dem außerordentlichen Wege, den ich einschlagen mußte, möglich ist;

auch habe ich es noch keinen Augenblick bereut, daß ich mich in's große Meer hinaus gewagt habe, meine Gegenwart leistet mir einige Gewähr für meine Zukunft, und jedenfalls ist es ein Anderes, mit dem Schwert in der Hand unterzugehen, als gefesselt und im Kerker. Sie verzeihen mir, hochverehrter Herr, wenn ich zu weitläuftig geworden bin; ich wußte die Bitte, deren ich im Eingang gedachte, nur durch ein treues Gemälde meiner Zustände zu motiviren. Ich bin, um mir wieder einige Fußbreit Existenz zu erkämpfen, schon jetzt, in meinem 25sten Jahre, gezwungen, ein Bändchen meiner Gedichte zusammen zu stellen, und sehe mich, da von diesen Gedichten, wenige im Morgenblatt und in Hamburger Blättern erschienene ausgenommen, Nichts öffentlich bekannt geworden ist, in die Nothwendigkeit versetzt, Sie um gütige Vermittlung bei einem Verleger, der mir ein billiges Honorar zahlt, dessen ich so sehr bedarf, anzusprechen. Ich erlaube mir deswegen, das vollständige Manuscript beizuschließen; ich bin bei der Auswahl mit Strenge zu Werke gegangen, ich zweifle nicht, daß diese Strenge noch weit größer hätte seyn können und vielleicht auch seyn müssen, ich hoffe jedoch, daß Sie, hochverehrter Herr, nicht auf lauter Sünder, sondern hin und wieder auch auf einen Mittler, der sie vertritt, stoßen werden, wenn Sie Sich zu einer geneigten Durchsicht veranlaßt sehen mögten. Dies wäre meine erste Bitte: die zweite ist die, mir zu gestatten, Ihnen die gegenwärtigen Gedichte dediciren zu dürfen; von Erfüllung dieses meines sehnlichen Wunsches hängt die Befriedigung eines heiligen Bedürfnisses meines Herzens ab, und ich hoffe, Sie werden mir ihn nicht abschlagen. Ich sage Nichts weiter; Sie sind ohnehin überzeugt, daß Niemand an einen Mann, den er verehrt, wie ich Sie verehre, eine Bitte stellt, wenn von ihrer Gewährung nicht unendlich viel für ihn abhängt.

Ich bin und verbleibe ewig

hochverehrter Herr,

mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Ihr ganz ergebenster

Friedrich Hebbel.

Adresse:
Lederergasse, Nr. 5, über
3 Stiegen, rechts.

Uhland an Hebbel.

Stuttgart, den 2. Febr. 1838.

Geehrtester Herr!

Als das Manuscript Ihrer Gedichte bei mir ankam, stand mir, aus Anlaß einer außerordentlichen Ständeversammlung, eine längere Entfernung von Hause bevor und ich mußte mich mit den Vorbereitungen auf die Berathung eines Strafgesetzbuchs beschäftigen. Um dieselbe Zeit waren mir mehrere poetische Handschriften zur Einsicht übergeben worden und so Erfreuliches vorzüglich Ihre Sammlung darbot, so konnte ich doch für so verschiedenartige Gegenstände nicht über Zeit und Stimmung gebieten. Kurz vor meinem Abgang von Tübingen reiste Schwab, mein jetziger Nachbar, nach Stuttgart und übernahm es, mit Cotta über Ihren Wunsch zu sprechen; ich fügte zu diesem Behuf dem Mskpt. die Be-

zeichnung derjenigen Gedichte bei, von denen ich mir den günstigsten Eindruck versprach*). Schwabs Erbieten war mir um so erwünschter, als ich selbst mit keiner andern Verlagshandlung in Beziehung stehe. Er brachte die Nachricht zurück, Cotta glaube bereits mehr Sammlungen lyrischer Gedichte in Verlag genommen zu haben, als dem Interesse seiner Buchhandlung zuträglich sey, habe jedoch das Mspt. in Händen behalten, bis ich nach Stuttgart komme. In der Kammer sprach ich Cotta nur flüchtig und er gedachte der Sache nicht; ich wollte ihn daher an einem freieren Tage besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause. Inzwischen hat er sich bei dem in seiner Druckerei ausgebrochenen Brande eine Halsentzündung zugezogen und liegt zu Bette. Sobald ich erfahre, daß er wieder zugänglich ist, werde ich Sorge tragen, daß seine Erklärung und, wenn diese nicht entsprechend ausfällt, das Mskt. Ihnen wieder zugehe. Ein guter Erfolg ist freilich unter den angeführten Umständen zweifelhaft, aber es konnte auch nicht rascher angedrungen werden, um nicht eben dadurch einen Anlaß zur Ablehnung zu geben. Die Verleger schlagen auch selten gerne den Betrag des Honorars vor und über Ihre Erwartungen in dieser Hinsicht haben Sie nichts bemerkt. Eine noch etwas weiter gehende Sichtung, namentlich in Betreff einiger humoristischen Stücke, würde ich jedenfalls angerathen haben. Man thut immer gut, nur mit dem Besten, was man zu geben hat, zuerst aufzutreten; späterhin fällt es oft schwer, sich dessen wieder zu entledigen, was man selbst nicht mehr billigt.

Mögen Sie aus Obigem wenigstens meinen guten Willen und die freundschaftliche Hochschätzung ersehen, womit ich verbleibe

Ihr ergebenster

L. Uhland.

Hebbel an Uhland.

Hochverehrter Herr!

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre freundliche, theilnahmvolle Zuschrift, die mich von einer peinigenden Furcht befreit und mir einige Hoffnung gegeben hat, daß Sie mein bisheriges Wollen und Vollbringen nicht gänzlich mißbilligen. Sie werden die zu große Aengstlichkeit, die sich vielleicht in der schnellen Aufeinanderfolge meiner Briefe kund that, gewiß mit dem Druck der äußeren Existenz, der mich gegenwärtig belastet und meinem Gemüth die Freiheit raubt, entschuldigen.

Ich verhehle mir nicht, daß Gedichte eines Menschen ohne Namen sich bei Verlegern und beim Publico wenig Glück versprechen dürfen; dennoch muß ich

*) Auf einem besonderen Blatte hat Uhland eigenhändig folgende Gedichte verzeichnet:

6. Mutterschmerz.	21. Nachtlied.
An Hedwig.	23. Das alte Haus.
12. Spuk.	43. Bubensonntag.
Das letzte Glas.	Der junge Schiffer.
19. An den Tod.	45. Zwei Wanderer.

meine nächste Zukunft, als abhängig von dem Schicksal der kleinen Sammlung betrachten, die ich kühn genug war, Ihnen zu übersenden, da ich mir nicht verbergen konnte, daß meine eigenen Bemühungen kaum die Möglichkeit eines günstigen Erfolgs zuließen.

Meiner Unbekanntschaft mit dem Buchhändler-Verkehr werden Sie es verzeihen, wenn ich meine Erwartungen hinsichtlich des Honorars nicht aussprach; ich glaubte, daß der Verleger, nicht der Autor, den Preis bestimme. Es könnte den Anschein haben, als ob ich auf ein unverhältnißmäßig-großes Honorar rechnete, da ich an dies Honorar so bedeutende Folgen knüpfe. Dem ist aber nicht so. Ich hoffe nichts weiter, als durch dasselbe zur völligen Ausarbeitung eines anderen Werks, das sich schon seiner (Roman-) Form wegen eher zu einem Buchhändler-Artikel eignen wird, die nöthige Muße und Heiterkeit des Geistes zu erlangen. Zu diesem Zweck würde eine Summe von 10 Louisdor's ausreichen; mein Manuscript mögte bei nicht gar zu engem Druck nach meiner Schätzung etwa 10 Druckbogen machen, meine Wünsche wären also erfüllt, wenn ich für den Bogen einen Louisd., oder 10 Louisd. im Ganzen, erhielte.

Überstiege jedoch diese Summe den gewöhnlichen Preis, so würde ich nicht auf dieselbe bestehen; es kann mir nicht einfallen, mehr zu erwarten, als in der Regel für Gedichte gezahlt zu werden pflegt, die unter gleichen Auspicien, wie die meinigen, in die Welt gehen. Dies ungefähr mögte ich Sie, hochverehrter Herr, bitten, dem Herrn von Cotta vorzustellen, wenn Sie noch einen letzten Versuch für mich machen mögten. Wie der Ausfall auch sei: Die Dankbarkeit, welche Ihnen mein Herz für die viele Mühe bewahrt, die Sie Sich, Ihrer zahlreichen Geschäfte ungeachtet, wegen meiner geben mogten, richtet sich nicht nach dem Ausfall. Ihrem geehrten Freunde, dem Herrn Professor Schwab, werde ich in einem besondern Brief für seine Güte meinen Dank auszudrücken wagen.

Sie erwähnen auch, hochverehrter Herr, mehrerer, zum Theil humoristischer, Stücke, die ausgesichtet werden müßten. Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir diese etwas näher bezeichnen und es mir dadurch möglich machen wollten, meiner Sammlung, der ich nur so geringe Vorzüge geben konnte, wenigstens einige Fehler zu nehmen. Ich war, als ich Ihnen mein Manuscript übersandte, wohl kühn genug, Ihr Herz um eine große Gefälligkeit anzusprechen, aber ich war nicht so kühn, Ihren Geist um ein Urtheil zu bitten. Jene haben Sie mir gewährt; mögten Sie mir auch dieses schenken, so hätten Sie alle meine Hoffnungen übertroffen. Die Poesie ist meine Religion, die mich zur Wahrheit führt; was meine Gedichte verbessert, veredelt mich selbst.

Mein erster langer Brief sprach noch einen zweiten Wunsch, meinen liebsten Seelen-Wunsch aus. Werden Sie mir ihn abschlagen?

Ich bin,
Hochverehrter Herr,
mit der vollkommensten Hochachtung
Ihr ganz ergebenster

München den 6. Febr. 1838. Friedrich Hebbel.

Hochverehrter Herr!

Ich bin so frei, Ihnen hiebei ein Exemplar meines ersten dramatischen Versuchs zu übersenden. Sie wissen aus meinen früheren Briefen, in welch' einem innigen Verhältniß Sie zu meiner geistigen und poetischen Ausbildung stehen, und wie unbedingt die Verehrung ist, die ich Ihnen zolle; ich könnte Ihnen mißfallen, wenn ich dies Alles noch einmal aussprechen wollte. Sie mögen aber hieraus schließen, wie wichtig mir Ihr Urtheil über ein Werk sein muß, das mir ganz aus Geist und Herzen floß, und das ich, bei klarer Erkenntnis vieles Tadelnswerthen und Mangelhaften in den Einzelheiten, doch in seiner Totalität nicht für mißlungen halten kann. Sie werden mich daher gewiß nicht zudringlich finden, wenn ich Sie um ein Urtheil über mein Stück ersuche; an einem einfachen Wort von Ihnen, sei es günstig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentusch der gesammten deutschen Journalistik, den ich, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre, leicht hervorrufen könnte. Ich weiß, das derjenige, der an den Schöpfer von „Herzog Ernst“ und „Ludwig der Baier“, Dichtungen, die ich in ihrer lautern Eigenthümlichkeit und ihrer großartigen Symbolik durchaus den höchsten dramatischen Erzeugnissen beizähle, eine solche Bitte richtet, sehr viel wagt, auch bin ich auf jeden Ausfall Ihres Urtheils gefaßt, nur nicht auf Ihr Stillschweigen; dieses würde mir unendlich weh thun.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr aufrichtigster Verehrer

Hamburg, den 17. Febr. 1840. Friedrich Hebbel.

Hochverehrter Herr!

Vor einem vollen Viertel-Jahrhundert, im September 1832 wandte sich ein junger Mensch aus dem fernen Holstein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte; Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beschwichtigend und tröstend zu antworten. Dieser junge Mensch war ich. Sie haben seitdem viel erlebt; Sie haben, nachdem Sie schon in Ihrer Jugend Zeuge der Auflösung des alten deutschen Reichs und des Untergangs Napoleon's gewesen waren, abermals Throne stürzen und Könige flüchten ja Parlamente zusammenrufen und wieder auseinanderjagen sehen, und nicht, ohne selbst durch Rath und That mit einzugreifen. In diesem Wechsel der Dinge, der die Menschen in der Regel auch noch wankelmüthiger zu machen pflegt, als sie an sich schon sind, ist es ein wohlthuendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu stoßen und sich zu überzeugen, daß nicht Alles im Wirbel untergeht. Vielleicht spüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung des beifolgenden Buches lesen.*) Sie wird Ihnen beweisen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Brust des Mannes erfüllt, und dieser mußte bereits unendlich viel von dem fallen lassen, was er ehemals festhielt, und hat sich selbst in Wissenschaft und Kunst redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich sie biete, und erfreuen Sie Sich noch lange eines heitern Greisen-Alters.

In unwandelbarer Hochachtung Friedrich Hebbel.

Wien 21. September 1857.

*) Es ist dies die Gesamt-Auflage der bei Cotta erschienenen „Gedichte“ mit der Widmung: „Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland.“

Uhland an Hebbel.

Tübingen, 5. Apr. 1858.

Verehrter Herr!

Als Ihr erfreuendes Geschenk mir zukam, war ich in einer Arbeit begriffen, die zur Erledigung drängte und mich nach andern Seiten in mehrfachen Rückstand brachte. Zweimal war dazwischen durch schmerzliche Anläſſe meine Abwesenheit von hier herbeigeführt und dadurch wurde der Abschluß jener Arbeit weiter hinausgerückt. Außerdem hat es mit dem Erscheinen einer neuen Auflage meiner Lieder, die ich Ihnen als kleine Gegengabe zusenden wollte, etwas länger angestanden, als ich gemeint hatte. Nun aber ist mir von der Cotta'schen Buchhandlung die Nachricht geworden, daß so eben das für Sie bestimmte Exemplar abgegangen sei, und ich darf nicht auch dieses unbegleitet lassen von dem herzlichsten, wenngleich verspäteten Danke für allen Genuß, den ihre reichhaltige Sammlung mir verschafft hat (ich nenne nur den Dithmarsischen Bauer) und fernerhin gewähren wird, namentlich noch für die überaus freundliche Gesinnung, mit der Sie mir auf das schöne Buch ein besonders Anrecht eingeräumt haben.

In freundschaftlicher Hochachtung

L. Uhland.

Tieck an Hebbel.

Geehrter Herr,

Ich bin seit lange gegen Sie in einer ängstlichen Schuld und Selbstanklage. Vor geraumer Zeit sendeten Sie mir beikommendes Mscpt. als ein Zeichen freundlichen Vertrauens. Da Sie es längst zurück erwarten konnten, erlauben Sie mir einige Worte der Entschuldigung. Dieses Vertrauen, welches mich ehrt, ist eben Ursach und Veranlassung, daß ich aus allen Theilen Deutschlands Schauspiele, Novellen, Romane und Gedichte erhalte, immer mit der Anmuthung, mein Urtheil auszusprechen, oft mit der unmöglich zu erfüllenden, einen Verleger zu schaffen, oder mich selbst mit einer Vorrede als Herausgeber zu nennen. Könnte ich Ihnen alle die Mscpt. zeigen. die sich seit Jahren so zu mir gefunden haben, so würden Sie meine Verlegenheit und anscheinende Saumseligkeit ohne weitere Worte begreifen. Besonders wenn Sie noch hinzurechnen, daß ich viele Dramen lesen muß, von denen auch nur die wenigsten gespielt werden können, die aber, wenn sie der Direction eingeschickt sind, wenigstens bald den Verf. wieder abgeliefert werden. Aber diese freiwilligen Gaben und Einsendungen, alle Zeichen des Vertrauens. Es ist unmöglich, nur alle zu lesen, geschweige umständlich und gründlich zu beurtheilen. Nun wird von mir, oder den Domestiken aufgeräumt, die Unordnung in eine scheinbare Ordnung umgewandelt, aber ich vergesse, wohin ich die Sache gethan habe. — So erging es Ihrem Mscpte., obgleich ich es beim Empfang in den Ersten Stunden mit großem Vergnügen durchgelesen hatte, und mir nachher mit noch größerer Ergötzung diese Lektüre wiederholte. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen nicht leere Worte und komplimentirende Phrasen vorsagen will. Dieser Humor, das gleiche Colorit, die kecke

Sprache und die vielen bizarren und barocken Gestalten Ihres kleinen Romans*) fesseln mit Wohlgefallen die Aufmerksamkeit: die Erzählung der Begebenheiten spannt, und man ergeht sich im vertraulichen Umgang mit den Capricen des Autors. Ich wünsche nur, daß ein wohlhabender gutdenkender Verleger Ihr wetterwendisches Kind gut ausstatten und Ihnen auch einen anständigen Genuß Ihres Talentes möge zukommen lassen. Wenn Sie es wissen könnten, wie viele nothwendige Briefe ich in meinen eigenen Angelegenheiten versäume, so würde Ihre freundliche Nachsicht meinem bisherigen Aufschieben um so bereitwilliger entgegen kommen. Ich hoffe, daß Ihre Laune Sie bald zu einem noch umfassenderen Werke begeistern wird, in welchem Sie Ihre Eigenthümlichkeit mit noch mehr Freiheit entfalten können.

Ich muß nur wünschen, daß dieses mein spätes Schreiben uns nicht für die Zukunft trennt, und Sie mir auch künftig Ihr Wohlwollen und Vertrauen schenken. Viele junge Autoren, denen ich unmöglich etwas Aufmunterndes sagen konnte, sind aus scheinbaren Freunden zornige und schmähende Feinde geworden: ein Talent, wie ich es in Ihnen zu erkennen glaube, ist niemals ohne Enthusiasmus und lebt diesem, nicht kleinen persönlichen Rücksichten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Dresden den 23ten Januar 39. L. Tieck.

Hebbel an Tieck.

Hochverehrter Herr!

Wenn ich meine hohe Freude über den Empfang Ihres Briefs vom 23. Januar vorigen Jahres nicht sogleich aussprach, so werden Sie den Grund leicht errathen haben. Ich mogte Ihnen mit Versicherungen, die sich von selbst verstehen, keinen Ihrer Augenblicke rauben, und je höheren Werth ich darauf legte, daß Sie mich auch für die Zukunft zu einem für mich so ehrenvollen Vertrauen ermunterten, um so weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen leere Allgemeinheiten zu schreiben. Nur auf einen Punkt, den Sie, widerlicher Erfahrungen gedenkend, in Ihrem Brief anregten, hätte ich Ihnen Etwas zu erwidern gehabt; ich hätte Ihnen aus voller Seele zurufen mögen, daß die Verehrung, die ich Ihnen zolle, durch persönliche Rücksichten so wenig verringert, als noch erhöht werden kann, und daß ich, einer schnöden Parthei gegenüber, die ihre Furcht und ihr Zittern hinter eitler Anregung zu verstecken sucht, ewig meinen Stolz darin setzen, ja, meine Pflicht darin sehen werde, einen Mann, der allen Zeiten angehört, so viel an mir liegt, den ihm gebührenden Tribut darzubringen.

Jetzt erlaube ich mir, von dem Vertrauen, zu welchem Sie mich aufforderten, Gebrauch zu machen. Ich habe ein Trauerspiel geschrieben, das ich zur Aufführung zu bringen wünsche, und ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar desselben zu übersenden. Ich ersuche Sie um freundliche Vermittelung

*) Schnock.

bei der dortigen Bühne, vor Allem aber bitte ich Sie um Ihr Urtheil, das mir bei diesem Werk, welches mir ganz aus Geist und Herzen floß, und welches ich bei klarer Erkenntniß vieles Tadelnswerthen und Mangelhaften in den Einzelheiten, dennoch in seiner Totalität nicht für mißlungen halten kann, von der höchsten Wichtigkeit ist. Ein einfaches Wort von Ihnen, sey es günstig oder nicht, ist mir mehr, als ein Trompetentusch der gesammten deutschen Journalistik, den ich leicht hervorrufen könnte, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre. Eine lyrische Poeterei werden Sie nicht finden; ob ich aber nicht auf der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen und in der dramatischen Concentration hie und da zu starr geworden bin, das ist es, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche. Ich selbst erlaube mir über mein Stück nur die eine Bemerkung, daß es in sehr kurzer Zeit entstanden ist. Sie werden verzeihen, daß ich mein Trauerspiel, statt es direkt bei der Direktion des Theaters einzureichen, an Sie zu schicken wagte; auch werden Sie, wie ich hoffe, mir in Berücksichtigung des Dringlichen einer solchen Angelegenheit eine möglichst baldige Antwort zu Theil werden lassen.

Ich bin

Den 17. Februar 1840. Ihr aufrichtiger Verehrer H.

---

den 26. April 1840.

Ich erlaubte mir, Ihnen unter'm 17. Febr. d. J. mein Trauerspiel Judith zu senden. Hoffentlich haben Sie es empfangen. Es thut mir sehr leid, daß ich es Ihnen in seiner ganzen kecken Derbheit und ohne die Veränderungen, die das Theater nothwendig macht, vorgelegt habe, denn vielleicht sind Sie durch die vorkommenden bedenklichen Schilderungen und starken Ausdrücke von Vornherein mit Zweifeln über die Möglichkeit der Darstellung erfüllt worden.

Es muß mir daran liegen, mein Stück auf mehr als ein Theater zu bringen. Ich nehme mir daher die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob die Dresdener Bühne überall auf dasselbe reflectirt. Wäre dies der Fall, so würde ich sogleich ein abgeändertes Exemplar senden. Dürfte ich über diesen Punct von Ihrer Güte eine Benachrichtigung in ein Paar Zeilen erwarten? H.

Hebbel an den Regierungsrath Rousseau.

München den 20sten Septr. 1838.

Hochwohlgeborener,

Hochverehrter Herr Regierungsrath!

So erfreulich es mir war einen Brief von Ihnen zu empfangen, so sehr mußte mich der Inhalt deßselben betrüben. Mein Freund schrieb mir zwar, daß er an Kopfweh leide und sich ermattet fühle; doch hielt ich diese Uebel für ganz natürliche Folgen seiner letzten Anstrengungen, die sich bald wieder legen würden, keineswegs für Vorboten einer gefährlichen Krankheit. Ihre entgegengesetzte Nachricht beunruhigt mich außerordentlich; ich mußte mir gestern von einem ärztlichen Bekannten sagen lassen daß gastrische Fieber hier äußerst gefährlich seyen, weil sie nicht selten in Nervenfieber ausarteten, und ich weiß, wie reizbar das Nerven-

system meines Freundes ist. Was mich einigermaßen tröstete, ist, daß er sich im Schooß der Liebe bei seiner Familie befindet und daß er dasjenige Lebensziel, welches alle andern Bestrebungen in gewißem Betracht fundamentirt, wenigstens äußerlich unterstützt, auf die rühmlichste Weise erreicht hat. Der menschliche Geist kehrt nur gar zu gern (meine eigne Erfahrung hat es mich vielfach gelehrt) gegen sich selbst das Schwert, womit er, von körperlicher Ohnmacht gebunden, die harte, spröde Welt nicht öffnen kann; er ist ein wahnsinniger Schiffer, der den ungünstigen Wind sich selbst auf die Rechnung setzt, der jede Klippe, statt sie zu umfahren, nieder segeln, oder daran scheitern will. In diese Stimmung kann mein Freund jetzt, Gott lob, nicht hinein gerathen, er hat erlangt, was er erlangen wollte, und den Faden weiter zu spinnen hatte er keine Zeit, denn nur das Angefangene, was nicht zu Ende gebracht ward, stiehlt sich als Gespenst in die Träume und Phantasien eines Kranken ein, nicht das noch unergriffen Fernstehende. Ist er aber nun vor inneren Stürmen gesichert, so wird seine gesunde Natur, wie ich zuversichtlich hoffe, dem Fieber schon Trotz bieten.

Was mich selbst betrifft, so habe ich am Sonntag die schmerzlichste Nachricht erhalten, die ich auf Erden erhalten konnte. Meine Mutter ist schon am 4ten d. M. nach einem sehr kurzen Krankenlager verschieden. Ich habe sie seit drittehalb Jahren nicht gesehen und ich hatte sie sehr lieb; sie war für mich der Punkt an den ich Alles, was ich von der Zukunft erwartete, anknüpfte. Ich bin von Ihrer freundlichen Theilnahme überzeugt und bitte Sie, meinem theuren Freunde dies Ereigniß zu verschweigen. Ich lege für ihn ein Paar Zeilen an, die ganz unverfänglichen Inhalts sind, ja eigentlich ohne allen Inhalt. Sie werden selbst ermessen, ob sie ihm übergeben werden können, oder ob sie ihm, ihrer Unbedeutendheit ungeachtet, vorenthalten werden müßen.

Ich sage Ihnen, Hochgeehrter Herr, für die Wiederholung Ihrer so zuvorkommenden Einladung meinen herzlichsten Dank, und sehne mich unendlich, die Schriftzüge meines Freundes recht bald wieder zu erblicken. Sollte sein Zustand, was Gott verhüten wolle, sich verschlimmern, so werde ich von Ihrer Güte wohl einer kurzen Benachrichtigung entgegen sehen dürfen. Mit der Bitte, mich unbekannter Weise Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Fräulein Töchtern empfehlen zu wollen und unter viel tausend Grüßen an den theuren Kranken bin ich u. s. w.

Hebbel an Dr. Rousseau.

München den 31. Septbr. 1838.

Mein theuerster Rousseau!

Wie sehr ich Deinetwegen in Angst gewesen bin, kann ich Dir gar nicht sagen. Mit der größten Ungeduld sehe ich den Briefen Deines Vaters entgegen, und wenn sie eintreffen, so wage ich sie kaum zu öffnen. Gott sey gelobt, heute erfahre ich, daß Du Dich auf dem Wege zur Genesung befindest. Wenn der Himmel mir Dich nur erhält, so will ich ihm die Erfüllung meiner übrigen Wünsche erlassen; ohne Dich wären sie mir ohnehin gleichgültig.

Es sind dies martervolle Wochen für mich gewesen und dennoch, wenn ich zurück blicke, scheint es mir, als ob ich eigentlich niemals die Hoffnung auf-

gegeben hätte. Nur dann, wenn ich einen Brief in Händen hielt, zitterte mein Herz. Ich habe eine große Kraft, meinen Schmerz zu verschieben oder vielmehr mich in einen Zustand der Dumpfheit zu versetzen; doch läuft Alles am Ende auf Täuschung hinaus, man macht die Augen vor dem Feind zu, aber man fühlt seine Stöße.

Noch einmal, Gott sey gelobt. Hat er Dich wieder so weit gebracht, so wird er Dich auch weiter bringen. Das ist gar nicht anders möglich, möcht ich sagen. Du hältst das Leben an mehr, als einem Faden fest.

Worum ich Dich aber bitte: bedenke jetzt Nichts, als Deine Krankheit; nicht Deine Lebenspläne, nicht mich. Wäre ich bei Dir, so wollt' ich mein bischen Witz und Erfindungsgabe auf die Folter spannen, um Dich fortwährend lachen zu machen. Doch, freilich, sobald Du wieder irgend ein Bedürfniß der Unterhaltung fühlst, kannst Du ganz andere Leute commandieren: den Don Quixote, den Katzenberger, den Schmelzle u. s. w. Im höchsten Ernst: mach' durch diese Bücher Deine Nachkur, das Lachen ist die Electricität des Geistes und hat wenigstens mich vor der Cholera bewahrt.

Du siehst, wie voreilig ich bin, ich spreche schon von der Nachkur.

Auf keinen Fall laß Dich vor Ablauf von 4—5 Wochen auf Briefschreiben ein. Jede Zeile von Dir, die ich früher erhielte, würde mich erschrecken. Recidiven sind gar zu häufig und zu fürchterlich und werden durch die geringste Anstrengung hervor gerufen. Ich dagegen werde Dir fleißig schreiben, sobald ich weiß, daß Du meine Briefe ohne Schaden lesen kannst.

Dein Doctor-Diplom wirst Du allernächstens, wahrscheinlich im Anfang der nächsten Woche, erhalten. Ich war heute bei Ast, der Ausfertigung steht Nichts im Wege. Und nun, mein theuerster Freund, empfehle ich Dich in Gottes Obhut.

Hebbel an Regierungsrath Rousseau.

München den 9. October 1838.

Es ist mir geistig, wie physisch, unmöglich gewesen, Ihren letzten, lieben Brief früher zu beantworten; sein Inhalt hat mich zu sehr angegriffen. Wenn ich kein Wort von der Krankheit meines theuersten Freundes gewußt hätte, die Nachricht von seinem Tode hätte mich nicht stärker erschüttert. An diesen Ausgang ist mir nie ein Gedanke aufgestiegen und noch jetzt kann ich mir ihn, der in voller Kraft und Gluth des Lebens vor mir stand, als er von mir schied, nicht todt denken; er wandelt neben mir, ich höre seine Stimme, mir ist, als wäre Alles nur ein banger Traum, wegen dessen er mich selbst mitleidig belächelte. Ach, es ist dem beängstigten Herzen zu vergeben, wenn es sich vor der entsetzlichen Wahrheit in eine solche Täuschung hinein flüchtet; glaubt es doch nur halb zu erstarren, wenn es langsam erstarrt.

Es kann Ihren Schmerz nicht mildern, wenn ich dem meinigen Worte gebe. Doch, es kann ihn auch nicht steigern, darum verschließe ich meine Empfindungen nicht in meine Brust, was ich sonst für meine heiligste Pflicht halten würde. Der Verlust dieses Freundes ist der größte, der mich auf Erden treffen

konnte. Ich hänge nur noch durch sehr wenig Fäden mit dem Leben zusammen, ich bin früh, sehr früh, alt geworden, mit ihm sind meine letzten Wünsche zu Grabe gegangen. Ich wünsche mir nicht einmal einen Freund wieder, wie er mir war, an der Stelle, wo er stand, darf sich in alle Ewigkeit kein fremdes Bild eindrängen. Ein solcher Wunsch wäre freilich auch thöricht an sich, der Himmel schenkt sein Edelstes nicht zwei mal, heil mir, daß er es mir einmal vergönnen mogte.

Unsere Freundschaft war ein Verhältniß seltener Art. Wir hatten uns nicht zum Spaziergang die Hand gegeben, wir waren mit unserem Herzblut an einander geleimt. Wir drückten nicht vor dem Ernst der Welt die Augen zu, um ungestört mit ihren Blumen zu tändeln; wir feierten ein Bacchanal des Schmerzes. Wir hatten unsere ganze Zukunft verkreuzt, und so wird Er mir selbst da, wo der Mensch doch meistens allein steht, im Kreise meiner Thätigkeit, bis an's Ende meiner Tage fehlen.

Wohl Wenige werden sich rühmen können, Ihn so ganz in allen schönen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes gekannt zu haben, wie ich. Diese himmlische Sanftmuth bei der höchsten Energie, diese unbegränzte Seelengüte bei dem heftigsten Unwillen gegen Heuchelei und Lüge werden mir ewig unvergeßlich seyn. Streben nach Wahrhaftigkeit in Seyn und Wirken war das Erste, was ich schon bei oberflächlicher Bekanntschaft an ihm schätzen lernte; und dies Streben, welches von jeher nur die Vorzüglichsten auszeichnete, ist doppelt hoch anzuschlagen in einer Zeit, wie die unsrige, die in der Wahrheit einen Basilisken sieht.

Es war kein unüberlegter, vermeidbarer, es war ein nach allen Seiten durchdachter und aus den tiefsten Bedürfnißen seiner Natur hervorgehender Schritt, wenn er sich entschloß, die Jurisprudenz aufzugeben und fortan nur der Literatur und Philosophie zu leben. Er verhehlte sich nicht, daß dies auf den Genuß des Lebens Verzicht leisten heiße; aber er fühlte sich jedes Opfers, jeder Anstrengung fähig, er empfand, daß er — worauf es vor Allem ankam — selbst dem kurzen Lohn, der heut zu Tage im günstigsten Fall solche Bestrebungen krönt, zu entsagen vermöge, wenn es ihm nur vergönnt sey, still und schlicht in diesen höchsten Kreisen menschlicher Thätigkeit das Treffliche zu fördern. Er erkannte aber deßungeachtet, daß die Nothwendigkeit jenes Schrittes, eben, weil sie durchaus nur eine innere war, auch von dem Besten theilnahmsvollsten Freunde schwer zu erkennen seyn werde; er wußte daher das würdige Benehmen des edelsten der Väter, welcher der Empfindung des Sohnes mehr vertraute als dem Achselzucken des unzufriedenen Verstandes, hoch zu schätzen und zu verehren.

Er sah in der Kunst, was sie ist: die ernste Priesterin am Altar, und er liebte sie mit der Begeisterung, welche die Erkenntniß ihrer Göttlichkeit immer begleiten wird. Er begnügte sich auch hier nicht mit dem Schein, und er würde, wenn ihm das Schicksal eine längere Bahn beschieden hätte, als Dichter gewiß das Bedeutende hervor gebracht haben. Denn er verlangte es von sich selbst, und Niemand macht eine Forderung an sein Ich, die es nicht befriedigen kann.

Wohl mögen wir wehklagen und weinen, wenn wir ihn hinweggenommen sehen in dem Moment, wo er das eigentliche Werk seines Lebens beginnen wollte!

Aber zugleich müßen wir bedenken, daß nur wir durch diesen dunklen Wendepunct verloren haben, daß er selbst jedoch kein einzigs Saamenkorn verlieren kann, und daß seine Ernte in den lichten Sphären, wo die Kraft wächst und der Wiederstreit verschwindet nur um so früher reifen und um so glänzender und reicher ausfallen muß. Es giebt eine doppelte Wirkung, eine äußere und eine innere: jene erprobt sich an der Welt und zerbricht oft an ihrer steinernen Schaale, diese ergießt sich, wie ein Feuerstrom, in die Quelle, aus der sie entsprang, in die menschliche Seele zurück, und sie ist in meinen Augen die eigentlichste Bürgschaft der Verheißung, denn sie wirkt das Wunder, daß der Mensch aus sich selbst die Unsterblichkeit, aus der Zeitlichkeit die Ewigkeit schöpft. Wir aber, wollen wir nicht gern verlieren, wenn wir nur wissen, daß Er gewinnt? Nicht todt, nicht begraben wollen wir Ihn uns denken, sondern umgürtet mit Engelkraft, umkleidet mit himmlischen Licht; und jener geweihten Stunde, wo er uns armen gekleideten und zerquetschten Erdsclaven in verklärter Gestalt entgegen tritt, wo er uns sagt, was und wie viel er gewonnen hat, wollen wir uns entgegen freuen.

Ich gehe zu einer förmlichen Beantwortung Ihres Schreibens über. Das Diplom nebst den Abdrücken ist mir gestern Abend behändigt worden; ich fürchte, es mögte Euer Hochwohlgeboren eben so schmerzliche Empfindungen erregen, wie mir, da ich es erblickte, und habe es deßhalb einstweilen bei mir niedergelegt. Was den Druck der Dissertation anlangt, so mögte es vielleicht vorzuziehen seyn, ihn in München, wo doch so viel gedruckt wird, bewerkstelligen zu lassen; daß ich zur Uebernahme der Correctur u. s. w. bereit bin, bedarf nicht der Versicherung, dies letzte für meinen ewig theuren Freund zu thun, wird mir eine zwar schmerzliche, aber zugleich unendlich süße Freude seyn. Aber ich weiß nicht, ob in diesem besonderen Fall der Abdruck der Dissertation noch nothwendig ist, und ich werde hierüber, wenn Euer Hochwohlgeboren nicht etwa gewilligt sind, ihn auf jeden Fall zu bewerkstelligen, gerne mit Herrn Hofrath Ast Rücksprache halten. Die Sachen des Verstorbenen habe ich zu mir herüber genommen, es ist mir ein wonniges Weh, mich jetzt mit so vielen Denkmälern seines Daseyns umgeben zu sehen. Ich werde sie, sobald ich mir bei meiner angegriffenen Gesundheit eine solche Beschäftigung irgend zumuthen darf, möglichst ordnen, und dann Ew. Hochwohlgeboren weiteren Aufträgen entgegen sehen; einstweilen ist Alles bei mir wohl aufgehoben.

Nun hätte ich noch eine letzte Bitte. Ich mögte, wenn es Sie nicht zu sehr angriffe, so gern noch über die letzten Augenblicke meines unvergeßlichen Freundes etwas Ausführlicheres hören. Doch, ich weiß selbst, wie schwer Ihnen die Erfüllung dieser Bitte werden muß; die Nicht-Gewährung kann mich also nicht überraschen.

Das Verwirrte, Mangelhafte meines Briefs werden Ew. Hochwohlgeboren mit meinem Zustand entschuldigen; es ist mir außerordentlich schwer gefallen, ihn zu schreiben, ich bin jetzt zu jeder, auch der geringsten Anstrengung unfähig.

Hebbel an Charlotte Rousseau.

München den 14. Novbr. 1838.

Verehrtestes Fräulein!

— — — Der Tod eines heißgeliebten Menschen ist die eigentliche Weihe für eine höhere Welt, das hab' ich in der letzten Zeit auf's Innigste empfunden. Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu suchen habe! Und in diesem Sinne darf man wohl sagen: der Schmerz ist der größte Wohlthäter, ja der wahre Schöpfer des Menschen. Freilich ist er dies nur dann, wenn man, nachdem man ihn in's Innerste eindringen ließ, ihn männlich bekämpft.

Das Andenken an meinen Emil, das unendlich viele meiner Stunden ganz ausfüllt, hat neulich ein Paar Gedichte in meiner Seele geweckt. Sie sind die ersten aber gewiß nicht die einzigen. Das Eine, auf einem träumerischen Spaziergang in der Dämmerung entstanden hat mich — ich mögte sagen — selbst gewissermaßen beruhigt; das Zweite, in näherem Bezug auf den theuren Entschlafenen, übt wohl weniger einen lindernden Einfluß. Ich lege sie bei, da ich bei Ihnen gleiche Empfindungen voraussetzen darf. — — — —

München den 29. Decbr. 1838.

Verehrtes Fräulein!

Ihr lieber Brief hat mich durch das schöne Vertrauen, welches er ausspricht, tief gerührt. Ich unternehme den heiligen Auftrag dessen Sie gedenken, mit wehmüthiger Freude. Wenn ich nicht schon jetzt die wenigen Zeilen, in denen ich das edle Seyn meines theuersten Freundes ausdrücken soll, beilege, so unterbleibt es nur deswegen, weil ich mir bis jetzt nicht zu genügen vermogte. In mir steht der Dichter zum Menschen in einem ganz seltsamen Verhältniß. Für Schmerzen, die mich Nichts angehen, find ich leicht das lösende Wort; was mir aber selbst mit überwältigender Gewalt die ganze Seele erfüllt, das wird mir entweder nie, oder doch erst spät, und zu spät, zur Poesie. Ich habe diese Erfahrung schon mehrfach gemacht, besonders auch in der letzten Zeit. Es ist mir ein Bedürfniß, die beiden geliebten Todten, die ich so innig betraure, auf so würdige Weise zu feiern, als mein geringes Talent mir verstattet, auch ist mir Bild und Idee längst im Geist aufgegangen, nur will die Ruhe und Klarheit, ohne welche sich nicht an die Ausführung denken läßt, noch immer nicht kommen. Dies gilt jedoch nicht von der Inschrift; diese könnte ich schon jetzt senden, und würde es thun, wenn Sie nicht Selbst bemerkt hätten, daß sie noch lange nicht gebraucht werde, und wenn ich nicht die Hoffnung hegte, eine gute noch mit einer bessern vertauschen zu können.

Es freute mich sehr, daß die beiden gesandten Gedichte Anklang bei Ihnen gefunden haben; ich sehe daraus, daß diese Schmerzenslaute, welche auf höheren Kunstwerth keinen Anspruch machen, ihren eigentlichen Zweck nicht verfehlten. Was das Wort: kühn betrifft, so ist es vielleicht auf einem Grabstein zu miß-

deuten; an und für sich bezeichnet es diejenige Tugend, ohne welche in unserer matten, starren Zeit keine andere möglich ist, und welche mein Freund, der seinen Jahren so unendlich voraus geeilt war, in sehr hohem Grade besaß. — — —

Der Jahreswechsel steht bevor. Was das alte Jahr uns raubte, kann uns das neue nicht wieder bringen; ein furchtbarer Gedanke! Möge es die Schuld, die es nicht zu tilgen vermag, wenigstens nicht noch vermehren, möge es in Ihnen Allen, wie in mir, das Vertrauen auf eine ausgleichende Ewigkeit stärken und erhöhen! Das ist der heißeste Wunsch, den mein Herz für Sie hat.

München den 13. Februar 1839.

Verehrte Freundin!

Mit schwerem Herzen setze ich mich nieder, diesen Brief zu schreiben. Der Gedanke: Du sollst Deinem geliebtesten Freunde die Grabschrift machen! drückt mich zu Boden. Alle marternden Bilder und Gefühle erwachen wieder, die freundlichen Täuschungen, denen die Seele sich so gern hingiebt, entfliehen und das Auge starrt hinein in die taube gestaltlose Nacht. Doch es sey; auch dies muß überwunden werden.

Es ist gewiß in Ihrem und in dem Sinne der verehrten Ihrigen gehandelt, wenn ich, indem ich jene schmerzliche Aufgabe zu lösen mich bestrebe, dabei nur den theuren Entschlafenen selbst, die Art und Weise, wie er sie in gleichem Fall ausgeführt haben würde, zum Vorbild nehme. Da scheinen Ihnen dann vielleicht die folgenden vier Verse nicht unangemessen:

„Die Thränen stillten wir, die brennend uns entstürzen,
Doch ach, dies hieße Ihn im Tode noch verkürzen.
Ach, nun Er nicht mehr ist, nun zeigt nur unser Schmerz,
Was er gewesen ist! Drum blute fort, o Herz."

Ich darf nicht fürchten, daß sie Ihnen zu einfach erscheinen werden. Sie sind mir unmittelbar aus dem Gemüth gedrungen, in einer Stunde wo ich mich unendlich vereinsamt fühlte, und sie drücken Alles aus, was den gerechtesten Schmerz zugleich rühren und sänftigen kann.

Vielleicht sprechen jedoch diejenigen Verse, welche sich bereits in Ihren Händen befinden, Ihr Gefühl noch mehr an; ich selbst würde in Rücksicht auf die Andeutungen Ihres letzten lieben Briefes sie vorgeschlagen haben, wären mir nicht jene andern auf einmal und wie durch Eingebung gekommen. Dann möchten dieselben unter folgenden Aenderungen am passendsten seyn:

„Geliebter, der zu früh hier einging in die Ruh,
Vier Worte graben wir in Deinen Leichenstein:
Treu! Edel! Fest und fromm! Es käme nichts hinzu,
Wär statt des kürzesten, das längste Leben Dein!"

Mögen nun Sie und die verehrten Ihrigen über das Geeignetste entscheiden! Für den Fall, daß Sie die ersten Verse (Die Thränen 2c.) wählten, wären vielleicht die vier Worte Treu! Edel! Fest! Fromm! auf die Rückseite des Grabsteins einzugraben; so habe ich es mir wenigstens vorgestellt. Es sollte mir eine stille Freude seyn, wenn ich Ihren Sinn nicht ganz verfehlt hätte; doch, wir stimmen

in unseren Gesinnungen für den theuren Entschlafenen und in unserem Schmerz über seinen frühen Heimgang zu sehr überein, als daß ich Grund habe, das Gegentheil zu befürchten.

In der letzten Zeit ging mir sehr lebhaft die Erinnerung an einen bedeutungsvollen Traum wieder auf, den mein Freund etwa 14 Tage vor seiner Abreise von hier gehabt hatte und den er mir auf einem Spaziergang erzählte. Ich theile Ihnen diesen Traum mit. „Mir war — sagte er — als sähe ich den Anbruch des Weltgerichts; alle irdischen Formen und Gestalten vergingen, Alles, was das Auge wahrnahm, zerbrach und löste sich auf; aber aus diesem Gewirr ging das göttlichste Farbenspiel hervor, ich sah Farben, wie ich sie nie gesehen und wie ich sie nicht zu beschreiben vermag!" Ungefähr mit diesen Worten erzählte er mir den Traum, der mich jetzt unendlich rührt. Ueberhaupt hatte er immer ganz wundersame Träume. — — — — — — — —

Hamburg den 9ten Novbr. 1839.

Verehrte Freundin!

— — — Es ist Ihr Wunsch, den poetischen Nachlaß unseres theuren Heimgegangenen in geeigneter Form und Auswahl herausgegeben zu sehen. Ich fühle es ganz welcher schönen Regung dieser Wunsch entspringt, kann ihn aber eben dieser Regung wegen, nur bedingt theilen.

Unendlich groß sind die Forderungen, welche man in jetziger Zeit an dichterische Hervorbringungen macht und machen muß. Bedeutendster Inhalt, höchste Vollendung der Form (die nicht, wie man wohl vermeint, in der Beschaffenheit der Reime und Verse liegt, sondern in dem harmonischen Verhältniß des ausgesprochenen Individuellen zu dem vorausgesetzten Allgemeinen) und vor Allem Originalität wird verlangt. Der Tempel der Kunst steht da; es handelt sich jetzt darum, ihm eine herrliche Kuppel zu geben.

Mein Freund stand, als er abgerufen wurde, auf dem Punct, wo sein Beruf oder Nichtberuf für die Dichtkunst sich nächstens entscheiden mußte. Daß diese große Frage noch nicht entschieden war, fühlte Niemand deutlicher, als er selbst: sein letztes Tagebuch enthält hierüber den schmerzlichen Beweis. Ich hoffte, daß er berufen sei, aber meine Hoffnung stützte sich weniger auf seine Productionen als auf meine Kenntniß seiner ganzen Natur. Ein bedeutender, hochbegabter Mensch war er immer; ob in dem Kreise der Poesie? sollte die Zeit noch lehren. Aus dieser selbstbewußten Stellung meines Freundes zu dem Gegenstand seiner höchsten Bestrebungen geht unmittelbar hervor, daß seine dichterischen Erzeugniße nur noch Versuche seyn konnten, Versuche, deren ihr subjectiver Werth unbestritten bleiben wird, von denen ich aber nicht weiß, ob und in wie weit man ihnen den nothwendigen objectiven einräumen kann. Alles kenne ich freilich nicht, da ich, als ich seine Papiere zu ordnen und einzupacken hatte, in meiner Gemüthslage mir nicht zumuthen durfte, sie zu lesen; ich darf jedoch nicht zweifeln daß ich das Beste kenne, da mein Freund, der mein Urtheil achtete, mir nur sein Bestes mitzutheilen gewohnt war. Lieb wäre es mir allerdings, wenn Sie, wozu Sie mir Hoffnung machten, Gelegenheit finden sollten, mir hieher das Bedeutendste

seines Nachlasses zu senden; daß ich es heilig halten und Ihnen zu jeder Zeit, wo Sie es wünschen mögten, remittiren werde, wißen Sie. Am gelungensten finde ich sein Gedicht: der Deserteur. Dieses werde ich auf ehrenvolle Weise in meiner Geschichte und Kritik der deutschen Lyrik, die ich zu schreiben beabsichtige, erwähuen und meinem Freunde so ein Denkmal zu stiften suchen. Vielleicht erweckt das Gedicht dann im Publicum den Wunsch nach mehr, jedenfalls werden wir die öffentlichen Stimmen keunen lernen. Zwar weiß ich noch nicht wann ich an die Ausführung dieses Werks werde gehen können; es nimmt einen großen Aufwand von Zeit und Kräften in Anspruch, und ich muß zuvor einen angesehenen Verleger haben, der mir die nöthigen Vorschüße bewilligt. Doch habe ich schon jetzt einige Hoffnung, einen Verleger zu finden.

Hier haben Sie meine Gedanken; nehmen Sie sie auf, wie ich sie gegeben habe, und theilen Sie mir die Ihrigen mit. Ich bin überzeugt, daß ich aus der Seele Ihres Bruders sprach; ich habe ihm bei seinen Lebzeiten dasselbe gesagt und er war was Wenige sind stark und frei genug, es mir Dank zu wissen. Was mich selbst betrifft, so habe ich erst in meinem 24sten Jahre angefangen, an meine poetische Befähigung zu glauben, obgleich ich seit meinem 5ten Jahre Gedichte, Novellen, Trauerspiele u. d. gl. gemacht habe. Man kann in dieser Beziehung die Zweifel kaum übertreiben.*) — — — — — — —

Hamburg den 2. Januar 1840.

Verehrte Freundin!

Ihr lieber Brief traf gerade zu Weihnacht bei mir ein. Er hat mich innig erfreut und einen stillen dringenden Wunsch meines Herzens erfüllt. Welch' hohen Werth hat nicht das Bild eines Freundes überhaupt; einen wie viel höheren das Bild eines geliebten Todten! Der Mensch bedarf zur vollständigeu Entfaltung des Inneren immer einer äußeren Unterstützung; was wir uns bloß vorstellen, ist ein Theil unsrer selbst und hat keine Gränze; es unterscheidet sich kaum noch von einem Erzeugniß der Phantasie und wirkt nicht mehr frei und bestimmt. Ein Bild dagegen lebt ein selbständiges Leben; es spricht mit seiner stummen Sprache in alle Seelen-Zustände und geistigen Erlebnisse hinein, es gewährt so weit einen Ersatz, als das durchaus Unersetzliche ihn haben kann. Ich bin Ihnen für das theure Porträt, das Sie mir mit zartem Sinn zum Weihnachtsgeschenk bestimmten, unendlichen Dank schuldig; es hängt, in einem angemeßenen Rahmen eingefaßt, über meinem Arbeitstisch, es begegnet meinen Blicken, und wie oft es sie fesselt, mögen Sie Sich Selbst sagen!

— — — — — — — — — — — — — —

*) Nichts giebt von den Anforderungen die Hebbel an die Dichtkunst stellte eine schärfere, man könnte fast sagen schroffere Vorstellung als dieser Brief, in welchem er, trotz der unbegrenzten Verehrung für den ihm früh entrissenen Jugendfreund und dessen Familie, letzterer die Anlage eines litterarischen Denkmals abschlägt. Er wollte keine Heilung des Schmerzes durch eine Entheiligung der Kunst, ohne zu bedenken daß hier weniger die letztere als ein Familienwunsch im Spiele war. Der Herausgeber.

Hamburg den 3. October 1840.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — Eine traurige Erfahrung habe ich gemacht, die Erfahrung daß ein Dichter bei Werken, die sich nicht mit dem Alltagslöffel ausschöpfen lassen, sondern die ein gehöriges Senkblei erfordern, wohl auf Verwunderung und Bewunderung rechnen darf, nur nimmermehr auf Verständniß. Keiner von Allen hat (bei Beurtheilung der Judith) auch nur von Ferne geahnt, was ich wollte. Höchstens hat Einer einen einzelnen Charakter aufzufassen verstanden, wie z. B. ein Professor Hoffmann einen langen, ziemlich geistreichen Aufsatz über den Holofernes schrieb. In das Ganze that bis jetzt Niemand einen Blick. Doch, so war es und so wird es bleiben. Als Goethe seinen Götz an Herder sandte, hatte dieser dafür nur eine spöttische Bemerkung. Es gibt Leute, die, wenn sie am Meer stehen, nur die Schiffe sehen, die darauf segeln, und auf den Schiffen nur die Waare, die sie geladen haben. So sehen denn auch Viele in meinem Drama, das die Welt mit allen Lebensströmen umfaßt, und das von Gott an, bis zum unseligsten Narren herunter die gesammte Schöpfung repräsentirt, nur das Schicksal der Heldin, wornach es zufällig betitelt wurde. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Von dem Hamburger Brand sage ich Nichts. Ein welthistorischer Moment solcher Art läßt sich wohl dichterisch reproduciren, aber nicht schildern und beschreiben. Für dasjenige meiner Dramen, auf welches ich, der Idee nach, den größten Werth lege, den Moloch, wird der Brand von Hamburg mir einen gewaltigen Hintergrund darbieten. Dies Drama knüpft sich nämlich an den Untergang Karthagos, und das brennende Karthago kann nicht schrecklicher gewesen seyn, als das brennende Hamburg. Ja, bei der mir von Jugend auf eigenen Anschauungsart, in den Dingen nicht die Dinge selbst, sondern immer die Symbole der Natur oder der Geschichte zu erblicken, habe ich während des Brandes beständig nicht das mir bekannte Hamburg, sondern das uralte Karthago, zuweilen auch das von einer Bacchantin in Brand gesteckte Persepolis vor Augen gehabt. Meine Phantasie ist durch das starre Schreckensbild gelähmt, sie wird sich nicht eher wieder frei und lebendig regen, als biß diese drei ungeheuren Nächte in das Drama hineingearbeitet sind. — — — — — — — — — —

Hamburg den 21. August 1842.

Copenhagen den 14. Febr. 1843.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Neulich las ich bei Oehlenschläger mein Lustspiel: Der Diamant vor. Er meinte, das Stück werde Tieck „entzücken“. Ich antwortete ihm: „Sie irren sich, die Könige lieben die Kronprinzen nicht, aber sie werden dadurch nicht unsterblich, daß sie diese todt schlagen!“ Ich weiß das ganz gewiß. Tieck lobt und protegirt, wie ehemals Goethe, nur das Mittelmäßige. Darauf kommt

freilich auch nichts an. Ich glaube, den Deutschen in meinem Diamant das zweite Lustspiel gegeben zu haben. Kleist, im zerbrochenen Krug, gab das erste. Die Sache ist so, das weiß ich gewiß, es handelt sich nur darum, ob sie es morgen, oder erst in 10 Jahren eingestehen werden. Jedenfalls ist der Diamant mein dramatischer Römerzug. Das klingt am Ende stolz. Aber ich bitte Sie: wenn ich nicht einmal in diesem Punct eine feste, unwandelbare Ueberzeugung hätte, so hätte ich ja gar Nichts. Die Poesie ist ein Moloch, man muß ihr den ganzen Wald mit allen seinen blühenden Bäumen opfern, und der ganze Lohn besteht darin, daß man in ihren glühenden Armen verbrennen darf, das ist mehr als Metapher. — — — — — — — — — — — — —

Hamburg den 7ten July 1843.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie wünschen meinen Gebilden einen weniger schwarzen Hintergrund. Glauben Sie mir, all das Finstre, was durch meine Arbeiten hindurch geht, ist nicht Resultat meines individuellen Lebens, und Entwicklungs-Ganges, es sind keine persönlichen Verstimmungen, die ich ausspreche, es sind Anschauungen, aus denen allein die tragische Kunst, wie eine fremdartige, unheimliche Blume aus den Nachtschatten, hervor wächst. Ein tragischer Dichter, selbst der glücklichste, Sophokles, nicht ausgenommen, hat nie andere gehabt, denn wenn die epische und die lyrische Poesie auch hin und wieder mit den bunten Blasen der Erscheinung spielen dürfen, so hat die dramatische durchaus die Grundverhältnisse, innerhalb deren alles vereinzelte Daseyn entsteht und vergeht, in's Auge zu fassen und die sind bei dem beschränkten Gesichtskreis des Menschen grauenhaft. Das Leben ist eine furchtbare Nothwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß, die aber keiner begreift, und die tragische Kunst, die, indem sie das individuelle Leben der Idee gegenüber vernichtet, sich zugleich darüber erhebt, ist der leuchtende Blitz des menschlichen Bewußtseyn's, der aber freilich Nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrte. Dies Alles gilt nicht bloß von der vorzugsweise tragisch genannten, es gilt von aller dramatischen Poesie, denn auch die Komödie hat eine tragische Seite, die für den, der sie inmitten der bunten Fratzen und Arabesken die sie verschleiern, entdeckt, fast noch furchtbarer ist, als die Tragödie selbst. Wer die Grundverhältnisse nicht berührt, der kann freilich in der dramatischen Form noch angenehm und lieblich gaukeln und gewiß wird er, besonders in der gegenwärtigen Zeit, viele Leute finden, die ihm Beifall klatschen, wenn er sich in den Finger schneidet und dann zeigt, wie geschickt er die Wunde wieder zu heilen versteht, aber nie wird er eine geschichtliche Furche ziehen, und nie wird die Kunst ihn anerkennen, denn sie ist eine strenge Mutter, sie stattet ihre Söhne überreich aus, aber alle ihre Gaben haben nur Werth in ihrem eigenen Kreise, ja, wer diese Gaben mißbrauchen kann, auch nur kann, der hat die wahren gewiß nicht empfangen, denn die schließen den Mißbrauch aus. — — — — — — — — — — — —

Paris den 29sten März 1844.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun werde ich zunächst den Moloch, das furchtbarste meiner Stücke ausführen. Ich scheue mich ordentlich ein Bischen davor, denn die Idee ist wie ein zweischneidiges Schwert. Dann den Christus. Damit wäre die erste Abtheilung des großen Dramas, das ich beabsichtigte und von dem die einzelnen Stücke gewissermaßen nur Acte sind, geschloßen, und von der Komödie der Vergangenheit könnte ich zur Komödie der Gegenwart übergehen. Diese wird in drei Stücken abgethan und dann gehe ich in der Tragödie: zu irgend einer Zeit! auf die Komödie der Zukunft über. Ich denke nämlich nicht Theater- oder Lese-Futter zu liefern, sondern in einem einzigen großen Gedicht, dessen Held nicht mehr dieses oder jenes Individuum, sondern die Menschheit selbst ist und dessen Rahmen nicht einzelne Anekdoten und Vorfälle, sondern die ganze Geschichte umschließt, den Grundstein zu einem ganz neuen, bis jetzt noch nicht dagewesenen Drama zu legen, und bin überzeugt, daß, wenn ich selbst nicht der Mann bin, das Gebäude zu stande zu bringen, was ich erst dann wissen kann, wenn es wirklich steht, doch diejenigen dramatischen Dichter, die nach mir hervortreten werden, den Weg, den ich zuerst eingeschlagen habe, wandeln müssen, denn das Bisherige ist abgethan, obgleich es natürlich nie an sog. poetischen Subjecten fehlen wird, die Doublette nach Doublette anfertigen. Ich habe über diesen außerordentlich wichtigen Punkt eine große Vorrede, eigentlich eine selbständige Abhandlung, geschrieben, die ich der Maria Magdalena vordrucken lassen will, indem die Wenigen meiner Freunde, die den ganzen Umfang meiner Idee kennen, nicht müde wurden, mich dazu aufzufordern und mir zu sagen, ich könne und dürfe mich über die Kritik nicht beklagen, wenn ich ihr nicht wenigstens den Riß zum Gebäude mittheilen wolle. Ob es helfen wird, muß ich abwarten. — — — — — — — —

Hebbel an die Regierungsräthin Rousseau.

Hamburg den 30. Juni 1842.

Geehrteste Frau!

Beigeschlossen erlaube ich mir, Ihnen ein Exemplar meiner so eben bei Hoffmann und Campe erschienenen Gedichte zu übersenden. Ich habe diese Gedichte, wie Sie finden werden, Ihrem Sohn gewidmet und auf solche Weise der Freundschaft, die mich mit dem Verewigten verknüpfte, aus den besten Bausteinen, welche Geist und Talent mir darboten, ein Denkmal gestiftet. Ich habe hiedurch einem tiefen Bedürfniß, ja einem stillen Gelübde meines Herzens genügt, und wünsche nur, daß meine Sendung in dem Ihrigen die Wunde, die nicht verharrschen, aber auch nicht ewig bluten soll, nicht zu ungestüm wieder aufreißen möge. Ich hätte Ihnen dieselbe, um dies zu verhüten, gern durch eine vermittelnde dritte Person, die den geeigneten Augenblick besser, wie ich, beurtheilen und wahrnehmen konnte, zukommen lassen. Da ich jedoch nicht die Freude hatte, auf meinen letzten, an Ihr Fräulein Tochter gerichteten Brief eine Antwort zu empfangen, so blieb mir nur übrig, mich an Sie selbst zu wenden. Vielleicht

hätte ich dies Ihnen schon einmal thun und Ihnen den Dank für die große Theilnahme, die Sie mir in einem bedrängten Lebensmoment edel und schön bethätigten, persönlich und direct ausdrücken sollen. Leider ist es eine Eigenheit meiner Natur, daß ich mich der allgemeinen Formen und Formeln, wodurch die Welt ihren Dank und Mitgefühl zu erkennen giebt, nur mit höchstem Widerstreben, und in freundschaftlichen Verhältnißen, fast niemals bediene; eine Eigenheit freilich, die man nicht cultiviren sollte, da das Leben die Gelegenheiten, Gemüth und Gesinnung auf würdigere Art an den Tag zu legen, sehr oft versagt, und da in solchen Fällen Worte doch immer noch einen gewissen Werth haben mögen. Wenn ich bisher meinen Dank noch nicht gegen Sie selbst aussprach, so unterblieb es zwar nur, weil ich dies erst in dem Augenblick thun wollte, wo ich mich im Stande sah, das mir von der Mutter meines einzigen theuren Freundes so edelmüthig dargebotene Darlehen schuldigermaaßen zu erstatten. Allein dieser Zeitpunkt, den ich nicht mehr für fern hielt, ist durch die große Calamität, welche die Stadt Hamburg und die Meisten, die darin wohnen, betroffen hat, wieder in's Weite gerückt, so daß ich mich höchst wahrscheinlich veranlaßt sehen werde, meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort im August, wo nicht früher, mit Berlin zu vertauschen. Mir ist daher jetzt, wo ich zum erstenmale an Sie schreibe, nur vergönnt, die Empfindungen, die ich Ihnen bereits durch ihr Fräulein Tochter ausdrücken ließ, zu wiederholen, und Sie zu ersuchen, auch in dieser Beziehung das Vertrauen auf meine Zukunft nicht zu verlieren.

Schließlich sey nun noch dem Dichter eine Bitte gestattet, die Sie gewiß nicht mißdeuten werden. Ich habe der Sammlung meiner Gedichte den mir erreichbaren Grad der Vollendung zu geben gestrebt, ich habe Alles, was mir in Gehalt und Form nicht durchaus genügte, ausgeschieden und manches Frühere einem strengen Läuterungsproceß unterzogen. Nun ist es mir mehr, als peinlich, diese Sachen noch in einer anderen Gestalt, als in derjenigen, worin ich sie allein anerkennen und vertreten kann, in der Welt zu wissen, und ich habe schon die meisten meiner Freunde, welche handschriftliche Gedichte von mir besitzen, zur Vernichtung derselben veranlaßt, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, Stücke, die ich entweder völlig verworfen, oder doch umgeschmolzen habe, in einer späteren Zeit durch den einen oder den anderen Zufall an's Licht gebracht zu sehen. Unter den nachgelassenen Papieren Ihres Sohnes befindet sich ein ganzes Convolut solcher Handschriften. Sie werden meinen Wunsch ohne Zweifel billigen und erfüllen, wenn ich Sie bitte, diese aussuchen lassen und den Flammen übergeben zu wollen. Es bedarf nicht der Versicherung, daß ich in Ihre und der Ihrigen Discretion nicht das geringste Mißtrauen setze, sondern daß es sich bloß um ein Opfer handelt, das Künstler und Dichter ihrem aesthetischen Gewissen schuldig sind.

In der Hoffnung, daß es Ihrer geschätzten Familie wohl ergehe, ersuche ich Sie, mich dem geehrten Vater, sowie der Schwester meines Freundes bestens zu empfehlen, und mir selbst ein freundliches Andenken zu bewahren.

Amalie Schoppe an Hebbel.

Ich habe, lieber Hebbel! die Nacht Ihre „Judith“ gelesen; brauche ich Ihnen zu sagen, wie sie auf mich gewirkt, wie mich erfreut und erschüttert hat? Auf jeden Fall erwirbt sie Ihnen den Platz in der Literatur, der Ihnen mit Recht zukömmt. Ich stelle sie zum Shakespeare; damit ist, denke ich, Alles gesagt, und da Sie mich nicht als Schmeichlerin kennen, wird Sie das erfreuen, sofern mein Urtheil Ihnen nur irgend Etwas gilt. Wäre ich eine Eleonore, so erhielten Sie heute den Lorbeerkranz von mir; so bescheide ich mich, wie's sich für mich geziemt. Ob das Stück für die Bühne so taugt? weiß ich nicht. Für mich ist kein Wort zu viel darin und ich möchte keins darin missen; aber der Magen des Publikums ist durch schlechte und fade Nahrung zum Zwerge zusammengeschrumpft; jedenfalls wird man das, was man für allzuüppige Auswüchse erklären wird, beschneiden.

Kann es Sie erfreuen, so sage ich Ihnen, daß die „Judith“ mich die ganze Nacht über wach erhalten hat, selbst als ich nicht mehr las. — — — —

Ich muß Sie daran erinnern, daß Ihre „Judith“ und die Schlacht bei Hemmingstädt einen und denselben Geburtstag haben; heute vor 340 Jahren wurde sie geschlagen; beide sind ein Ereigniß. Mir gab die Natur an diesem Tage vor 19 Jahren den Alphons; brachte ich auch nichts Großes zur Welt, so doch etwas Langes. Um 3 Uhr erwarte ich Sie; um 5 gehen Sie zu Herold; um 6 machen wir den Mummenschanz. Gott weiß, wie oft ich mich nach einer Narrheit und Dummheit sehne, um das abgestandene Leben mit farbigen Flicken aufzuputzen! Ich grüße Sie mit freudig bewegter Seele!

v. H. d. 17ten Febr. 1840.
Morgens.

Auguste Crelinger an Amalie Schoppe.

Welchen Genuß haben Sie mir, verehrte Frau, durch die Mittheilung der Judith verschafft! Auf mich hat das Stück gewirkt, wie ich mir einbilde, daß Italiens Sonne auf mich wirken würde! es hat mich erwärmt bis in mein tiefstes Innerstes. Endlich einmal Kraft und Glut und Jugend vereint mit Bewußtseyn; endlich einmal ein Werk, das uns einen dramatischen Dichter verspricht, der im Stande seyn wird, sich Bahn zu brechen durch die Alltäglichkeit, und Glanz zu verbreiten an unserm dunkeln Theaterhimmel. Ich habe die Judith bis jetzt zwei Mal gelesen und die Wirkung ist beide Male dieselbe gewesen. Ich erkenne in dem Verfasser einen so eminenten Beruf für dramat. Dichtkunst, daß ich ihm zurufen möchte, Alles und Jedes bei Seite zu werfen, und mit Aufbietung aller seiner Kräfte und seines ganzen Fleißes diese Richtung zu seinem Lebenszweck zu machen. — — — — Ich muß fürchten, daß Herr Hebbel nach Lesung dieses Briefs sagt: Da sieht man unsere Zeit, da sieht man das Publicum, da sieht man die Schauspielerin! Den schlecht versteckten Obscönitäten

der französischen Bühne lauschen sie begierig und aufmerksam, wenn man aber die Menschen in ihrer Leidenschaft sprechen läßt, wie sie sprechen müssen, da finden sich die zarten Ohren verletzt, da halten sie die Fächer vor's Gesicht und schreien über Skandal. Es würde mich von dem Verf. der Jud. ein solcher Vorwurf nicht überraschen; aber es sollte mir wahrhaft leid thun, wenn er sich dadurch veranlaßt fände, in seiner Opposition gegen die Bedingungen der realen Bühne zu verharren. Brauche ich nun nach dem Obigen noch hinzu zu fügen, welche große Freude es mir seyn würde, die Judith zu spielen? Sagen Sie dem Dichter, dessen Brief in diesem Augenblick zu beantworten, mir die Zeit fehlt, das Schönste, das Begeistertste in meinem Namen, und Sie werden gewiß noch hinter dem zurückbleiben, was sein Stück mir an Theilnahme und Bewunderung abgedrungen hat. Wo ich in seinem Interesse nützen und fördern kann, wird es gewiß mit wahrem Vergnügen geschehen rc. — — — —

Berlin d. 29. Febr. 40. Auguste Crelinger.

Hebbel an Auguste Crelinger.

Hochzuverehrende Frau!

Angeschlossen nehme ich mir die Freiheit, Ihnen das Stück, von dem mein alter Freund Kisting Ihnen gesprochen hat, zu übersenden. Ich glaube, es ist in jeder Beziehung darstellbar und empfehle es zu diesem Zweck angelegentlichst in Ihre Protection. Der Titel, unter dem ich es drucken lassen und die Heldin in den von Judith und Genoveva eröffneten Frauen-Kreis einführen werde, ist: Maria Magdalena, da dieser symbolische Titel aber zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte, so habe ich an seiner Statt für's Erste den allgemeinen: ein bürgerliches Trauerspiel! gesetzt. Es ist das Glied einer großen Kette von Tragödien, in welchen ich den Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zu der Natur und zum Sittengesetz, dem wahren, wie dem falschen, auszusprechen gedenke. Speziell hatte ich bei diesem Stück noch die Absicht, das bürgerliche Trauerspiel einmal aus den dem bürgerlichen Kreise ursprünglich eigenen Elementen, die nach meiner Ansicht einzig und allein in einem tiefen, gesunden und darum so leicht verletzlichen Gefühl und einem durch keinerlei Art von Dialektik und kaum durch das Schicksal selbst zu durchbrechenden Ideenkreis bestehen, aufzubauen. Wenn dies Stück daher, abgesehen von der größeren Kette, in der es ein nothwendiges Glied bildet, ein partielles Verdienst hat, so dürfte es darin liegen, daß hier das Tragische nicht aus dem Zusammenstoß der bürgerlichen Welt mit der vornehmen, woraus freilich in den meisten Fällen auch nur ein gehaltloses Trauriges hervorgeht, abgeleitet ist, sondern ganz einfach aus der bürgerlichen Welt selbst, aus ihrem zähen und in sich selbst begründeten Beharren auf den überlieferten patriarchalischen Anschauungen und ihrer Unfähigkeit, sich in verwickelten Lagen zu helfen.

Ich hoffe, die Heldin, deren Geschick aus einem Minimum von Schuld entspringt und dennoch bis zum Ungeheuren anwächst, soll sich in Ihr Herz

schleichen, ohne daß Sie darum dem der sie in den Tod hinein treibt und bis an's Ende unerschüttert bleibt, gram werden; ja nur die Felsenhaftigkeit des Alten dürfte mit ihm und mit der Grundidee des Ganzen aussöhnen und die Beschwichtigung, deren das menschliche Gemüth bedarf, herbei führen, man sieht, daß er nicht anders kann, wenn er auch mögte, dadurch ist er und der Dichter mit ihm, gerechtfertigt.

Ich lege dies Stück in Ihre Hände, hochverehrte Frau. Sie sind für die große Theilnahme, die Sie meiner Judith schenkten, freilich nicht belohnt worden, aber der Grund lag allein darin, daß in dieser Tragödie zum Theil Motive wegfielen, die auf unserer realistischen Bühne nicht zur Anschauung gebracht werden dürfen, die aber in der mit schärfster Consequenz durchgeführten Dichtung nicht fehlen können, ohne den inneren Zusammenhang zu unterbrechen; in der Literatur ist die Judith schon jetzt, trotz dem, daß ich unter den Kleinen, die heut zu Tage die „Großen" machen, keinen einzigen Freund zähle, schon ziemlich hinauf gerückt, und es dürften sich für sie noch ganz neue Gesichtspunkte ergeben, wenn die Dramen, die ihr noch folgen werden und mit ihr im Zusammenhang stehen, einmal vorliegen. Dieses bürgerliche Trauerspiel bietet keine ähnliche Schwierigkeiten dar; dies, und die Ueberzeugung, daß einer wahren Künstler-Natur eben so sehr, wie dem nur der Kunst lebenden Dichter daran liegen muß, das Theater den Handwerkern und Spaßmachern nicht ganz in die Hände fallen zu sehen, giebt mir den Muth, Sie zu bitten, das Stück zu prüfen und, wenn Sie es nicht ungeeignet finden, noch einmal einen Versuch mit einem Werk von mir zu wagen. Der dramat. Kunst werde ich leben und sterben, die Bühne mag sich gegen mich stellen, wie sie will, aber wer wollte wohl anders, als nothgedrungen auf sie Verzicht leisten. Daß ich Ihrem Ausspruch mit größter Spannung entgegensehe, versteht sich von selbst, und mir bleibt nur noch übrig, Sie der ausgezeichneten und aufrichtigen Hochachtung zu versichern, womit ich bin und verbleibe u. s. w.

Paris, den 11. Dec. 43.

Auguste Crelinger an Hebbel.

Zu meinem Bedauern, geehrter Herr Doktor, muß ich Ihnen anliegend ein Schreiben unserer General-Intendantur überreichen, durch welches Ihr Trauerspiel von der Darstellung auf hiesiger Bühne ausgeschlossen wird. So sehr mich dies Resultat Ihretwegen betrübt, so hat es mich doch, wie sie wissen, nicht überrascht. Die Aufführung des „bürgerlichen Trauerspiels" ist, meiner Ansicht nach, sobald man sich nicht ein Publicum auswählen kann, welches den idealen Standpunkt der Bildung erreicht hat, unmöglich. Nicht Alles, was sich in dem Kopfe eines bevorzugten und genialen Dichters gestaltet, ist für die Masse zugänglich; „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!" Sie müssen, ich sage, Sie *müssen* sich in der Wahl Ihrer Stoffe beschränken, wenn Sie auf die Bühne gelangen, und von der Bühne herab wirken wollen. Wenn man umgestaltend einwirken will, ohne über die äußeren Verhältnisse gebieten zu können, so muß man behutsam auftreten, sonst läuft man Gefahr sich einem unfrucht-

baren Märtyrerthum zu weihen. Beherzigen Sie diese Mahnung einer wahren und aufrichtigen Bewundrerin Ihres großen Talents und geben Sie mir recht bald Gelegenheit, für eines Ihrer Werke mit ganzer Ueberzeugung, und dann mit der vollen Energie meines Willens in die Schranken treten zu können. Jedes kleine Vorurtheil, jedes enge Bedenken hoffe ich unter Ihrer Fahne siegreich zu bekämpfen; nur müssen Sie dafür sorgen, daß mir nicht selbst die Hand zittert.

Muth brauche ich Ihnen nicht einzusprechen; denn Sie sind der Mann nicht, sich durch das Urtheil der General-Intendantur niederdrücken zu lassen; aber ich möchte bloß Worte finden, die tief in Ihr Inneres eindrängen, um die Liebe für die reale Bühne bei Ihnen nicht erkalten zu lassen. Diese Liebe fordert von einem Geiste, wie dem Ihrigen, Opfer und Zugeständnisse, und ich weiß, was der Stolz eines Dichters, der seine Kraft fühlt, gegen solche Opfer einzuwenden hat. Es hilft aber nichts — Sie müssen ins Leben hinaus. Der dramatische Dichter, der sich in schroffer Unabhängigkeit mit dem Druck seiner Stücke begnügt, kommt mir vor wie ein Feldherr, der Schlachten auf dem Papier gewinnt! Die Geschichte weiß Nichts von ihm! —

Meine Feder will noch weiter, aber die Klugheit gebietet mir, inne zu halten; denn mir geziemt nur über das Was zu sprechen, das Wie muß natürlich uneingeschränkt Ihnen überlassen bleiben. Zürnen werden Sie mir über diese Zeilen nicht, denn meine gute Absicht und meine warme Theilnahme können Sie nicht verkennen; ob aber der Rath einer armen Schauspielerin im Stande ist, irgend eine Wirkung hervorzubringen, das muß ich den Göttern anheimstellen.

Ihre ganz ergebene

Berlin d. 1ten Mai 44. Auguste Crelinger.

Paris.

Fortsetzung der Briefe an Elise.

Paris, Sonnabend den 16. Sept. 1843.

Ich fing schon gestern einen Brief an Dich an, aber ich habe ihn eben wieder zerrissen, denn er war gar zu trübseligen Inhalts. Was bin ich für ein Mensch! Die stille friedliche Muschel, in der ich die Brandung nur von fern höre, ist mir zu eng und das Meer mit seinem gewaltigen Wogenschlag ist mir zu weit!

Eine unsägliche Wehmuth überkam mich, als Du Freitag Abend das Schiff verlassen hattest. Mich erfaßt der Schmerz nie eher, als bis ich die leere Stelle sehe, dann übermannt er mich aber auch ganz. Ich ging auf den Hintertheil des Schiffs, weil ich hoffte, wenigstens Dein Boot noch einmal zu erblicken. Doch, es wurde mir nicht so gut.

Schlafend war ich am Sonnabend-Morgen aus dem Hamburger Hafen gekommen. Als ich erwachte, stand das Schiff still. Eine Schaufel war zerbrochen, eine andere wurde mit großer Mühe wieder eingesetzt. Darüber verstrichen drei Stunden. Ein Franzose überbrachte mir einen Gruß von Dir, er wurde mir dadurch lieb, aber da er ungefähr eben so viel Deutsch verstand, wie ich Französisch, so konnte keine Unterhaltung zu Stande kommen. Inzwischen wurde ich mit meinen Reisegefährten im Allgemeinen bekannt. Zwei Italiäner, der eine ein Signor von einem wahrhaft vornehmen Wesen und Benehmen, der zweite ein angehender Bandit, der statt des Dolches sehr gut seine spitzigen Augen gebrauchen könnte. Ein Hamburger Kaufmann, der von Nichts, als den Vorzügen Nordamerikas sprach und so weit ging, zu behaupten, daß auf einem Nordamerikanischen Dampfschiff Niemand seekrank würde. Ein Breßlauer Muttersöhnchen, keck, voll Libertinage, der ohne Zweifel bald in ein Pariser Hospital hineinhüpfen wird. Ein junger Maler aus Hannover, ein Deutscher Russe, zwei Handwerksbursche oder Künstler, wie ich sie nennen soll, Gold- und Silber-Arbeiter, daraus bestand die Gesellschaft. Wir waren alle guten Muths. die Sonne schien hell und freundlich, Wind und Wasser waren günstig. Auch ging es den ersten Tag vortrefflich. Ich frühstückte mit Appetit, nur als ich diniren sollte, ward ich unwohl und mußte wieder vom Tisch aufstehen. Doch ging das oben auf dem Verdeck wieder vorüber. Abends ging die Sonne wunderbar schön unter, nur ein wenig roth. Daraus wollten Einige einen heran nahenden Sturm prophezeien, um so mehr, als sich bei Cuxhaven ein halb Dutzend Tummler hatten blicken lassen. Glücklicher Weise irrten sie sich. Später Wetterleuchten. Diese Erscheinung hat für mich immer etwas Gespenstisches gehabt. Es ist, als sähe man in die Kammer hinein, wo die Blitze bereitet werden. Als Licht in der Kajüte angezündet war und wir in höchster Gemüthlichkeit bei unserem Thee saßen, entstand auf einmal ein seltsames Rauschen und Schwirren. Wir sahen

auf und erblickten einen ziemlich großen Vogel, den der Schiffsjunge verfolgt und der sich zu uns herunter verirrt hatte. Der Junge fing ihn, wir gruppirten uns um ihn herum, er sah uns verdutzt an. Der Hamburger erklärte ihn für eine Eule, aber Eulen kenne ich genau, denn einer Eule wegen habe ich einmal in Dithmarschen fast den Hals gebrochen, ich erhob daher Widerspruch und der junge Breßlauer versicherte, es sey ein Habicht. Dabei ließen wir es Alle bewenden. Der Vogel ward an eine Kette gelegt.

Den Sonntag ging es mir fast noch besser, ich spürte auch nicht die geringste Uebelkeit und konnte frühstücken und essen. Nachmittags hielten Franzosen und Italiäner Gottesdienst auf ihre Weise, sie stimmten die Marseillaise an. Abends unterhielt uns der Steuermann des Schiffs dadurch, daß er die Töne des Sägens und Hobelns nachahmte, indem er die dabei vorkommenden Bewegungen mit der Hand machte. Es gelang ihm merkwürdig gut.

Montag waren Wind und Wasser uns entgegen und ich mußte dem Meer meinen Tribut bezahlen. Ich kam aus dem Erbrechen fast nicht heraus. Nachmittags sahen wir die französische Küste, Abends näherten wir uns Havre, geriethen aber, ungeachtet wir einen Piloten an Bord hatten, im Angesicht der Stadt auf den Sand. Es hatte jedoch Nichts zu bedeuten, es kamen Bööte, die uns abholten und wir wurden an's Land gesetzt. Auf dem Schiff hatte ich Nichts zu bezahlen, außer meiner Flasche Wein, denn die Zehrung war in die Kosten der Ueberfahrt mit einbedungen gewesen, nun fingen die Ausgaben aber erst recht an. Jeden Augenblick wurde ich ein Paar Franken los; an die Bootsleute, an die Mairie für einen neuen Paß, an die Träger der Sachen u. s. w. Die Reisenden werden schrecklich mitgenommen, man sollte glauben, daß Frankreich bloß von den Leuten lebt, die es besuchen. Der Russe, der Breßlauer und Einer der Gold- und Silberarbeiter gingen auch nach Paris; weil Ersterer fertig Französisch sprach, hielt ich mich mit ihnen zusammen.

Havre ist groß und schön; das Feuer auf dem Leuchtthurm wurde eben angezündet, da wir eintrafen, wir logirten uns sammt und sonders im Hotel Richelieu ein und gingen dann noch spatzieren. Der Abend war äußerst mild; die Straßen waren von Spatziergängern angefüllt und ich betrachtete mit vielem Vergnügen die prachtvollen Läden. Am anderen Morgen überraschte mich, als ich ein Fenster meines Zimmers öffnete, der Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen. Besonders die letzteren sind sehr freundlich und erinnern an die von Heidelberg; lauter helle, einladende Häuser und Villen, an der Bergkette, die sich nach Rouen hinunterzieht, hinaufgebaut. Ach, so viele stille Wohnstätten des Glücks, und keine einzige für Dich und mich! Daran mag ich gar nicht denken!

Mittags um 11 Uhr fuhr ich mit meinem Russen in der Diligence nach Rouen ab. Es war himmlisches Wetter und der Weg unendlich reizend: an der einen Seite bald die Bergkette, bald Wiesen und Wäldchen, an der anderen zuweilen die Seine. Ich schaute einmal wieder so recht in den unermeßlichen Reichthum der Natur hinein. Die ganze Straße war mit Fruchtbäumen bepflanzt und diese drohten unter der Last des Segens zu erliegen; sie schienen dem Wanderer im schnell davon eilenden Wagen zuzurufen: pflückt doch, pflückt aus Barmherzigkeit! hin und wieder erblickte ich schmutzig-gelbe und weiße Blumen,

die mir in meiner Kindheit so zuwider waren, die mir jetzt aber lieb wurden, weil sie mich in meine Kindheit zurück versetzten.

Nachmittags um 4 Uhr trafen wir in Rouen ein. Die Stadt hatte ein weites, prächtiges Ansehen, wir durchrollten sie fast bis an's Ende und blickten in eine Masse stattlicher Straßen hinein; die alte Kathedrale schaute mittelalterlich ernsthaft zu uns herüber. Auf der Brücke, die uns zu dem Bahnhof führte, stand die Statue Peter Corneille's; wahrscheinlich ist er in Rouen geboren. Als wir ausstiegen, nahm uns ein Jude in Empfang, der uns mit Gewalt in seinen Gasthof zu nöthigen suchte; es war ein Deutscher aus Cassel. Anfangs suchte er uns mit der Landsmannschaft zu ködern, dann mit der Jungfrau von Orleans; als Alles Nichts half, gab er uns seinen Fluch. Um 6 setzten wir uns in den Dampfwagen und fuhren nach Paris ab. Viermal kamen wir unter Bergen durch; einmal legten wir auf diese Weise eine so große Strecke zurück, daß ich langsam bis 200 zählen konnte. Wie viel Geld und Mühe muß diese Eisenbahn gekostet haben! Um halb 11 Uhr, in finsterer Nacht, erreichten wir Paris. In Havre hatten wir mit der Douane den ersten Kampf bestanden; hier galt es den zweiten. Denke Dir etwa 200 Menschen, die alle ihre Koffer und Nachtsäcke haben wollen, und etwa 7 bis 8 Zollbedienten, die in der höchsten Eile die Visitation besorgen müssen. Es war ein förmliches Handgemenge, in welchem ich meinen Mantel zerriß.

Wir ließen uns in's Hotel de Manchestre, Rue Grammont, führen, wo uns ein großer Salon mit drei daran stoßenden Schlaf-Kabinetten angewiesen wurde. Dieß war aber auch Alles, denn ein französisches Hotel ist nicht wie ein deutsches, wo man außer dem Bett auch noch einen wohl besetzten Tisch erhalten kann. Wer essen will, muß zum Restaurant gehen, wer Kaffee zu trinken wünscht, muß sich aus der Restauration in's Café begeben. Wir gingen also noch aus und ich betrat die Boulevards zum ersten Mal. Sie waren nicht mehr sehr belebt und ich suchte mir bloß ein Kaffeehaus, wo ich meinen brennenden Durst löschen konnte. Es war bald gefunden und ich hatte das Vergnügen, für ein Glas Limonade 12 Sous (6 Schilling) zu bezahlen. Wir saßen bis 12 Uhr und verfügten uns dann wieder in's Hotel, wo ich die Nacht ruhig, d. h. ohne von Wanzen geplagt zu werden, wie in Havre, verschlief.

Am nächsten Morgen trank ich mit meinen Gefährten Kaffee in der Rue Montmartre. Dann trennte ich mich von ihnen und sah sie nicht wieder. Ich ging über die Boulevards, um den Bahnhof aufzusuchen und nach Sct. Germain zu fahren. Ueber die Pracht der Boulevards und über das Leben, das in ihnen hin und her wogt, kann Niemand zu viel sagen. Etwas Großartigeres hat man selbst in Babylon nicht sehen können. Ehe ich mich's versah, war ich in eine Straße hinein gerathen, in deren Mitte ich die Vendome-Säule erblickte. Da sich Napoleon mir in den Weg stellte, wollte ich ihm nicht vorbei gehen und lenkte meine Schritte auf die Säule zu. Sie ist einfach und grandios. Mir war eigen zu Muthe, als ich die erste Spur des „Mannes“ erblickte. So gewiß das Leben mehr ist, als sein Schatten, so gewiß ist es größer, der Poesie Stoff zu geben, als Poesie zu machen. Ich empfand das sehr lebhaft. Auf dem Tuilerienplatz führte mein guter Stern mich einem Omnibus entgegen, der die Passagiere, die

nach St. Germain, Sct. Cloud und Versailles wollen, alle Stunden nach dem Bahnhof bringt. Sonst hätte ich noch lange umher irren können. Nun fuhr ich auf der Eisenbahn nach St. Germain. Herr Hagen war Anfangs nicht zu Hause, ich ging wieder fort, ließ mich rasiren und aß die ersten Weintrauben, deren man für 3 Sous eine unendliche Menge erhält. Dann ging ich wieder hin, er war noch nicht da, wurde aber geholt und kam bald mit Herrn Leroux. Erst wollte mir der Landsmann nicht recht gefallen, während der Franzose mit seinen langen blonden Haaren und seinen großen aufrichtigen Augen mir gleich zusagte. Doch ist dieser Eindruck fast schon verwischt, der junge Mann fühlt sich freilich und da ich mich auf Musik nicht verstehe, so weiß ich nicht, ob er Grund dazu hat, aber ich sehe, daß man auf ihn wirken kann. Er fuhr mit mir nach Paris hinein, um mir meine Sachen ordnen zu helfen, denn das Zimmer war in St. Germain einmal für mich genommen und ich mußte es beziehen. Für den Tag war es aber zu spät geworden, ich mußte daher die nächste Nacht noch im Hotel bleiben.

Am nächsten Morgen führte er mich zu Gathy, den er kannte. Ich traf einen verwachsenen Mann mit einem gelben, aber äußerst gutmüthigen Gesicht, der sich freute, mich kennen zu lernen und mir seine Dienste anbot. Eine lustige Darstellung der deutschen Literatur, die ich gab, ergötzte ihn sehr; ich hatte glücklicher Weise einen von den Tagen, wo ich ganz Junge bin, und den Leuten nicht eben mißfalle. Bei Gathy erfuhren wir, daß auch Heine wieder in Paris sey. Wir gingen also zu ihm; Hagen war auch mit ihm bekannt. Wir trafen ihn im Hausflur, er war eben im Begriff, einen Besuchenden, den er mir später als A. Weill nannte, bis an die Thür zu begleiten und ließ uns in sein Visitenzimmer eintreten. Er wohnt hoch, aber elegant. Als er zurück kehrte, gab ich ihm Campe's Brief. Er öffnete ihn, hatte aber kaum einen Blick hinein gethan, als er ihn wieder aus der Hand legte und mit den Worten: „Sie sind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen!“ auf mich zueilte. „Sie sind Einer von den sehr Wenigen — fügte er hinzu — die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre Judith noch nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedensten Eindruck auf mich gemacht, ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den Hexenritt.“ Er recitirte aus diesem einige Strophen; ich unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Kritiker gerade dies phantastisch-bizarre Gewächs zum Tode verurtheilt hätten. Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in den Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, aus, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem Anderen nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervor treten lassen will. Das ist sehr selten. Er erzählte mir seltsame Dinge über Immermann und Grabbe, welchen Letzteren er sehr hoch hält. Von Immermann behauptete er, er habe sich dadurch getödtet, daß er das Jahre lang bestandene Verhältniß mit der Frau von Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Person angeknüpft habe. Der Tod, sagte er, ist nicht so zufällig, als man denkt, er ist das Resultat des Lebens,

und man bedenke sich wohl, wenn man in späteren Jahren noch eine Haupt-Veränderung machen will. Dies finde ich außerordentlich wahr. Gegen Gutzkow zog er mit allen Waffen seines Witzes zu Felde. Ein Dichter, der keine Gedichte macht, sey wie ein Baum ohne Blüten; aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er stürbe, so würde Wihl sich hinsetzen und die zur Completirung nöthigen Gedichte aus Freundschaft für ihn abfassen und seinem Nachlaß einverleiben. Auch auf einen sehr kitzlichen Punct, auf sein Buch über Börne, brachte er das Gespräch und ich verhehlte ihm meine Ansicht nicht. Im Allgemeinen hat Heine einen unerwartet günstigen Eindruck auf mich hervorgebracht. Er ist allerdings etwas angerundet, aber keineswegs dick und in seinem Gesicht mit den kleinen scharfen Augen liegt etwas Zutrauen-Einflößendes. Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück in's Meer hinunter taucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichthum gebietet, das tritt aus seiner Gestalt, wie aus seiner Rede hervor. Seine Bemerkungen über Grabbe, Kleist, Immermann u. s. w. trafen jedes Mal den innersten Lebenspunct. Ich glaube, er ist der unerbittlichste Feind aller Mittelmäßigkeit, auch der wahrhaft poetischen, die es zu Nichts bringt, aber die Kraft weiß er zu respectiren. Uebrigens gab er sich Mühe, wie ich merkte, und darin folgte er Campe's Rath. Dieser schrieb ihm: „nehmen Sie Sich Selbst zusammen, denn Sie sehen in Hebbel einen Dichter, der bald —“ Weiter konnte ich nicht lesen, aber was folgte, kann nichts Schlimmes gewesen seyn. Ich bitte Dich sehr, den vielleicht in Dir aufsteigenden Verdacht, als ob ich den Brief geöffnet hätte, fahren zu lassen. Ein solches Verbrechen habe ich nicht begangen, obgleich es für einen Schriftsteller nicht ganz gleichgültig seyn kann, wie Campe an Heine über ihn schreibt. Das Papier des Briefes war so durchsichtig, daß ich die Stelle lesen mußte, sobald mein Auge nur auf die Adresse fiel. Daß Campe mich warm empfohlen und ehrenvoll über mich gesprochen hat, merkte ich freilich auch schon an der Aufnahme, die ich bei Gathy fand.

Von Heine ging ich in den Dom der Invaliden, um Napoleons Grab zu sehen. Aber darin hatte ich Mißgeschick. Es wird daran gearbeitet und man kann erst in 5 Monaten wieder Zutritt erhalten. Ich sah also bloß die Ueberbleibsel der großen Heere, die greisen, verkrüppelten Gestalten, die sich im Garten von der Sonne durchwärmen ließen, und die in der Kapelle aufgehängten Fahnen, die Trophäen der Napoleonschen Siege, die unzählbar sind.

Nun fuhr ich mit meinen Sachen nach St. Germain heraus, wo ich zwei kleine Zimmer habe und bis zum 1sten October bleiben werde. Paris habe ich noch nicht genug gesehen, um es beschreiben zu können. Bei Leroux habe ich zwei Mal gegessen, einmal Hasenbraten und ein Rebhuhn; der Blick in die kleine beschränkte Haushaltung vergegenwärtigte mir die unsrige und rührte mich bis zur Wehmuth. Paris ist groß, St. Germain mit seinen Terrassen ist schön — was hilft es mir, ich fühle mich unbehaglich! Womit ich meinen Brief gestern angefangen hatte, damit muß ich ihn heute wenigstens schließen; ich habe mein Gefühl lange genug zurück gehalten. Diese Welt paßt nicht für mich, sie paßt überhaupt nicht für den Deutschen. Ich bedarf des Familien-Lebens, ich muß

eine Brust haben, an die ich mein wüstes, müdes Haupt anlehnen darf, ich muß bei Dir seyn. Was Heine über Immermann sagte, das gilt auch von mir. Ohne Dich bin ich Nichts. Dies würde ich allenthalben fühlen, auch in Deutschland, auch in Wien und Berlin. Hier fühle ich es doppelt. Ich bin über die Jahre hinaus, wo der Mensch sich noch in eine neue Form gießen läßt, und an die französische kann ich mich am allerwenigsten gewöhnen.

Ueber Frankreich und Paris hat Keiner richtiger gesprochen, als Dingelstedt. Es ist wahr, man kann im Hause nicht die geringsten Bequemlichkeiten haben, es läßt sich gar nicht einrichten, die Leute würden glauben, man wolle die Welt auf den Kopf stellen. Der Franzose lebt nur im Hotel und auf der Straße. Dabei ist Alles rasend theuer; nur der Bettler kann hier billig leben.

Mit der Judith auf's Theatre français zu gelangen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Leroux, auf dessen Beistand ich mich verlassen hatte, ist selbst Dramatiker und hat kurz nach einander zwei Körbe davon getragen; er wird sich meinetwegen nicht um den dritten bewerben. Ohnehin spricht er kein Wort Deutsch. Die französischen Dichter, die einmal en vogue sind, bewachen die Zugänge zu ihrer Bühne eben so eifersüchtig, wie die Deutschen. Zu den allgemeinen Hindernissen, die ich mit Anderen theile, steht mir auch noch das Besondere im Wege, daß ich der Sprache nicht mächtig, und unfähig bin, sie mir noch anzueignen.

Mir steht ein Winter bevor, der mir allerdings Gelegenheit bieten wird, viel Schönes und Großes zu sehen, der mir aber nicht viele Freuden bringen kann. Ich werde mich ungeheuer einschränken müssen, um nur nothdürftig mit meinem Gelde auszukommen. Die Reise hat mir an 100 ℳ gekostet und Keiner der Handwerksburschen hat weniger ausgegeben, man kann gar nicht anders. Jede Tasse Kaffee kostet 4 bis 5 Schilling; essen kann man nicht unter 1 $1/2$ Fr. (16 bis 18 ß) und dafür erhält man noch schlechte Speisen und wird kaum halb satt, wenn man nicht sehr viel Brot hinein ißt. Oefen sieht man hier nirgends und die Kamine sind so beschaffen, daß man gewiß für 100 ℳ Holz verbrauchte, wenn man den Winter hindurch auch nur ein einziges kleines Zimmer heizen wollte. Schirges kann bei seiner Darstellung nur die Arbeitsleute im Auge gehabt haben; wer sich auch nur nothdürftig auf anständigem Fuß halten will, bedarf eines vollen Beutels.

Höchst wahrscheinlich kehre ich im Frühling nach Hamburg zurück, denn die Kosten steigen noch in Italien und es ist durchaus unmöglich, sie von meinen Einnahmen zu bestreiten. Dann gehen wir zusammen nach Berlin, und zwar gleich oder doch bald. Dort versuche ich, ob ich mit meinen neuen Stücken nicht etwas ausrichten kann, und niemals trennen wir uns wieder. Ich werde nach Copenhagen schreiben, sobald ich St. Germain verlassen habe und wieder in Paris bin, und Oehlenschläger meine ganze Lage auseinandersetzen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so wird es der dänischen Regierung gleichgültig seyn, ob ich mein Geld in Italien oder in Deutschland verzehre. Oehlenschläger wird es wissen. — — —

Wir verabredeten, daß Du erst auf meinen zweiten Brief antworten solltest. Aber so lange kann ich unmöglich warten! Wenn Dir dies Lebenszeichen von

mir lieb ist, so schicke auch mir ein's von Dir! Ich schmachte darnach. Bis zum 1sten October bleibe ich in St. Germain, 4 bis 5 Tage geht dieser Brief, wenn Du gleich schreibst, so kann ich Deine Antwort noch hier erhalten. Aber gleich, bitte, sonst würde der Brief verloren gehen. Meine Adresse steht inwendig im Couvert. Herzliche Grüße an Schütze und Janens. Darf ich Deine Mutter und was sonst im Hause ist, grüßen lassen? Ich küße und umarme Dich!

Küße den Max drei Mal für mich!

Paris d. 3ten Oktober 1843.

Endlich, seit Sonntag-Mittag, bin ich in Paris. Dies Sct. Germain wird mir unvergeßlich seyn! Ohne Bücher, ohne Gesellschaft, ohne die Fähigkeit zu arbeiten, habe ich mich gränzenlos gelangweilt. Über meinen Tag war wirklich nichts weiter zu sagen, als daß er aus 24 Stunden bestand. Einen schlechteren Rath hätte Herr Schirges mir gar nicht geben können. In Wesselburen wäre ich eben so gut aufgehoben gewesen. Die einzige Freude, die ich in dem Nest erlebte, war Dein Brief. Auch gespart habe ich nicht dabei, denn da das Zimmer vom 1sten Sept: an für mich zurückgehalten war, so mußte ich für den ganzen Monat bezahlen. Ich lief, um nur müde zu werden, 5 bis 6 Stunden in Einem fort im Walde herum und pflückte Brombeeren. Dann aß ich Brot und Weintrauben oder ging in eine Restauration, um für sehr viel Geld ganz erbärmlich zu essen. Nun wieder fort, auf die Terrasse, oder sonst wohin. Zuletzt that die Sonne mir den Gefallen und ging unter. Paris liegt 4 bis 5 Meilen von St. Germain. Ich machte mich einmal zu Fuß dahin auf den Weg, aber es gehörte wirklich meine Ausdauer im Gehen dazu, um nicht wieder umzukehren. Wie ich anlangte, war ich todtmüde. Des Morgens um 8 Uhr war ich ausgegangen, Nachmittags um 3 war ich da. Denselben Tag zurück zu kehren, war unmöglich, da ich für's Fahren keine 1½ Frank ausgeben wollte. In einem Hotel zu übernachten wäre noch theurer gekommen, ich hätte es nicht unter 3 Fr. gehabt. Was that ich also? Ich legte mich auf der Straße schlafen. Zuerst auf einer Bank an den Boulevards. Aber es fing zu regnen an. Ich bettete mich auf das Portal einer Kirche, d. h. auf die Schwelle desselben, wo ich durch das vorspringende Dach vor dem Regen geschützt war. Aber die Steine waren zu kalt. Ich stand nach einer halben Stunde wieder auf und suchte mir einen anderen Platz. Endlich fand ich ein Haus, woran gebaut wurde. Ich kletterte hinein und setzte mich auf eine Leiter. Als es 4 schlug, machte ich mich wieder auf den Weg nach St. Germain. Mit blutenden Füßen kam ich dort an. Natürlich dachte ich nicht daran, die Tour zu wiederholen. Dagegen war ich in Versailles, das nur einige Stunden von St. Germain entfernt ist. Von der Pracht dieses Königsbaus kann man sich gar keinen Begriff machen. Das Grandiose des Schlosses, die unendliche Masse von Statuen und Gemälden, die unabsehbare Reihe von Gallerien und Prunkgemächern, die Tausende von Fontainen im Garten, dies Alles läßt kaum den Gedanken an eine menschliche Wohnung aufkommen. Es ist ein erdrückender Eindruck. Das Ganze läßt sich nicht bewältigen und bei dem Einzelnen kann man nicht verweilen, man hat keine Ruhe,

einem solchen Reichthum gegenüber. Man würde sich nicht wundern, zur Abwechselung auch einmal einen der Sääle mit Goldstücken gepflastert zu finden, man würde sich gewiß keinen Augenblick bedenken, darauf zu treten. Wer bleibt denn noch stehen vor einer Statue, wenn er die Statuen Regimentsweise aufgestellt sieht. Wer betrachtet ein Gemälde, wenn die Gemälde, wie Kartenblätter, umher gestreut sind! Das Höchste, das Schönste sinkt im Preis, wenn es nicht mehr das Einzige ist. Aber ich wußte mich doch bald zu fassen, ich machte es, wie ich es schon öfter machte, wenn Sinne und Organe nicht mehr ausreichten, ich suchte das Verwandteste auf und klammerte mich an dieses an. Das Verwandteste auf diesem Boden ist mir aber das Historische. Mehr Portraits weltgeschichtlich bedeutender Personen, wie hier, findet man gewiß nirgends beisammen und für die Treue bürgt der Ort, wo sie hängen. Es ist eine ganze Gallerie. Ich sah Maria Stuart, Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolphs, Don Karlos, mit einem schrecklich unbedeutenden Gesicht, Friedrich den Zweiten, alle französischen Könige, dazwischen die großen Künstler und Dichter. In einer anderen Reihe von Säälen trifft man Darstellungen aus der neueren Geschichte. Man sieht Napoleon in der Schlacht, man sieht ihn, wie er Josephine krönt, wie der Erzherzog Karl ihm Visite macht, wie er sich mit Marie Louise verheirathet, wie er in Fontainebleau von seinen Generalen Abschied nimmt. Dann tritt man in ein anderes Zimmer, und erblickt Ludwig den Achtzehnten, wie er verdaut, oder Karl den Zehnten, wie er sich des schönen silbernen Sterns erfreut, der auf seiner Brust schimmert. Nun kommt Louis Philipp, wie er den Eid ablegt; wie er ihn bricht, ist bis jetzt nicht dargestellt. Ich hätte diesen Bürgerkönig persönlich sehen können, wenn ich hätte warten wollen, denn er kam den Tag, wo ich draußen war, gerade nach Versailles. Einmal glaubte ich schon, daß mir dies seltne Glück zu Theil würde, indem ich sechsspännige Hof-Equipagen erblickte, aber ein Franzose, dem ich es später erzählte, lachte mich aus; er erscheint nicht anders, als in einem kugeldichten Wagen, die Pferde mit Schaum bedeckt und von 100 bis 200 Musketiren umringt, wie Ludwig der Elfte aufzuziehen pflegte, wenn er nicht umhin konnte, sich seinen „lieben Getreuen“ zu zeigen. Auch im Louvre war ich, gestern Vormittag, wie ich denn jetzt mit dem Besehen und Benutzen der hiesigen Kunst- und wissenschaftlichen Schätze alles Ernstes beginnen und fort fahren werde. Dort weiß man nun vollends nicht durchzufinden. Eine der Gemälde-Gallerien ist so groß, daß, wenn man oben eintritt, ich mit meinem scharfen Auge das Ende nicht absehen kann und es hängt kein Bild darin, das nicht ein Meisterstück ist, das nicht von einem Raphael, Rubens Guido Reni, Murillo pp. herrührt. Ich wollte mir gestern nur eine flüchtige Übersicht dessen verschaffen, was denn im Louvre Alles zu betrachten sey, aber schon dies überstieg bei Weitem die Möglichkeit, es ist eine Reise, die Gemächer und Sääle, die von Bilderwerken und den kostbarsten Alterthümern voll sind, auch nur zu durchwandern, eine Reise, auf der ein Fußgänger, wie ich, vor dem Ziel ermüdet. Morgen gehe ich in's Pantheon. Dahin habe ich, von meiner Wohnung aus, die doch so ziemlich in der Mitte der Stadt liegt, über 1½ Stunden. Hierin hast Du den Maaßstab für die hiesigen Entfernungen.

Dem guten Schirges hat es beliebt oder ist es begegnet, meine jetzige Lage mit seiner ehemaligen völlig zu identificiren und darnach seine Anmeldungs- und Empfehlungsbriefe abzufassen. Ich weiß nicht, ist das Absicht oder Irrthum. Jedenfalls hat es große Verdrießlichkeiten mit sich geführt. Ich habe volle 14 Tage verloren und bin mit Menschen in Verbindung gekommen, die ich gewiß eher gemieden, als gesucht haben würde, wenn er mich nicht an sie adressirt hätte. Dieser Hagen, ein Hamburger Muttersöhnchen, dem es noch nie gefehlt hat, ist ein Gesell, wie mir noch Keiner vorkam. Er geht mit mir um, wie mit Hinz und Kunz, denn er betrachtet, ohne das Geringste geleistet, ja, ohne auch nur Hoffnung gegeben zu haben, jemals etwas leisten zu können, die Ersten als seines Gleichen. Anfangs bildete ich mir ein, daß er eines geistigen Eindrucks fähig sey und daß es ihm wie dem Landjunker gehen würde, der erschrocken aufsprang, als er sah, daß er mit dem König zu Tisch saß. Weit gefehlt. Wir rütteln uns nur um so ärger, und stellen uns für die Krone blind, obgleich sie uns in die Augen blitzt, daß uns Hören und Sehen vergeht. Ich ärgere mich und finde es unverschämt von Herrn Schirges, daß er sich erlaubte, mich mit solchen Leuten zusammen zu führen. Man braucht Zeit, um einen Menschen kennen zu lernen, in der Zeit nimmt man von demselben in einer wildfremden Stadt allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten an und spricht sich gegen ihn aus, später muß man ihn nothgedrungen links liegen lassen und dann hat man einen heimlichen Feind auf dem Nacken und die üble Nachrede obendrein. Herr Hagen hat, denke Dir! schon Brochüren für Gutzkow geschrieben! Das erfuhr ich, als er mich zu Heine führte, von Heine. Er behauptet jetzt allerdings, daß die Zeit, worin das geschehen konnte, längst vorbei sey, auch will ich es glauben, wenn ich nicht annehmen soll, daß er der ärgste Heuchler ist, aber es ist und bleibt doch auffallend. —

Heine habe ich noch nicht wieder gesehen, da ich Sonntag erst in Paris wieder eingetroffen bin, eben so wenig Gathy. Ich werde Beide in den nächsten Tagen besuchen, um ihnen meine Adresse mitzutheilen; in St. Germain hatte ich nicht das Recht, eine Gegenvisite zu erwarten. Heine hat, wie mir Dr. Bamberg sagt, sehr günstig über mich gesprochen; ich zweifle nicht an der Wahrheit, weiß aber nicht, ob es aus dem rechten Grunde oder aus Klugheit geschieht. Mein Name fängt an, was zu bedeuten, das merk' ich an allerlei Zeichen.

Öhlenschlägers Brief will mir nicht recht gefallen, es steht ein wenig viel zwischen den Zeilen. Ich bin überzeugt, der Punct ist da, wo dies Verhältniß sich umbiegt. „Es wird schon kommen, wenn einmal ein genialer Kunstrichter eine Abhandlung über meine Werke schreibt!“ Hast Du das nicht verstanden? Die Verehrung, die ich ihm als Menschen zolle, kann ich doch unmöglich auf den Dichter übertragen; noch weniger kann ich meine Dankbarkeit auf Kosten der Wahrheit darlegen, meine Schuld aus fremdem Beutel bezahlen. Gott weiß, was ich darum geben würde, wenn ich ihm einen Verleger zu verschaffen wüßte, aber ihn öffentlich vor ganz Deutschland als großen Tragiker proclamiren, das kann ich nicht! Eine Verständigung ist nicht möglich, es schmerzt mich tief, denn er mag sich in Zukunft gegen mich stellen, wie er will, ich werde ihn bis an meinen Tod lieben und hochschätzen. Es ist eine Schwäche von ihm, daß er

in Deutschland eben so viel Anerkennung verlangt, als in Dänemark, aber sie ist verzeihlich bei dem großen Erfolg, den er im Norden gehabt hat. Der hat ihm das Urtheil über sich selbst verrückt.

Mein geistiges Leben regt sich wieder, aber bis jetzt nur wenig. Ich habe ein Gedicht gemacht, das ich Dir nicht beischließe, da es nicht viel bedeutet, und eine schon in Hamburg angefangene Scene an Maria Magdalena geschlossen. Im Fahrwasser bin ich noch nicht, hoffentlich wird es bald kommen.

Gestern, Donnerstag, habe ich einen Tag erlebt, wie ein Feenmärchen. Was habe ich Alles gesehen! Dr. Bamberg machte sich um 12 Uhr mit mir nach dem Pantheon auf den Weg. „Wir wollen aber Alles mitnehmen — sagte er — was wir unterwegs treffen!“ Ich war es zufrieden. Wir sahen zuerst die Academie der bildenden Künste, und kamen gerade zur rechten Zeit, weil die Ausstellung der von den Schülern zur Preisbewerbung eingereichten Gemälde, Basreliefs u. s. w. gerade eröffnet wurde. Wer hat ein Urtheil, wenn er durch einen Saal auf Sturmwindsflügeln dahin eilt! Dann besichtigten wir das erste Hospital von Paris. Dort haben es die Kranken gut, wir durchwandelten ein Paar Sääle und ich sah viele hübsche Mädchengesichter, mehr fast, wie auf den Straßen, denn die Weiber sind hier auffallend häßlich, es herrscht unter den Deutschen nur eine Stimme darüber. Nun standen wir auf einmal vor der Notre Dame de Paris. Ein wahrhaft mittelalterliches Gebäude, schwarz, finster, schnörkelhaft, das ungefähr wie eine Krähe aussieht, die sich verspätet hat und die mit blinden Augen in den rings umher aufgeblühten Mai hinein stiert. Nicht weit davon ist der in der Geschichte der Revolution so berühmte Justizpalast, den Robespierre zu Gefängnissen einrichten ließ. Jetzt werden die Assisen darin gehalten. Diesem benachbart das Gefängniß, worin Maria Antoinette weinte, bis sie ihre schönen Augen zugleich mit dem Kopf einbüßte. Hierauf kamen wir zur Kirche der heiligen Genoveva. Wir gingen hinein und sahen das Grab der Heiligen, das durfte ich unmöglich versäumen. Nun waren wir am Ziel, wir standen vor dem Pantheon. Welch ein Gebäude! Einen solchen Eindruck hat noch kein Werk der Architectur auf mich gemacht. Es verdient allein eine Reise nach Paris; wenn Einer hierher käme, sich unmittelbar nach dem Pantheon fahren ließe und nachdem er ein Bild von diesem in den Schrein seiner Seele aufgenommen hätte, wieder abreis'te, er würde belohnt seyn! Von außen treten dem Auge die einfachsten, edelsten Verhältnisse entgegen; Säulen, wie Eichen, Wände, wie geglättete Felsen. Im Innern ein ungeheures, heiterstilles Oval; die Kämpfe sind abgethan, die Kraft ist erprobt, hier darf die Größe in ungestörtem Frieden sich selbst genießen. In der Mitte, wo eine Säulen-Gruppe in dem großen Oval ein kleineres abschneidet, sind Tafeln angebracht, auf denen die Namen der in der Juli-Revolution Gefallenen verzeichnet stehen; oben erblickt man vier Fresken: die Göttinnen des Todes, des Vaterlandes, der Freiheit und des Ruhms, letztere, wie sie Napoleon umarmt. Ganz oben die Apotheose Ludwigs des Sechszehnten, die man glücklicherweise nicht deutlich genug sieht, die also auch nicht stört, was sie sonst bei dem wichtigen Gegenstand leicht könnte. Im Hintergrund steht eine kolossale Statue der Göttin des Ruhms, die die Spitze der Kuppel zieren soll. Nun wurden wir in die Gewölbe

hinab geführt, die, nicht ganz finster und nicht ganz hell, jene Dämmerung, worin man sich die Schatten der Abgeschiedenen immer unwillkürlich denkt, ergreifend vergegenwärtigen. Rechts beim Eintritt ruht Jean Jacques Rousseau, links Voltaire. Dann kommt das Monument des Baumeisters, dem der Platz wohl zu gönnen ist. Hierauf eine Masse untergeordneter militairischer oder Senatoren-Berühmtheiten; Kork auf den Wellen der Zeit. Nun unterbrach der Kastellan die ernste Stimmung, in der ich mich befand, durch — ein Echo, das wir bewundern sollten, dann sollten wir den Rückweg antreten. Ich fragte nach Mirabeau. „Der ist nicht mehr zu sehen!" Mirabeau nicht mehr zu sehen? Ich erstaunte. Der Kastellan führte uns jetzt an den Ort, wo seine Asche ruht. Der Name war übergepinselt, man konnte ihn nicht mehr lesen! Denke Dir! Ich würde den Zeitungen dies Factum nicht geglaubt haben, aber ich habe es gesehen. Das ist Louis Philipp! Nun bestiegen wir die Kuppel, bis in die höchste Spitze. Eine göttliche Aussicht! Hierauf gingen wir in den Jardin des plantes. Dort sah ich eine Ceder vom Libanon, zwei Giraffen, zwei Elephanten, Kameele, Rennthiere, Bären, Löwen, Adler, genug Alles, was aus dem Thierreich interessiren kann. Besonders imponirte mir der große Elephant; das ist kein Thier, sondern ein Chaos von vielen Thieren. Jetzt machten wir uns auf den Rückweg. Unterwegs sah ich noch das Stadthaus, wo Robespiere sich zu erschießen suchte, den Grèveplatz, wo die Guillotine gewirthschaftet, den speciellen Ort an der Seine, wo sie gestanden hat. Das war doch wohl genug für einen Tag? Dies war aber auch der erste Tag, den ich wirklich in Paris verlebte. Es ist eine fabelhafte Manigfaltigkeit.

Heute morgen, es ist Freitag, ging ich zu Heine. Ich traf ihn in seiner Thür, im Begriff auszugehen. Er wollte umkehren, ich gab es nicht zu, wir gingen also auf den Boulevards mit einander spatzieren. Er klagte über Campe und wieder über Campe und noch einmal über Campe. Der behandle ihn noch immer, wie vor 15 Jahren; er werde sich gezwungen sehen, von ihm abzugehen u. s. w. Nachdem er mir seine Verhältnisse mit Campe lang und breit auseinandergesetzt hatte, ersuchte er mich geradezu, den Vermittler zu machen und Campe über ihn und seine Lage zu schreiben. Ich sah nichts Verfängliches darin, und versprach es ihm, werde es auch thun, vielleicht noch heute, aber natürlich mit höchster Vorsicht. Besonders wurmte es ihn, daß das einzige Blatt, das Campe zu Gebote stehe, der Telegraph, nur dazu da sey, ihn herunter zu reißen. Ich sehe, Campe verfährt mit allen Autoren auf gleiche Weise; auch gegen Heine beklagt er sich über Mangel an Absatz, und druckt dabei Auflagen, die für die Ewigkeit ausreichen könnten. Heine wäre übrigens auch ohne meinen Besuch zu mir gekommen; er hatte sich gestern von Hagen meine Adresse geben lassen, wie er mir sagte. Bei alledem gefiel er mir heute weniger, als das erste Mal, freilich klagte er über Kopfweh. Auch er fängt an, alt zu werden und deshalb die Welt für alt anzusehen; er meint, mit den großen Schriftstellern in Deutschland sey es wohl vorbei, ich erwiederte ihm: er möge sich hüten, in's feindliche Lager überzugehen und die sonstige Anschauung, die er sein Lebelang bekämpft habe, selbst zu gewinnen. Er bat mich, ihm die Judith zu schicken, ich werde es thun, und wenn er das Werk nicht auffaßt und auf-

nimmt, wie dasselbe es verdient, so wird unser Umgang aufhören. Ich weiß, was es werth ist.

Nun liebste Elise, lebe wohl und antworte mir bald. Märchens Krankheit hat hoffentlich Nichts zu bedeuten gehabt; da er noch so viele Zähne bekommen soll, so sind Zufälle der Art nicht so beunruhigend, wie sie sonst seyn würden.

Wenn ich eine Form finde für Reise-Darstellungen, so werde ich Dir so ausführliche Briefe nicht wieder schreiben, sondern solche Beschreibungen gleich an's Morgenblatt schicken. Bei etwas Überarbeitung wäre dieser Brief schon ganz dafür geeignet, wie ich glaube.

Wohl ist und wird es mir hier nicht; aber ich nehme Viel in mich auf auf, und wenn der Himmel nur will, daß ich arbeiten kann, so muß ich schon zufrieden seyn.

Meine jetzige Wohnung liegt in einer schönen Straße und ist doch recht elegant. Deine Briefe hast Du zu adressiren: Rue des petites écuries, N. 49; faubourg poissonière. Ich hoffe, Du antwortest umgehend. Grüße Alles!

Ich küsse Dich!

Paris d. 23sten Octobr. 1843.*)

Gestern Mittag, als ich um 1 Uhr sorglos von einem Spaziergange zu Hause kam, fand ich Deinen Brief vor. Ich freute mich, als er so dick war. Wie ward mir zu Muthe, als ich ihn öffnete und nur einen Blick hinein that! Es war mir nicht möglich, ich konnte ihn nicht lesen. Ich setzte mich augenblicklich nieder und schrieb Dir im ungeheuersten Schmerz einige Zeilen. Ich wußte nicht, was ich schrieb, ich sah es nicht, vor meinen strömmenden Thränen konnte ich meine eigenen Buchstaben nicht sehen. Ich schrieb Dir Nichts weiter, als die drei Worte: ich komme, Gott tröste Dich! Ich siegelte das Blatt ein und eilte damit auf die Post. Aber sie war schon geschlossen, ich mußte meinen Brief wieder zurücktragen. Es ist gut, daß Du dies Blatt nicht erhältst.

Ich sage Dir Nichts davon, welch einen Tag ich verlebt habe. Ich irrte durch die Straßen der Stadt, ich sah die Steine an und freute mich, daß sie stumm sind. Erst spät um 5 Uhr hatte ich die Kraft, Deinen Brief zu lesen. Wohl kannst Du denken, daß es nicht in einer Folge geschah. Was ein Vater bei dem Tode seines Sohnes empfinden kann, das habe ich empfunden, das empfinde ich. Ich habe in die Luft gegriffen nach Deiner Hand, aber ich habe nicht das Bewußtseyn in mir gehabt, sie zu erfassen, ich fühlte mich allein, schrecklich allein. O mein Max, mein holdes, lächelndes Kind! So bist Du dahin? Eins hast Du nun vor mir voraus: Dir kann kein Sohn sterben! Laß' mir nur Deine Mutter! Umschwebe sie, flüstre ihr zu, daß ich sie jetzt nöthiger brauche, als Du!

Nein, ich hatte keine Ahnung, nicht die geringste. Nur Sonnabend-Abend zwischen 8 und 9 Uhr überkam mich auf einmal eine tiefe Angst, meine Kniee fingen an, zu schlottern, es überlief mich kalt. War das die Wirkung Deines

---

*) Vergleiche über die in den nachstehenden Briefen behandelte Katastrophe die „Tagebücher" II, S. 9—15.

Briefes, der sich Paris näherte? Oder war es — ich denke mir das Entsetzlichste, ich mag es nicht schreiben! Wenn Gott einen Funken Erbarmen für mich hat, so muß ich mich täuschen.

Ja, Elise, ich zittre jetzt für Dich. Die übermenschliche Kraft, die Du in und nach der Krankheit aufgeboten hast, die mich selbst in Deinem Brief noch mit Schauder erfüllt, läßt mich im Geist vor einem Verlust zittern, gegen den selbst dieser verschwindet. Wenn ich noch eine Antwort auf diesen meinen Brief von Dir erhalte, und wenn Du mir schreiben kannst, daß Du gesund bist, so will ich meine Hände falten und sprechen: Gott hat mir meinen höchsten Wunsch gewährt, er ist mir Nichts mehr schuldig.

O, erhalte Dich mir! Auf meinen Knieen flehe ich Dich an: bekämpfe Deinen Schmerz! Wenn Du es nicht thust, so bereitest Du mir ein Weh, welches das Deinige noch übertrifft. Dies bedenke! Du bist das einzige Band, das mich an das Leben noch fesselt, nicht das Leben hat Werth für mich, nur das Band. Du weißt, wie ich in Copenhagen litt, als Dein Brief nur 3 Tage ausblieb. Darnach nimm das Maaß für das, was ich jetzt leide. Aber fürchte nicht für meine Gesundheit; die wird dadurch nicht angegriffen, ich werde nur innerlich immer mehr getrübt. — — — — — — — — — — —

Das Schreiben wird mir schwer, aber so tief ich den Verlust des Kindes empfinde, meine Angst um Dich überwiegt meinen Schmerz. Ich werde schlimme Tage haben, bis Dein Brief kommt. Wenn er aber nur kommt, so werde ich reichlich belohnt. Innigsten, innigsten Dank allen Freunden! Ueber das Kind kann ich, darf ich jetzt nicht zu Dir sprechen, dazu bin ich nicht gefaßt genug. Ich zweifle nicht, daß er an der Gehirn-Entzündung gestorben ist, suche den Grund aber nicht in äußeren Dingen, sondern in seiner zu rasch vorschreitenden geistigen Entwickelung. Ach, der Grund gilt nun gleich. Seciren haben sie ihn wollen und haben geglaubt, ich würde es gestatten? Die Hunde! Mit einer Ohrfeige hätte ich auf eine solche Frage geantwortet. Dank, Dank Deiner Mutter, Deinem Vater, Allen, Allen! Was mit Geld zu erstatten ist, das erstatte ich. Wenn nur Du mir bleibst, ist mir um die Zukunft nicht bange!

Du fragst nach Heines Urtheil über Judith. Es ist das Günstigste, Anerkennendste. Er sprach, als er mir sie wieder brachte, von Bewundern und Anstaunen; er hat hinter meinem Rücken gesagt: ich sey der bedeutendste Dichter von allen, und zu mir selbst: er begreife nicht, wie ein solches Werk in uns'rer Zeit möglich sey. Vielleicht lächelst Du, indem Du es liesest. Nur darum schreib' ich's Dir — sonst ist mir jetzt Alles gleich, was nicht mit Dir zusammenhängt. Uebrigens ist Heine, zum Theil wohl auf meinen Rath, vor 3 Tagen nach Hamburg abgereis't. Doch darf dies, falls er noch nicht da ist, Keiner wissen, denn er denkt zu überraschen. — Um Gottes Willen nimm doch das fremde Kind nicht zu Dir! Bin ich Dir denn gar Nichts? Willst Du Dich mit Gewalt aufreiben? Ich bitte, ich beschwöre Dich, schone Dich und prüfe Deine Kräfte wohl, ehe Du irgend einen Entschluß fassest. Ich komme mit Freuden zu Dir, sobald Du es willst. Nur Du! Nur Du sollst mir bleiben! Für den Fall, daß Du von dem Brief an Campe Gebrauch machst, geht vielleicht Einer der Freunde zu ihm oder Du schreibst ihm ein Paar Zeilen!

Nun, allertheuerste Elise, befehle ich Dich Gott und schließe diesen Brief mit mehr Angst, als Hoffnung. Das Blatt Papier, was Du ergreifst, um mir zu antworten, sieh wohl an, es ist dasjenige, was mir, so lange ich lebe, die größte Freude bereiten wird.

Diesmal frankire ich nicht, wegen größerer Sicherheit des Briefes, thu' Du es auch nicht!

Paris, Mittwoch den 25sten October 1843.

Vorgestern gab ich meinen ersten Brief an Dich auf die Post. Er ist leider noch lange nicht bei Dir, aber ich will ihm gleich heute diesen nachfolgen lassen, dann kommt er zwei Tage später, als der andere. Er wird Dir lieb seyn. Was gäbe ich darum, wenn Du einen ähnlichen Gedanken gehabt hättest, wenn ich heute oder morgen auch von Dir wieder einen Brief empfinge! Doch ich will geduldig warten. Möge Gott mich dafür belohnen!

„Sucht mich, ich habe mich versteckt! Wer mich am meisten liebt, wird mich am ersten wieder finden!“ Gefallen Dir diese Worte? Sie sind mir im tiefsten Schmerz gekommen. Wenn sie Dir gefallen, so — ich mag's nicht ausschreiben. Aber auch dies soll mit darauf stehen: Friedrich Hebbels Sohn! Dazu Name, Geburtstag, Todestag. Entscheide Du in Deinem Gefühl, ob jene Worte sich eignen; ich glaube nicht, daß sie etwas Auffallendes haben, aber ich kann in diesem Moment über Nichts urtheilen.

O Elise, Du hast dies Glück doch wenigstens genossen! Aber ich! Dem die Angst vor der Zukunft die Freude an der Gegenwart fast immer trübt! Denke Dir, wie mich dieser Schlag getroffen hat. Ich sage Dir: Rousseaus Tod war Nichts dagegen. Da hast Du das Maaß. Später, später über diese Tage! Jetzt wäre es Mord an Dir, an mir selbst! Heraus ziehen kann man das Schwert nicht wieder. Warum es umkehren in der Wunde!

O, warum reichen die Gedanken der Menschen so weit und doch nicht weit genug! Warum hinaus über die Stunde und doch nicht in die Ewigkeit hinein! Auf das Leben dieses Kindes habe ich sicherer gerechnet, als auf mein eigenes.

Und nun das Zittern, das Bangen um Dich! Mögest Du über den Todten den Lebendigen nicht vergessen! Der Tag, an dem ich wieder einen Brief von Dir erhalte, wird mir der heiligste meines Lebens seyn! Daß Du dieß jetzt fühltest, daß Du mir schriebest, ohne erst meine Antwort abzuwarten! Doch, es giebt keine Ahnung. Wir wissen es nun! Und in diesem Augenblick ist es ein Trost für mich!

Mach Dir nur, wenn Du diesen Brief empfängst, keine Sorge um mein Physisches. Darin bin ich anders organisirt, wie Viele. Bei mir führen Körper und Geist eine getrennte Wirthschaft. Ich kann essen und trinken, ich kann sogar einigermaßen schlafen; aber ich fühle den Schmerz bis zur Vernichtung, ich fühle ihn bis zu dem Punct, wo er die arme Menschen-Seele wieder selbst von sich befreit, indem er größer wird, als sie und ihr das Bewußtseyn raubt, was sie ist und daß sie ist. Ich folge Dr. Bamberg's freundschaftlichen Bemühungen um mich, ich gehe mit ihm in die Gallerieen und durch die Straßen, aber es

ist doch nicht viel anders, als ob man aus Gefälligkeit die Augen schließt, um Andere glauben zu machen, daß man schlafe. Dieß Alles ist eben so natürlich bei mir, als die entgegengesetzte Erscheinung, daß ich in Krankheiten, die bei den Meisten alle Geistes-Functionen aufheben, mit einer fast noch größeren Lebhaftigkeit, wie in gesunden Zuständen, Ideen entwickle und darstelle; mein Geist nimmt wenig Notiz vom Leib, mein Leib wenig vom Geist.

Theuerste Elise, bei Dir ist es anders, aber zwinge Dich zum Essen und Trinken, zum Schlafen! Man kann's, man kann sich in's Oede, Dumpfe hinein drängen, wo nicht der innere Mensch aufathmet, aber doch der äußere sich stärkt. Thu's um meinetwillen! Auch ich mach' es so! Deinen Brief kann ich nicht ansehen, oder die Thränen springen mir aus den Augen und mein Herz krampft sich, und das ist immer noch süßer, als das wüste Brüten über dem Nichts, aber eben deshalb habe ich ihn weggeschlossen. Nimm Bücher zur Hand! Stelle die Gegenstände, die Dich zu lebhaft erinnern, bei Seite! Und vor Allem! gedenke mein, vergiß nicht, daß Du, wenn Du dem Schmerz über das Kind zu sehr nachhängst, mir einen Schmerz bereiten kannst, der Alles, was mich sonst treffen könnte, übersteigt. Denn das ist im Leben das Entsetzlichste, daß eben das, was die Quelle unserer Seligkeit ist, die Quelle einer ewigen Qual werden kann! Und das willst Du mir doch gewiß nicht werden!

O, hätte ich erst wieder einen Brief von Dir! Um mich ängstige Du Dich nicht! Und am wenigsten dann, wenn Du weißt, daß ich mich um Dich nicht mehr zu ängstigen brauche.

Welchen Entschluß wirst Du fassen? Berücksichtige, auf den Knieen beschwöre ich Dich, Nichts, als Dich selbst und Deine Gesundheit. Eine See-Reise wird kaum möglich seyn! Zu Lande? Wenn es irgend geht! Es koste, was es wolle, wir müssen uns auf's Schnellste sehen! Nach Berlin? Zerstreuen würde auch das Dich. Oder soll ich nach Hamburg zurückkehren? Nur einen Wink! Ließe es sich einrichten, so wäre es für Dich immer am heilsamsten, nach Paris zu kommen. Nur noch einmal: bedenke Deine Gesundheit und thu' Nichts ohne den Rath unserer Freunde. Zur See, ist wohl kaum denkbar; jedenfalls in der ersten Kajüte, der Unterschied ist ohnehin sehr gering, und die Bequemlichkeiten sind bedeutend größer. Kämst Du, so würdest Du vielleicht meine Briefe und den Homer mitbringen können; mehr von Büchern ja nicht. Wir würden uns sogleich verheirathen und uns als Neu-Verehelichte in den Hamburger Nachrichten empfehlen. Zum Frühjahr gingen wir dann von Paris nach Berlin, woselbst ich meine neue Tragödie — sie ist bis auf 2 Scenen vollendet — zur Darstellung einreichen und, wenn ich in Person anwesend wäre, gewiß auch aufs Theater bringen würde, denn die zwei Scenen werden mir ja wohl kommen, wenn ich diese Katastrophe überstanden habe.

Deinen Brief kann und darf ich noch nicht wieder lesen; verzeih mir, wenn ich auch dieß Mal noch Einiges unbeantwortet lassen sollte. Auf das Wärmste grüße Jahnens und Schütz; ich kann ihnen jetzt nicht schreiben, aber es braucht wohl nicht der Versicherung, daß ich die Dir von ihnen in Deiner Noth bewiesene Theilnahme nie vergessen werde. Ich kann ihnen nichts besseres wünschen, als daß sie nie in einen Fall kommen mögen, wo ich es ihnen vergelten

kann. Wie hat es mich gerührt mit dem Blumenkranz und dem Gedicht! Segen über den, doppelten Gottes-Segen, der es gethan hat.

Ach, meine Angst um Dich! Daß ich nicht bei Dir bin! Liebste, Theuerste, schone Dich, schone Dich! Daß ein Gott es Dir in die Seele geflößt haben möge! Daß mein Brief es Dir nicht zuerst zu sagen brauchte!

Lies immer leichte Bücher, Romane von Scott, Sachen von Hoffmann, aus der Leihbibliothek! Ich bitte Dich dringend darum! Du mußt Dich mit Gewalt zerstreuen, ich weiß wohl, daß Du das entgegengesetzte Bedürfniß fühlst! Und zum dritten Mal: bedenke Nichts, als Dich und Deine Gesundheit, wenn Du unter meinen Vorschlägen wählst. Verliere ich Dich, so habe ich einen Stachel in der Seele, den die Ewigkeit selbst nicht wieder auszieht!

Grüße auf's Herzlichste Deine alte Mutter, die Madme Raschke, Deinen Vater, Albertine!

Campe schreibst Du einfach ein paar Worte mit Deiner Adresse und dem Brief.

Paris den 31ten October 1843.

Ich kann am 5ten November nicht bei Dir seyn; möge dieses Blatt mich vertreten und sich zwischen Dich und meinen Schmerz stellen, wie ich es, meinen eigenen in die Tiefen der Seele hinabdrückend, versuchen würde, wenn ich Dir zur Seite stünde. Zwei Briefe hast Du nun schon von mir empfangen, ich hoffe, daß sie Dein Auge wieder etwas mehr auf mich gelenkt und Dich erinnert haben, den Lebendigen nicht ganz über den Todten zu vergessen. Dies ist der dritte; ich suche Dich mit Gewalt wieder an mich heran zu ziehen; widerstrebe mir nicht zu sehr!

Ich weiß, daß der Tag, an dem Du dieses Blatt erhältst, wieder tief in Deine Seele einschneiden wird. Das kannst Du nicht verhüten! Aber kämpfe mit Deinem Gefühl, nähre es nicht durch Aufregungen, die Du vermeiden kannst, geh' nicht zum Grabe! Entfessele den Vampyr der Selbst-Zerstörung nicht in Deiner Brust, gieb ihm Dein Edelstes nicht preis, schone es für mich, wenn nicht für Dich! Du warst es gewohnt, Dein Kind zu seinem Geburtstag zu beschenken; durch Blumen und buntes Spielzeug kannst Du es jetzt nicht mehr erfreuen, erfreue es denn durch ein klares Auge, ein heiteres Gesicht, damit es in seinem höheren Seyn nicht noch fortgequält werde durch den Anblick Deiner Qual. Was zusammen gehört, das muß sich in alle Ewigkeit zusammen finden, mag dies nun bewußt oder unbewußt geschehen; wer weiß, wo Dein Kind mit seiner Seele voll Liebe Dir wieder entgegen treten, wo es Dir die heimathliche Stätte bereiten wird! Mich wird das Kind wohl nicht suchen, ich konnte ihm noch Nichts seyn, aber Du wirst dann zwischen uns Beiden stehen und uns're Hände in einander legen!

Ich habe acht Tage verlebt, wie noch nie. Erst am Freitag hatte ich den Muth, Deinen Brief zum zweiten Mal zu lesen; all die einzelnen kleinen Züge gingen mir wie ein Messer durch die Brust. Elise, dieser Schmerz ist ein ewiger, aber eben darum brauchen wir ihn nicht durch marterndes Rück-Erinnern zu ernähren und wach zu halten.

Unser Kind ist schlafen gegangen, ehe es müde war. Ein schlimmeres Schicksal ist es, müde zu seyn und nicht schlafen gehen zu dürfen. Ja, mein Max, mein theurer, ewig geliebter Max, wenn mich irgend etwas über das trösten kann, was Du jetzt bist, so ist es der Gedanke an das, was ich selber bin. Ueber Dich hat die Sonne geleuchtet, die Früchte der Erde hast Du gekostet und am Herzen der besten Mutter bist Du entschlafen! Wer hat mehr gehabt und muß nicht sagen: dies Mehr war vom Uebel!

Theuerste Elise, wärst Du doch gleich zu mir geeilt! Was wirst Du nun thun? Erst in drei Tagen darf ich einen Brief von Dir erwarten! Etwas ruhiger bin ich seit Sonntag!

Ich habe den Blick wieder auf's Leben gerichtet. Die Tragödie ist mir gewiß, es fehlen nur noch zwei Scenen. Dürfte ich, wie ich mögte, ich ließe sie als Todten-Opfer für mein Kind unvollendet. Aber woher gleich ein neues Werk nehmen, und für die Existenz muß etwas geschehen, man muß schmieden an der Kette, so lange man sie trägt. Das Stück ist mir sehr gelungen, es hat sich zu einer Höhe gesteigert, die ich kaum ahnte, als ich anfing. Eine Ballade, die der Bruder des Mädchens singt, als er aus dem Gefängniß kommt, lege ich Dir bei. Lies sie, wenn auch nur, um Dich zu zerstreuen; das ist der einzige Zweck, warum ich sie Dir sende.

Freitag erhalte ich Deinen Brief. Dann erfahre ich Deinen Entschluß und reise entweder ab, oder treffe hier eine andere Einrichtung. Mein jetziges Logis habe ich schon aufgekündigt, und verlasse es morgen, Mittwoch, über 8 Tage. Solltest Du nach Paris kommen wollen — ich weiß nicht, ob ich es bei der so sehr vorgerückten Jahreszeit wünschen darf! — so würde ich Dich im Bahnhof empfangen. Das versteht sich von selbst, ich weiß nicht, was ich schreibe. Jedenfalls mußt Du die erste Kajüte nehmen, es geht gar nicht anders; auch beträgt der Unterschied nicht viel. Und so schnell, wie möglich!

Mein Stück ist durchaus theatralisch. Wenn sie das nicht aufführen, so weiß ich nicht! Mit Campe werde ich mich jedenfalls bei Gelegenheit dieses Manuscripts auf einen anderen Fuß stellen. Will er, daß das Verhältniß fortdauern soll, so mag er das Seinige dazu thun; sonst kann er es mir nicht verdenken, daß ich den jetzigen Zeitpunct wahrnehme und andere Versuche mache. Es wird schwer gehen. Ich erwähne alle diese Dinge nur, um Deine Gedanken von dem einen Gegenstand, auf dem sie nicht länger haften dürfen, abzuziehen. Sie gehörig zu besprechen, bin ich jetzt unfähig.

Und nun noch einmal, theuerste Elise: laß diesen Brief seinen Zweck nicht verfehlen: gedenke mein und fasse Dich!

Paris d. 6ten November 1843.

Gestern wirst Du meinen letzten Brief empfangen haben, wie ich den Deinigen; möge er Dir an diesem Tage zu einiger Freude gereicht seyn! Trösten konnte ich Dich nicht, das kann Gott selbst nicht, er kann nur wieder geben; aber wie man, wenn man Arm und Bein verlöre, sich doch wieder in das verstümmelte Daseyn einleben müßte, so muß man sich auch nach dem schmerzlichsten Verlust wieder in sich selbst und in die verödete Welt zu finden suchen und die

dunklen Mächte nicht durch ungebändigtes Anklammern an das Einzelne reizen, das Ganze zu nehmen, und den Menschen, der sie grausam schilt, dadurch zu belehren, daß sie gnädig waren, indem sie ihm noch etwas ließen. Es ist eine Wollust, sich selbst zu zerstören, die Wunden, wenn sie sich zu schließen anfangen, wieder aufzureißen und das edelste Lebensblut als Todten-Opfer dahin strömen zu lassen; ich kenne sie, und habe oft auf diese Weise gefrevelt, bin Gott oft in meinem eigenen Ich als Teufel, dem schaffenden und bindenden Princip als vernichtendes und lösendes, entgegen getreten; auch kann der Mensch im ersten Augenblick nicht anders, wenn ihm das Theuerste entrissen ist, weil er sein über Tod und Grab hinaus reichendes Liebesbedürfniß nur noch so zu befriedigen vermag. Aber endlich muß man widerstreben, und dies gelingt am ersten, wenn man auf das zurück blickt, was Einem noch blieb, und wenn man bedenkt, daß man dies mit zerstört, wenn man sich selbst aufreibt. Sieh, Elise, ich habe Gott auf meinen Knieen gedankt, als ich mit Deinem ersten Brief die Gewißheit dahin nahm, daß er mir Dich gelassen hatte, und ihm meinen Schmerz geopfert; wenn ich Dir etwas bin, so wirst Du es eben so machen. Und vielleicht führt in diesem Fall für Dich, wie für mich, das Trostlose etwas Tröstliches mit sich, darum will ich Dich auffordern, unsere Lage, meine Zukunft in's Auge zu fassen. Ueber mir wölbt sich ein Himmel, wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Stralen durchdringen; ich habe nicht so viele Aussichten, wie der gemeinste Tagelöhner, denn seine Geschicklichkeiten besitze ich nicht, und die meinigen helfen mir zu Nichts; es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur übernehmen könnte, ich habe mich nun geprüft und gefunden, daß ich durchaus unfähig bin, noch irgend etwas zu lernen, mir bleibt also Nichts, gar Nichts, als mein Dichter-Talent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern, erobern, aber auch nicht die unscheinbarste bürgerliche Existenz. Von diesem Gesichtspunct aus betrachte Dir das Grab unseres Kindes noch einmal und dann frage Dich, ob Du es lieber ruhig unter den Rosen, die meines Freundes edle Hand pflanzte, schlafen, oder als gehetztes Wild, von Pfeilen bedeckt, durch die Reihen der Menschen, die, wenn sie nicht selbst mit schießen, doch wenigstens ruhig oder mit einem: Gott erbarme sich! zuschauen, hinkeuchen sehen mögtest. Wenn seine süßen blonden Locken Dir einfallen, so erinnere Dich, daß er sie sich als Mann in Verzweiflung vielleicht ausgerauft hätte, wenn sie nicht von selbst ausgegangen wären; wenn seine rothen Wangen Dir vorschweben, so bedenke, wie bald sie das Leben gebleicht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung daran denken, daß ihm Ausgang und Eingang so schwer gemacht wurden; spielend hätte es bei einem so kurzen Daseyn in die Welt hinein, spielend hinaus hüpfen sollen! Aber was es auch erlitten hat, die Leiden waren körperlicher Art, sie haben seinem unsterblichen Geist die Flucht aus dem Kerker des Leibes erschwert, aber sie haben ihm selbst keine Wunden-Maale aufgedrückt. Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit zwanzig Jahren entstellen! Ich glaube mit Dir, daß Max auch geistig begabt gewesen ist, denn so rasch entfaltet das Leben sich nicht in einem Kinde

ohne mächtig treibende Grundkraft; aber um so schlimmer für ihn! Mir hat die Natur viel, sehr viel gegeben; so lange die Welt steht, sind mir in meinem Kreise nicht Viele gleich, Wenige überlegen gewesen; in einem Augenblick, wo ich wünsche, ich wäre der Geringsten Einer, darf ich es sagen, ich spreche davon, wie ich von meinen Hühner-Augen sprechen würde. Wozu hilft es mir? Ich will die Erde herausfordern, ob sie einen Unglücklicheren trägt, wie mich; sie soll mich verschlingen, wenn sie mir ihn zeigen kann. Geisteskraft ist das Höchste, ja, aber nur dann, wenn das Niedrigste sich damit vereinigt, d. h. wenn das Lächeln des Glücks die Gunst der Natur vergoldet, im entgegengesetzten Fall aber verstärkt sie nur das Empfindungs-Vermögen für die Schläge des Geschicks, und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gieb dem Kinde Alles, was ich habe, und gieb ihm mehr dazu; gieb ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und so ganz mein leibliches und geistiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich gewesen wäre, gieb ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den possirlichen Segen des Glücks, Alles nur darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringste damit auszurichten: dann frage Dich, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du solche Stunden bei mir kennst, worin er dies so recht bis zur Vernichtung, bis zur innersten Selbst-Verhöhnung, gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde, als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurück geführt hat. Dieses Alles kam zusammen, wenn ich mich des Kindes ehemals nur halb freute, denn das ist der Fluch des Mannes, daß er über den Moment hinaus sieht und sich den edelsten menschlichen Empfindungen nicht hinzugeben wagt, wenn er nicht weiß, wie er sie in Zukunft durch treue Pflicht-Erfüllung bezahlen soll; aber zweifle nicht, Deinen Schmerz habe ich ganz getheilt, wenn Du mein Tagebuch läsest, Du würdest schaudern vor den Bandwürmern, die dieser Sturm aus der Tiefe meiner Seele herauf gewühlt hat, in einem solchen Moment wüthet der Mensch, es bleibt ihm keine Wahl, entweder gegen Gott oder gegen sich selbst und ich biß mit meinen Zähnen in mich selbst hinein. Acht Tage lang habe ich geweint, ich habe meinen Zustand in den Briefen an Dich verhehlt, obgleich es mich erleichtert haben würde, mich auszuschreien und ich spreche auch jetzt nur davon, damit Du nicht etwa glaubst, daß der nur halb Getroffene Dich auffordert, Deine Wunden zu verbinden und Dich zu fassen. — Mehr kann ich Dir nicht sagen, jetzt muß Deine Brust sich erleichtert fühlen oder die ewige Wahrheit hat ihre Kraft verloren. Lies diesen Brief bis zu dieser Stelle Jahnens vor, und zwar ohne Auslassungen, er ist der Einzige, der mich, außer Dir, versteht und den ich bis in mein Innerstes hinab schauen lassen mag, auch hat er es wohl um mich verdient.

Deine Briefe, wie sie einer nach dem andern bei mir eingetroffen sind, haben mich erfreut, aber sie haben mich nur für den Augenblick beruhigt. Du bist noch furchtbar aufgeregt und aus Deinen Briefen selbst sehe ich, daß Du diese Stimmung eher in Dir unterhältst, als unterdrückst, denn so wie Du nur des Kindes Namen nennst, rufst Du Dir mit Gewalt eine Reihe von Bildern zurück, die Dich nicht zur Ruhe kommen lassen können. Thu' es nicht, theuerste Elise, denk' an mich, denk' an das zarte Leben, das sich in Deinem Schooß entwickelt und zwinge Dich, Deine Gedanken auf andere Gegenstände zu lenken. Man kann's,

wenn man will. Glaube mir, auch ich, wenn ich Kinder erblicke, oder wenn ich im Louvre vor einem Gemälde stehe, worauf Kinder abgebildet sind, muß die Augen abwenden, aber ich thu' es auch.

Nun zu dem wichtigen Punct der Reise. Also Schütz meint, ich darf noch nicht zurückkehren? Er hat wohl Recht, ich hatte die Folgen nicht überdacht, ich hatte in dem ersten Schreckens-Moment nicht die Kraft dazu. Wegen meiner künftigen Carriere wäre es gleichgültig, denn, ich muß es wiederholen, niemals kann ich eine Professur übernehmen, das weiß ich jetzt ganz gewiß; aber sie könnten mir in Copenhagen das Reisestipendium für's nächste Jahr vorenthalten, wenn ich nicht wirklich reise. — — — — —

Ich habe gewürfelt, d. h. ich habe mit der heutigen Post an Cotta geschrieben, ob ihm Reise-Schilderungen und Berichte von mir willkommen und ob sie ihm das werth sind, was ihm z. B. die Dingelstedtschen werth waren, dem er pr. Monat 250 Fr. bezahlt hat; ich habe ihm zugleich ein Drama angetragen. Schlägt er ein, so haben wir Zuschuß zu erwarten, und Du kommst auf jeden Fall, und zu Lande; schlägt er nicht ein — — — theuerste Elise, Du gehst mir über Alles und was Du thust, ist wohl gethan. In meiner Todesangst habe ich nicht gerechnet, ich hätte mir für Dich den Kopf abhauen lassen, ohne zu bedenken, daß ich mit dem allein etwas verdienen kann, aber jetzt muß ich rechnen, da wir ja doch lieber mit einander leben, als mit einander sterben wollen.

Zu meiner Tragödie habe ich den Weg noch nicht zurück gefunden, doch fehlt nur eine einzige Scene und die ist im Kopf längst ausgearbeitet. Mit diesem Stück will ich nun alle möglichen Versuche machen, zunächst in Berlin, denn wenn mein Talent Nichts erreicht, so bin ich verloren. Einen Tag später. Ueber Nacht sah ich das süße Kind im Traum, ganz wie er war und doch etwas anders. Von seinen Locken gingen Stralen aus, er war unendlich freundlich, bemühte sich um Dich und suchte Dich zu erheitern, ich stand hinter ihm und drückte ihm Küsse auf sein leuchtendes Köpfchen. O gewiß, mein Max, Du bist noch anders wo, als im Grabe, und ob Du noch zehn Brüder bekommst, Keiner wird mir das werden, was Du mir warst und bist! Und weißt Du was, Elise? Nur die Guten sterben früh! Nie ein Böser! — — — — —

Nun meine allertheuerste Elise, überlege Dir Alles, komm, wenn Du willst, aber nur zu Lande, zur See ist es unmöglich, ich habe ein entschiedenes Vorgefühl dagegen, oder prüfe Dich, ob Du Cotta's Entscheidung abwarten kannst. Du weißt, wie unendlich gern ich Dich in meinem öden finstern Daseyn bei mir hätte, aber Du wirst mit mir zweifeln, ob wir an diesem Wunsch unser Alles wagen dürfen. Lies die erste Hälfte dieses Briefs wie ein Evangelium, ich glaube der Geist Gottes hat mir ihn eingegeben. Von meinem Versuch bei Cotta sag' Niemandem ein Wort.

Grüße, die herzlich-innigsten, an Alle!

Paris d. 21ten Novembr. 1843.

Gestern Mittag erhielt ich Deinen Brief, ich hatte ihm schon seit Sonnabend entgegen gesehen. Deine edle Fassung hat mich bis zu Thränen gerührt, die bei

mir, wie Du weißt, nicht leicht kommen; auch unseres armen Kindes hatte ich des Morgens beim Erwachen im Bett schon mit heißen Thränen gedacht. Gewiß ist der Entschluß, den wir nun Beide gefaßt haben, vernünftig, das Schreckliche liegt nur eben darin, daß wir auf diese Weise vernünftig seyn müssen. Aber das ist der Fluch der Armuth, man darf keiner menschlichen Empfindung folgen, man muß resigniren und immer wieder resigniren, bis man zuletzt das erhält, was auch dem Bettler nicht versagt wird, weil die christliche Barmherzigkeit, wenn sie ihn wie Katz und Hund an der Straßen-Ecke unverscharrt liegen ließe, sich die Nase zuhalten müßte: ein Grab! Ich wollte, Du hättest, da Alles einmal so weit war, Dich an meinen Brief nicht gekehrt, und wärst gekommen. Dann säßest Du jetzt bei mir. Es ist schlimm, daß Du meine Worte, da Du doch weißt, wie sehr ich immer zwischen den Extremen umher schwanke, stets so genau nimmst. Ich war den Tag, an dem ich Dir schrieb, mit dem Doctor Felix Bamberg aus gewesen und hatte Wohnungen besehen. Ich fand nichts Passendes zu einem leidlichen Preis, da fing ich nach meiner Gewohnheit zu rechnen an — —. Aber die Rechnung war so wenig ganz richtig, als ganz verkehrt. Der schlimmste Punct ist und bleibt die Reise selbst, sie müßte Dich in Deinem jetzigen Zustand fürchterlich mitnehmen, und wenn man hier krank würde, so müßte man hier auch sterben, schon aus Verzweiflung über die rasenden Kosten. Als ich Dir schrieb, konnte ich nicht ahnen, daß Deine Abreise schon so nahe bevor stand, ich mußte nach Deinem letzten Brief annehmen, daß Du erst Anfang December kommen würdest, es war also nach meiner Rechnung noch Zeit genug zum Abwarten der Cottaschen Entscheidung. Nicht ohne die tiefste Wehmuth kann ich daran denken, daß Du schon so gut wie auf dem Weg zum Hafen gewesen bist. Wenn Du, ohne Dich innerlich aufzuzehren, bleiben kannst, so mag es, obgleich mein Herz Nein sagt, wie das Deinige, besser seyn, daß Du, da nun doch einmal Alles zurück gegangen ist, bleibst. Das ist aber auch die erste und letzte Bedingung, und darüber kannst nur Du selbst urtheilen.

Von Cotta habe ich bereits Antwort. Umgehend. Ein hochachtungsvolles Nein. Das sey Dir eine neue Bestätigung dessen, was ich in meinem letzten Brief über mich, meine Aussichten und meine Zukunft, nicht in hypochondrischer Verworrenheit, sondern mit Rechenmeister-Klarheit sagte. Den Cottaschen Brief werde ich als Couvert um diesen legen, Du magst ihn selbst würdigen. Ohne Zweifel würden meine Berichte willkommen gewesen seyn, wenn ich sie dem Morgenblatt zum alten Preis, d. h. für Nichts, überlassen hätte. Aber nun ich Bedingungen, wie sie Anderen mit Vergnügen bewilligt wurden, auch für mich verlange, verändert sich die Sache. „Man kann den Werth und den Umfang meiner Beiträge ja nicht im Voraus beurtheilen, und wenn ich nicht lange in Paris bleibe, so ist die Verbindung überall unmöglich!“ Und die löbliche Buchhandlung hatte mich doch selbst zu Reise-Schilderungen aufgefordert. Aber freilich, wer mag bezahlen! Es war mein entschiedenes Gefühl, daß ich dies Verhältniß jetzt direct abbrechen müsse, ich ließ den Brief aber, um mich nicht zu übereilen, bis heute liegen. Mein Gefühl ist dasselbe, ich darf eine solche Antwort nicht so ruhig hinnehmen, deshalb werde ich noch heute meine Erklärung, daß ich unter den bisherigen Bedingungen nicht mehr für die

Cottaschen Blätter schreiben will, abgehen lassen und mir die schließliche Abrechnung fordern. Ich hoffe, es wird auch Dir richtig scheinen!

Nun steht mir noch ein anderer schlimmer Punct bevor. Auch mit Campe muß ich mich auf einen anderen Fuß setzen. Wenn es jetzt, wo ich nicht von seiner Gnade abhänge, nicht geschieht, wann soll es geschehen? Ohnehin ist die Sache höchst einfach. Will er für meine Stücke nicht mehr geben, als er bisher gegeben hat, so müßte ich verrückt oder dem Hungertode nah seyn, wenn ich sie ihm überließe. Dann wäre jetzt die Zeit, wo ich Versuche bei Anderen machen könnte. Kann er sich aber entschließen, das Honorar zu steigern, so werden wir nicht in Streit gerathen. Ich denke ihm nächstens zu schreiben. Du wirst finden, daß dies kein Wagestück, sondern eine Nothwendigkeit ist. Geht es so fort, wie bisher, so komme ich, der ich wahrlich nicht weiß, wie lange ich überhaupt noch produciren kann, um meine besten Sachen und habe Nichts davon, er macht ungeheure Auflagen und ich kann aus der Welt gehen, ohne von meinem Talent irgend etwas gehabt zu haben.

Dein Brief ist so schön, so außerordentlich schön, daß ich Zeile für Zeile küssen mögte, besonders was Du von dem werdenden kleinen Wesen sagst, daß Dir sey, als ob es schon bitten könne. O, hätte ich Worte, lind wie Rosenblätter, an denen der Morgenthau hängt, um Deine Seele zu kühlen und zu erfrischen! Wenn ich an Dich denke, an das, was Du erlitten und wie Du es ertragen hast, so mögte auch ich noch wieder hoffen, nicht meinet- sondern Deinetwegen. Sonst ist meine Philosophie jetzt die: es giebt nur eine Nothwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig, ein Mensch, der sich in Leid verzehrt, und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleich viel, und so wenig dies Blatt für sein Welken eine Entschädigung erhält so wenig der Mensch für sein Leiden, der Baum hat der Blätter im Ueberfluß, und die Welt der Menschen. — —
— — — — — — — — —

Den Tod des Kindes habe ich verwunden, nur nicht, was vorher gegangen ist. Wenn ich darüber geschwiegen habe und schweige, so wirst Du fühlen, warum. Seine Haare schicke mir nicht, ich habe eine seiner Locken, in die anderen wollen wir uns theilen, wenn wir uns wieder sehen. Ich sehne mich nach meinem Bilde! Mein Ma! Nun — Entweder bist Du noch, und dann haben wir, wie Du, die Qual hinter uns, und die Freude vor uns! Oder — und dann muß ich Gott und alle Vernunft der Welt aufgeben, dann ist das All ein Wahnsinns-Traum und das Beste darin das Verkehrteste, dann bin ich selbst auf ein Nichts reducirt und also auch mein Schmerz. Vive la bagatelle! sagte Swift, als ihm der Hirnschädel zu bersten anfing.

Was Dir an kleinen Zügen von dem Kinde noch erinnerlich ist, bringe ja zu Papier, dieser letzte mit Steffens und Fuchs ist sehr artig und zeigt, wie sein Geist schon combinirte. Was man an einem Kinde verliert, weiß man nie, darin liegt Beides, ein Trost und eine Qual mehr. — — —

Herrn Goldschmidt habe ich gesehen. Das seltsamste Individuum, das mir noch vorgekommen ist. Als er bei mir eintrat, sagte er, ich könne nicht ahnen, welch ein wichtiger Moment dies für ihn sey, denn bloß meine Judith

habe ihn nach Paris getrieben. Ich forderte ihn auf, diesen wichtigen Moment denn vernünftig zu genießen und mit mir zu sprechen, er aber fuhr fort: dies Stück habe so gewaltig auf ihn gewirkt, ihn so durch und durch geschüttelt, daß er — seit jener Zeit nur noch den Einen Wunsch hege, auch ein solches Stück zu schreiben, deshalb habe er alle seine Verhältnisse aufgegeben und sey nach Paris gegangen, weil er hoffe, daß sein Judas Maccabäus, mit dem er sich herum trage, hier besser, wie in Dänemark, reifen werde. Ich verwunderte mich sehr und erschrack eigentlich, da ich wußte, daß er das gelesenste Blatt in Copenhagen, den Corsair, redigirt und Tausende davon gehabt hat, ich wünschte ihm also viel Glück und gutes Gelingen, machte ihn aber doch ein klein wenig mit der Natur der Poesie bekannt und setzte ihm auseinander, daß Dichterwerke, wie Kinder, von selbst zur Geburt drängten, wenn die Geister von innen heraus befruchtet seyen. Seltsam ist es, daß die Menschen so oft zu handeln glauben, wenn sie leiden, daß sie, wenn ein mächtiger Eindruck sie verzehrt und vernichtet, sich einbilden, sie würden eigentlich erst geschaffen. Vielleicht habe ich den Menschen wieder zur Vernunft gebracht, wenigstens meinte er es selbst, als er gestern von mir Abschied nahm. Er reist morgen zurück.

Hat die Judith den Goldschmidt halb verrückt gemacht, so hat sie einen Anderen, den Mons. Hagen, einigermaßen wieder zur Vernunft gebracht. Der junge Mann lernt nachgerade auch den Ton, der sich ziemt. Neulich ersuchte er mich um Erlaubniß, mir ein Heft Compositionen als „Beweis seiner Verehrung“ widmen zu dürfen. Auch von mir hat er Manches componirt, Einiges recht hübsch.

Mein Trauerspiel ist noch immer unvollendet. Es muß fertig werden, denn es ist unsere letzte Hoffnung.

Oehlenschläger habe ich kürzlich geschrieben. Ich habe ihn halb in meine Verhältnisse hinein schauen lassen. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr irrt Euch in ihm. Er ist und bleibt ein vortrefflicher Mann, aber, aber — Sein letzter Brief bedarf keines Commentars. Seine Antwort wird das Nähere lehren.

Am meisten gehe ich mit dem Dr. Bamberg um. Einen muß ich doch haben und er ist immer bereit, erzeigt sich mir gefällig, wo er kann, begleitet mich von Pontius zu Pilatus und nimmt Verstimmung und üble Launen hin, wie Nebel und Regen.

Ueber Heine erfahrt Ihr wohl Nichts. Es ist mir sehr unangenehm gewesen, daß er gerade jetzt nach Deutschland gegangen ist, nicht seines Umgangs wegen, sondern weil sich andere Folgen daran knüpfen können.

Paris den 5ten Decbr. 1843.

Heute Nachmittag um 3 erhielt ich Deinen Brief, ich stand gerade im Begriff auszugehen, und steckte ihn zu mir, aber nicht, um ihn unterwegs zu lesen, sondern nur, um ihn bei mir zu haben, denn ich wollte mir die Freude für den stillen einsamen Abend aufsparen. Jetzt ist die Uhr 7, ich habe ihn gelesen und ich will Dir nicht verhehlen, daß er einen sehr peinlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Daß der fromme christliche Trost wie Quecksilber am Marmor an Dir abgleitet, wie Du sagst, ist natürlich, denn eine Lücke wird

nicht durch Luft wieder verstopft und Worte sind Luft; daß Du aber jetzt, wo schon 8 Wochen verstrichen sind, noch immer nicht über die strudelnden Wirbel der ersten Empfindung hinaus bist, macht mich im höchsten Grade besorgt. Mein Gott, ist denn der Unterschied zwischen Mann und Weib so groß, so unermeßlich groß, daß ein Geschlecht das andere nicht einmal begreifen kann! Es kommt mir fast so vor. O wie recht hatte ich, daß ich ehemals mit solcher Angst auf Deine krampfhafte Liebe zu dem Kinde blickte! Nun bestätigt es sich: für Dich war nur Max in der Welt, sie ist leer, nun Max nicht mehr da ist. Napoleon schrieb einmal an die Königin Hortense, als sie über den Verlust eines Sohnes untröstlich war, er habe bisher geglaubt, ihr auch etwas zu seyn, aber er müsse jetzt daran zweifeln. Dies Wort paßt ganz auf mich und Dich. Ich glaube gern, daß Dein Schmerz sich vergrößern oder richtiger, daß er sich mit auf mich erstrecken würde, denn die Vergrößerung ist nicht möglich, wenn der Tod auch mich abriefe, aber das kann ich kaum für etwas anschlagen, da mein Daseyn ihn um Nichts zu verringern vermag. Der Gemüthszustand, in dem Du Dich befindest, ist nicht der einer auch nur nothdürftigen Fassung, das sehe ich aus jeder Zeile Deines Briefs, und doch, scheint mir, sollten wir in unserer Lage eher, wie tausend Andere, den Verlust verschmerzen können, wenn auch die Art des Verlustes, das schwere Leiden des himmlischen Geschöpfs, einen ewigen Stachel in der Seele zurücklassen mußte. Das Leben an und für sich ist das höchste Gut, und es ist mehr als ein Gut, denn es ist die Bedingung aller übrigen Güter; wenn man Dir also damit kommt, daß die Todten es besser hätten, als die Lebendigen, so ist das frömmelnder Unsinn und Du kannst darauf antworten: dann haben die Steine es wieder besser, als die Todten, denn sie brauchen nicht erst zu sterben! Aber, was das Leben für Dein Kind war, das ist es auch für Dich. Bist Du Dir selbst in Deinem eigenen Gefühl denn gar Nichts? Bist Du nur etwas in Deinem Verhältniß zu Anderen, zu dem Kinde und zu mir? Dein Kind sollte doch erst etwas *werden*, und Du mogtest von ihm erwarten, was Du wolltest, Du *hofftest* es doch nur, Du selbst aber bist etwas *geworden*, und wie Du gelebt und Dich des Daseyns erfreut hast, ehe Du dies Kind hattest, so wirst Du auch jetzt leben und Dich des Daseyns wieder erfreuen können, wenn Du nur willst und Dich durch unaufhörliche Aufreizungen Deines Gemüths nicht selbst zerstörst. Der Mensch, dem gar Nichts übrig blieb, mag den Schmerz um das *Letzte*, das er verlor, festhalten, wie eine Feuerkohle, damit er ihn verzehre, aber das ist, wenn Du mich wirklich liebst, noch lange nicht Dein Fall, ich bin da und auch für das Kind wird Dir Ersatz, Du brauchst den Kreis Deiner Lieben nicht einmal zu *verengern*. Ich werde diese Puncte nicht wieder berühren, sondern ich werde, wenn Alles in den Wind gesagt ist, über die weibliche Natur ganz andere Ansichten fassen, wie bisher. So viel sehe ich schon jetzt: Ihr seyd beneidenswerth. Das ungeheure Weh der Welt muß Euch gar nicht berühren, denn so groß könnte der Schmerz um das *Einzelne* gar nicht werden, wenn Ihr irgend einen Schmerz um das *Ganze* hättet, Euch quälen die Räthsel des Daseyns erst dann, wenn sie Euren eigenen Kreis verfinstern, und nur so weit, als dieses geschieht. Mein Gott, sieh Dich in der Geschichte um, wie ganze Völker hingeschlachtet wurden und man sich

umsonst fragt: warum! Lies die großen Dichter und sieh was in den Abgründen des Geistes vorgeht, erinnere Dich an mich selbst, an die zwischen Wahnsinn und Vernichtung schwankenden Zustände, in denen ich mich so oft befinde, dann wirst Du erkennen, daß der Tod eines geliebten Kindes noch nicht das Schrecklichste ist, was sich auf Erden ereignet. Du weißt, ich glaube nicht daran, daß ein guter Hausvater über den Sternen sitzt, der, zu ohnmächtig, seine lieben Kinder gegen Wunden zu schützen, doch für jede Wunde einen Balsam bereit hält, aber allerdings zieht sich ein Faden ewiger Weisheit durch die Welt, und diese Weisheit bethätigt sich gerade darin, daß das Leben sich aus sich selbst herstellen kann, und also auch muß. Dein Kind lebt und ist mehr, als es war; Du wirst es nicht um den Weihnachtsbaum tanzen sehen, aber dafür tanzt es vielleicht um einen Baum, auf dem jedes Licht ein Stern ist, um den Baum der Welt, und Nichts fehlt, als daß Du seine Freude nicht siehst, es ist also nicht sein, nur Dein Entzücken weg gefallen, und das kannst Du doch am Ende wohl ertragen. Ich mögte mich um Alles in der Welt an Deinem Mutterherzen nicht versündigen, aber ich sehe, daß Du Dich mit aller Gewalt in Deine Empfindungen, wie in einen Strom, der Dich selbst zurück stößt, hinein wirfst, und dagegen muß ich ankämpfen, ich würde Dich nicht lieben, wenn ich es nicht thäte. Ich sagte vorhin: ein solcher Schmerz geziemt sich nur um das Letzte; war Max Dein Letztes, so habe ich Nichts zu sagen. Mit Deiner Mutter ist es etwas ganz Anderes, die hat mit der zerfallenden Hülle von Staub Alles verloren, für sie war das Kind nur eine Spielpuppe, es wäre ihr fremd und gleichgültig geworden, sobald es sich als Geist entwickelt hätte, wie könnte sie der Gedanke beruhigen, daß es als Geist noch immer da ist, mit dem Geist hatte sie ja Nichts zu thun, nur mit den rothen Backen, blauen Augen und blonden Haaren. Aber Du solltest Dich jetzt, nun acht Wochen verstrichen sind, doch über diese beschränkten Anschauungen des ersten Moments erheben. Meinst Du denn, daß wir, ich und Du, dieß Wesen hervorgerufen haben? Es war von Ewigkeit her, denn Alles ist ursprünglich, Nichts wird, es wechselt nur die Formen, darum wird es auch in Ewigkeit seyn und Du wirst es wieder finden, so oder so, mit oder ohne Bewußtseyn, worauf Nichts ankommt, denn das Verwandte sucht sich, das ist kein Dogma einer positiven Religion, das man glauben soll, es ist ein Weltgesetz, das man wissen kann. Dies, theuerste Elise, sind keine schöne Reden, die verachte ich, es sind ewige Wahrheiten, auf die ich lebe und sterbe; willst Du auch diese zurückweisen, wie die christlichen Nichtigkeiten, deren Dein Brief gedenkt, und die Du mit Recht verschmähst? Thu' mir denn die Liebe, geh nicht alle Tage zum Grabe, brüte nicht so vor Dich hin, lies — die Welt des Geistes ist so groß, es brausen so gewaltige Ströme in ihr dahin, sollte denn kein einziger im Stande seyn, Dich mit sich fort zu reißen? Aber nimm nur das Große zur Hand, und wenn es auch noch so furchtbar ist, es thut Nichts; lies Shakespeare, Goethe, Byron, Kleist, Einiges von Hoffmann und Tieck, auch Scott; nur nicht seine Nachfolger; die Sand, Lappalien helfen Nichts, Don Quixote, genug, Sachen, die von der Vogelperspective herab in die Literatur geschleudert sind, nicht die Frosch-Laiche, die im Sumpf ausgeheckt ist.

Von dem alten Kisting hatte ich schon am 27sten v. M. einen Brief, des Inhalts, daß die Crelinger ihn mit großer Herzlichkeit aufgenommen habe und mich auffordern lasse, das Stück, sobald als möglich, zu schicken. Die Hinterthür wäre also geöffnet und eine Möglichkeit vorhanden, auf die Bretter zu gelangen. Nun war ich aber nicht fertig. Doch ich nehme mich mit Gewalt zusammen, mein Geist gab die letzte Scene heraus und seit gestern Morgen liegt mein viertes Drama: „Ein bürgerliches Trauerspiel" in einer wunderschönen Abschrift, auf Postpapier von meiner Hand geschrieben, vor mir. Dies Mal komm' ich freilich um den schönsten Lohn meiner Arbeit, um die Freude, es Dir vorlesen und aus Deiner Seele den reinen Widerklang entgegen nehmen zu können; daß es Dir gefallen würde, setze ich mit einiger Zuversicht voraus, denn es ist nach meinem Gefühl im höchsten Grade gelungen. Mit den allereinfachsten Mitteln wird die höchste tragische Wirkung erreicht, der Alte ist ein Riese geworden und Leonhard ist bloß ein Lump, kein Schuft, der Sohn, der Secretair, sie Alle sind im Recht (worauf ich mir am Meisten einbilde, da es allerdings am schwersten ist, aus der bloßen spröden Einseitigkeit, ohne Beimischung des positiv-Bösen die Schuld abzuleiten) und dennoch entbindet sich durch den Zusammenstoß dieser einander innerlich entgegengesetzten Naturen das furchtbarste Geschick. Im Hintergrund bewegen sich die Ideen der Familie, der Sittlichkeit, der Ehre, mit ihren Tag- und Nacht-Seiten, und Consequenzen dämmern auf, die wohl erst nach Jahrhunderten in den Lebens-Katechismen Aufnahme finden werden. Leute, die den Gehalt der Poesie nur im Stoff sehen, werden freilich für die aller bedeutendsten Vorzüge dieses Werks unempfindlich seyn, doch auf die kommt es ja auch nicht an. Andere werden das Verdienst des Stücks, eben des Stoffes wegen, nur um so höher schätzen. Ich las es gestern Abend dem Dr. Bamberg auf seine Bitte vor und es hat mich nicht gereut, denn er drang gleich bei'm Hören in den innersten Mittelpunct ein und wußte mir nachher über das Ganze auf eine Weise Rechenschaft zu geben, die mich sehr erfreute. Diese Art Darstellung, meinte er, habe er für unmöglich gehalten, es sey ihm unbegreiflich, wie ich mich mit niederländischer Treue an den beschränkten Kreis hätte binden und doch das Welt-Ganze zur Anschauung bringen können, und allerdings liegt hierin ein Haupt-Verdienst. Er glaubt, es sey undenkbar, daß die Bühne dies Stück ablehne und noch undenkbarer, daß es bei'm Publicum keinen Beifall finden würde. Nun, wir wollen sehen. Ueber Leonhard machte er die sehr richtige Bemerkung, daß er durchaus nicht widerwärtig werde, da er naiv sey; es war mir selbst entgangen, aber es ist richtig, dieser Hundsvott lebt nicht aus einem Princip, sondern aus seiner Natur heraus, man ärgert sich nicht über ihn, sondern über Gott, der ihn gemacht hat. — — — — —

NB. Lies auf der dritten Seite das Unterstrichene zuerst und thu', worum ich Dich dort bat!

Paris d. 15ten Decbr. 1843.

Es ist Freitag, heute empfängst Du meinen letzten Brief, ich kann diesen neuen mit nichts Besserem anfangen, als mit dem Wunsch, daß er seine Wirkung

auf Dich nicht verfehlt haben möge. Ich schreibe Dir jetzt auf der Bibliothèque royale, in dem großen Salle de lecture und bin von wenigstens 100 Menschen umgeben, die Alle, wie ich, hier sitzen, um zu lesen und zu schreiben. Mir vis à vis sitzen ein Mulatte mit krausen, wolligen Haaren und einem Gesicht, das man abschälen mögte, wie eine Citrone, weil man sich denkt, daß es dann weiß erscheinen müsse, und neben ihm ein Abbé français, eine wohlgenährte, ruhige Gestalt, feste, entschiedene Züge, die ergrauenden Haare gescheitelt zurück gestrichen und die Nase bebrillt, ein Paar mächtige Folianten vor sich. An Griechen und Armeniern fehlt es nicht, auch Damen, sogar hübsche, sind zwischen die Gelehrten um die Tische hinein gesä't, mitunter erblickt man Costüme, die man bei keinem Volk unterzubringen weiß, so sah ich hier neulich einen alten Mann, den Hut mit Blumen bekränzt, der sich aus dem Irrenhause oder einer Komödianten-Bude auf die Bibliothek verirrt zu haben schien, der aber, mit höchsten Eifer studirend und excerpirend, schnöden Muthmaßungen dieser Art durch die That Hohn sprach. Ich bin hier — der Wärme wegen, denn es ist in Paris, obgleich es noch nicht friert, bedeutend kalt geworden, und ich bin fest entschlossen, mir die fürchterliche Holzausgabe zu ersparen, wenn es irgend geht. Ich denke so: wenn ich in Italien wäre, so müßte ich in der kalten Zeit, die auch dort eintritt, auf das Kaminfeuer Verzicht leisten, auch wenn ich es gern bezahlen wollte, warum sollte ich es in Paris nicht aus freiem Willen thun können? Lieber gehe ich von jetzt an, wenn es sich nicht vermeiden läßt, öfter in ein Café und verzehre den halben Franken, den ich in einem erbärmlichen Feuer verräuchern müßte. Freilich ist ein kaltes Zimmer mit einem steinernen Fußboden sehr unbequem, und es ist unmöglich, etwas darin zu thun, aber meine Maria Magdalena ist geschlossen und ein anderes Werk regt sich noch nicht wieder in meiner Seele, deshalb kommt das wenig in Betracht. Nun könnte ich eigentlich, da ich den ganzen Tag ausser dem Hause bin, mit einer Kammer zu etwa 15 Frs. vorlieb nehmen, die ich auf dem linken Seine-Ufer, oder im Quartier St. Martin leicht auftreibe, aber, obgleich ich hier nur 2 bis 3 Menschen kenne, so muß ich mich doch deretwegen genieren, wie es sich denn überhaupt immer mehr herausstellt, daß Personen, die, wie ich, auf irgend eine Weise, der Oeffentlichkeit angehören, in sehr vielen Dingen, worin Andere sich einrichten können, wie sie wollen, gebunden sind und links und rechts Rücksichten nehmen müssen. Das ist wirklich ein viel größerer Uebelstand, als es scheint!

Ueber Paris habe ich Dir noch wenig gesagt, dafür steht Einiges in meinem Tagebuch. Wäre ich im Sommer her gekommen, ich würde einen göttlichen Aufenthalt gehabt haben, aber auch jetzt, trotz der großen Verfinsterung meines Gemüths, fühle ich wohl, was es heißt, in dieser Stadt zu leben. Man hat einen elastischen Boden unter sich, der Einen nicht bloß trägt, sondern empor schnellt, es ist ganz eigen. Zum Theil kommt es bei mir wohl mit daher, daß ich, dem die Jugend und die beste Jünglings-Zeit so trist verfloß, daß ich nicht einmal zu träumen wagte, mich innerlich unbewußter Weise selbst darüber wundre, nun doch hier zu seyn. Es ist bei mir wirklich, wenn ich diese Straßen durchwandre oder in eins dieser weltberühmten Gebäude eintrete, ein zugleich stolzes und demüthiges Gefühl, das mich jedesmal erfaßt, und sehr oft rufe ich

laut aus: ich freue mich! Dann muß die hohe Liberaltät, mit der die französische Nation jeden Fremden aufnimmt, auch an und für sich auf ein empfängliches Gemüth den wohlthuendsten Eindruck machen. Hier ist nicht die Rede davon, daß man mit seinem Paß nach einer Aufenthaltskarte laufen muß, wie in Deutschland, man kann zehn Jahre in Paris verweilen, und braucht sich um die Polizei nicht zu kümmern. Ich bin seit dem Tage meiner Ankunft in Frankreich citoyen français, und habe vor dem wirklichen, in Paris geborenen Bürger noch das voraus, daß mir die öffentlichen Gallerien u. s. w. alle Tage offen stehen, während dieser, um den ungeheuren Zulauf und Andrang der Müssiggänger abzuwehren, nur des Sonntags kommen darf. An Lebensbequemlichkeiten habe ich im Anfang freilich Manches entbehrt, aber auch nur im Anfang, denn das müßte ein erbärmlicher Knecht der Gewohnheit seyn, der sich durch den Ersatz, den er hier findet, nicht bald entschädigt fühlte, der, wenn er z. B. im Louvre die Raphaele betrachtet, nicht vergessen könnte, daß er sonst um dieselbe Zeit Würste gegessen hat. Ich bin jetzt schon völlig französirt oder richtiger parisirt; zuerst war es mir allerdings unbequem, des Morgens um 9 zu frühstücken und erst Nachmittags um 5, ohne dazwischen zu essen, das Diner einzunehmen, jetzt aber ist mir schon so, als könne das gar nicht anders seyn, und ich mögte nicht davon abweichen, auch wenn ich könnte, sehr oft esse ich erst um 6 zu Mittag. Gewöhnlich gehe ich alle Tage eine Stunde, die zwischen 3 und 4, in's Louvre, und die vorzüglichsten Meisterwerke stehen mir jetzt schon so deutlich, wie diese Buchstaben, mit denen ich es Dir schreibe, vor Augen. Es sind Sachen darunter, die nicht gesehen zu haben und aus der Welt gehen zu müssen, ein Unglück ist, um ein tiefes Wort der Alten über den Jupiter des Phidias anzuwenden; o, gesegnet ist der Mensch, der mit seinen eigenen Sinnen und Organen dem Vortrefflichen gegenüber treten und sich ein Verhältniß dazu begründen darf, er lernt auf die Weise nicht bloß die Fülle und Tiefe der Welt, sondern auch sich selbst kennen. Segen über den Fürsten, der mir die Mittel dazu gegeben hat! Ich gedenke seiner sehr oft, und jedes Mal, wenn ich so recht schwelge in diesen höchsten Genüssen. Da ist ein historisches Bild von Lethière: Brutus, wie er seine Söhne verurtheilt, das ich, der ich doch schon sehr Vieles gesehen habe, als ein Maximum in seiner Art bezeichnen mögte, es geht durchaus Nichts darüber und es reicht Weniges hinan. Es ist sehr groß, gewiß 20 Fuß lang und 10 breit. An der einen Seite erblickt man das Forum mit dem versammelten Senat, dem Brutus und der andere Consul, der sich verhüllt hat, vorsitzt; die Wölfin und das Senatus Populusque Quirites romanorum über dem Gebäude fallen in's Auge, wie eine Inschrift aus dem Livius. Die Handlung ist bis zur Mitte vorgeschritten, einer der Söhne ist enthauptet und die Leiche, mit dem Mantel bedeckt, so daß uns so wenig der abgehauene Kopf, als der Blutstrom, Ekel erregt, wird fortgeschafft, der riesige Lictor in seiner rothen Toga, der das Werk verrichtet hat, steht da, wie eine verkörperte Naturkraft, die nur zum Zerstören verhanden ist, und harrt des Winkes, um fortzufahren, der zweite Sohn, den Kopf gesenkt und nicht durch Worte, nur durch seine gebrochene Gestalt um Gnade bittend, steht zwischen dem Block und dem Vater, ein Diener des Hauses, wie es scheint, hat ihn bei der Hand genommen und fleht Brutus mit Geberden

an, Andere haben Brutus Kniee umklammert, ein zweiter Lictor neben dem curulischen Stuhl drückt zur Ehre seines Standes ein gewisses thierisches Entsetzen aus, ein Jüngling, der vor ihm steht, hält die Rolle mit dem Gesetz in die Höhe. Brutus stößt die Flehenden nicht zurück, er schüttelt nicht den Kopf, er blickt nicht auf seine Söhne, so wenig auf den todten, als auf den lebendigen, noch weniger (der Künstler fühlte sich dem Höchsten gewachsen und war darum nicht feig) sieht er vor sich nieder, er schaut gerade aus, gleichgültig, was ihm in's Auge fällt, ob ein Sperling, ein Bittsteller, oder ein abgehauener Kopf, der ehemals auf den Schultern eines Menschen saß, von dem er fast glauben mögte, daß er ihn seinen Sohn genannt hat, dabei ist er aber eben so wenig todt und starr, als leidenschaftlich bewegt, er sieht aus, wie die Nothwendigkeit selbst, es ist der Geist der römischen Geschichte, der ruhig und groß aus seinen Augen schaut, man fühlt: nur, wer diesen Preis zahlen kann, wird die Welt erobern, aber man fühlt auch: um diesen Preis ist sie noch immer zu haben! Hinter Brutus die Senatoren. Sie haben schon viel gesehen und viel selbst gethan, aber dies überrascht und überwältigt sie doch, freilich drückt nur ein Einziger sein Erstaunen durch eine Geberde aus, die Anderen, worunter Einer eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon hat, vor dessen Zeit das Bild gemalt ist, geben sich den Anschein, als ob dies etwas Sich von selbst-Verstehendes wäre, dessen auch sie sich fähig fühlten, aber man glaubt's ihnen nicht, so sehr sie sich auch in sich verbeißen. Die andere Seite ist von Gebäuden und dem zuströmenden Volke erfüllt, ein Kind, neugierig von dem Arm einer Magd d'rein schauend, im Vorgrund. — Dann Amor und Psyche von Gérard, einem Maler aus der neuesten Zeit, nun aber auch schon verstorben. Doch diesem göttlichen Bilde kann die Lithographie selbst nicht beikommen, wie sollten Worte ausreichen. Jüngling und Mädchen von einer Schönheit, die Einen durchschauert, als ob man die tiefsten Mysterien der Welt versichtbart vor sich sähe, aber auf keine Weise zu beschreiben, auch nicht zu copiren, ich habe Lithographieen und Copien davon in Massen gesehen, aber keine nähert sich auch nur dem Original, außer im Umriß und das ist natürlich, denn wodurch unterscheidet sich in aller Kunst der Meister von dem, der es nicht ist? Durch das letzte, durch einen Hauch, dadurch, wodurch die Schönheit sich im Leben selbst von dem stufenartig zu ihr hinauf führenden Lebendigen unterscheidet: Alles hat Augen, Lippen, Wangen, Haare, dennoch gebricht der Zauber, wenn nicht ein allem und jedem Begriff widerstrebendes geheimnißvolles Element sich hinzu gesellt. — Ferner zwei Landschaften von Ludwig Robert, einem Deutschen,*) Landschaften, so einzig in ihrer Art, daß man, wenn man sie gesehen hat, keinen Claude Lorrain, keinen Ruysdael mehr ansieht. Es ist eine italiänische Ernte und eine italiänische Weinlese, von so unnachahmlichem Colorit, daß zwischen Bild und Natur gar kein Unterschied mehr ist, man fühlt auf jener den Sonnenbrand, man athmet auf dieser den abendlichen Duft der Reben. Der Maler hat nur diese zwei Stücke geliefert, sie haben auf der Pariser Kunst-Ausstellung augenblicklich die ungeheuerste Anerkennung bei'm Publicum und bei den Kunstgenossen gefunden, dies hat ihn aber nicht abgehalten, sich gleich darauf zu

*) Leopold Robert war bekanntlich Schweizer.

erschießen. — d. 17ten December. Ehe Du zu lesen fort fährst, theuerste Elise, lies den Brief, der mir von einem geliebten Verwandten für Dich anvertraut ist; er selbst feiert das Weihnachtsfest nicht, denn er lebt jetzt ein Leben, das keiner Steigerung bedarf, das Ebbe und Flut nicht mehr kennt, weil Ebbe und Flut eben völlig eins sind, aber er mögte gern, daß Du es feiertest, wie sonst; auch erläßt er Dir Dein Geschenk nicht, womit Du ihn, wenn er bei Dir wäre, gewiß erfreut hättest, aber er bedankt sich für Schaukelpferde und bleierne Soldaten, er verlangt von Dir ein helles Auge, ein heiteres Gesicht, und er meint, es müsse Dir nicht zu schwer werden, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn Du nur den Inhalt seines Briefes recht zu Herzen nähmest, denn dann würdest Du einsehen, daß es besser sey, reich zu seyn, als von Almosen abzuhängen, die bald gereicht werden, bald nicht! Ich habe meinen Auftrag erfüllt, ich hielt den Brief an's Ohr und es kam mir vor, als ob ich etwas, wie von Glockenklang darin spürte, ob ich mich geirrt habe, oder nicht, werde ich nur von Dir selbst erfahren können, Glocken läuten zum Frieden und nur, wenn Du fühlst, daß der Friede in Dein Herz einkehrt, wenn Du Dich in die angeschlagenen Töne versenkst, ist es eine Glocke gewesen. Nun lege diesen Brief weg und lies den anderen. — Du hast gelesen, möge das Gedicht, in dem ich meine tiefsten Ahnungen und Gedanken über die letzten Dinge nieder zu legen versuchte, nicht wirkungslos an Dir vorüber gehen!*) Ich freue mich, daß es fertig geworden ist, denn das hing nicht von meinem Willen, sondern vom Geist ab, Du siehst daraus doch wenigstens, daß ich Alles und Jedes aufbiete, um Dich mir zu erhalten. Nun hat unser kleiner Engel in meinen Werken ein Denkmal, das nach Form und Gehalt sich einige Dauer versprechen darf; ich habe es auf den Boulevards St. Martin, im Palais royal und im Louvre gedichtet. Mache Dir den Grund-Gedanken recht zu eigen: er ist der Athemzug meiner Seele! Und glaube mir, wenn der Mensch sich so recht in die Unermeßlichkeit des großen Weltganzen verliert, so wird nicht bloß er selbst klein, sondern auch sein Schmerz! —

Vorgestern erhielt ich aus Hamburg von Campe unter Kreuzband eine Recension meiner Genoveva, die in Nr. 258 und 259 der Brockhausischen Blätter für litterarische Unterhaltung (October) steht und höchst wahrscheinlich von W. Alexis herrührt, da sie eine große Kenntniß der Berliner-Bühnen-Verhältnisse verräth. Sie ist ausführlich, gründlich und in hohem Grade anerkennend; ich wollte, Du könntest sie lesen, ich habe alle Ursache, damit zufrieden zu seyn und muß auch den Tadel unterschreiben. Fast mögte ich sie Dir mitschicken. Das ist der Ton, in dem es sich gebührt, von meinen Arbeiten zu sprechen, schon des tiefen Ernstes wegen, der ihnen zu Grunde liegt, geziemt sich kein anderer. Er setzt Vieles auseinander, namentlich auch, daß meine Dichtungen,

*) Es ist dies das Gedicht: „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter,“ welches im Inhalts-Verzeichnis des siebenten Bandes der sämtlichen Werke, als zu Paris am 17. Dezember 1843 gedichtet, verzeichnet steht.

ungeachtet eines epischen Anflugs, durch und durch dramatisch seyen; „was wäre — frägt er — großartiger, gewaltiger, als die Scene zwischen Mirza und Judith, als die letztere aus des Holof. Kammert ritt; wer darin nicht die größte dramatische Kraft und Wirkung erkennt und fühlt, der scheint uns durchaus unfähig, über dergleichen zu urtheilen!“ Auf diesen Punct kommt es mir besonders an. Ueber die Scene, wo Golo die Genoveva um ihr Bild bittet, sagt er: „Das ist eine Scene, die wir den schönsten dramatischen Momenten unserer Klassiker an die Seite setzen müssen!“ Genug, außerordentlich viel Anerkennung und so, daß ein vernünftiger Mensch sich darüber freuen kann, kein Gewäsch. Meine Maria Magdalena ist jetzt in Berlin, vor 8 Tagen ungefähr habe ich sie an den alten guten Kisting, der für seine treue Anhänglichkeit und Beharrlichkeit, die er mir nach so vielen Jahren noch immer bewahrt, das beste Andenken verdient, abgesandt. Nun wird sich's dann finden, im Stück selbst kann dies Mal kein Haar gefunden werden. Neulich war ich im Théâtre français und sah die Rachel im Cinna von Corneille. Hätten wir in Deutschland eine Schauspielerin, wie die, so würde meine Judith bald auf allen Bühnen gespielt werden, denn eine solche bedarf eines Objects, um sich selbst in ihrer Größe zu zeigen, die Knaben spielen mit Bällen, Riesen sehen sich nach Felsenstücken um, wenn sie sich ihrer Kraft bewußt werden wollen. Sie ist eine außerordentliche Erscheinung, es ist keine Frage, man fühlt's, indem man sie sieht. Sie ist vom Tragischen umschlossen, sie braucht nicht auf den Brettern erst darnach zu jagen, man glaubt die Tragödie selbst zu sehen, wenn sie auftritt, und ihr Organ — dies „vous avez“ wird noch lange in meiner Seele klingen! Hätten wir! Das ist die Melodie, nach der die ganze Zukunft paßt! Schlimm genug! Im Januar steht mir hier ein neuer Genuß bevor. Dann wird die bis jetzt geschlossen gewesene Gallerie des Luxembourg wieder geöffnet, wo sich die Werke der jetzt lebenden französischen Maler befinden, unter andern die Judith von Horace Vernet, von der Du die Lithographie kennst. Diese muß ich doch billig begrüßen. Gott, was ist hier Alles zu sehen! Nein, sich in dieser Stadt auch nur als armer Teufel zu bewegen, ist viel werth! Nächstens werden die Kammern eröffnet, einem solchen Act werde ich also auch beiwohnen. An dem Tage sind 200,000 Mann National-Garde auf den Beinen. Ein Volk, das selbst die Waffen in der Hand hat! Es läßt sich doch nicht läugnen, Frankreich ist weit, weit voraus! Du siehst, mir geht es gerade umgekehrt, wie Anderen, die als Enthusiasten ankamen und als begossene Pudel wieder davon gingen. Ich kam kühl an, aber meine Theilnahme wuchs von Tage zu Tage und nun rufe ich aus voller Brust: es lebe das französische Volk! Ja, selbst am Neujahrstage, wo ich meinen Portier dafür, daß er mich betrügt, mir, statt für 4 Sous, nur für 2 Sous Frühstück bringt, mit einem 5 fr. Stück beschenken muß, muß, wenn er meine Briefe nicht zurück weisen und die für mich abgegebenen Karten nicht auf den Mist werfen soll, selbst am Neujahrstage will ich nicht anders sprechen! Der Neujahrstag ist hier ein großes Fest, um Weihnacht kümmert man sich nicht, sondern läßt den Herrn mit seinen Ochsen und Eseln allein. Weihnachts-Abend werde ich nichts Anderes vornehmen, als höchstens in ein Café gehen, nachher aber natürlich mit stiller Freude meine Bescheerung verzehren, d. h. Deinen Brief lesen! Theuerste Elise, wenn eine Wunde heilen

soll, so muß man sie nicht mit den Fingern aufbohren, darum erzähle ich Dir von Paris!

Damit unsere nächsten Briefe sich nicht kreuzen: ich schreibe zuerst! Gott mit Dir! Aber er hat keinen Punct, wo er Dich fassen kann, wenn Du nicht selbst den ernsten Willen hast, zu genesen! Frage Jahnens doch einmal, ob das Buch von Gödecke: Die Lyriker der Gegenwart! schon heraus ist. Ich komme mit einer Autobiographie darin vor.

Paris den 2ten Jan. 1844.

Heil und Segen zum neuen Jahr! Eigentlich solltest Du den Brief, den ich jetzt anfange, an diesem Tage schon erhalten. Aber ich konnte in der letzten Zeit, so viel ich auch an Dich dachte, durchaus nicht zum Schreiben kommen. Die Hindernisse waren nicht äußerer, sondern innerer Art. Ich bin seither so thätig gewesen, daß ich eine Pause nicht schelten darf. Nun beginnt der Geist sich schon wieder zu spannen, und ich hoffe, er soll bald wieder völlig gerüstet dastehen.

Für Deinen schönen Brief zum Weihnachts-Abend meinen wärmsten Dank. Er hat mich innig erfreut, und hauptsächlich deswegen, weil ich aus dem Datum sah, daß er größtentheils vor Eingang meines letzten geschrieben war. Nein, theure Elise, ich verlange nicht das Unmögliche von Dir, ich verlange nicht, daß Du nach kaum verflossenen drei Monaten schon geheilt seyn, ich wünsche nur, daß Du der Heilung nicht widerstreben sollst. Meinst Du, daß ich geheilt bin? Alles, was Du darüber sagst, daß wir die Güter, die wir nicht kennen, nicht entbehren, daß sie aber zu unserm Wesen gehören, sobald wir sie einmal besessen haben, ist so tief, als schön. Im eigentlichen Sinne geht kein einziger Schmerz vorüber, mein Freund Rousseau stirbt mir noch jeden Tag, und mein Kind, mein süßes Engelkind, ist mir noch kaum gestorben; noch in dieser letzten Nacht habe ich im Morgentraum in seine schönen blauen Augen gesehen und bin, weil ich mich so sehr darüber freute, davon aufgewacht. Aber eben die ewigen Schmerzen, diejenigen, die sich nie ganz verlieren, vertheilen sich allmälig, während sie Anfangs auf einen einzigen Punct zusammen gedrängt sind, über unser ganzes Ich, und stellen dadurch die aufgehobene Harmonie zwischen Geist und Herz, wenn auch um einen Ton tiefer herabgestimmt, wieder her. Und darin muß man nicht widerstreben. In Deinem vorletzten Brief war es mir so schrecklich, daß Du am Weihnachts-Abend auf den Straßen umher wandern und fremde Kinder mit Nüssen und Kuchen beschenken wolltest. Auf solche Weise, und durch das beständige Wallfahrten zum Grabe macht man die Herstellung unmöglich und stößt die Mutterhand der Natur, die, da sie ihre Kinder aus einander reißen muß, doch in jedem die Ahnung einer höheren Wieder-Vereinigung, ja eines fortwährend bestehen bleibenden geheimnißvollen Zusammenhangs zu erwecken sucht, hart und unfreundlich zurück. Ich hoffe, das Gedicht, welches ich Dir schickte, soll Dich erquickt und aufgerichtet haben.

Mit dem Deinigen zugleich erhielt ich am Weihnachts-Abend einen Brief von Oehlenschläger. Der war wieder warm und herzlich, wie früher, und hat mich über Manches beruhigt. Schlimm ist es nur, daß der Alte das Antworten

immer vergißt. Ich hatte ihn über so viele wichtige Puncte um Auskunft gebeten, aber er hat, aus bloßer Vergeßlichkeit, mir auch nicht die geringste gegeben. Doch die Hauptsache ist, daß seine Gesinnungen gegen mich feststehen. Ich werde ihm nun nächstens wieder schreiben und nach Allem noch einmal fragen. Denn meine nächsten Schritte hängen ja doch nicht ganz von mir allein ab, sie müssen sich mehr nach der Aufnahme, die sie muthmaßlich in Copenhagen finden werden, als nach meinen Wünschen richten. Als Professor Steffens in preußische Dienste trat, wurde ihm von der dänischen Regierung auferlegt, die genossenen Reisestipendien zurück zu zahlen, und ehe ich nach Hamburg oder überhaupt nach Deutschland zurückkehren kann, muß ich wissen, ob die Finanz-Deputation in Copenhagen ein Stipendium, das mir für eine Reise bewilligt wurde, auch zurück hält, wenn sie erfährt, daß ich, statt weiter in die Welt zu gehen, mich wieder in meine zweite Heimath begebe. Dies, liebste Elise, ist der einfache, aber sehr triftige Grund, weshalb ich auf so viele Dinge, die Du berührst, noch nicht zu antworten weiß. Sähe ich das schmalste Fundament vor Augen, worauf ich eine bürgerliche Existenz zu begründen wüßte, so sagte ich: ich reise mit dem ersten Dampfschiff. Aber, aber! Uns're Freunde können uns nicht rathen, denn sie beurtheilen unsre Verhältnisse falsch, sie setzen bei Dir, wie bei mir, voraus, was wir nicht haben, und wir können und dürfen sie nicht enttäuschen, wenn wir nicht zu Gegenständen des Mitleids herab sinken wollen. Auch mit der Einschränkung geht es nicht so, wie man denkt. Wir Alle sind Menschen, und wenn wir hinter Allen und Jeden zurück stehen und uns über die Achsel ansehen lassen sollen, so werden wir es bitter empfinden. Lessing, obgleich der größte Gelehrte und berühmteste Schriftsteller seiner Zeit, schob seine Verheirathung sechs Jahre auf, weil er keine sichere Existenz hatte. Diese sechs Jahre mußten sowohl er selbst, als seine Verlobte, leben, aber an einzelne Personen werden weit geringere Ansprüche gemacht, als an ein Paar. — — — Doch, wir wollen den Kopf noch nicht hängen lassen, wir wollen zunächst abwarten, welche Aufnahme die Maria Magdalena in Berlin findet. Vielleicht hat die Rec. von Wilibald Alexis ihr ein wenig vorgearbeitet.

Am 2ten Weihnachtstag erhielt ich von Duller einen Brief, nebst den Oehlenschläger gewidmeten Gedichten. Sein bisheriges Zögern hat darin seinen Grund gehabt, daß er geglaubt hat, ich sey schon im July von Hamburg abgereis't. Es ist mir lieb, denn Duller ist, wie ich von allen Seiten höre, ein Ehrenmann und sein Organ breitet sich mehr und mehr aus. Ich fragte, weil ich doch wissen wollte und mußte, wie es stand, ob er die Gedichte erhalten und benutzt habe, oder nicht, sonst wollte ich sie Bamberg für sein Album geben. Er antwortete sehr herzlich, und lud mich ein, ihn zu besuchen und bei ihm zu verweilen, so lange es mir gefalle. Zugleich theilte er mir ein Lebens-Ereigniß aus dem letzten Jahre mit, so entsetzlich, daß selbst das unsrige dagegen zurücksteht, und daß ich es Dir, um Dich nicht aufzuregen, gar nicht mitzutheilen wage. — — — — — —

Heinrich Heine ist zurück. Ich bin mit ihm — ganz entre nous! — in einem eigenen Fall. Ich versprach ihm, an Campe wegen gewisser Mißhelligkeiten zwischen diesem und ihm zu schreiben. Dies geschah den Tag, an dem ich ihm

die Judith mittheilte. Nachher fiel mir ein, daß ich vergessen habe, ihn zu fragen, ob es ihm auch recht sey, wenn ich Campe sagte, daß es auf seinen ausdrücklichen Wunsch geschehe. Da es an ihm war, mich zu besuchen, so konnte ich nicht zu ihm gehen, ich konnte Campe also, als ich des Geldes wegen an ihn schrieb, nur darauf vorbereiten, daß ich über Heine an ihn schreiben werde, aber noch nicht in's Specielle gehen. Hierauf kam er zu mir und sprach mir über die Judith; dann fragte er mich, ob ich geschrieben habe, ich antwortete: Ja, aber nur vorbereitend, ich muß erst wissen, ob u. s. w. Wir wurden unterbrochen, Mons. Hagen kam, wir veränderten das Gespräch, Heine bat mich um Genoveva und ging mit den Worten fort: Lassen Sie mich Sie recht bald sehen! Ich zögerte acht Tage, indem ich an meinem Stück arbeitete, da erhielt ich auf einmal gegen Mittag eine Karte von ihm, des Inhalts: ich reise heute nach Dtschld. und sehe Sie erst in 6 Wochen wieder. Ich zog mich an und ging — er wohnt ganz in meiner Nähe — zu ihm, er war nicht „chez lui", aber als ich die Treppe wieder herunter kam, begegneten wir einander. Nun blieb er stehen, sagte, daß er um 6 Uhr abreise, sprach noch Allerlei, lud mich aber nicht ein, mit herauf zu kommen. Dies verdroß mich (mit Recht oder mit Unrecht?) und ich ging. Ich war in Zweifel, ob ich jetzt noch an Campe schreiben solle, oder nicht, da er sich in Person stellte, die Todes-Nachricht ging — jenes war am Freitag — am Sonntag ein, ich unterließ es, ich dachte nicht mehr daran. Nun ist er wieder hier. Hätte ich mich nicht durch den letzten Auftritt verletzt gefühlt, so würde ich zu ihm gehen, denn er wohnt in Paris und ich halte mich hier nur auf, er hat eine Gegen-Visite gemacht und ich kann nicht mehr prätendiren. Aber jetzt! Neulich begegnete ich ihm im Palais royal, er sah mich, ich ihn, wir sahen Beide unbefangen aus, aber er grüßte mich nicht, und ich ihn nicht; ich dachte, er, als der aus Deutschland Zurückgekehrte, müsse den Anfang machen, Dr. Bamberg ist anderer Meinung. Gieb mir Deine Ansicht, theile aber hierüber Keinem etwas mit. Etwas Herzliches kommt zwischen uns Beiden nie zu Stande, das ist gewiß, aber ich stehe in der Sache nicht ganz, wie ich stehen mögte. Die besten Grüße an alle Freunde!

Paris d. 5ten Jan. 1844.

Etwas anders ist das Klima denn doch in Paris, als in Hamburg. Seit dem 1sten Jan. ist die Witterung so mild, daß man keinen Mantel tragen kann; selbst des Abends geräth man in Schweiß, wenn man auch noch so langsam geht. Durchgängig schön ist sie freilich nicht zu nennen, denn es giebt viel Nebel und feinen Regen, aber die Wärme an und für sich hat etwas Wohlthuendes, auch muß sie wohlthätig seyn, wenigstens für mich, denn mein Rheumatismus ist fast bis auf die letzte Spur verschwunden. Allenthalben auf den Boulevards und an den Ecken der Hauptstraßen werden Veilchen ausgeboten, sie gehen hier den ganzen Winter nicht aus und ich sehe sie nie ohne ein sehr angenehmes Gefühl. Auch mit dem Schmutz ist es nicht so arg, als man es macht; es ist nicht so schmutzig, wie in Hamburg, die Boulevards haben nicht sowohl Trottoir's, als sie selbst Trottoirs sind, und werden fleißig gekehrt und dazu kommt die herrliche Einrichtung der sogenannten Passagen, breiter und langer bedeckter Gänge, die

man in allen Theilen der Stadt trifft, und wo man zwischen den prachtvollsten Boutiken spatzieren geht und Alles, was man braucht oder nicht braucht, zur Auswahl um sich herum aufgestellt sieht. Ich spatziere entweder im Palais royal oder in der Passage des Panoramas. Nun laß' Dir etwas von den Pariser Neujahr-Festlichkeiten erzählen. Leider war ich gerade in den Tagen, wo sie den Gipfelpunct erreichten, nämlich den 1sten und 2ten Jan., etwas erkältet und mußte mich mehr im Kaffeehause, als auf den Straßen aufhalten, aber ich habe doch Manches gesehen. Am Sylvester-Abend saß ich mit dem Dr. Bamberg in höchster Gemüthsruhe in meiner englischen Restauration am Vendome-Place bei meinem Rostbeef, als auf einmal eine Hoffmannsche Figur, wie aus einem Märchen herausgeschnitten, in den Speise-Saal trat. Gepudert, eine mächtige Allongen-Perücke auf dem Haupt, im Tressenrock, genug im Costüm eines Marquis aus dem Siècle Ludwigs des Vierzehnten, trat ein Gratulant vor, den man, seinem Benehmen nach für einen Mann aus den höchsten Ständen hätte halten sollen, und weit entfernt, Geschenke zu fordern, theilte er selbst Geschenke aus, Festgedichte, Bonbons u. d. gl. Geborene Pariser nahmen keine Notiz von ihm, unschuldige Etrangers, wie ich, streckten die Hände nach seinen bunten Sächelchen aus, aber der Dr. Bamberg flüsterte mir zu: nehmen Sie Sich in Acht, der Kerl hat noch etwas bei sich, was er Ihnen erst zeigt, wenn es zu spät ist, also ließ ich ihn vorüberziehen. Richtig! Er hatte kaum die Runde durch den Saal gemacht, als er, zurückkehrend, eine zierliche Büchse in Händen hielt, die für Sou's zu klein, aber für Zweifrankenstücke eben groß genug war, der Ritze nach nämlich, und die er an den Tischen, wo man etwas von ihm genommen hatte, so lange schüttelte, bis man eine Münze hinein steckte. Dann verschwand er wieder, mit den Verbeugungen eines Hofmarschalls, wenn er sich aus einem Salon entfernt, worin er statt eines einzigen, zwanzig Könige getroffen hat. Von dem Gewühl auf den Boulevards am 1sten Jan. macht man sich keine Vorstellung; es war, wie Schiller sagt, „als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre“, aber nicht „wallfahrtend nach dem Himmelreich“, denn die Pariser wallfahrten bei solchen Gelegenheiten lieber nach Dingen, die von dem Wege zum Himmel abführen, sie denken: da der Pfad des ewigen Lebens einmal so schrecklich eng ist, so hält uns unsere National-Tugend, die Höflichkeit, ab, ihn noch mehr zu verengen. Nachmittags unterbrach ein heftiger und lange anhaltender Regen die Feier, ich wollte im Palais royal spatzieren gehen, aber Alles, was seine Toilette zu schonen wünschte, hatte sich dahin geflüchtet, und man ging nicht spatzieren, sondern wurde spatzieren geschoben. Ich suchte im Café des mille colonnes ein Unterkommen, fand aber auch dort erst nach zweimaligem Wiederkommen einen Platz und erhielt meinen Kaffee erst auf zehnmaliges Bestellen. Am Morgen interessirten mich vornämlich die Volksbelustigungen. Ich bemerkte dreierlei Arten von Spielen. Erstlich. Es war eine große Tafel, ungefähr wie eine Thür, schräg aufgestellt und darauf eine Menge von Sachen pyramidalisch ausgebreitet. Unten am Fuß dieser Pyramide befand sich ein großer Haken. Der Tafel gegenüber hing an einem Querbalken ein Tau mit einem Ring. Nun zahlte man einen Sous und warf mit dem Ring nach dem Haken. Blieb er hängen (was aber, so lange ich zusah, nicht ein einziges Mal geschah) so durfte

man sich etwas von den Sachen aussuchen. Ein Knabe verspielte 3 Franken, ohne das Geringste zu gewinnen; er wird später mit besonderem Vergnügen auf den Boulevards zwischen den Kuchen- und Confitüren-Buden auf und ab spatziert seyn und sich den Magen gewiß nicht verdorben haben. Zweitens. Ein Blousen-Mann hatte mittelst eines rings umher gezogenen Seils einen Kreis geschlossen, um den die Zuschauer herum standen. Oben in dem Kreise stand ein Tönnchen und darauf ein blecherner Kasten. In den Händen hielt der Mann einen ungeheuren hohlen Gipskopf und — eine kleine Nachtwächter-Knarre. Kam nun ein Knabe, der einen Sous zahlte, so wurde ihm dieser Gipskopf aufgestülpt und ein Stock in die Hand gegeben; dann schritt er vorwärts, der Mann, unaufhörlich knarrend, ging neben ihm her und die Zuschauer belustigten sich dadurch, daß sie den schon genug Verwirrten durch unaufhörliches Schreien: à gauche und à droit noch mehr zu verwirren suchten. Possirlich sah es aus, wenn das Ungethüm dann endlich nach mannigfacher Veränderung des Standpuncts den Stock in die Höhe hob und nun, statt den Kasten zu treffen und sich dadurch ein halb Dutzend Makronen zu verdienen, in die Luft hieb. Wohl 13 bis 14 fuhren leer ab, zuletzt aber wurde Einer vom Glück begünstigt. Der lachte, aber nun wurde der Entrepreneur grimmig und gab den Zuschauern Schuld, deren à gauche (links) den Knaben auf die richtige Spur geleitet hätte. Die nahmen das übel, das bemerkte er nicht sobald, als er auch augenblicklich einsah, daß er sich das ganze Spiel verderben könne und den Fehler daher wieder gut zu machen suchte. Er wandte sich also entschuldigend an die „Messieurs“, sprach, so weit ich ihn verstand, von seinen Heldenthaten an der Moskowa, von seinen Leiden an der Berezina, er habe sich Verdienste um's Vaterland erworben, jetzt sey der Moment da, wo er hoffe, daß die Nation ihn belohnen werde. Nie habe ich eine solche Gesticulation gesehen, er sprach nicht bloß mit dem Munde oder den Händen, sondern, da er das Gesicht ja nur nach Einer Seite wenden konnte, auch mit dem Rücken, den Schultern, den Beinen, es war in seiner Art ein Schauspiel zum Erstaunen. Drittens. Eine wunderlich geformte Scheibe, einem oben spitz zulaufenden Schränkchen ähnlich, war aufgestellt, auf der sich ein kleiner Sarg befand. Darnach wurde mit Pfeilen geschossen. Traf ein Pfeil, so öffnete sich der Sarg und — der Kaiser stieg heraus, das bekannte Fernrohr in der Hand. Worin hier der Gewinn bestand, wurde mir nicht klar. — Zwischen Weihnacht und Neujahr wurden die Kammern eröffnet. Ich hätte es nicht erfahren, wenn ich nicht des Morgens zufällig früher, wie gewöhnlich, ausgegangen und auf den Carousfel-Platz, an dem die Tuilerien liegen, gekommen wäre. Da sah ich die Garden aufreiten, erkundigte mich und erfuhr, daß der König sich à présent in die Chambre des Déptués begeben werde. Nun eilte ich zum Palais Bourbon, aber ich kam schon zu spät, ich sah wohl von fern die Wagen, aber an ein Näherkommen war nicht zu denken. Da dachte ich: er wird sich wohl eben so lange bei seinen lieben Getreuen aufhalten, daß Du, wenn Du rasch zuschreitest, den Place de la Concorde erreichen kannst. Gedacht, gethan, und ich war den Jardin des Tuileries gerade zu Ende, als der erste Kanonenschuß verkündigte, daß Louis Philippe, nachdem er seinem Volk die Versicherung gegeben, daß Alles herrlich stehe und daß, wenn irgend Einer zu hungern und

zu dursten glaube, dies nur Einbildung sey, die Kammer wieder verlasse. Nun eilte ich und kam zur rechten Zeit. Ich stand dicht hinter dem zweiten Spalier und sah ihn so deutlich, als man bei einer Entfernung von 60 Schritt, denn so weit hält er sich die Leute vom Leibe, sehen kann, wie er sich in seinem Wagen links und rechts verbeugte. Hin und wieder ließ die National-Garde ihn leben; sie hatte Nichts dabei zu wagen, er ist alt, dennoch wurde es vom Volk, d. h. von den National-Garden, die nicht eben du jour waren, nicht zum Besten aufgenommen. Den imponirendsten Eindruck macht die National-Garde selbst. Das sind nicht privilegirte Menschenschlächter, die für Lohn auf Vater und Mutter feuern, das sind Bürger, ein unendlicher Fortschritt Frankreichs und das unzerstörbare Fundament seiner liberalen Constitutionen. —

Am 15ten d. M. wurde Molières Denkmal in der Rue Richelieu, dem Hause, worin er gestorben ist, gegenüber, feierlich enthüllt.*) Es machte großen Eindruck auf mich, denn es war nicht, wie im lieben Allemagne, das Fest einer Clique, sondern ein Act der Nation. Die Zeitungen waren sehr erbittert auf den König, daß er nicht dabei erschienen sey, sie warfen ihm offen vor, daß er es nur deshalb unterlassen habe, weil Molière unter Anderem auch den Tartüffe geschrieben; sie erinnerten an Louis quatorze, der bekanntlich Molière einmal, als das Hofvolk sich für zu gut hielt, mit ihm zu speisen, nicht bloß an seine Privat-Tafel zog, sondern ihm sogar zum Entsetzen der umstehenden Pairs selbst servirte. — d. 21. Jan. So weit hatte ich geschrieben, als Dein erster und zwei Tage später Dein zweiter Brief eintraf. — — — — Zu dem Brief der Crelinger brauche ich wohl kaum etwas zu bemerken. Wenn die Frau auf ihrer Ansicht beharrt, so ist ja natürlich an keine Aufführung zu denken, und das wird sie thun, auch hat sie ja vielleicht recht, denn von der Abgeschmacktheit des deutschen Publicums macht man sich keinen Begriff, man muß sie aus Erfahrung kennen lernen.**) Ihre Argumente freilich sind nichtig und nicht einmal richtig, aber es kommt nicht darauf an, was sie mir, sondern was sie ihr gelten. Gretchen im Faust ist schwanger und die ganze Catastrophe des Stücks ist auf diese Situation gebaut; zarter aber, wie ich die letztere behandelt habe, kann sie gar nicht behandelt werden. Klärchen im Egmont ist noch mehr, als schwanger, sie ist eine Dirne, die Dirne eines Grafen, den in aller „façon" zu besitzen, ihr nie einfallen konnte. Dennoch gehören Gretchen und Klärchen zu den höchsten und reinsten Gestalten deutscher und aller Poesie. Aber was kümmert's die Leute! Sie können in aller Unschuld die Blume loben, aber daß sie aus der schwarzen Erde hervor wächst, ist ihr nicht zu verzeihen, und also treten sie sie mit Füßen! Mein Entschluß ist nun der. Ich schreibe der Crelinger in diesen Tagen und setze ihr die Motive noch einmal aus einander. Davon erwarte ich nun Nichts. Dagegen schreibe ich ihr zugleich über den Diamant und lasse ihr diesen durch Kisting, bei dem er ja glücklicher Weise noch liegt, überreichen. Ich

*) Vergleiche mein Nachwort S. 582 im zweiten Bande der Tagebücher.

**) Heinrich v. Treitschke sagt unter anderm in seinem Aufsatze über Hebbel (Historische und politische Aufsätze B. I. S. 476): „Ist es doch längst kein Geheimnis mehr, daß das Los der Gedichte heute in den Händen der jungen Damen liegt.

spreche bei dieser Gelegenheit von Copenhagen, von Oehlenschläger, von dem Beifall, den das Stück dort gefunden hat. Das wird mehr wirken als das Stück selbst. Vielleicht ist die Prinzessin eine Rolle für ihre Tochter, vielleicht die Königin eine für sie selbst. Jedenfalls wird sie, wenn sie sieht, daß ich durchaus keine Empfindlichkeit zeige — und zu dieser, darin hast Du vollkommen Recht! ist allerdings kein Grund vorhanden, ihr Brief ist durchaus wohlwollend — mir ungern zum zweiten Mal eine abschlägige Antwort geben. Ich denke, dieser Entschluß ist der beste. Hilft auch das nicht, so muß ich für immer auf das Theater Verzicht leisten. Große Talente haben es vor mir thun müssen, ich bin nicht der Erste, dem es zugemuthet wird. Nur werde ich dann auch nie wieder einen Versuch machen, denn mit Aerger sind Refüse doch immer verknüpft, darin ist Jeder Mensch, und das ist ein Narr, der, wenn ihm zehn Pfeile zurück kommen, den elften verschießt. Dramatischer Dichter bin und bleib' ich dessenungeachtet. Nun zu Deinem ersten, so unendlich inhaltvollen Brief. Er hat mir zwei sehr schwere Tage gemacht. Ich soll Entschlüsse fassen, und weiß nicht, welche. Du schreibst immer: bestimme Du! von Deinem Willen hängt Alles ab! Theure Elise, sollte es wohl einen Menschen geben, der weniger Willen hat, als ich in meiner jetzigen Lage! Auch Jahnens, in seinem Brief, deutet in seiner zurückhaltenden Weise so Manches an. Gott weiß, wie ich mir helfen soll. Die Situation ist wahrhaft entsetzlich. Alles, was ich beginne, mißlingt mir, ich habe Nichts, gar Nichts, als das kleine Reisestipendium, auch dieses habe ich nur, wenn ich reise, und doch ist die Nothwendigkeit da, es fahren zu lassen, und zurückzukehren. Für das nächste Jahr würde ich es ja freilich noch erhalten, das ist keine Frage, aber für ein drittes auf keinen Fall, ja es wäre gar keine Möglichkeit vorhanden, mich darum zu bewerben. Es handelt sich also um den für alle Zukunft entscheidenden Schritt. Zweimal haben die Sterne über mir geleuchtet. Einmal in Berlin — ich verpaßte den Moment. Wäre ich dahin gegangen, ich hätte eine Aufnahme gefunden, wie nur irgend Einer. Das zweite Mal in Copenhagen. Alles kam darauf an, Zeit zu gewinnen, damit die ausgestreute Saat reifen könne, und wie vom Himmel herab fiel mir ein günstiges Loos, auf 2 Jahre wurde ich gleich versorgt und auch für das dritte eröffnete sich eine Aussicht, die, wenn ich von Paris oder von Rom aus mein Gesuch einreichte, nicht täuschen würde. Dieser Querstrich in Berlin (ich meine den Brief der Crelinger) will Nichts bedeuten, die Anerkennung wächs't mir von allen Seiten zu, ich kann mich durchaus nicht beklagen, in so kurzer Zeit, wie ich, hat mit Ausnahme der Leute, die der Ausrufer mit seiner Trommel bekannt macht, kaum je ein Dichter einen solchen Namen erworben, das muß ich nicht vergessen. Unstreitig werden die Sachen in 2 Jahren anders stehen, wie jetzt, denn wenn das Theater sich mir verschließt, so mache ich mit den fertigen beiden Stücken ganz gewiß zwei ehrenvolle Feldzüge in der Literatur und auch das wird in Copenhagen seine Wirkung nicht verfehlen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Ich kann nur Eins, und dies Eine führt gewiß nach und nach (denn warum sollte gerade ich hinter den Herren Mosen, Geibel, Freiligrath zurück stehen), nur nicht augenblicklich zum Ziel, augenblicklich soll es aber seyn. Ich befinde mich in einer Verwirrung, wie kaum jemals in

meinem Leben; zwei Tage hindurch war mein Kopf, wie mit Pulver angefüllt, und auch jetzt, indem ich schreibe, ermüdet mir der Arm, wie bei dem trostlosesten Geschäft, denn was könnte ich Dir sagen, das Du Dir nicht schon selbst gesagt hättest. Eine Ehe ohne alles Fundament! Alle die unumgänglichen Nothwendigkeiten, die damit verbunden sind, und, die nächsten 10 Monat abgerechnet, kein Geld und keine Aussichten! Du wirst mich nicht inconsequent finden, wenn Du diesen Brief mit dem vergleichst, den ich Dir im ersten Schmerz schrieb! Beim Erdbeben faßt man das, was man liebt, bei der Hand und zieht es zu sich heran; aber wenn das Erdbeben überstanden ist, treten die Verhältnisse wieder in ihre Rechte ein und man schaudert, die Reise in eine Wüste anzutreten, wo man fürchten muß, nicht Wasser noch Brot anzutreffen. Denn, wenn man gar Nichts hat, so kommt man auch mit dem Einschränken nicht durch, und was das Einschränken selbst betrifft, so steht es damit nach der Verheirathung auch ganz anders, als vor derselben. Elend im Hause und Geringschätzung außer demselben, die nicht ausbleibt, wenn man nicht einigermaßen seinem Stande und seiner Bildungsstufe gemäß leben kann — das ist eine Last, die weder ein Gott, noch ein Mensch erträgt. Unsere Freunde haben hierüber kein Urtheil. Sie setzen bei mir, wie bei Dir — und dies ist der wichtigste Punct! — voraus, was wir nicht haben: bei mir Gelehrsamkeit, bei Dir Geld! Ich weiß viel, sehr viel, aber ich habe es aus mir selbst geschöpft, ich habe es nicht gelernt, ich habe die Resultate, nicht den Weg, wenn ich aber lehren soll, so muß ich gelernt haben. Schütz denkt nun aber: mein Gott, er ist Doctor der Philosophie, er nimmt sein Diplom, geht nach Kiel und eröffnet seine Vorlesungen; bei so viel Geist muß das Erfolg haben, das Wissen setzt er voraus. Nicht meine Schuld ist es, wenn es anders mit mir steht, aber so wenig, als es meine Schuld ist, daß ich kein reicher Mann bin, in meinem 21sten Jahre war ich schon über die Zeit des Sprachen-Lernens hinaus, und dieser Mangel steht mir nun allenthalben im Wege. Was Dich betrifft, so sagen sie: mein Gott, sie besitzt ja so viel Capital, daß sie von den Zinsen leben kann; mögen sie, wenn die Zinsen für Beide nicht ausreichen, das Capital selbst angreifen, das muß ja auf Jahre vorhalten und in der Zeit macht es sich mit seiner Professur. Hier ist denn der Punct, wo jede Lüge, nicht bloß die von dem Menschen selbst ausgegangene, sondern auch diejenige, der er nur nicht widerspricht, sich rächt. Und doch, sollten wir ehemals, als die Leute für gut fanden, bei mir wissenschaftliche und bei Dir irdische Schätze voraus zu setzen, ein Duett anstimmen: Nein! Nein! Nein! Wir sind arme Teufel? Das war uns in dieser niederträchtigen Welt, wo der Pöbel Jeden auf die Füße tritt, der seinen Gott, den Silberling, nicht in der Tasche beherbergt, nicht zu verlangen. Ob aber nicht jetzt der Moment gekommen ist, wo wir die Börse bloß stellen, damit der Character nicht leide? Das überlasse ich Deinem Ermessen. Zunächst hättest Du, nach meiner Meinung, die Sache Deiner Mutter von dieser Seite vorzuführen; es ist diejenige, die auch sie begreifen muß. — — —

Von Campe erhielt ich Geld und Brief mit Deinem Brief zugleich. „Er hätte nicht gewußt, daß ich Vater wäre!“ Woher weiß er's denn jetzt? Ich hatte es ihm nicht geschrieben. Mir ist lieb, daß er's weiß, denn das bahnt die

Brücke zu unseren nächsten Verhandlungen. Den dänischen Gesandten, Baron von Coß, habe ich besucht, Bamberg begleitete mich als Dolmetscher. Er war die Artigkeit selbst, begleitete mich bis zur Treppe, erbot sich zu allen möglichen Gefälligkeiten u. s. w. Wir haben uns schon zum zweiten Mal gesehen und zwar beiderseits in einer höchst komischen Situation. Ich erzähle es Dir, wenn ich's nicht vergesse, in meinem nächsten Brief. Mit Heine ist schon Alles ausgeglichen. Wir begegneten uns in der Dämmerung in der Rue Richelieu und grüßten uns fast zu gleicher Zeit. Er sagte: ich habe an Sie sehr viel gedacht, wohin gehen Sie, gehen Sie mit mir? Ich: ich habe einen anderen Weg. Er: dann geh' ich mit Ihnen. In dem Augenblick aber bekam er etwas in den Hals, das er im Mund gekäut hatte, konnte nicht weiter sprechen und mußte sich zu Hause verfügen, lud mich aber natürlich ein, ihn zu besuchen. Ich that's, er erkundigte sich mit großem Interesse nach meinen Arbeiten und hatte, als ich ihm von der Existenz meiner neuen Tragödie sprach, die große Aufmerksamkeit, mich um Mittheilung derselben zu ersuchen, er müsse dazu aber einen Tag abwarten, wo er hell im Kopf sey, weil ihm sonst zu viel in dem Werk entgehen würde; er klagt nämlich über Kopfweh und mag auch wohl sehr damit geplagt seyn. Wir verabredeten nun, daß er zu mir schicken solle, das ist noch nicht geschehen, aber er spricht gegen dritte Personen mit der größten Achtung von mir; ich sey einer der ersten Dichter, nicht bloß der Gegenwart, sondern die Deutschland je gehabt habe. Du siehst, ein Genie ist gegen seines Gleichen immer gerecht, nur die Halb-, Dreiviertel- oder Ganz-Talente, die ihm zwischen die Beine gerathen, zerstampft es. Er hatte gestern zu Bamberg, der ihn um 1 Uhr noch im Bett getroffen, gesagt, er sey nur seines Kopfwehs wegen noch nicht bei mir gewesen, er denkt mir also alle Visiten zu erwiedern, und das ist, da er Niemand besucht, sondern sich nur besuchen läßt, alles Mögliche. Du weißt, wie ich immer über ihn gedacht und gesprochen; Du kannst Dir also leicht denken, daß die Ausgleichung des Mißverständnisses mir lieb ist.

Für die Mittheilung aus dem Gödekeschen Buch lasse ich Herrn Raschke herzlichst danken. Wie waren denn die politischen Dichter beurtheilt, wenn Du vielleicht noch ein wenig darin geblättert hast? Die Biographie hatte ich selbst geliefert, aber sie ist sehr schlecht, wie Alles was man macht, wenn man nicht gesund ist. — — — — — — Und nun, meine theuerste, geliebteste Elise, lebe wohl bis zu Deinem nächsten Brief. Wenn ich von Campe, von Oehlenschläger — ich soll ihnen aber selbst erst schreiben — Antworten habe, stellt sich vielleicht noch Manches anders heraus als es jetzt den Anschein hat.

Paris d. 26ten Januar 1844.

Gestern Abend fand ich neben Deinen Zeilen mit dem Brief von W. Alexis eine Karte von Herrn Th. Hagen vor, woraus ich sehe, daß er morgen nach Hamburg zurück reis't. Dieser Gelegenheit bediene ich mich denn, nicht um Dir zu schreiben, denn dazu ist die Zeit zu beschränkt, auch ist es vor drei Tagen erst ausführlich geschehen, sondern nur Dich zu grüßen und Dir zwei Gedichte zu schicken, die, da das eine sehr groß ist, in einem mit der Post zu befördernden Brief sich nicht gut beischließen lassen. Du wirst daraus sehen, daß mein

Geist sich für die Anregungen, die die große Welt, in der ich mich jetzt bewege, darbietet, dankbar bezeigt. In der That, ich kann mich nicht über ihn beklagen, fast jeder Tag bringt mir etwas Neues, bald ein Gedicht, bald eine reiche Ideen-Ader, bald einen wichtigen Brief oder etwas Aehnliches.

Der Brief von W. Alexis bedarf keiner Antwort, wenigstens nicht eher, als bis ich von ihm etwas Anderes, als leere Worte gesehen habe. Wie kann er sich nur einbilden, daß ich mich für ein Monstrum, wie diesen dramatischen Siegismund Weise, interessiren könnte? Wenn wir dadurch dramatische Dichter würden, daß wir die Hegelsche Dialektik, nothdürftig von ein Paar Automaten getragen, in sogenannte Tragödien umsetzten, so wäre der Kranz leicht zu erringen. Daß doch selbst so scharfsichtige Köpfe, wie W. Alexis das Tiefe, aber Gestaltete, mit dem Bodenlosen, Formell Abstrusen zu verwechseln im Stande sind!

Der Crelinger — Du wirst staunen und Dich freuen! — hatte ich schon vorgestern geschrieben, und zwar keinen Brief, sondern ein halbes Buch! Bis zur Mitte bin ich in Maria Magdalena auf das Theater zugegangen, nun komme das erste Theater auch bis zur Mitte und verlange nicht, daß links und rechts zusammen fließen sollen.

Ich muß schließen, um die Gedichte abzuschreiben. Eigentlich wollte ich heute morgen in das Palais de Justice, um den Assisen über einen Mutter-Mörder beizuwohnen. Ich las gestern Abend einen Theil seiner Aussagen im Commerce — darnach muß es ein Mensch seyn, der hoffentlich seines Gleichen nicht hat. Den Muttermord hat er nur so gelegentlich bei dem Anlaß einer anderen Mordthat mit eingestanden. Als der Präsident des Gerichts ihn fragt: mit solcher Kaltblütigkeit (Sang-froid) habt Ihr Eure Mutter getödtet? antwortet er: „oui, Monsieur!" Dies „oui Monsieur" hätte ich wohl hören mögen, es hat die größte Bewegung im Saal hervor gerufen, ohne daß dies auf Mons. Pontmann — so heißt diese Specialität — den geringsten Eindruck gemacht hätte. Aber vielleicht sind die Verhandlungen schon gestern geschlossen worden, denn der Commerce referirte über vorgestern.

Größere Gegensätze, als diese beiden Gedichte, kann es nicht geben. Und Beide aus tiefster Seele, zu gleicher Zeit! Tod und Leben! Das ist der beste Beweis dafür, daß der Dichter, wie ein Instrument, alle Töne zugleich in seiner Brust trägt. Lies die Gedichte Keinem vor, der sie nicht zu würdigen weiß, also nur Jahnens; am wenigsten das erste, worin ein unendlicher Gehalt niedergelegt ist — Liebe, Raserei, die höchste Bißigkeit, der bitterste Schmerz, Alles auf einmal, äußeres und inneres Gewitter, milder Regen und linde Thränen!

Paris d. 13ten Februar 1844.

Dein lieber Brief ist schon seit acht Tagen in meinen Händen und sollte eigentlich schon beantwortet seyn. Auch habe ich Zeit genug, denn ich bin ja ganz auf mich allein angewiesen, und die Thätigkeit meines Geistes hat wieder nachgelassen, so daß mir zur Unterhaltung mit Dir hinreichende Muße bleibt. Aber hier kommt nun der Umstand, daß ich nicht einlege, in Betracht. Des Morgens, wenn ich aufstehe, pflege ich doch wenigstens zu versuchen, ob ich nicht arbeiten kann, auch habe ich noch immer mit dem Vorwort zur Maria Magdalena

zu thun gehabt, das sich jetzt schon bis zu 14 Seiten ausgedehnt hat, und, bei splendidem Druck, leicht 2 1/2 Bogen ausfüllen könnte. So wird es 12 Uhr, und länger darf ich, obgleich das Wetter fortwährend mild und zuweilen wahrhaft frühlingsmäßig ist, nicht im kalten Zimmer bleiben, dann kehre ich aber den ganzen Tag nicht wieder in mein Logis zurück.

Den Tag nach dem Eintreffen Deines Briefes erhielt ich einen von dem alten Kisting, in dem ein anderer von Herrn Crelinger, nicht an mich, sondern an Kisting gerichtet, eingeschlossen war. Der Alte schrieb mir, er sende denselben Tag eine Abschrift dieses Briefes an Dich, damit Dir sein angenehmer Inhalt desto eher bekannt würde. Ich habe dies sehr zart von ihm gefunden und es hoch aufgenommen. Ich setze demzufolge denn voraus, daß Dir das Urtheil des Dr. Klein über mein Stück und seine Ansicht über die Darstellbarkeit desselben bekannt ist. Dies verändert vielleicht sehr Vieles. Wenn das Stück in Berlin zur Aufführung käme, so könnte ich mit Ehren im Frühling nach Deutschland zurück kehren, ich könnte nach Copenhagen schreiben, daß ich aus diesem Grunde nach Berlin ginge und es wäre dann noch immer möglich, das Reisestipendium für die italienische Reise in Anspruch zu nehmen. Genug, es eröffnet sich eine ganz neue Perspective, und wir wollen nur hoffen, daß wir uns nicht abermals täuschen. Kommt mein Drama nur auf die Bretter, so ist mir um den Erfolg nicht bange, es stehen Dinge darin, die Niemand in einem bürgerlichen Trauerspiel erwartet, und die auch Dich und Jahnens, obgleich Ihr den ersten Act kennt, überraschen werden. Darum wurde ich auch so erbittert, als ich nach dem Brief der Crelinger annehmen mußte, daß ich einer Alfanzerei wegen wieder abgewiesen werden würde, und nahm mich augenblicklich zusammen, um ihr, wo möglich, andere Gedanken beizubringen. Meine Antwort an sie war schon geschrieben und abgegangen, ehe der Brief von Wilibald Alexis bei mir eintraf, das hatte aber Nichts zu bedeuten, denn über diesen Brief denke ich etwas anders, als Du, und obgleich ich ihn, so wie die Sachen jetzt stehen, allerdings beantworten werde, so zweifelte ich doch, als ich ihn empfing, sehr daran, ob ich es könne, da er doch eigentlich Nichts ist, als die Erwiederung eines Achtungsbeweises, die unter keinen Umständen so lange auf sich hätte warten lassen sollen. Wie schnell antwortete Duller!

Im Januar habe ich noch ganz zuletzt etwas abgethan, was mich drückte, so lange ich mich in Paris befand, ich habe an den Conferenzrath Dankwarth in Copenhagen, der mich bei meiner Abreise dazu aufforderte, und an den Conf. Rath Collin, der mich freilich nicht aufforderte, der es aber gewiß auch nicht ungern sehen wird, lange Briefe geschrieben. Solche Briefe sind schwer zu schreiben, da man nicht weiß, in welch ein Verhältniß man sich zu den Herren, die sie empfangen, stellen soll; ich hoffe, sie sind mir geglückt, und war sehr erfreut, als ich sie fertig hatte. Ich gab sie im Bureau der Gesandtschaft ab, weil der Baron von Coß sich, als ich bei ihm war, zur Besorgung von Briefen nach Copenhagen gegen mich erbot. Denselben Tag ging ein großer, vier Seiten langer Brief an Oehlenschläger ab, worin ich ihm meine ganze Lage eröffnete. Lange habe ich gezögert, und auch noch zuletzt bin ich mehr dem augenblicklichen Gefühl, als der Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit und Gefahrlosigkeit dieses

Schritts gefolgt. Nun muß man die Wirkung abwarten. Was mich abhielt, war der Gedanke, daß es selbst den besten Mann unangenehm berühren und erkälten kann, wenn er, der für einen Menschen schon sehr viel gethan zu haben glaubt, plötzlich erkennt, daß noch viel mehr geschehen muß, wenn nicht Alles umsonst seyn soll, von Oehlenschlägers Antwort werden denn meine nächsten Schritte abhängen, denn nicht von meinem Mögen und Wollen, nur von meinem Dürfen und Können ist die Rede. Ich hoffe, daß er mich nicht zu lange warten lassen wird. — — — — — —

Dies Vorwort ist mir außerordentlich geglückt, ich habe die allerwichtigsten Puncte darin auf eine Weise aus einander gesetzt, daß, wenn der gemeine Haufe der Recensenten mich auch nur à la Heiberg versteht, er doch auf Vieles in meinen Werken, was ihm bis jetzt völlig entgangen ist, aufmerksam werden und sich dann vielleicht stellen wird, als ob er es auch ohne die von mir angezündete Laterne entdeckt hätte. Das kann mir aber nur recht seyn. Jung-Deutschland, die schwäbische Schule, die politischen Poeten, die neuen Dramatiker, Alles wird im Vorbeigehen abgethan, und ohne wirkliches Blankziehen, ganz einfach durch Entwickeln der Ideen, wie die Sonne den Nebel verzehrt. Dr. Bamberg, der mich gestern Morgen dabei sitzen sah, sagte: verantworten Sie Sich noch immer über die schreckliche Sünde, daß Sie Gedichte gemacht haben? Darin besteht allerdings das ganze Geschäft, aber ich denke, die Luft soll reiner werden, denn die guten Freunde, die an meinen Sachen mäckeln wollen, müssen nun doch wenigstens auf die Puncte, auf die es ankommt, eingehen, sie können sie nicht länger ignoriren, und dann handelt es sich ja nur noch darum, ob die Zähne fest sitzen, wenn sie mir die Hand in's Maul stecken, um sie auszuziehen.

Heine hat von sich bis jetzt Nichts hören, noch sehen lassen. Wenn man ihn sieht, so klagt er immer über Kopfweh. Ich sah ihn übrigens seit jenem Sonntag, von dem ich Dir schrieb, nicht wieder. Es ist gleichgültig. Vielleicht hätte ich ihm sagen sollen, daß und warum ich im Herbst nicht an Campe geschrieben habe. Ich glaube, er will mich lieber zum Freund, als zum Feind haben, und das ist ja auch so ganz unvernünftig nicht, aber er scheut jedes tiefere Gespräch, weil ihm die freie Beweglichkeit des Geists nicht, oder nicht mehr, so zu Gebote steht, wie mir. Da er, als ich zuletzt bei ihm war, davon sprach, daß er mich nächstens ersuchen würde, ihm mein Drama vorzulesen, so kann ich nicht wieder zu ihm gehen, sonst würde ich es mit den Gegenvisiten nicht so genau nehmen, um so weniger, als sein Besuch mich in meinem kalten Zimmer nur in Verlegenheit setzen könnte. Vielleicht ist er auch hier gewesen und die Concièrge hat es mir nicht gesagt. — — —

An Gedichten sind noch mehrere entstanden und sie machen mir jetzt wieder Freude, denn sie fangen wieder an, Massen zu machen, es liegen jetzt mit den in Copenhagen gedichteten schon wieder 24 in meinem Portefeuille. Jetzt ist es aber auch mit dem Produciren vorbei. Zu meinem großen Leidwesen ist die Bilder-Gallerie im Louvre bis July geschlossen, weil darin gearbeitet werden soll. Ich habe nicht einmal Abschied nehmen können von dieser Welt des Schönen, denn als ich zum letzten Mal darin war, ahnte ich nicht, daß die Pforten sich hinter mir schließen würden. Die Gallerie des Luxembourg ist auch noch nicht

geöffnet. Vor einigen Tagen war ich zum ersten Mal in der Deputirten-Kammer, die Sitzung war aber unbedeutend, Guizot hatte es ruhiger, als in der bekannten, worin er seine Reise nach Gent zu vertheidigen suchte. Außer Guizot sah ich noch Lamartine, Thiers war nicht anwesend, und da er der eigentliche Sturmvogel ist, so konnte man gleich beim Eintritt wissen, das Nichts vorfallen würde. — — — —

Und nun, meine theuerste Elise, lebe wohl! Die Antwort Oehlenschlägers, und das Schicksal der Mar. Magd. in Berlin werden darüber entscheiden, wie bald wir uns wieder sehen werden.

Paris d. 26sten Februar 1844.

Dein letzter, so sehr schöner Brief ist von mir nicht beantwortet worden, wie er hätte beantwortet werden sollen. Ich schrieb Dir den Grund schon. Ein kaltes Zimmer läßt die zum Ausströmen der Seele nöthige Behaglichkeit nicht immer aufkommen, ich war damals durch die Beschäftigung mit dem Vorwort und den Gedanken an den Brief an Campe ohnehin aus meiner gewöhnlichen Stimmung heraus gerissen und wollte meine Antwort doch nicht gern länger aufschieben, weil ich wünschte, daß Du sie Sonntag bekommen solltest. Das Vorwort macht mir auch jetzt noch zu thun, es ist ein Manifest im eigentlichsten Verstande und nebenbei eine Kriegs-Erklärung, kein Wunder, daß es sich nicht so aus dem Ermel schütten läßt. Gut wird es, das ist gewiß, und Wirkung wird es auch haben, es frägt sich nur, ob der Respect, den es einflößen, oder die Wuth, die es auf manchen Seiten rege machen wird, größer seyn werden. Ich habe inzwischen nach Berlin an Wilibald Alexis geschrieben, und ihn ersucht, sich mein neues Stück von der Madme Crelinger geben zu lassen, und es zu lesen. Ich that es nicht gern, denn die Entschuldigungsgründe, die er für sein langes Stillschweigen auf meinen freundlichen ersten Brief anführte, konnten nicht genügen, schon aus dem einfachen Grunde, weil in einem solchen Fall gar keine Entschuldigung genügt, es ist, als ob Einer, dem man die Hand reicht, die seinige in der Tasche sitzen läßt und später mit einer höflichen Verbeugung sagt, er habe gerade sein Geld nachgezählt, oder was sonst. Auch scheint mir seine Anerkennung meines Talents keineswegs aus vollem Herzen zu kommen, sie ist sehr gemäßigt ausgedrückt, was er über mich sagt, muß Jeder sagen, der sich nicht lächerlich machen will. Dazu kommt noch der höchst merkwürdige Verleger-Wunsch, den Herrn Wiese, den philosophisch-poetischen Hermaphroditen, durch mich recensirt zu sehen. Alle diese Puncte konnten Dir nur deswegen entgehen, weil Du seinen Brief nur einmal lasest. Aber ich habe ihm doch geschrieben, um Nichts zu versäumen, ich habe ihm ehrlich gesagt, daß es nur aus egoistischen Gründen geschehe, und ihm meine Meinung über Wiese eröffnet, ich bin aber überzeugt, daß meine Antwort ihm trotz dessen gefallen und ein neues Interesse für mich in ihm rege machen wird. Bis jetzt habe ich aus Berlin noch Nichts Weiteres erfahren, eben so wenig aus Copenhagen. Wäre Dein Zustand nicht, so würde ich der Entscheidung mit größerer Ruhe entgegen sehen, aber, wenn es auch nicht in meiner Natur liegt, über meine Gemüths-

zustände, mein Fürchten und Mich-Abängstigen zu schreiben, indem ich in Momenten, wo das Gefühl mich beherrscht, alles Schreibens unfähig bin, so kennst Du mich wohl genug, um Dir selbst zu sagen, was in mir vorgeht, wenn ich an den nächsten May und an den November von 1840 denke! Hievon mehr, wenn Dein Brief eintrifft. Ich wollte Dir heute eigentlich über den Pariser Karneval und meinen Antheil an demselben berichten. Er erreichte seinen Höhepunct am Fastnachts-Sonntag und Fastnachts-Dienstag, dem sog. Mardi gras. An beiden Tagen war schönes Wetter und die Boulevards boten einen Anblick dar, der selbst mich nach 6 monatlichem Aufenthalt noch überraschte. Denke Dir, ihrer ganzen Länge nach, von der Bastille bis zur Madelaine, eine Strecke von zwei Stunden, breit, wie die Hamburger Esplanade, doppelt genommen, waren sie so mit Menschen überfüllt, daß man im eigentlichsten Verstande erdrückt zu werden fürchten mußte und daß die Wagen in der Mitte kaum schrittweis passiren konnten. Das amüsirte sich denn Alles an und durch einander, bis der Boeuf gras erschien, ein ungeheurer Ochse, bunt heraus geputzt und von einem abentheuerlichen Zug umgeben, der zuerst in den Tuilerien Visite macht, wo ihn der König und seine Familie vom Balkon herunter haranguiren und dann nach einer gedruckten Marsch-Route, die allenthalben von den Savojarden feil geboten wird, die Hauptstraßen von Paris durchwandert. An Masken bemerkte ich auf den Boulevards: drei in einem Wagen, deren Costüm aus lauter Federn zusammen gesetzt war, und zwei kleine Mädchen mit Schönpflästerchen und Frisur aus der Zeit der Pompadour, außerdem aber in der Rue Fanbourg Poissonière bei meinem Austritt aus dem Hause ein menschliches Geschöpf, das alle Masken übertraf, ein Weibsbild, Schwefelhölzer feil bietend, das ich nicht Callot und Hoffmann, geschweige der Natur und Gott, zugetraut hätte. Am Fastnachts-Dienstag, wo ich den Boeuf erst zu Gesicht bekam, fanden die letzten Bälle Statt und ich mußte mich endlich entschließen, wenn ich noch einen mit machen wollte. Ich ging auf den in der großen Oper. Er begann um Mitternacht, Dr. Bamberg und ich warteten bis 2 Uhr, weil wir hofften, daß die Preise der Billets (7 Fr.) noch sinken sollten, aber es war nicht daran zu denken. Das war denn nun freilich ein Ball, wovon man sich in Deutschland keinen Begriff macht. Ueber 7000 Menschen nahmen Theil daran, und natürlich war das Publ. großentheils ein nobles, das erste von Paris. Eine Hitze, daß, wenn man Eier in der Tasche mit genommen hätte, man gewiß Küken zu Hause gebracht haben würde! Eine Pracht der Beleuchtung, daß man die Lustres (ich versuchte es) nicht zählen konnte! Der Saal, die Foyers, die Logen, Alles voll, sogar die Treppen. Und die Menge von Character-Masken! Es wurde getanzt, fortwährend, wie es möglich war, begreife ich nicht, in Deutschland würde sich Alles stoßen und die Füße zertreten, aber ich habe es gesehen. Ein junges Mädchen wurde zur Königin des Balls erwählt und im Triumph durch den Saal getragen, sie war ausgezeichnet schön, und gerieth nicht in die geringste Verlegenheit, sondern machte von den Schultern der Träger herunter auf die anmuthigste Weise ihre Verbeugungen, indem sie, was ihr sehr gut stand, die rechte Hand immer zur Brust führte. Ich blieb bis zu Ende, man konnte kaum sagen, daß das Publ. sich vermindert, noch weniger, daß die allgemeine Fröhlich-

keit sich herab gestimmt habe; als um 6 Uhr die Municipalisten einrückten und den Saal räumten, warfen sich die Tänzer noch bittend und beschwörend auf die Kniee, als ob sie gleich im Anfang gestört worden wären. Characteristisch war mir, daß die Lust und die Ausgelassenheit nicht aus der Weinflasche, sondern unmittelbar aus dem heißen, südlichen Blut kam, getrunken wurde gar nicht, oder kaum, höchstens verzehrte man zur Erfrischung eine Apfelsine, das Büffet für diese 7000 hätte in Hamburg nicht für 70 genügt, weshalb denn hier auch Alles menschlich bleibt, selbst der Cancan, so arg er dem Nordländer auch, als Erscheinung für sich betrachtet, vorkommen muß, dort Alles in Bestialität ausartet. Nur muß man nicht vergessen, daß dies nur Ein Ball von den vielen war, die Statt fanden!

D. 29sten Febr: So eben machte mir, es ist 10 ½ Uhr, Herr Baron von Coß Gegen-Visite; da es der erste Gesandte war, den ich bei mir sah, so will ich es Dir doch sagen. Er erbot sich wieder gegen mich zu allen Diensten und Gefälligkeiten, vielleicht lasse ich mich durch ihn in den Tuilerien vorstellen und sehe Louis Philipp einmal in's Angesicht, doch weiß ich noch nicht. Den 6ten März. Dein lieber Brief traf am Sonntag morgen ein, heute ist Mittwoch, gestern habe ich das Vorwort endlich geschlossen und bin nun eine große Last vom Halse los. Es ist 20 Seiten in quarto groß geworden und wird bei splendidem Druck, den ich dafür bedingen werde, vielleicht 40 ausmachen, ich freue mich sehr, daß ich es habe, denn es wird und kann nicht ohne Erfolg bleiben. Am 1sten habe ich mein Logis verändert und wohne jetzt rue de Mulhouse, No. 13, nun bin ich wegen der Briefe, die ich aus Berlin und Copenhagen erwarte, in Besorgniß, und antworte auch Dir deswegen schneller, als sonst vielleicht geschehen würde, wenn Du an Kisting noch nicht geschrieben hättest, so könntest Du ihm zugleich meine neue Adresse mittheilen, wahrscheinlich wird Dein Brief aber schon abgegangen seyn. Uebrigens habe ich mich verbessert, ich zahle nur 25 Fr., spare also 10 Fr., und habe dafür ein Zimmer mit parquettirtem Fußboden und zwei kleinen Balkons. Die Möbel sind ebenso gut, wie im früheren Logis, und aus der Unbequemlichkeit, 2 Treppen höher steigen zu müssen, mache ich mir Nichts, ich habe ja noch keinen Bauch angesetzt. Dafür, daß ich so hoch wohne, habe ich sogar in einer sehr schönen Aussicht eine Entschädigung, ich habe ein wahres Meer von Häusern vor mir und kann, wenn ich im Bett liege, den Montmartre sehen. Das übelste ist das Bett selbst, es ist als französisches Bett sehr gut, aber nicht als deutsches, die Franzosen bedienen sich im Winter, wie im Sommer nur solcher leichter Decken, wie wir sie im July und August gebrauchen, in meinem früheren Logis hatte ich ein mit Federn ausgestopftes Unterbett zur Decke gemacht, daran fehlt es aber hier, und obgleich meine Wirthin, eine Belgierin, mir, statt einer, drei Decken gebracht hat, so lege ich doch des Abend noch alle meine Kleider mit oben auf, um leidlich warm zu haben. Am Unterschied der Dinte wirst Du merken, daß ich auf der Königl. Bibliothek fortfahre zu schreiben. Ich fand es heute morgen in meinem Zimmer etwas zu kalt, darum ging ich aus. Sonst haben wir schon Frühling, auch jetzt scheint die Sonne freundlich in's Fenster, nur weht der Wind etwas frisch. Vom Wind ist das Bischen Kälte, das wir

schon gehabt haben, überhaupt immer gekommen, Schnee haben wir hier kaum gesehen und Eis wenigstens nie acht Tage hinter einander. — — — — —

Ich schreibe in Eile und ohne große Sammlung des Geistes, wie es die Umgebung und zum Theil auch meine Abspannung, denn das Vorwort hat mich arg mitgenommen, Bamberg meinte, ich könne drei Jahre Collegien darüber lesen, mit sich bringt. Hoffentlich vergesse ich Nichts, ich mögte diesen Brief um 3 Uhr auf die Post geben, dann hast Du ihn Mittwoch. — — — —

Am letzten Montag, das muß ich Dir doch noch sagen, lernte ich den Halleschen Löwen, den Dr. Ruge kennen. Dr. Bamberg, der mir in Allem zu Gefallen lebt, und sich um meinen hiesigen Aufenthalt große Verdienste erwirbt, besuchte ihn, nicht ohne meine Veranlassung, da ich doch über Ruge's Persönlichkeit etwas zu erfahren wünschte. Er brachte das Gespräch auf mich, Ruge, der sich nur für die Politik interessirt, kannte mich nur wenig, Bamberg predigte mein Evangelium und schickte ihm meine Sachen. Gleich darauf schrieb Ruge an Bamberg einen Brief, worin er den Wunsch aussprach, meine Bekanntschaft zu machen und zu diesem Zweck, falls wir ihn nicht während seines Unwohlseyns in seinem Hause besuchen wollten, ein Rendezvous in einem Café vorschlug, wo er nach einigen Tagen seine Abende wieder verbringen würde. Ich konnte Nichts dagegen haben, zu ihm zu gehen, da er ja hier wohnt und als Character und Schriftsteller es wohl verdient, daß man sich um ihn bekümmert. Wir fuhren Abends nach 6 Uhr in seine rue Vanneau am linken Ufer der Seine und trafen einen derben, handfesten Mann, der sich gerade mit seinem Tischler abzankte. Er ist eine Pommer und hat Begriffe von der Kunst, wie jeder Philosoph, der nicht eben Hegel oder Schelling selbst ist, aber dabei hat er eine Offenheit und Ehrlichkeit, die man achtungs- ja liebeswerth nennen muß und wir wurden bald warm mit einander. Wir blieben gleich 5 Stunden beisammen, bis 8 in seinem Hause, dann in einem Café, darauf begleitete er uns noch bis an die Tuilerien, lud mich dringend zum Wiederkommen ein und bat mich auch um meine Adresse. Genug, wir wurden schneller gute Freunde, als ich es noch, Oehlenschl. ausgenommen, mit irgend Jemandem geworden bin, und das, indem wir uns immer gegenüber standen und uns, er mit seinen pommerschen, ich mit meinen dithmarsischen Hörnern, zerstießen. Dergleichen ist oft besser, als das Geschwappel von Gemüth. Einen Eindruck habe ich in ihm hinterlassen, wie er in mir, das weiß ich. Vermuthlich werde ich bei ihm auch Herrn Herwegh einmal treffen. Ueber die politische Poesie habe ich ihm gleich gründlich meine Meinung eröffnet.

Aus Jahnens werde ich nicht klug. Er wollte mir ja wieder schreiben, es unterbleibt. Wie steht es mit ihm? Geht's immer weiter herunter? — Die Gedichte hast Du diesmal nicht sowohl falsch, als Deinem Gemüthszustande gemäß beurtheilt. Der Liebeszauber gehört zum Besten, das ich je gemacht habe, dies letzte Gebet zum Schlechtesten. Denn die Poesie soll nicht jammern, obgleich der Poet sie dazu zuweilen mißbraucht!

Hebbel an sich selbst.*)

So viel Neues Ihnen dies Blatt Papier bringt, so viel Neues bringt Ihnen Ihre Zukunft! Darin bin ich Wahrsager, aber ich wollte, ich fände bei Ihnen keinen Glauben. Wollen wir uns ein Zeichen setzen? Soll dieser Tag Ihr Leben bedeuten, soll er mit seinen Freuden und Leiden, seiner Fülle oder seiner Leere über Ihre Hoffnungen entscheiden? Wollen Sie von Ihrer Zukunft nicht mehr erwarten, als er Ihnen verspricht? Die Zukunft soll Ihnen dagegen, das gelobe ich, halten, was sie Ihnen schuldig wird! Der Tag ist ganz geeignet, denn Alles, was für Sie käme, würde wie vom Himmel fallen, Sie dürfen auf Nichts rechnen! Schlimm ist es nur, daß dieser Brief nicht geschrieben werden konnte, ohne daß Sie darum wußten; auch Sie haben keine Gedanken, als solche, die in's Bewußtseyn fallen, und das ist übel, nun können Sie Sich, auch wenn Sie Sich innerlich spalten, mit Nichts überraschen. Das Wasser kocht, Sie müssen Sich rasiren! Adieu bis Abend! Sie lieben den Humor nicht, und Sie haben Recht, die Bettler unterscheiden sich dadurch von einander, daß der eine das Loch im Rock schamhaft zunäht und der Andre es lachend weiter reißt. Jener ist ein Philister, dieser ein Humorist und Beide sind gleich viel. Damit Sie Sich gegen Sich selbst legitimiren können, so wollen wir doch noch ausdrücklich hinzusetzen, daß dieser Brief nur deshalb auf die Stadtpost gegeben wird, damit Sie erfahren, ob die Concierge in Ihrem alten Logis dem Postboten Ihre neue Adresse sagt.

Ihr

Sie wissen, wer.

Paris d. 13. März 1844.

Paris den 24sten März 1844.

Es ist Sonntag-Morgen, noch liegt ein Nebel über dem Häuser-Meer, das ich von meinem Balcon herab unter mir erblicke, aber die Sonne kämpft schon mächtig und wird bald den Nebel verzehren, wie er noch ihre Stralen verzehrt und dadurch blau wird, indeß er Anfangs grau war. Ich will an Dich schreiben, es hätte schon gestern und vorgestern geschehen können, denn Zeit habe ich Einsamer und immer mehr Vereinsamender ja beständig, aber ich war so dumpf und verdrossen, daß ich nicht dazu kam. Dein lieber Geburtstag-Brief hat mir außerordentlich viel Freude gemacht. Er traf Nachmittags um 2 Uhr ein, die Concierge überreichte mir ihn, als ich ausging und ich steckte ihn zu mir, aber ich enthielt mich, ihn gleich zu lesen, ich trug ihn bis Abends 11 Uhr mit mir herum und las ihn dann, nachdem ich meine Galette verzehrt hatte, im Bett. Ich hätte dies Mal gar nicht gewußt, daß mein Geburtstag sey, und ihn so verlebt, wie ich ihn in Dithmarschen, und bis zur Bekanntschaft mit Dir, immer verlebte, nämlich ohne auch nur daran zu denken: heute bist Du in den Narrentanz mit hinein gesprungen! aber der Dr. Bamberg hatte die Narrheit oder die Aufmerksamkeit, wie soll ich es nennen, mir früh morgens eine Gratulations-

*) Seiner Originalität und der chronologischen Ordnung wegen hier eingeschaltet. Hebbel war nach der Rue de Mulhouse No. 13 gezogen, weil ich in demselben Hause wohnte und schrieb, um die Pünktlichkeit der früheren Portiersfrau zu prüfen, den nachstehenden Brief.

Karte zu schicken, sonst hätte ich es erst aus Deinem Brief erfahren. Nun hatte ich denn doch eine doppelte Freude, von 2 Uhr an die Erwartung und den stillen Genuß, der in der Bekämpfung jeder Begierde liegt, und um 11 Uhr den Genuß selbst. Du weißt, es ist meine alte Gewohnheit, mir das Beste, (diesmal war es zugleich das Einzige) bis zuletzt aufzusparen, man hat dann einen Talisman, wenn auch nicht gegen die kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens, denen man immer ausgesetzt ist, so doch gegen die Nachwirkungen derselben, man sagt sich: was thut's? Ich schrieb des Morgens ausführlich an Campe und legte ihm die Frage vor, ob er auf meine schriftstellerische Zukunft so viel Werth lege, um mir ein höheres Honorar bewilligen zu können, als der momentane Absatz meiner Sachen ihm gestatte; dabei setzte ich ihm auseinander, daß ich den historischen Roman nicht schreiben könne. Das Eine, wie das Andere wird ihn gleich unangenehm berühren, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies Verhältniß auffliegt, aber ich hatte keine Wahl, und es ist mir auch gleichgültig, denn wenn er nicht mehr geben will, wie bisher, so war unsere Verbindung eine solche, daß ich zu jeder Zeit mit einem anderen Buchhändler eine ähnliche anknüpfen kann, Du brauchst Dich dieserwegen also nicht im Geringsten abzuängstigen, es ist kein Grund dazu vorhanden. Ich schickte ihm das Vorwort zu Maria Magdalena, groß in Abschrift 31 Seiten, und außerdem die beiden Briefe von der Madame Crelinger und Herrn Crelinger, damit er sieht, wie man über mein neues Stück pro und contra urtheilt; ich denke, das Vorwort soll ihm imponiren, es ist das Beste, was ich in Prosa jemals geschrieben habe. Nun muß man den Erfolg abwarten. Ich bat ihn zugleich, mir auf jeden Fall eine Anweisung auf 10 L. zu schicken, die ich ihm gleich nach Empfang des Stipendiums zurück zahlen würde, weil ich, wenn ich von hier abreis'te, die Kosten des Hin- und Herüber-Transportirens meines Geldes ersparen mögte, aber ich nehme diesen Wunsch vielleicht noch wieder zurück und schließe diesem Brief ein Paar Zeilen für ihn bei, die dann gleich zu besorgen wären. — — — — — — — — — — — — Abends las ich in meinem gewöhnlichen Café in der Passage des Panoramas den 4ten und 5ten Gesang der Ilias mit einer in so hohem Grade noch nie gefühlten Bewunderung für den Homer. Die Situation war eigen genug; lauter Domino-Spieler um mich her, die mit ihren elfenbeinernen Steinen auf den Marmor-Tischen klapperten, vor mir zwei verwundert zu mir herüber blickende Comtoir-Damen, und ich mit Hector und Achill vor Troja. Dieß ist unstreitig das unvergänglichste Gedicht, unvergänglicher, wie Shakespeare und Alles, denn es hängt nicht, wie Alles Spätere, von dem menschlichen Gedanken über die Welt ab, nur von der Welt selbst. Unsäglich groß wurde mein Wunsch, die Tragödie Achill, zu der ich längst den Plan im Tiefsten meiner Seele mit mir herum trage, zu dichten, aber werd' ich je dazu kommen? Wenn es so fort geht, wie bisher, gewiß nicht! Ach, wenn ich so einmal in meine Brust hinein greife und Alles, was darin verdorrt, versengt und erfroren ist, das ganze Herbarium einer blühenden Welt hervor ziehe, so kann ich doch nicht anders, ich muß die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen. Glaube mir, Elise, der Schmerz um ein geliebtes Kind, das der Tod entrückte, ist nicht der größte, er reducirt sich doch zuletzt, wenn man ihn in seine

Bestandtheile zersetzt, auf den Egoismus, daß man ein Leben, das dem Welt-Ganzen angehört und das aus diesem nicht verschwinden kann, apart für sich allein haben will. Aber in sich selbst hinein starren und sich selbst als Ruine niederbrennen sehen müssen, das will etwas sagen, denn so lange ich dieser specielle Mensch bin und in dieser speciellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn das aber nicht geschieht, wenn Alles in mir mit einer eisernen Faust zusammen gedrückt wird, ist mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieser Todeskampf, diese innere Wuth, wenn so einzelne Blüten, Schlamm- und Schmutz-bedeckt, wieder auftauchen, dieser Trotz, dieses Versinken in die gräulichsten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zustand nur einmal zu vergessen, ist noch bitterer, wie der leibliche, wenn das Band zerreißt, das die Elemente zusammenhielt und nun Feuer, Luft, Wasser und Erde zusammen mit einander hadern. Ich bin ja kein Narr, der sich die innere Lücke durch ein Wenn — So — ausflickt, ich habe die Beweise meiner Kraft, denn keine Kraft geht zu Grunde, was zu Grunde geht, ist eben nur die Ohnmacht, gegeben und gebe sie täglich, aber die Früchte sind bitter, ich selbst schmecke den steinernen Boden, auf dem der Baum wuchs, das naßkalte Wetter u. s. w. heraus, und ich fürchte sehr, dies bringt mich auch noch um das letzte Resultat meines jämmerlichen Daseyns: um eine gesunde und wahrhaft bedeutende Poesie. Das Welt-Verachtungs-Wesen, so sehr es sich aufspreizt, ist gar Nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung, als eine Fieber-Raserei, mag man es nun bei Lord Byron, bei mir, oder wo sonst, finden; O, Au und Ach ist keine Musik. Darum taugt das Gedicht, das Du neulich lobtest, das letzte Gebet, sehr wenig, aber den Liebeszauber, der die Fülle der Welt und des Lebens in einer vortrefflichen Form ausspricht, darf ich selbst rühmen. Ich mag Empfindungen und Gedanken, wie sie nun schon eine ganze Seite dieses Briefs anfüllen, nicht aussprechen und doch ist es so natürlich, daß der Kranke nur von seiner Krankheit redet — deshalb wird das Briefschreiben, selbst an Dich, mir zuweilen schwer. Auch jetzt sinkt mir der Arm, und ich weiß nicht, ob ich fort fahre, ja eigentlich sollte ich den Brief umschreiben, denn wozu diese Eingeweide-Würmer nach Hamburg schicken? Und doch! Sie mögen Dir zeigen, daß ich mich in Paris nicht so wohl befinde, als Du zu glauben scheinst, weil Du die augenblicklichen Aeußerungen einer vorübergehenden angeregten Stimmung für etwas Bleibendes hältst. Was bietet mir Paris? Seine Straßen, seine öffentlichen Plätze, seine Umgebungen! Das reibt sich in einem halben Jahre ab, und hat nun längst den Reiz für mich verloren. Dagegen aber hat sich nichts Innerliches angeknüpft, auch kein einziges Verhältniß, und weil man sich so rasend, so bis auf den Pfennig, einschränken muß, so ist dazu auch gar kein Weg gebahnt. — — — — — — — — — — — — — — — — — Die Tage gehen mir hin, ich weiß nicht, wie. Ich habe mich immer enthalten, Dir ein treues Gemälde meines Zustandes zu geben, weil ich Dich damit nicht quälen mogte, und weil ich es auch, da Du meine Umstände kennst, für überflüssig hielt, aber Du hältst Dich gar zu genau an den Buchstaben meiner Briefe (mach' es nur nicht eben so mit diesem, ich bin nicht ganz so düster, wie er, und nicht ganz so heiter, wie seine Vorgänger!) und es ist Dir gewiß schon hin und wieder ein kleiner, wenn auch

durch Deine Freude über die von Dir in mir vorausgesetzte überstimmter Schmerz gewesen, daß Paris mich so zu fesseln schien. — Ich bin ausgegangen, habe im Louvre die Gemälde-Ausstellung durchflogen und fahre fort. Es ist draußen voller Frühling, die schöne Welt drängt sich auf den Promenaden, die Gallerie im Louvre war so gedrängt voll, daß an ein Besehen der Bilder nicht zu denken war, ich will es in der Woche nachholen. Jahnens hat Dir berichtet, auch in Paris sey strenger Winter? Gott, wo mag er die Notiz aufgesammelt haben! Die allgemeine Zeitung wenigstens, die über Paris Berichte bringt, lese ich regelmäßig im Café, und die hat immer gesagt, was ich sagte. Frost haben wir im Ganzen keine 8 Tage gehabt und nie 3 hinter einander, Schnee nicht so viel, daß ein einziger Schneemann daraus hätte gemacht werden können. Der Wind wehte zuweilen etwas kalt, das war das Aergste, aber es war auch dann nicht kälter, wie der Hamburger May im vorigen Jahr. Die Veilchen sind nicht von den Boulevards verschwunden, jetzt sind auch schon andere Blumen da. Bei alledem hätte ich freilich lieber ein geheiztes Zimmer, als ein ungeheiztes haben mögen, das versteht sich von selbst, denn es ist behaglicher, aber es ließ sich auch entbehren und ich habe es entbehrt, ohne mehr dabei zu frieren, wie z. B. in Hamburg im October, wo ich doch gewöhnlich auch noch nicht heizte. So viel zu Deiner Beruhigung. Eigentlich sollten solche Versicherungen überflüssig seyn, denn es ist, wie Du weißt, meine Art durchaus nicht, unangenehme Dinge zu ertragen oder in angenehme zu verkehren, ich habe diese Zartheit nicht und schätze sie auch nicht an Anderen. Ich schrieb Dir vor längerer Zeit, daß die große Gallerie im Louvre bis July geschlossen und daß dieß ein Schmerz für mich sey. Die Kunst-Ausstellung war der Grund hiezu, denn sie findet in den nämlichen Säälen statt, wo die alten Bilder hängen, diese werden so lange abgenommen. Mein Gott, wie viel wird in der Welt gemalt! Die ganze ungeheure Gallerie mit den Seiten-Kabinetten ist von neuen Stücken voll, bis auf die letzten 3 bis 4 Sääle, und darunter ist gewiß kein Schund, denn es wird gehörig gelichtet, es gehört schon etwas dazu, bevor nur ein Künstler mit seinen Tableaux zugelassen wird. Nun wundere man sich noch über die Massen der Bücher, der belletristischen und anderen, die jährlich erscheinen! Zum Malen gehört doch eine schwer zu erwerbende Technik, zum Buchschreiben Nichts, als eine Hand mit 5 Fingern, denen ein Schulmeister die 24 Buchstaben beigebracht hat. — — — — — Gott weiß es, wenn ich nicht Alles aufgebe und Dich auf der Stelle heirathe, so ist nur die so gerechte Angst vor der Zukunft Schuld daran, denn Sorge und Noth können einen Handwerker, gleichgültig, ob sein Handwerkszeug die Bibel, das Corpus juris oder ein Hobel ist, zu größerer Thätigkeit anfeuern, aber mich können sie nur ersticken. Dennoch liegt auch in der anderen Waagschale viel, sehr viel. Ich werde thun, was ich kann und darf. Wären nur erst die Briefe da! Und doch — Oehlenschläger ist ein vortrefflicher Mann, aber ob er sich ganz in meine Situation versetzen kann und mag, ob er es nicht bei einigen oberflächlichen Aeußerungen, wie sie ihm der Augenblick eingiebt, bewenden läßt, das ist sehr die Frage. — — —

Paris den 2ten April 1844.

Besäße ich Fausts Zaubermantel, so würde ich jetzt zu Dir eilen und Dich auf einmal aus der Hamburger Eis- und Schnee Luft in den Pariser-Frühling entrücken. Wundern würdest Du Dich, wenn Du säßest, wo ich jetzt sitze, in meinem Zimmer nämlich, Du würdest auf den Balcon heraus treten, Dir das ungeheure Häuser-Meer, von der July- warmen Morgen-Sonne in bleiches Gold gefaßt, betrachten und ausrufen: ich hätt' es für unmöglich gehalten! Es ist auch fast unmöglich, aber es ist wirklich. In Venedig liegt noch jetzt der Schnee, in Neapel und Sicilien sind, den Zeitungen zufolge, noch ganz in der letzten Zeit Menschen verhungert, weil sie wegen der durch den strengen Winter unpassabel gemachten Wege die mildthätigen Klöster nicht erreichen konnten, und hier blühen die Bäume! Seit vorgestern ist der volle Frühling da; ein einziger Regenguß, und Alles ist grün. Die Fische heben ihre Köpfe aus den Wellen empor, die Mädchen stecken sie aus den Festern heraus, die Glücklichen sind noch einmal so glücklich, die Unglücklichen nur halb so unglücklich, wie zuvor. Ich führte gestern Nachmittag die Doctorin Ruge, in seiner Gesellschaft natürlich, im Garten des Luxembourg spatzieren, es war dort so drückend heiß, daß wir, als wir Soldaten exerciren sahen, an Algier dachten. — Ich werde alle Tage fortfahren zu schreiben, es giebt zuletzt ein Diarium. Heute war ich in der jetzt zu meiner großen Freude wieder eröffneten Gallerie im Luxembourg und sah die Leistungen der neueren französischen Maler. Es läßt sich nicht leugnen, sie sind uns Deutschen weit voraus. Horace Vernet wiegt Cornelius auf, denn sein Blick ist auf das Lebendige, nicht auf das Todte gerichtet. Die Begabung mag gleich seyn, Maxima sind sie Beide, aber der Eine sieht hinter sich, der Andere vor sich, und das bedingt einen großen Unterschied. Natürlich sah ich zuerst die Judith von Horace Vernet, die Du aus der Lithographie kennst. Ich verweilte lange vor dem Bilde. Könnte ich Französisch und Horace Vernet deutsch, so würde ich ihn aufsuchen, er hat in seinem Bilde dieselben Motive ausgedrückt, die ich in der Tragödie in Bewegung setzte, und wir würden uns gewiß verstehen, wenigstens in dem Punct, daß alles Uebrige dummes Zeug sey, Jean Hagel mag Gesichter schneiden, wie er will. Dann ist noch ein Stück von ihm da: Raphael und Michel Angelo, von einer Schönheit, daß sich durch Worte, ja durch den Grabstichel, Nichts davon überliefern läßt. Ein freier Platz, auf dem sich allerlei italiänisch Volk durch einander herum treibt, im Vorgrund eine schlafende junge Mutter, ihr Kind im Schooß, der junge Raphael, von seinen Schülern umgeben, und durch die Schlafende wahrscheinlich zu einer Madonna begeistert, umreißt, indem er sich das Portefeuille durch einen der Schüler halten läßt, sein Gemälde, ein Kardinal betrachtet das Entstehende mit größter Aufmerksamkeit von der Gallerie seines Hauses herunter, Michel Angelo steht, ziemlich verlassen, denn nur ein einziger Schüler steht ihm zur Seite im Hintergrund, aber er sieht ganz gelassen darein, und dann erkennt man, daß Raphaels Bild schon ziemlich weit vorgerückt seyn muß, denn sonst würde Meister Michel finster blicken, jetzt macht er eine Miene, als ob er eben sagen wollte: ich vergeb' es Dir, daß Du da bist! Und der Kopf des Raphael! Freilich der wahre, also Copie, aber welcher Ausdruck! Ein erhabener Unwille, als ob es ein Schmerz für ihn sey, daß die

Idee nicht von selbst aus ihm heraus träte und sich verkörperte, eine stolze Unzufriedenheit, nicht mehr zu können, als — Alles — genug, durchaus göttlich! Leben! Leben! Das ist's! O, dieß wird mehr und mehr mein Evangelium! Ob ich den Kopf oben halten werde, wer kann's wissen, aber auch wenn das Element mich verschlingt, werd' ich dabei bleiben und nicht wieder von Menschen sprechen, die zu Thränen gerinnen und dann wieder zu Edelsteinen gefrieren. Bei alle-dem ist das Gedicht gut und ich darf's nicht vernichten, aber 32 Distichen, die ich gestern in Luxembourg auf eine schöne Engländerin machte, sind besser. — Heute wohnte ich einer Probe im Conservatorium bei und hörte eine Symphonie von Beethoven und eine Motette von Mozart. Deutsche Musik ist nun in der ganzen Welt und namentlich in Paris oben an. Es ruft doch in mir ein gewisses angenehmes Gefühl hervor, wenn ich im Conservatoire sehe, wie auf einen französischen oder italiänischen immer drei deutsche Namen kommen! — Ich mögte wissen, ob in Paris irgend ein Mauermann natürlichen Todes stirbt, mir däucht, sie müssen Alle den Hals brechen. Eben trete ich auf meinen Balcon heraus und sehe der Procedur zu, wie ein solcher Mensch sich fertig macht, ein Haus von außen zu weißen. Leitern von Unten anzulegen und hinauf zu steigen, geht nicht, es würde die Passage in den meistens engen Straßen hemmen. Aus den Fenstern ein Gerüst heraus zu bauen, wie bei uns, würde die Bewohner geniren. Der arme Teufel nimmt also ein dickes Seil, in das hundert Knoten geschlagen sind, befestigt es oben auf dem Dach um den Schorn-stein, bindet sich einen Gurt mit Sprungriemen, in die er die Füße steckt, um den Leib, schlägt ein kleines Brettchen, das er nachher, hängend, an das Seil anknüpft und sich darauf setzt, über den Nacken und läßt sich nun am Seil, indem er in den jedesmaligen Knoten einen an seinem Gurt befestigten Hacken schlägt, herunter. Neben ihm wird von seinem jüngeren Bruder, einem etwa 11 jährigen Knaben, der flink, wie ein Eichhörnchen, auf den Dächern herum klettert, ein Eimer mit der Tünche und den Pinseln herab gelassen, und nun verrichtet er, frei in der Luft schwebend, sein Geschäft! Und das neckt sich dabei mit Hunden, die zu bellen anfangen, zerrt vorüber springende Katzen an dem Schwanz, singt, macht die Stimmen der auf der Straße Vorübergehenden nach! Das Wetter ist fortwährend wunderschön, es ist ein wahrer Genuß, diese durchglühte Luft zu trinken! der erste Winter, wo ich keinen Schnee habe liegen sehen — ich sollte ihn dafür besingen! Dir wird es ganz wunderlich vorkommen, ich kann es mir denken, und habe es mir schon oft gedacht, wenn Du Dir Deinen Freund vor-stellst, wie er bald im Luxembourg, bald im Louvre, in den Tuilerien u. s. w. aus und eingeht, Gebäude, womit er sich früher ungefähr mit eben soviel Aus-sicht der Verwirklichung zusammen denken konnte, wie mit der Milchstraße oder einem noch unentdeckten Kometen. Weißt Du, wo ich diesen Brief abgebe, d. h. wo die Post ist? In der Rue Jean Jacques Rousseau! Sehr viele Straßen tragen hier die Namen berühmter Personen: Quai Voltaire, Rue Rameau, Rue Méhul, oder auch merkwürdiger Oerter, wie z. B. die, in der ich wohne, nach der Schlacht bei Mühlhausen: Rue de Mulhouse. Das ist sehr nachahmungswerth, und, ich erinnere mich, wird ja auch in Deutschland nachgeahmt, wenigstens in Ham-burg, wo, im St. Georg neuerdings eine Rue Schröttering, eine Rue Amsingk u. s. w.

angelegt wurde, nur daß die Verdienste der Schrötteringk und Amsingk nicht ganz so bekannt sind, wie die der Voltaire und Rousseau. — Zwei Vorfälle, Beide in ihrer Art hoffentlich einzig, beschäftigen jetzt ganz Paris und die gesammte Journalistik. Von dem einen kann ich kaum sprechen. Es ist eine saubere Gesellschaft von Roués in einem Faubourg entdeckt, die sich nach dem famosen Stück la Tour de Nesle genannt, und alle Scheußlichkeiten, die in diesem Stück vorkommen, nachgeahmt hat. Die beiden präsidirenden Damen haben die Namen: Marguerite de Bourgogne und Marquise de Brinvilliers (die furchtbare Giftmischerin) geführt und sie gehören, wie La Patrie gestern Abend mittheilt, keineswegs zur „Canaille" sondern zur beau monde. Details ist unmöglich anzuführen, das Ganze beweis't, daß auch das alte Frankreich nicht ausstirbt. Der zweite läßt sich erzählen, ist aber, wo möglich, noch betrübter, denn die Fäulniß im Kopf und im Herzen ist noch schlimmer, als die in den Eingeweiden. Der polnische Dichter Mickiewitz, dem die französische Regierung an der Sorbonne einen Lehrstuhl für slavische Literatur übertragen hat, hat einen so wahnsinnigen Narrenstreich begangen, daß sich für alle Polen auf französischem Boden die wichtigsten und unangenehmsten Folgen daran knüpfen dürften, und daß wenigstens für Rußland eine Rechtfertigung seines Verfahrens gegen eine Nation, deren hervorragendste Köpfe so unheilbar, so weichselzopfmäßig verwirrt sind, daraus hervor geht. Er hat nämlich in seiner letzten Vorlesung eine förmliche Comödie aufgeführt, hat erklärt, er habe das Verb, (das Wort, den Logos, den wieder auferstandenen Christus) mit Augen gesehen, und er nicht allein, sondern auch viele seiner Freunde und Zuhörer; es sey der Pole — den Namen hab' ich vergessen! Dann hat er diese Freunde und Zuhörer aufgefordert, seine Erklärung zu bestätigen und die haben es sich nicht zwei Mal sagen lassen, sondern einstimmig zum Entsetzen der anwesenden vernünftigen Franzosen mit lautem Geschrei wiederholt, daß Christus allerdings wieder auf Erden wandle und daß die Zeit „erfüllet" sey. Dieß hat in ganz Frankreich einen außerordentlich widerwärtigen Eindruck gemacht, lesen wird der Mann auf keinen Fall wieder dürfen, um so weniger, als er sogar vom Katheder herunter conspirirt haben soll, aber dieß wird nur das geringste Uebel seyn, denn die Polen, die allenthalben, wo man sie näher kennen lernt, durch Prätension, die nicht einmal von Courage unterstützt wird, gegen sich einnehmen, werden jetzt Mann für Mann für Komödianten oder Thoren erklärt, und das ist für sie, die auf Gastfreundschaft angewiesen sind, nicht gleichgültig. Ich spie aus, als ich es hörte; Ruge erzählte mir das Nähere, in den Zeitungen hatte ich freilich schon das Allgemeine gelesen. — Grün-Donnerstag brachte ich den ganzen Nachmittag in den Elysäischen Feldern zu, es war so heiß, daß man beim langsamsten Gehen in Schweiß gerieth. Es war „Long champ", wie es heißt, nämlich das Modenfest. Mittwoch, Grün-Donnerstag, und Still-Freitag werden in den Champs elysées die neuen Moden präsentirt, es ist ein ungeheures Gedränge, so daß die National-Garde vom Place de la Concorde bis zum Arc de Triomphe hinauf Spalier bilden muß, in der Mitte die Equipagen der vornehmen Welt, an beiden Seiten das Volk mit seinen Lustbarkeiten, Buden, Gaukler, alles Mögliche, die Welt im Kleinen. Ich gerieth in eine poetische Stimmung, kaufte mir Veilchen, sah allerlei equilibristische Kunst-

stücke an, ergötzte mich an dem Durcheinanderfluthen von 30 verschiedenen Musiken und blieb bis 8 Uhr. Dann ging ich nach Paris zurück, trat in ein gewöhnliches Café ein, ergriff die erste beste französische Zeitung, überflog die faits divers, sah Thorwaldsen's Namen und las seinen Tod. So sterben die Götter, so starb Goethe, Shakespeare, Lessing, so würden wir Alle sterben, wenn das Leben sich naturgemäß entwickelte. Geht in's Theater, setzt sich nieder, lebt — ist todt! Gleich in meinen ersten Schauer mischte sich der Neid! — Der edle Gutzkow hat seinen bisherigen Heldenthaten jetzt die Krone aufgesetzt. Er ist bekanntlich seit Januar nicht mehr Redacteur des Telegraphen, schreibt dafür aber das Feuilleton der Kölnischen Zeitung. In dieser ließ er neulich einen aus Berlin datirten Artikel erscheinen, worin er erklärte, daß Shakespeare nach seiner Ansicht nicht — alleiniger Verfasser seiner Dramen sey, sondern daß Andere, namentlich die Schauspieler, mit gearbeitet hätten. Heine hat sich über die Absurdität sehr gut gegen Dr. Bamberg geäußert, er hat ausgerufen: das fehlte noch, der Schurke mußte auch noch einen Königsmord begehen! — Ruge's deutsch-französische Jahrbücher sind gleich mit dem ersten Heft wieder eingegangen, sie sind nicht in Deutschland hinein zu bringen gewesen. Ich sagte es ihm voraus. Uebrigens ist dies erste Heft, das eben jetzt auf meinem Tisch vor mir liegt, wahrhaft böotisch. Ruges Ernst war ursprünglich ein lauterer, aber es hat sich so viel Bitterkeit hinein gemischt, daß er nicht allein kein Maaß mehr hält, sondern auch kaum noch nach einem Ziele frägt. So wenig Kunst und Wissenschaft, als Religion soll noch bestehen, die Geschichte soll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine 2 Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisiren und Welt-Befreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwickelung der Kräfte und Organe für That und Genuß, sein kann. Ich sagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Partheien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menschen werden sich in Ihrem Staate so vermehren, daß sie sich nothwendig selbst auffressen müssen, und dann haben wir wieder einer Aristokratie, die frißt und einen Pöbel, der gefressen wird. Doch enthalten diese Jahrbücher zwei ausgezeichnete Aufsätze von einem Preußen, Friedrich Engels in Manchester: die Lage Englands, und Kritik der National-Oeconomie, wovon namentlich der Letztere die ungeheure Unsittlichkeit, worauf aller Handel der Welt basirt ist, bloß legt. Für mein letztes Drama: „Zu irgend einer Zeit“ hatte ich mir, nebst anderen Consequenzen, die mit der Zeit aus der jetzigen Weltlage hervor gehen, auch die notirt, daß, so wie jetzt die Kindes-Mörderinnen bestraft werden, sie dann eine Belohnung erhalten und daß Staatsanstalten existiren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getödtet würden. Es steht in meiner Schreibtafel. Zu meinem größten Erstaunen lernte ich nun aus dem Engelsschen Aufsatz über National-Oeconomie, daß der berühmte National-Oeconom Malthus dieß schon wirklich in Vorschlag gebracht, meine Phantasie also zur Nachhinkerin seines Verstandes gemacht hat. Es war mir lieb, denn ich sehe doch daraus, daß ich unser jetziges sociales Prinzip richtig gefaßt habe. — Es ist Oster-Montag,

ich hatte darauf gerechnet, gestern einen Brief von Dir zu empfangen, aber ich sah mich getäuscht. Aus Berlin und Copenhagen noch immer Nichts. Zu der allerschrecklichsten Isolirung bin ich doch verdammt, ich bin allenthalben, wie nicht in der Welt. — — — — — d. 9ten April. Heute Nachmittag um 2 Uhr erhielt ich Deinen lieben Brief. Ich ging gerade aus, um ein Concert, wozu Bamberg mir ein Billet gegeben hatte, im Salle Pleyel zu besuchen, und ließ ihn bis Abend, Du weißt warum, ungelesen. Im Concert hörte ich Allerlei durch einander, mir gefiel aber nur eine einzige Pièce, die eine italiänische Sängerin vortrug, das Uebrige war ohne Seele, es wird ja jetzt überhaupt nur Musik gemacht, damit die Herren Virtuosen ihre Finger-Fertigkeit zeigen können, für Herz und Gemüth wird nichts geboten. Ich will diese Antwort so lange liegen lassen, daß sie gerade am 18ten bei Dir eintrifft, also bis zum 13ten, damit Du sie nicht früher, als in Deiner neuen Wohnung erhältst. Vielleicht erhalte ich inzwischen irgend eine Nachricht aus Berlin und Copenhagen! — d. 12ten. Diese Hoffnung hat mich getäuscht, dagegen hat Campe mir geschrieben. Ich will Dir seinen Brief abschreiben, er ist nicht lang, denn Campe ist krank. Zu einem eigentlichen Resultat hat der Schritt, wie Du sehen wirst, nicht geführt, er antwortet nur ganz im Allgemeinen und läßt sich auf nichts Specielles ein, doch ist es zart von ihm, daß er über das Nicht-Erhalten des Romans stillschweigend hinweg geht. In dem Schluß: „S. ist nur ein *vorläufiger* Redacteur des Telegraphen“ liegt ein Wink, er schreibt mir das schon zum zweiten Mal und ich verstehe ihn wohl. — — — —

Paris d. 3. May 1844.

Dies Mal denn durchaus Nichts, als das Nothwendigste. Ich wollte Dich mit Allerlei regaliren, namentlich mit einer Beschreibung des Maifestes, das am ersten mit aller erdenklichen Pracht gefeiert wurde, aber ich will es auf das nächste Mal versparen, um Dir schon heute antworten und alles Nöthige in Ordnung bringen zu können. So eben, es ist 1 Uhr, komme ich vom Banquier zurück, von dem ich mir für Dich einen auf Sicht, d. h. augenblicklich, zahlbaren Wechsel habe geben lassen. Meine Hand zittert, wie jedes Mal, wenn ich gegangen bin, und das Schreiben macht mir Mühe.

Vor 8 Tagen erhielt ich aus Copenhagen durch Conferenzrath Collin, der mir ein Paar freundliche Zeilen dabei schrieb, einen Credit-Brief über mein Reisestipendium. Es beträgt 1650 Franken. Davon habe ich Dir 450 Fr. angewiesen, was, wie ich aus dem Wechsel sehe, 239 Mk. 6 ß. *Banco* (also wohl 100 Thlr. Cour.) ausmacht. Die Firma De Chapeaurouge wird ja wohl leicht aufzufinden seyn.

Von Oehlenschläger habe ich seit 5 Tagen Antwort. Er hat seinen Brief mit der Gesandtschaft geschickt und er ist, ob hier oder in Copenhagen, weiß ich nicht, 8 Wochen liegen geblieben, denn er ist datirt vom 18. Februar. Er spricht sich nicht bestimmt aus, schließt aber doch so: lassen Sie einen Vogel, den Sie doch schon in der Hand haben, nicht gleich wieder fliegen. Dieß sind Worte, die mir einen anderen Weg, als den nach Hamburg, weisen, wenn ich sie recht verstehe. Genützt hat der Schritt zu Nichts, was ich, wenn ich, als Einzelner,

mich gleich der Meinung meiner Freunde nicht widersetzen wollte, voraus sah; wir wollen uns nur freuen, daß er nicht geschadet hat. Dies aber ist Gott Lob nicht geschehen, wie ich aus Collin's Briefchen schließen darf. — — —

Ich werde zum dritten Mal an Kisting schreiben; zwei Mal ist es schon geschehen. Berliner Blätter Notizen über mich? Nein, liebe Elise, so weit läßt sich ein Journalist nicht herab. Nimmt auch nur eine einzige Correspondenz aus Paris Notiz von mir? Glaube nicht, daß ich mich darüber ärgere. Ich weiß doch nicht, ob ich, wenn der Telegraph mir angeboten würde, ihn von mir wiese. Zwar, graue Haare wären mir in 3 Jahren gewiß. Aber wer verspricht mir denn, daß sie bleiben, wie sie sind, ohne den Telegraphen?

Diesen Brief erhältst Du der Sicherheit wegen unfrankirt. Antworte mir, sobald Du kannst. Inzwischen mache ich auch wieder einen Brief für Dich fertig. Dieß ist ein Avis. Aber es ist besser, daß Du schnell erhältst, was Du brauchst, wenn auch nur in Emballage, statt in ein Blatt voll Geist und Gemüth eingeschlagen. Die wärmsten Grüße an Alle! Es ist halb 4 Uhr!

Paris den 17ten Mai 1844.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte einen großen Brief für Dich angefangen, worin ich Dir Allerlei über mein letztes Pariser Leben erzählen wollte. Doch Dein Brief machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich den meinigen nicht fortsetzen, sondern ihn nur zerreißen konnte. Wir haben hier das Fest des Königs auf eine Weise gefeiert, daß ein Gott, und nicht bloß der genügsame Louis Philippe, der sich dann am meisten freut, wenn sein Volk sich gar nicht um ihn bekümmert, damit hätte zufrieden seyn können! Wir haben illuminirt und gefeuerwerkt — im Ernst, ich habe nie so etwas gesehen! Der Tuilerien-Garten, die Champs Elysées bis zum Napoleonschen Triumphbogen hinunter waren auf eine zauberische Weise beleuchtet; man wünschte sich das Auge eines Kindes! Um 8 Uhr wurde im Tuilerien-Garten ein militärisches Concert gegeben, wobei auf einem Balcon der König nebst der famille royale erschien. Er hatte den kleinen Grafen von Paris bei der Hand; im eigentlichsten Verstande, man kann sagen, er hatte ihn bei der Hand, wie man andere Dinge bei der Hand hat, die man braucht. Nachher setzte er sich und nahm den Jungen auf den Schooß; ein rührendes Kniestück, wacker beklatscht. Ich erlebte während dieses Vorgangs eine heitere Scene. Ich war auf einen Stuhl gestiegen, wie viele Andere, hinter mir stand ein Franzose, der dadurch am Sehen gehindert wurde und mich, zwar höflich, aber doch zudringlich, zum Heruntersteigen zu bewegen sucht, ich konnte mich nicht dazu entschließen, hörte ihn ruhig an und versicherte ihn dann mit höchster Artigkeit, ich verstünde nicht so viel Französisch, um ihn ganz zu verstehen, aber ich wolle wacker lernen, und wenn wir uns dann heute über's Jahr auf demselben Platz, ich auf demselben Stuhl und er hinter mir, wieder sähen und ich seinen Gründen Beifall gäbe, so wolle ich herab steigen, und zwar als der Erste von Allen, wogegen ich mich dies Mal begnügen müsse, nur nicht der Letzte zu seyn! Die Umstehenden lachten sehr.

Oehlenschläger macht eine große Reise nach Berlin, München, Wien und

Paris. In Paris wird er aber erst im Herbst eintreffen. Ich hatte neulich einen zweiten Brief von ihm, den er, da ich wegen des unbegreiflichen Ausbleibens seiner Antwort zwei Mal nachgeschrieben und ihn dringend um Mittheilung seiner Ansicht ersucht hatte, mit höchster Flüchtigkeit am Tag seiner Abreise pr. Post an mich abgeschickt. Seine Ankunft in Berlin ist schon in der Allgemeinen Zeitung angezeigt. Schlimm ist es, daß er nur schreibt, nie antwortet. Was ich wissen will, erfahre ich nie. Ich fürchte, es wird ihm in Deutschland nicht gefallen — die Zustände haben sich seit 1804 sehr verändert; verschlechtert, sagt das Alter, verbessert, corrigirt die Jugend. Sein jüngster Sohn begleitet ihn. Der König hat ihm Reisegeld gegeben.

Von Kisting hatte ich einen Brief. Es ist noch Nichts entschieden. Gut Ding will Weile haben, sagt das Sprüchwort. Und ein gut Ding ist mein neues Stück, das darf ich zu Dir, die Du meine Hälfte bist und also auch meine Schwächen, z. B. meine Eitelkeit, die mir dies zuflüstert, schon sagen. Bamberg, der hier des Teufels Bekanntschaften hat, kam gestern Abend auf den Gedanken, es sey, wenn ich den Einfluß des dänischen Gesandten nur in Bewegung setzen wolle, gar nicht unmöglich, die Judith auf dem Odeon-Théâtre zur Aufführung zu bringen. Er war gestern voll Eifer und setzte mir den Mechanismus dieser Möglichkeit, wie eine Maschine, aus einander — ob etwas daraus wird, oder nicht, ist schwer zu sagen.

Heine habe ich seit seiner Zurückkunft aus Deutschland nur zwei Mal gesehen. Einmal — doch, das weißt Du! Als ich das zweite Mal zu ihm ging, fand ich ihn um 12 Uhr noch im Bett, wie er sagte, krank bis zum Sterben. Er ließ mich die Hand auf seinen Kopf legen, damit ich fühlen mögte, wie heiß er sey; ich gab ihm bei dieser Gelegenheit meinen Segen. Ich ging gleich wieder und sagte zu ihm, als er mir nachrief: Sie werden Sich doch nicht abhalten lassen, wieder zu kommen, ich erwarte ihn nun erst einmal wieder bei mir zu sehen. Ich hätte es nicht thun sollen, da er ja hier wohnt und jede Rücksicht gegen mich beobachtet hat, aber es war nun einmal geschehen. Vor 5 oder 6 Tagen fand ich seine Karte vor und nun will ich ihn morgen, Sonntag, besuchen, um so mehr, als ich Gelegenheit habe, einen wackeren Skandinaven, den Dr. Lammborg aus Christiania*), der für Rechnung der Schwedischen Regierung reis't, und Heine vor seiner Abreise gerne zu sehen wünscht, dadurch, daß ich ihn zu ihm führe, zu verbinden.

Ich habe ein großes Gedicht auf Thorwaldsen's Tod angefangen, es macht schon 26 Strophen, jede von 6 Versen, und ist fast fertig. Es wurde mir auf einmal zuwider, sonst würde es schon fertig seyn, aber nun gefällt es mir wieder und ich werde es nächstens vollenden und in irgend ein Blatt geben, vielleicht in Wille's (er redigirt ihn doch?) Omnibus, da dieser in Copenhagen stark gelesen wird, worauf es hauptsächlich ankommt. Das Gedicht geht aber nicht aus der Melodie von: „Weint Ihr Musen, seufz' Apollo!" sondern ich habe das Ereigniß, wie ich es erlebte, den Spaziergang in den Champs elysées u. s. w. und das Lesen der Nachricht in der Zeitung mit allen seinen bunten Farben hingestellt. Es ist zu lang und die Zeit so kurz, sonst schlöße ich es bei. — — — — —

*) In dem nächstfolgenden Briefe nennt Hebbel dieselbe Person Dr. Langberg.

Paris d. 26ten May 1844.

Eben komme ich aus dem Palais royal zurück, dessen Inneres, nebst der Gemälde-Gallerie, ich heute morgen zum ersten Mal besichtigt habe, und finde bei der Concierge Deinen Brief vor. Dies Mal wich ich natürlich von der Regel, ihn erst am Abend zu lesen, ab. Wenn Du mir weniger geschrieben hättest, so würde meine Freude größer gewesen seyn, denn da ich weiß, wie gefährlich nach einer solchen Krisis für die weibliche Natur jede Anstrengung ist, so konnte ich nicht ohne Zittern sehen, daß Du die wichtigste Vorschrift des Arztes so früh übertreten hast. Verzeih, daß ich Dir dies sage, Du wirst den Grund nicht verkennen.

Willkommen sey das Kind, und doppelt willkommen der Knabe! Und dreifach preise ich mich glücklich, daß ich die Freuden-Botschaft dies Mal nicht erst durch Angst und marternde Erwartung habe erkaufen dürfen! Ich erwartete sie erst gegen Ende des Monats. — — — Es mag einer Mutter schwer fallen wenn sie sprechen soll: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gebenedeit! Aber so wird sie gern sprechen: Der Herr hat genommen, der Herr hat gegeben, der Name des Herrn sey gebenedeit! Das erhabenste Wort, was in der Bibel steht! — — — —

Dieses Kind soll bis in sein 4tes Jahr einen Fallhut tragen, es mag darunter transpiriren oder nicht, das habe ich längst bei mir fest gestellt. Und auch soll es von Deiner Mutter nicht wieder so in Beschlag genommen werden, daß man nicht mehr weiß, ob es Einem noch angehört oder nicht. Denn wenn ich des engelschönen und guten Knaben, der so früh hingeschieden ist, so wenig froh geworden bin, so hatte daran eine durch die gerechte Sorge um die Zukunft verdüsterte Stimmung, die mich gegen den Frieden und das Glück der Unschuld unempfindlich machte, freilich viele Schuld, aber doch nicht alle, dieß ewige, Spielpuppenmäßige Wandern von einem Arm zum andern, dieß Verwöhnen des Kindes durch Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche, das ich nicht billigen und theilen, aber eben so wenig verhindern konnte, trug ebenfalls dazu bei, und das soll nicht wieder kehren.

Eine Ahnung habe ich nicht gehabt; Ahnungen, und Alles was damit zusammen hängt, existirt nur in der Poesie, deren eigentliche Aufgabe darin besteht, das verknöcherte All wieder flüssig zu machen und die vereinzelten Wesen, die in sich selbst erfrieren, durch geheime Fäden wieder zusammen zu knüpfen, um so die Wärme von dem einen zum anderen hinüber zu leiten. Der Mensch ist unendlich beschränkt; ich bin überzeugt, er kann sanft und ruhig schlafen, während dicht neben ihm, im anstoßenden Zimmer, sein liebster Freund ermordet wird. Dieß ist auf der einen Seite schlimm, auf der anderen aber auch wieder gut. Mein Gott, wenn Alles das, was wir seyn, was wir thun und leisten, was wir genießen und aufnehmen könnten, wenn das Element sich etwas anders um uns zusammen gesetzt hätte, auch nur von fern in den Kreis unseres Bewußtseyns fiele, so würde unser Leben in Zeit und Ewigkeit nur ein ununterbrochen fortgesetzter Selbstmord seyn, denn die Natur, oder wie man es nennen will, kann von zwei Gegensätzen immer nur einen verleihen, der eine, in die Existenz getretene sehnt sich aber beständig nach dem anderen, in den Kern zurück gesenkten,

hinüber, und wenn er diesen im Geist wirklich erfassen und sich mit ihm identificiren, wenn die Blume z. B. sich den Vogel wirklich denken könnte, so würde er sich augenblicklich in ihn auflösen, die Blume würde Vogel werden, nun aber würde der Vogel in die Blume zurück wollen, es würde also kein Leben mehr, nur noch ein stetes Um- und Wieder-Gebären vorhanden seyn, eine andere Art von Chaos. Zum Theil hat eine solche Stellung zum Welt-All der Künstler, daher die ewige Unruhe in einem Dichter, alle Möglichkeiten treten so nah an ihn heran, daß sie ihm alle Wirklichkeit verleiden würden, wenn die Kraft die sie hervor beschwört, ihn nicht auch wieder von ihnen befreite, indem er ihnen dadurch, daß er ihnen Gestalt und Form giebt, selbst auf gewisse Weise zur Wirklichkeit verhilft und so ihren Zauber bricht; es gehört aber ungeheuer viel, und mehr, als irgend ein Mensch, der es nicht in sich selbst erlebt, ahnen kann, dazu, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und Naturen, denen das wahre Form-Talent abgeht, müssen durchaus in sich gebrochen werden, woraus denn auch so viel Schmerz und Verrücktheit entspringt.

Hier ist seit 14 Tagen die große Industrie-Ausstellung eröffnet, die nur alle 5 Jahre Statt findet. Von der Manigfaltigkeit, der unendlichen Pracht und Schönheit der Gegenstände macht man sich keinen Begriff. Zunächst das Gebäude, ein ungeheurer hölzerner Bazar in den Champs elysées, hat Millionen gekostet, es wurde schon daran gebaut, als ich im vorigen Herbst in Paris ankam, und doch ist es nur errichtet worden, um in 6 oder 8 Wochen wieder abgerissen zu werden. Das ist nach meiner Ansicht keine Verschwendung, sondern es ziemt einem großen und freien Volk, es steht ihm gut, wie es den Römern gut stand, wenn sie für eine einzige Löwen- und Gladiatoren-Hetze Theater erbauten, die die Einkünfte ganzer Provinzen verschlangen und dann nie wieder benutzt wurden. Im Innern kann ein Mensch, wie ich, sich nur schwer orientiren, da es mir an allen Kenntnissen, die nöthig sind, um das zu beurtheilen, was hier im Maschinenbau, im Fabrik- und Manufactur-Wesen u. s. w. geleistet ist, fehlt; auch gewinne ich dem Holz, der Pappe, dem Metall, der Seide und Wolle, dem Leder u. s. w. ein für alle Mal kein wahres Interesse ab, sie mögen in noch so vollendeter Façon, in noch so glänzendem Firniß erscheinen und noch so blendende Beweise für die mechanischen Geschicklichkeiten des Menschen ablegen, im Gegentheil, sie sind und bleiben mir zuwider; aber im Allgemeinen ist der Eindruck imposant und im Einzelnen sieht man Manches, was einer höheren künstlerischen oder wissenschaftlichen Sphäre angehört. Um Dir eine Vorstellung vom Ganzen zu geben, will ich Dir meinen letzten Durchflug, und was ich auf diesem bemerkte, erzählen. Von Teppichen, in die die wunderbarsten Gemälde gewirkt sind und die 6000 Fr. kosten, spreche ich nicht, eben so wenig von golddurchwirkten Hof-Damen-Kleidern, obgleich mich diese, von denen die Königin eins ausgewählt hatte, phantastisch und poetisch anregten, da sich doch nur Prinzessinen und nicht jedes dicke Kaufmanns-Weib hinein hüllen können; dagegen interessirten mich ein Paar Leuchtthürme, nicht etwa en miniature, sondern so groß, wie sie draußen im Meer stehen, und ich ließ mir den Mechanismus von Bamberg auseinandersetzen, noch mehr aber die wunderbaren Nachbildungen des menschlichen Körpers in Wachs, in denen man jede Nerven- und Ader-

Windung, das ganze innere und äußere Netz des Organismus wieder findet. Auf einem neu erfundenen Instrument wurde God save the king gespielt; die Melodie war aber nicht halb zu Ende, als auf einmal eine Orgel, keine kleine, sondern eine größere, als man in Notre Dame de Paris antrifft, zu stürmen begann und das Liedchen verschluckte, wie ein Orkan das Zwitschern eines Sperlings. Von Clavieren, Flöten, Hoboen etc. verlohnt es sich natürlich nicht der Rede, wohl aber wären die Meisterstücke der Juweliere und Gold-Arbeiter zu erwähnen, die unstreitig Alles machen, was, so lange die Welt steht, in dieser Art gemacht worden ist. So viel ist gewiß: es giebt keinen Gegenstand auf Erden, keinen nützlichen oder überflüssigen, keinen schönen oder gleichgültigen, den man in diesem Bazar der Bazare vermißt, und da ich doch unmöglich alle auf Erden vorhandenen Gegenstände beschreiben kann, und also auf Vollständigkeit von vorn herein Verzicht geleistet werden muß, so kann ich eben so wohl jetzt, als später, aufhören, und thu' es, da Du mir ja leider meine Feuilleton-Artikel, wie den gegenwärtigen, nicht so gut bezahltst, wie das Journal de Debats dem Herrn Jules Janin die seinigen.

Meinen letzten Brief, die Antwort auf Deinen schrecklichen (denn er machte auf mich einen fürchterlichen Eindruck, noch fürchterlicher, als ich Dir sagen mögte, er zerschmetterte mich) hast Du doch erhalten? Ich schrieb Dir darin von einem zweiten Brief Oehlenschlägers und theilte Dir mit, daß er nicht bloß Deutschland, sondern auch Frankreich zu bereisen gedenkt. Daß er den Orden pour le mérite in Berlin erhalten hat, weiß ich, denn ich lese jeden Abend die Allgemeine Zeitung; da er auf solche Dinge Werth legt, so freut es mich seinetwegen. Daß er Zwecke, specielle, literarische oder sonstige, mit seiner Reise verbindet, glaube ich nicht. Oehlenschläger ist ein Kind, wie ich eins bin und wie jeder Dichter eins ist; von einem Bezwecken, Abzwecken u. s. w. ist nicht die Rede, denn woran gehen wir zu Grunde, als eben daran, daß wir die äußeren Dinge nicht mit der nöthigen Consequenz verfolgen? Mäßen wir unsere Schritte so ab, wie die Schritte, die unsere Verse machen, ich meine die Versfüße, so würde es besser um uns stehen. Daß der Alte aber ergreifen wird, was sich ihm darbietet, ist natürlich. Mein Verhältniß zu ihm und überhaupt zu Copenhagen beurtheilt Ihr Alle verkehrt. Es hängt durchaus an Spinnwebs-Fäden. Sie haben einmal die Last gehalten, als ich im Fallen nach ihnen griff; daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, daß es auch zum zweiten Mal geschehen wird. Dergleichen Beobachtungen wollen wir für heute bei Seite liegen lassen.

Neulich war ich bei Heine. Ich führte ihm den Dr. Langberg aus Christiania zu. Er hat immer Kopfweh, aber in dem Sinn, wie man Visite hat. Ich war gerade sehr gut aufgelegt und trug die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Ich glaube, das innere Leben ist in ihm so ziemlich erloschen und nun schützt er beständig Krankheit vor, damit man nicht merke, daß er todt ist. Gestern traf ich ihn im Palais royal und wir gingen zusammen spatzieren. Ich berührte den Punct mit dem Telegraphen, aber nur ganz von fern. Er wurde augenblicklich Feuer und Flamme, und sagte: Sie müssen allerdings herab steigen, aber der Erfolg würde für Sie und, im schlimmen Sinn, auch für

Herrn Gutzkow ein großer seyn, und wenn Sie den Telegraphen haben wollen, so betrachten Sie ihn nur gleich so, als ob sie ihn hätten! — Ich weiß dieß recht gut; wozu soll ich mich entschließen? Mich wundert, daß Jahnens, wie Du mir neulich schriebst, so unbedingt zur Annahme räth. Ich denke, der Dichter in mir ist doch auch etwas werth, und ob das Journal den nicht in 2 Jahren tödten würde, ist die Frage. Was ist nicht Alles zu erwägen! Ich kann nicht viel schreiben; lasse ich ihn aber durch die Mitarbeiter füllen, so gehen die auch mit dem Gelde davon. — — Selbst Heine! Niemand bilde sich ein, auch auf dem Schlachtfelde im Hohepriester-Kleide wandeln zu können! Es ist unmöglich. Auf der anderen Seite freilich würde ich die Theater schnell erobern. Aber, wenn sie nun offen ständen: woher neue Stücke nehmen? Die Waage kommt nicht aus dem Schwanken, man halte sie, wie man wolle.

Nun, meine theure Elise, lebe wohl! Ich bitte Dich, wie ich es in meinem letzten Brief schon that, inständigst, Dich zu schonen und das Schreiben an mich, falls es Dich zu sehr angreifen sollte, Deiner Freundin zu überlassen. Der Brief von der Mad[me] Raschke war sehr gut, lebendig und frisch, wie ich es liebe. Du kannst ihr sagen: sie habe mir den wichtigsten Brief geschrieben, den ich zeitlebens erhalten habe. — — — — — — — — —

Paris d. 5[ten] Juny 1844.

Ich habe heute einmal ausführlich an Jahnens geschrieben, und es ist darüber so spät geworden, daß mir nur noch zu einem Gruß die Zeit bleibt. Doch auch dieser wird Dir willkommen seyn. Ich sehe nächstens, da es sich ja hoffentlich mit Dir nicht verschlimmert, sondern gebessert hat, wieder einem Brief von Dir entgegen, den meinigen mußt Du längst haben. Vorgefallen ist inzwischen Nichts, als daß ich das Gedicht auf Thorwaldsen vollendet und gestern nach Hamburg an Campe gesandt habe, damit er es in den Telegraphen, oder, falls dieser nicht in Copenhagen gelesen werden sollte, in Wienbargs oder Wille's Blatt gebe. Es kommt Dir wohl durch Jahnens oder sonst zu Gesicht, zum Abschreiben ist es zu lang, denn es macht 30 Strophen, jede von 6 Versen. Ich küsse Dich dies Mal noch einmal so viel, wie sonst, und Du hast mit dem kleinen schwarzäugigen Narren zu theilen. Ich lese jetzt die Mystères de Paris par E. Sue, ein höchst bedeutendes Buch. Seinen neuesten Roman veröffentlicht er nächstens im Constitutionelle, ich werde ihn also ganz frisch lesen.

Paris d. 19. Juny 1844.

Es ist elf Uhr Abends, ich komme eben aus dem Café, wo ich alle Abend ein Paar Stunden zubringe, da ich sie nicht anders zuzubringen weiß, zurück, und will nun noch versuchen, ob ich Dir schreiben kann, d. h. ob meine Stimmung anhält. Seit ich das Gedicht auf Thorwaldsen geendigt und meine Abhandlung nach Erlangen abgesandt habe, fühle ich mich sehr abgespannt, was bei dieser brennenden Hitze, der ich, wie Du weißt, niemals gewachsen bin, kein Wunder ist. Das Gedicht befindet sich schon seit 10 Tagen in Hamburg, ich habe es an Campe geschickt und es ihm anheim gestellt, ob er es in dem Telegraphen oder an Wienbarg oder Wille geben will. Es ist wahrscheinlich schon gedruckt und Du

hast es vielleicht vor Ankunft dieses Briefes schon gelesen. — — — — — — — — — — — Die Novellen, klein, wie sie sind (Matteo; Anna; die Nacht im Jägerhause; der Rubin; Pauls merkwürdigste Nacht; denn Schnock fällt weg) werden kaum ein Bändchen geben. Dabei eine Frage. Matteo und die Nacht im Jägerhause sind im Morgenblatt abgedruckt gewesen. Ersteren habe ich nur noch im Concept, Letztere besitze ich gar nicht mehr. Sollte Jahnens nicht den Jahrgang des Morgenblatts (Matteo wird im Jahrgang 1842, die Nacht im Jägerhause im Jahrg. 1843 stehen) worin sie sich befinden, in einer Leihbibliothek auftreiben und Du sie dann heraus schreiben können? Die Nacht im Jägerhause hat auch im Hamburger Beobachter gestanden. Ich bitte Dich sehr, mir hierauf zu antworten. Das übrige Mspt. werde ich Campe von hier aus senden und nöthigenfalls den Matteo noch einmal copiren, aber die Nacht im Jägerhause befindet sich nicht unter meinen Papieren.

Das Stück werde ich dann dem König dediciren, wenn er es erlaubt; die Novellen Oehlenschläger. Ersteres thue ich nicht gern, denn in einer Zeit, wo sich ein neues Verhältniß zwischen den Fürsten und den Völkern gestalten will, ist es für einen Schriftsteller, dessen ganze Existenz denn doch von der Achtung seines Volks abhängt, höchst bedenklich, Bücklinge gegen die Throne zu machen, und aus freiem Willen und wenn ich noch für mich allein dastünde, würde es nie geschehen, so wenig, als ich mich je entschließen werde, den Demos zu haranguiren. Ich werde es jedoch thun und meine Ehre durch die Dedication selbst gegen Verläumdungen zu schützen wissen. Wenn Du jedoch, wie Du in einem Deiner früheren Briefe anzudeuten schienst, es für möglich hältst, daß ich noch einmal nach Copenhagen reisen und noch einmal als Supplicant auftreten könnte, so hast Du Dir in dem Augenblick wohl Nichts, als Deine und meine Bedürftigkeit, nicht aber meinen Character und die Pflichten, die ich als Mensch und Dichter der Welt gegenüber zu erfüllen habe, vorgestellt. Daran ist nicht zu denken, unter keinen Umständen. Um eine Professur kann ich mich nicht bewerben, ich habe nicht die dazu nöthige Gelehrsamkeit; um eine Pension bewirbt man sich durch Werke, nicht durch Visiten! Man kann sie annehmen, aber sie nachsuchen? Nein, Elise, das kann kein Ehrenmann! Es geht hier das Gerücht, daß Ferdinand Freiligrath dem König von Preußen die seinige aus Anlaß des neuen Preß-Gesetzes zurück geschickt habe. Er ist arm und obendrein verheirathet, aber nur um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, wenn es sich bestätigt.

Du wirst nun auf meinen Reiseplan neugierig seyn. Er ist einfach. Ich gehe, sobald ich kann, und wo möglich Anfang August, direct nach Rom und auf geradestem Wege über Lyon und Marseille pr. Dampfschiff nach Civita vecchia, welches nur noch eine Tagereise von Rom entfernt liegt. Diese Reise-Route ist nicht die angenehmste, denn man befindet sich drei Tage auf dem mittelländischen Meer, aber sie ist die billigste. Unterwegs werde ich die Insel Corsica sehen und die Insel Elba betreten, das Schiff legt hier an. Mit 200 Franken werde ich die Reisekosten jedenfalls bestreiten; dann bleiben mir für den Aufenthalt in Rom noch 700 fr., und es handelt sich nur um die Rückreise. Man muß es wagen, in Rom habe ich weniger eine abschlägige Antwort zu fürchten, als in Paris, denn ich bin einmal da und muß doch wieder zurück. — — — Von Ruge werde

ich einige Briefe nach Rom bekommen, er hat dort 7 Monate gelebt und Freunde in Menge. Das ist sehr gut, denn bei völliger Unkenntniß der Sprache hat der Fremde unter den abgefeimten Italiänern einen harten Stand. Ruge warnt mich nicht, wie Du, vor der Eifersucht der römischen Männer, aber vor der Tücke des römischen Klimas. Er hat dort das kalte Fieber gehabt, so lange er dort war, man kann sich, wie er sagt, gar nicht so in Acht nehmen, als nöthig ist. In Frankreich war ich immer gesund, ich hoffe, es soll mir in Italien nicht schlimmer ergehen. Ich bin vorsichtiger, wie die Meisten, weil meine häufigen Anfälle von Krankheiten mich die Gesundheit nach Gebühr haben schätzen gelehrt, und mein Organismus scheint sich leicht zu acclimatisiren. Von dem früheren und späteren Eintreffen der Antwort Campe's, und von ihrer Beschaffenheit, hängen nun meine weiteren Schritte ab. Wenn er das geforderte Honorar für das Stück bewilligt, so thut er sehr viel, denn es sind doch fast 600 fr., und Heine hat für sein neuestes Werk nur 1000 Mk. gefordert, und zweifelt stark, ob er sie erhält. „Er wird sich den Hirnschädel einstoßen, wenn er meinen Brief lies't — sagte Heine — denn er wird so hoch springen, daß er den Boden berührt.“ Ich gestehe, dies hat mich sehr bedenklich gemacht. Heine, der seit 1826 einer der gefeiertsten Autoren ist, dessen Reisebilder 4 Auflagen erlebt haben, fordert noch nicht ein Mal so viel, wie ich, und glaubt, sich auf ein Nein gefaßt machen zu müssen.

Meine Zweifel hinsichtlich des Telegraphen hast Du ganz mißverstanden. Nicht um die Campe'n gegenüber zu beobachtende Politik handelt es sich; die versteht sich von selbst. Was könnte ich auch anders thun, als seinen Antrag abwarten! Es handelt sich darum, ob ich überhaupt Ja sagen kann. Ich kann über bedeutende Dinge gut, aber nicht über unbedeutende viel schreiben. Letzteres aber ist das Talent, das von einem Redacteur verlangt wird. Man kann einer der ersten Dichter und deßungeachtet, ja eben deswegen, einer der letzten Journalisten seyn. Ich brauche zu Allem Stimmung, zu einem Brief, zu einer Notiz, ich habe Tage, ja Wochen, wo ich nicht im Stande bin, eine Zeile zu schreiben. Das Blatt will aber gefüllt seyn und ich bin ohne alle literarische Verbindungen. Hältst Du es für möglich, daß ich jede Woche 4 halbe Druckbogen (etwa 12 Schreibbogen) Telegraphen-Futter liefere? Dann noch so viele andere Bedenklichkeiten! Ich erstaune, daß Dir, und selbst Jahnens, Manches, was doch so nahe liegt und was ich lieber errathen sähe, als ich es selbst aussprechen mag, nicht in den Sinn kommt. Denkst Du z. B. nicht an Oehlenschläger und an die Prätensionen, die er bona fide, in gutem Recht zu seyn, machen würde? — Es sind dies Alles sehr, sehr ernste Fragen und Bedenken. Sie haben mich zum Theil den ganzen Winter beschäftigt, aber ich habe sie in meinen Briefen an Dich nie zu Worte kommen lassen. Aber jetzt, wo ich im Begriffe stehe, mich so weit von Hamburg zu entfernen, daß wir unseren Briefwechsel, des ungeheuren Portos wegen, nothwendig beschränken müssen, lassen sie sich nicht länger unterdrücken.

Ich spüre große Neigung, Frankreich bis Marseille zu Fuße zu durchwandern, nur weiß ich nicht, wie ich es mit meinem Gepäck machen soll. Dann sähe ich das herrliche Land; im Wagen, in der Diligence ist es ja nur ein

Durchfliegen, wie ein Traum. In Frankreich sind Fußreisen nicht gefährlicher, wie in Deutschland, in Italien verhält es sich freilich anders. Uebrigens bewaffne ich mich auf jeden Fall, Dr. Bamberg hat mir schon einen schönen Dolch geschenkt. Bamberg würde vielleicht ein guter Mitarbeiter am Telegraphen; er hat sehr viel kritischen Geist. Gestern las er mir einen 40 Seiten langen Aufsatz über die Genoveva vor, worin er höchst wichtige Puncte berührte. Leider hat er noch keinen Styl, drückt sich halb philosophisch, halb intuitiv aus, was denn keine Einheit aufkommen läßt. Er hat sich auf Hegel geworfen und dieser hat bis jetzt zwar allerdings auf sein Erkenntniß-Vermögen, aber nicht auf seinen Ausdruck, einen günstigen Einfluß ausgeübt. Zugleich ist dies ein so zarter Punct, daß ich ihm darüber kaum etwas sagen kann. — — — — — — —

Heine habe ich in der letztern Zeit wieder öfter gesehen. Neulich war er bei mir und ergoß sich in guten Einfällen über Gutzkow, den er über alle Maaßen, und mehr als er seiner Potenz nach verdient, zu hassen scheint. Glauben Sie mir, sagte er, der Mensch wird nicht wieder geboren, nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Große, so faßte sie in Gutzkow alles Kleine zusammen. — — —

Oehlenschläger ist nach der Augsb. Allg. Zeitung in Dresden. Ich habe ihm nach Berlin geschrieben und den Brief an Kisting geschickt. Ob er ihn bekommen hat, ist zu bezweifeln, denn er wird wahrscheinlich, als der Brief eintraf, nicht mehr in Berlin gewesen seyn. Sein neues Drama Christian IV. (er ist unglaublich fruchtbar, schon wieder ein Stück!) kommt in Berlin und in Dresden zur Aufführung. Er lies't es selbst vor und bei seiner liebenswürdigen Persönlichkeit ist der Erfolg immer günstig. Wenn dieser herzensgute und glückliche Mann doch nur eine Vorstellung davon hätte, wie es in Geistern hergeht, die nicht ihre Phantasie-Gebilde gestalten, sondern die Angst und das Sehnen ihres Herzens in Symbole kleiden! Das Andere ist so leicht. Könnte ich nicht auch jede Stunde einen Karl den ersten, zweiten, dritten u. s. w. anfangen? Und doch — könnte ich es? Würde der Ekel mich nicht zwingen, die Feder aus der Hand zu werfen? Ach, ein Bischen zu wenig, und das perpetuum mobile ist fertig! Wenigstens in der Kunst.

Dieß Alles klingt ein wenig melancholisch, ich fühle es selbst. Aber, wie sollen solche Stimmungen in einem zukunftslosen Leben, wie das Meinige ist, ausbleiben! Ich habe lange gezögert, Dir zu antworten, weil ich Dir lieber in Stunden schreibe, wo ich die Zukunft vergesse. Doch, ich würde Dich erschrecken, wenn ich noch länger zögern wollte.

Was Du mir über das Kind und seine Aehnlichkeit mit Max schreibst, rührt mich tief. Ich kann an Max nicht denken, ohne einen Stich durch's Herz zu fühlen. O, welch ein Fluch ist die Armuth! Sie bringt den Menschen um Alles. Die höchsten, schönsten Güter sind nicht für ihn da, er kann sie nicht genießen! Wer dieß Gespenst einmal sah, und ich sah es in meiner frühsten Jugend, der sieht nichts Andres mehr! — — — — — — — —

Nach dem Schluß der Ausstellung wird in dem Gebäude ein Concert gegeben werden, worin 800 Musiker mitwirken. Ich werde es besuchen. Jetzt sind 30000 Fremde in Paris. Das giebt einen Maaßstab für die Weltstadt! Auch

die July-Feier werde ich erleben. Meine Reise ist gerade in einen sehr günstigen Moment gefallen. Nur Napoleons sterbliche Reste werde ich nicht sehen. — Vergieb die düstere Färbung dieses Briefes, sie ist der Abdruck meiner Stimmung, der Spiegel kann kein anderes Gesicht zeigen, als hinein schaut, und morgen lächeln wir wieder!

Paris d. 8ten July 1844.

Wie großes Unrecht habe ich, diesen Brief erst heute anzufangen, da er doch schon halb geendigt seyn sollte, um gleich nach Eintreffen des Deinigen, den ich Tag für Tag erwarte, abgehen zu können! Es ist eine schlimme Eigenschaft meines Geistes, daß er sich zu sehr in sich selbst vertieft und zu wenig von der äußeren Welt Notiz nimmt. Was giebt es in Paris Alles zu sehen, und also auch zu beschreiben, und wie selten geht etwas davon in meine Briefe über! Ich fühle, ich werde dies noch einmal sehr bereuen, und doch kann ich nicht anders. Ich lasse die Dinge auf mich wirken, ich genieße mich selbst, indem sie mich erweitern, ich komme zu neuen Ideen, aber ich kann mich nicht an sie hingeben. Darum bin ich leider auch so unfähig zum deutschen Schriftsteller. Ein Schriftsteller comme il faut muß gar nicht sprechen, er muß nicht einmal denken, denn Beides heißt verschwenden, er muß bloß schreiben, muß jeden Einfall, der ihm kommt, arretiren, ehe er noch zum Gedanken werden, oder sich der Form gegenüber, die ihn zum Gedanken erheben will, ins Nichts auflösen kann! Und ich denke und spreche viel, und schreibe wenig. So ist der Mensch! Ich lache, indem ich diese 10 Zeilen, in denen ich mich völlig metamorphosirt habe, wieder durchlese. Mit einem sehr ernst gemeinten Tadel fing ich an, und nun bin ich schon glücklich bei'm Lob angekommen. Dies Mal kann ich mich an einer inneren Erfahrung ergötzen, die mich schon oft zur Verzweiflung gebracht hat.

Nun ist die Zeit nah, wo ich aufhören werde, zu sagen: je suis allemand, und anfangen: io sono tedesco! Ich nahm heute meine erste italiänische Stunde, d. h., bei mir selbst, ich ging auf die Königl. Bibliothek, ließ mir ein Wörterbuch und das Decamerone geben und fing zu lesen an. Es ging zwar schlecht, denn der Schriftsteller ist sehr schwer und ich werde mir morgen die Comödien des Goldoni geben lassen, aber es ist für mich und meines Gleichen der einzige Weg, der zum Ziele führt. Diese Erfahrung habe ich jetzt gemacht. Den ganzen Winter habe ich mich mit der verfluchten französischen Grammatik gequält, und die Frucht jeder auf diese Weise verbrachten Stunde war ein dumpfer Kopfschmerz; vor 4 Wochen fing ich die Mystères de Paris zu lesen an, und nun kann ich schon ganz leidlich Französisch und lese die Sachen, die nicht gar zu schwer sind, wie deutsch! Z. B. Rousseau's Confessions, die wir im vorigen Sommer zusammen bei meiner Zurückkunft von Copenhagen in der Uebersetzung lasen, machen mir fast gar keine Schwierigkeiten. Hätte ich im October v. J. gleich angefangen, wie weit würde ich seyn! Mit dem Italiänischen soll es mir ganz anders gehen, das magst Du glauben, und in Italien habe ich auch noch Gelegenheit genug, das Französische weiter zu üben; sobald ich aber wieder in Deutschland bin, soll das Englische daran. Ich sehe, daß diese Lücken sich stopfen lassen, und nun will ich nicht rasten, bis sie gestopft sind. Ich war heute zum ersten Mal in der Bibliothèque Mazarin im Institut de France. Schwerlich bietet der Lese-

Saal irgend einer Bibliothek der ganzen Welt eine Aussicht dar, wie ich sie dort hatte, ganz ruhig auf einem bequemen Stuhl an einem mit grünem Tuch überzogenen Tisch (wenn der Tisch nicht überzogen wäre, könnte der Arm uns ja zu schmerzen anfangen, und darum bekümmert man sich nicht in Deutschland, aber wohl in Frankreich) sitzend und in Jean Jacques Rousseaus große Advocaten-Schrift vertieft. Vor mir die Seine mit dem wunderlichen und immer lebendigen Pont neuf, von dem ich vor vielen Jahren in Dithmarschen in einer Erzählung von Wilhelm Hauff zum ersten Male las, ohne damals zu ahnen, daß ich mir so oft Apfelkuchen darauf kaufen sollte; auf der anderen Seite der Pont royal, und, wenn man an's Fenster tritt, das rege Leben auf dem Fluß, dem besonders die großen schwimmenden Badehäuser, zuweilen so lang, wie die ganze Hamburger Alster, ein buntes Ansehen geben.

Vor einigen Tagen brachte ich den Abend mit dem Wirth, bei dem ich wohne, einem ehemaligen Offizier, auf dem Montmartre zu. Wir stiegen nach dem Diner hinauf und hatten bei Sonnen-Untergang eine göttliche Aussicht. Wir standen auf einem Mühlberg und sahen die unermeßliche Stadt, in der ich jetzt schon jeden hervorragenden Punct kenne, zu unseren Füßen liegen, und wenn wir uns umwandten, so blickten wir in eine eben so unermeßliche Ebene, mit Gärten, Weinbergen, Pächtereien punctirt, hinaus und ließen das Auge auf den spitzen Thürmen von Sct. Denis, wo die französischen Könige ruhen oder vielmehr geruht haben, denn der Sturm der Revolution hat ihre Asche verweht, verweilen. Nachher gingen wir in einen öffentlichen Garten, wo eben eine Hochzeit gefeiert wurde. Die Braut war nicht hübsch und hatte das Unglück, beim ersten Contre-Tanz zu fallen, dagegen hatte sie eine wunderschöne Schwester von etwa 13 oder 14 Jahren, die sich in anmuthigster Schüchternheit bewegte und mich einmal wieder den unendlichen Reiz des sich bewußtlos erschließenden Lebens genießen ließ. Es setzte sich neben mich eine Französin, deren ganzes Herz ich gewann, als ich sie fragte, ob ihr Mann ihr Vater sey. „Nicht wahr, versetzte sie, mein armer Mann sieht viel älter aus, als er ist?“ Ich sagte: ich würde mich an seiner Stelle aufhängen, wenn ich alt schiene, ohne es wirklich zu seyn; aber freilich, fügte ich hinzu, das möge einem Junggesellen leichter fallen, als einem Mann, der eine solche Frau zurück lassen und befürchten müßte, daß sie sich vielleicht gar trösten werde. Natürlich war es eine Frau aus den niederen Ständen, obgleich recht artig und allerdings für den dickköpfigen Kerl, dem sie angehörte, viel zu gut. Die Unterhaltung zwischen uns Beiden muß etwas lebhaft geworden seyn, denn er kam auf einmal und führte sie weg, indem er den drohenden Regen als Vorwand vorschützte. Später fing es auch wirklich zu regnen an und ich kam mit meinem Wirth durchnäßt zu Hause, der Schirm, den er bei sich führte, half uns wenig. Dieß war übrigens das erste Mal, daß ich in Paris naß wurde, denn wenn man nicht pressirt ist, so hat man nicht nöthig, sich dem auszusetzen, man verweilt in irgend einer der zahlreichen Passagen und wartet eine Pause ab.

den 11ten July.

So weit, meine theuerste Elise, hatte ich bis gestern geschrieben, als ich Deinen Brief erhielt. Ich ging Nachmittags um 3 Uhr aus und empfing ihn

in der Loge der Portière, ich bemerkte im ersten Augenblick gar nicht, daß er nicht von Deiner Hand couvertirt und gesiegelt war, und da mir auf dem Boulevard Heine begegnete und ich mit diesem bis 5 spatzieren ging, so ließ ich ihn bis dahin uneröffnet und ungelesen. Was soll ich sagen? Alles hätte ich erwartet, nur das nicht. Eine neue Krankheit! — — — — — —

Lies, liebste Elise, lies, sobald Du Dich etwas besser fühlst und grüble nicht. Vertiefe Dich in Goethe, lies die Mystéres von Paris, oder was Du willst, nur nicht den Kalender unserer eigenen Zukunft. Es ist ja möglich, daß sich Alles zum Besten kehrt.

Paris d. 30sten July 1844.

Habe Dank, innigen Dank dafür, daß Du noch lebst! Es ist schrecklich, daß man einen Brief so anfangen muß, und doch schön, daß man es kann! Ja, mein theures Wesen, ich habe mich die letzten Tage sehr abgeängstigt. Bis zum 23sten war ich ruhig und hielt mich an Deinen Brief, als aber am 24sten, 25sten u. s. w. Deine Antwort nicht eintraf, wußte ich nicht mehr, was ich denken sollte. Ich hatte an Campe zu schreiben und schob es auf, weil ich zugleich an Dich schreiben wollte, gestern war es nicht länger möglich, ich schrieb an ihn und auch an Dich, aber so schlecht, so verwirrtes, nichtiges Zeug, daß ich mich vor mir selbst eben nur mit meiner Angst und meinem durch diese unaufhörlichen Schicksalsschläge abgespannten Seelen-Zustand entschuldigen konnte. Du weißt, wie mich die starke Sommerhitze immer angreift, und ich gestehe Dir aufrichtig, daß die letzten Nachrichten, die ich von Dir empfing, das Bischen Leben, das dem dörrenden Element bis dahin noch in mir Trotz bot, völlig getödtet hatten; ich lebe ja auch wirklich, wie ein Mensch, der spatzieren gehen will, und Spießruthen laufen muß. Ich war um zwei Uhr mit meiner Schreiberei fertig, aber ich blieb noch zu Hause bis halb 4 Uhr, um abzuwarten, ob nicht endlich doch noch ein Brief von Dir einträfe. Ich stieg die Treppe langsam herunter, weil ich wieder vergeblich nachzufragen fürchtete, als ich aber an die Loge der Concierge kam, reichte sie mir Dein theures Couvert, worauf ich mit unendlicher Freude einigermaßen feste Schriftzüge erblickte, entgegen. Ich ging fort, um den Abgang der Post nicht zu versäumen und las unterwegs, um zu sehen, ob ich auch etwas Nothwendiges auf der Stelle beantworten müsse; ich fand Nichts und beschloß, meinen Brief an Dich so, wie er war, des Einschlusses an Campe wegen, abgehen zu lassen, aber es war schon zu spät, des July-Festes wegen war das Bureau, wo man frankiren kann, schon um 3, statt um 4 geschlossen. Nun habe ich die Episteln von gestern denn zerrissen und schreibe sowohl an Campe, als an Dich, neue und bessere.

Was soll ich zu Deiner Krankheit sagen! Gott sey gedankt, sie liegt hinter Dir! daß die Unvorsichtigkeit dieses in seinen eigenen Angelegenheiten so unendlich zarten und besorgten Jahnens Schuld daran ist, kann nicht bezweifelt werden, und wenn ich Dich nicht bitte, ihm in meinem Namen offen zu sagen, daß ich ein so rücksichtsloses Benehmen nur vergessen, aber nicht verzeihen kann, so ist es nur, weil ich Dich keinen neuen Aufregungen aussetzen will. Sollten alle die Krankheiten, die in uns schlummern, wirklich zum Ausbruch kommen, wir wären

immer krank. Die meisten überwindet die innere, unergründliche Reproductionskraft der Natur, und meistens nur dann, wenn ein äußerer Anlaß sie entbindet, werden sie Herr über den Organismus. Mag es ruhen. Nun aber, theuerste Elise, sorge auch ernstlich für Deine Genesung. Laß' alle kleinliche Sparsamkeit fahren. Du siehst, wozu sie führt. Ich mach' es jetzt eben so. Ob wir einen Monat weiter reichen, oder nicht, gilt ganz gleich, und doch ist das das einzige Resultat des Resignirens auf Alles und Jedes. In Deiner Lage versteht es sich ja auch von selbst, daß Du Dir jetzt keinen der kleinen Wünsche versagst. Trinke Wein, sobald der Arzt es Dir gestattet. Er wird es Dir sogar befehlen. Iß, was Dir schmeckt, und verscheuche alle finsteren Gedanken, diese unsichtbaren Lebens-Räuber, die uns schon lange vorher vom Abgrund erzählen, ehe wir noch hinein stürzen. Den großen Brief, den Du noch verlangst aus Paris, kann ich Dir heute noch nicht schreiben, denn die Antwort an Campe muß fort. Aber ich verspreche ihn Dir, ich will darin meine letzten Eindrücke sammeln und Dir namentlich das July-Fest, das wir jetzt hinter uns haben, darstellen, so gut ich vermag. Etwas darüber triffst Du schon in dem Brief an Campe, den Du ja früher lesen wirst, als er.

Campe hat mir vor 8 Tagen geantwortet. Er ist mit seinen Kindern am Rhein gewesen, bis Antwerpen hinauf, daher die Zögerung. Er hat mir auf das Freundlichste geschrieben. Ueber das Stück spricht er sich mit voller Anerkennung aus, auch ist es, der Form nach, das Beste, was ich bis jetzt gedichtet habe, obgleich dieß schwer zu erkennen seyn mag, da hier, worin die höchste Aufgabe des Dramas eben besteht, äußere und innere Motive bis zur völligen Unzertrennlichkeit in einander verflochten sind, so daß es allerdings auf den ersten Blick (obgleich auch nur auf den ersten) scheinen kann, als ob da, wo ein äußeres Motiv in den Vorgrund tritt, kein inneres vorhanden sey, da der Triumph der Behandlung doch gerade darin liegt, daß dies versteckt ist. Das Vorwort nennt er ein Manifest, und meint, es werde die Dramaturgen jedenfalls zwingen, sich ernstlicher mit mir zu beschäftigen, wie bisher. Daß er 40 L. geben will, sagt er zwar nicht ausdrücklich, aber eben dadurch willigt er auch stillschweigend ein, sonst hätte er ja protestiren müssen, und gewiß auch protestirt. Ob klein oder groß, auf dem Standpunct steht Campe nicht, daß er darnach fragt; er fragt nur, ob Holz oder Eisen. Dann fährt er so fort: „Schirges war bei mir, ich sagte ihm, daß ich Ihr Stück habe. Er sagte: ist es das mit der Schwangerschaft?“ Es schien mir, als sollte darauf etwas folgen. „Ja, aber warten Sie mit Ihrem Urtheil, bis Sie es gedruckt sehen, dann wird das, was Sie sagen wollen, anders ausfallen. Herr Gutzkow würde glücklich seyn, hätte er das Stück geschrieben, das nehmen Sie als vorläufige Notiz von mir an! damit war dieses abgethan. Sie sehen daraus, welche Gerüchte im Gange sind; wie sie entstanden, weiß ich nicht, aber daß sie als Schlagbäume vor die Bühne gerichtet sind, das scheint mir ziemlich verständlich!“ — Außerdem bietet er mir an einen seiner Jugendfreunde, den Maler Weygandt, der in Rom lebt und mit einer dänischen Hof-Dame verheirathet ist, eine Empfehlung an; für mich vom größten Nutzen. Das Gedicht: Thorwaldsen hat er in den Telegraphen gegeben und außerdem noch 100 Ex. zur unentgeltlichen Vertheilung

in Copenhagen drucken lassen. Alles doch gewiß sehr freundlich. Du magst es Jahnens sämmtlich mittheilen, damit er doch endlich einmal von meinem Verhältniß zu Campe einen Begriff bekommt. Er kommt aus seiner Animosität gegen Campe nicht heraus.

Durch Heine schickte ich Campe das Manuscript meiner Erzählungen und Aenderungen zum Vorwort. Ich bat ihn, Dir das letztere nebst den Aenderungen zu schicken, damit Du sie hinein corrigirtest. Vielleicht hat er sich selbst damit befaßt; sollte er es noch senden, so erledige die Sache schnell. Ich hoffe, daß die Nacht im Jägerhause doch vor Ankunft dieses Briefes in Deinen Händen seyn wird. Sobald sie abgeschrieben ist, laß' sie an Campe gelangen, mach' aber ein Couvert darum und schreibe darauf: Mspt von F. H. Matteo hat er schon, den habe ich selbst abgeschrieben. An Schütze schreibe ein Paar Zeilen wegen der Correctur des Dramas; ich glaube nicht, daß Campe ihn damit occupiren wird, es ist nur für den möglichen Fall, daß er vorbereitet sey. Die Mühe ist nicht groß, und hoffentlich hat mein alter Freund so viel Neugier, zu sehen, was ich gemacht habe, um sie angenehm zu finden. — — — — — —

Nächstens über das July-Fest. Weißt Du, womit ich es hauptsächlich gefeiert habe? Mit Feigen-Essen. Die Feigen (natürlich die frischen, grünen) sind hier unglaublich billig und wunderbar süß. Man erhält 6 für 1 Sous, 1 Sechsling, und sie sind so groß, wie ansehnliche Birnen. — — — Wann ich reisen werde? Das Buch muß ja doch fertig seyn, denn ich muß es ja an den König schicken! Diese Crelinger und ihr Zögern seit Jan:! Das sind die Folgen! Deine Bitte um eine Blume aus Frankreich hat mich tief gerührt, überhaupt Dein ganzer Brief, dessen Seele ich heute noch nicht antworte. Ist es denn keine Täuschung, daß das Engelkind mir ähnlich sieht? Elio! Pfui! Eben so gern einen Kalmuken-Namen, als einen griechischen! Auch ich stimme für Max, aber dem Aberglauben muß sein Recht werden. Wir wollen nachdenken. Deine Welt ist die meinige.

Paris, den 7ten August 1844.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber die Lust, mir auf dem Papier und in Briefen an Dich, Rechenschaft über meine Eindrücke zu geben, nimmt immer mehr ab. Ist die Zeit schon da, wo die Dinge anfangen, weniger lebhaft auf mich zu wirken, oder werden meine Forderungen hinsichtlich der inneren Resultate, die ich von ihnen verlange, immer strenger? Das mag schwer zu entscheiden seyn, genug, ich lasse die besten Stimmungen ungenutzt vorüber gehen und setze mich erst hin, die Schmetterlinge zu malen, wenn ich den bunten Staub auf ihren Flügeln nicht mehr sehe. Aber ich habe Dir noch einen großen Brief aus Paris versprochen, und der kann, wie alle menschlichen Dinge, nicht fertig werden, wenn er nicht angefangen wird.

Den letzten Sonntag war ich in Versailles, um die großen Wasser springen zu sehen. Ich hatte mir längst vorgenommen, einmal wieder hinaus zu fahren, aber ich wäre dies Mal vielleicht so wenig, wie früher, dazu gekommen, wenn ich des Morgens nicht Ruge besucht hätte. Er machte mir den Vorschlag, die Partie zusammen zu machen, und ich willigte ein. Seine Frau war noch gar

nicht da gewesen und begleitete uns; ich hatte keine Ursache, die Gesellschaft zu scheuen, denn Ruge, obgleich ein sehr reicher Mann, scheut die unnützen Ausgaben eben so sehr, wie ich, er kauft sich, statt in ein Wirthshaus zu gehen und einen Genuß darin zu finden, dem Kellner zu imponiren, seine Erfrischungen, Brot und Früchte, auf der Straße ein. Dennoch kostet ein solcher Ausflug immer Geld, ihn zu Fuß zu machen, ist, wenn man denselben Abend nach Paris zurück will, unmöglich, und auf der Eisenbahn muß man doch 4 Frcs., einen Thaler Preußisch, zahlen. Ich hatte ein Billet für Trianon und wir fuhren erst zusammen nach meiner Wohnung, um es zu holen; wir hätten uns diese Mühe jedoch ersparen können, denn es galt nicht an den großen Festtagen und Versailles hatte diesen Sonntag gerade seine grande Fête, in einem Jahrmarkt und den damit verbundenen Volkslustbarkeiten bestehend. Leider erfuhren wir dieß erst in Trianon selbst und mußten uns, nun wir einmal da waren, begnügen, in dem Park zu spatzieren, statt die Gebäude, die alte Residenz der Pompadour und Maintenon, in Augenschein zu nehmen. Ich erinnerte mich Deines Wunsches und dachte, daß Dir eine Blume, in diesem Park gepflückt, vielleicht nicht unwillkommen seyn würde, ich pflückte daher eine, die Professorin Ruge machte mich aber aufmerksam darauf, daß ich eine schlechte Wahl getroffen habe, indem Blumen mit dicken Kelchen sich in Büchern schlecht aufbewahren lassen, und pflückte für Dich eine andere, die ich Dir gleich in diesem Brief mitschicke. Der Gang nach Trianon hinaus, an und für sich sehr belohnend, hatte so viel Zeit weggenommen, daß die Gemälde-Gallerieen in Versailles bei unserer Zurückkunft geschlossen waren und uns nur noch das Schauspiel der Wasser-Künste übrig blieb. Dieses war nun allerdings interessant genug, aber ich kann diesen Künsteleien wenig Geschmack abgewinnen und Keiner wird es können, für den Kunst und Natur reine Gegensätze sind.

Den anderen Tag besuchte ich einmal wieder den Père la Chaise, den vornehmsten Kirchhof von Paris. Ich wollte Börnes Grab aufsuchen, welches mir von Ruge bezeichnet worden war, nicht mehr aus Enthusiasmus für den Schriftsteller, aber in Erinnerung an den starken Eindruck, den er vor Jahren, als ich erst aus Dithmarschen nach Hamburg kam, auf mich gemacht hatte. Ich fand sein Grab aber nicht, auch ist es so schwer, auf diesem Kirchhof den Ort zu finden, wo Jemand ruht, als in Paris das Haus, wo er wohnt. Statt dessen fand ich Talma's, des großen Schauspielers, einfache Ruhestätte, die mir eben deshalb, weil sie nicht prahlte, so gefiel, man sah Nichts, als einen Stein, der seinen Namen trug. Ein Italiäner hatte mit Bleifeder darauf geschrieben: ricevi un vale da un Italiano; ich fügte hinzu: und auch eins von einem deutschen Dichter! Ich mache sonst, wie Du weißt, von meiner Dichter-Qualität nur selten Gebrauch und berufe mich öfter auf meinen Paß, als auf meine Judith; hier schien mir jedoch der Ort dazu zu seyn. Blumen waren auf das Grab nicht gepflanzt, aber es war eine wilde, mißfarbige, von selbst aufgeschossene, die pflückte ich für Dich ab. Molières Grab habe ich seit lange schon gesucht, aber ohne Frucht; dagegen hat sich da eine russische Fürstin gelagert, der man gar nicht ausweichen kann. — — — Uebrigens kann man sich einen schöneren Kirchhof, wie diesen, gar nicht denken; hochgelegen, bietet er die köstlichste Aussicht auf Paris

bar, und die Gräber sind alle mit den lachendsten Blumen bedeckt. Das vorletzte Mal besuchte ich ihn im Frühling und freute mich, wie das Leben aus allen Büschen und Gesträuchen wieder hervor brach; ich machte damals die schönsten Verse meines Gedichts auf Thorwaldsen. Dies Mal war ich nicht productiv, ich legte mich vielmehr, auf der Terasse vor der Bet-Kapelle, in's Grüne, sah auf Paris mit seinen Kuppeln, Thurmspitzen und Millionen Schornsteinen, wie auf ein großes Theater hinab und dachte: dort fällt vielleicht in jedem Augenblick jede Scene, die überhaupt im Menschenleben vorkommt, vor, es werden Menschen geboren und es sterben welche, man küßt sich zum ersten Mal, man stößt sich vielleicht den Dolch in's Herz! Ich fand ein Grab, dessen Inschrift anzeigte, daß in Zeit von 40 Tagen zwei junge Mädchen von 15 und 18 Jahren, die einzige Freude ihrer Eltern, kurz nach einander gestorben seyen; betet für ihre Seelen! hieß es und hinzu gefügt war das höfliche s'il vous plaît der Franzosen, das man jeden Tag 1000 Mal hört und selbst ausspricht und das sich auf einem Grabstein gar seltsam ausnimmt, wenn man es nur aus dem Munde der garçons zu hören gewohnt ist. Ich ließ mich nicht umsonst zu diesem Liebes-Dienst auffordern und betete auf meine Weise für zwei unschuldige junge Mädchen, deren Andenken meine Seele trübte und deren Staub mich vielleicht schon im Sonnenschein umspielte. Nachher fand ich einen Grabstein, der mich mehr belustigte, als ein Harlekin mich hätte belustigen können. Er enthielt nachfolgende fünf Grabschriften, die ich treu aus meiner Brieftasche copire. 1. Tout est dans tout. (Alles ist in Allem.) 2. Je crois, que Dieu a créé l'âme humaine capable, de s'instruire seul et sans maître. Langue maternelle. (Ich glaube, Gott hat die menschliche Seele so geschaffen, daß sie sich allein und ohne Meister belehren kann. 3. Il faut apprendre quelque chose, et y rapporter tout le reste, d'après ce principe tous les hommes ont une égale intelligence. Philosophie phantastique. (Man muß etwas lernen und Alles Uebrige darauf beziehen, und nach diesem Princip haben alle Menschen eine gleiche Vernunft.) 4. Un père émancipé peut enseigner à ses enfants tout ce qu'il ignore. Mathematique. (Ein emancipirter Vater kann seinen Kindern Alles lehren, was er nicht weiß. Dieß ist völliger Unsinn, es heißt: ich kann Dir alle Ducaten geben, die ich nicht habe.) 5. Celui qui ne se croit pas capable, d'enseigner à son fils ce qu'il ne sait pas, ne m'a pas encore compris. (Derjenige, der sich nicht fähig glaubt, seinem Sohn das zu lehren, was er nicht weiß, hat mich noch nicht verstanden.) Es ist Monsieur Jacotot, der diese erhabene Philosophie zum Besten giebt. Damit er mich nicht einmal beschuldige, wie Schelling den Hegel, ich habe ihm seine Gedanken gestohlen, setze ich seinen Namen her.

Schwalben-Schicksale sind gewiß noch selten beobachtet worden, am Wenigsten solche, die sich bis zum Tragischen steigern. Da ich gestern Morgen einen Blick in eine Schwalben-Tragödie that, so sey ihrer hier erwähnt. Ich wollte in mein Haus hinein treten, da sah ich zu meinen Füßen eine Schwalbe liegen, die eben aus der hellen Morgenluft herab gefallen seyn mußte, denn man wußte nicht, ob man sie für todt oder lebendig ansprechen sollte. Ich hob sie auf, sie war noch ganz warm, ich nahm sie mit auf mein Zimmer und öffnete hier ihren

Schnabel. Wie war sie gestorben? Sie hatte eine zu große Fliege verschluckt, die ihr im Hals sitzen geblieben war und ihr das Athmen unmöglich gemacht hatte. Das Merkwürdigste war nun aber wohl dieß, daß ich, als ich einen ganzen halben Tag später noch einmal in ihren Mund hinein sah, bemerkte, daß die Fliege sich noch regte. Ich zog sie behutsam aus ihrem Gefängniß hervor und setzte sie auf eine Fensterscheibe: wenig Augenblicke der Erholung und sie war davon geflogen!

Vor Kurzem sah ich im Théâtre de la Gaieté die Mademoiselle Georges, die ehemalige Geliebte Napoleons. — — — Sie ist trotz ihrer Jahre noch immer eine große Schauspielerin, obgleich sie jetzt Josephinens Eifersucht nicht mehr erregen würde, denn sie ist dick, wie eine Kuh. Das Théâtre de la Gaieté ist eins der untergeordnetsten Boulevardtheater oberhalb der Porte St. Martin, wo sich deren 7 neben einander befinden; ein alter Franzose, der während der Darstellung neben mir saß, sagte: das ist nun die Maitresse von 2 Kaisern (auch Alexander soll zu ihren Füßen gelegen haben) und dennoch, wenn sie nicht heute hier spielte, so würde sie morgen im Schuldthurm sitzen! Sie trat auf in der Lucrezia Borgia von Victor Hugo und hatte bewunderungswürdige Momente; so wird mir die Scene mit ihrem Gemahl, wo sie um das Leben des Gennaro bittet, ewig unvergeßlich seyn, obgleich das Publicum sie totaliter mißverstand, und lachte, wo sie mir durch ihr unheimliches Flüstern und dann wieder plötzliches Aufkreischen Grauen und Entsetzen einflößte. Das Publicum ist in der Gaieté freilich nicht der Extract von Paris, man sieht mehr Blousen, als Ober-Röcke. Aber, allmächtiger Gott, was für ein Stück! Welche Ungeheuer erzeugt die Phantasie des Verstandes. Ja, so muß ich mich ausdrücken, Phantasie des Verstandes, denn die rein dichterische Phantasie, auch wenn sie von der höheren Kunst-Vernunft nicht geleitet wird, die allerdings allein zum Wahren und Schönen führen kann, bringt nur das Wilde, Regellose, aber nicht das von vorn herein mit aller Natur in Widerspruch stehende Absurde hervor, da sie doch immer noch selbst eine Aeußerung der Natur ist, eine unmittelbare, ursprüngliche, dieß Letztere entsteht erst dann, wenn der den Effect berechnende und sich von allen sittlichen Gesetzen entbindende Verstand mit in's Spiel tritt. So etwas muß man sehen, nicht bloß lesen, wenn man wissen will, was daran ist. Mir war, als sähe ich eine Kröte über die Bühne kriechen; es ist noch Leben da, wer will es läugnen, aber was für Leben! Häßliche, verrenkte Glieder, Augen, deren Blicke vergiften, Alles in sein Gegentheil verkehrt! Welch ein triviales Scheusal, diese Lucrezia! Sie trägt ihre Liebe zu dem Sohn, den Alexander des IV^ten^ Tochter wahrlich früh genug aus der Welt geschafft hätte, um sich nicht in ihn verlieben zu können, denn nur vom Verlieben, nicht vom Lieben konnte bei ihr die Rede seyn, gleichgültig, ob ihr Sohn oder ein Anderer ihr gegenüber stand, sie trägt diese Liebe, sage ich, so, wie eine Hiäne den Orden pour le mérite tragen würde, wenn der König von Preußen ihr denselben verliehe, oder eine Pantherin den Lilienkranz, der für ein unschuldiges Kind geflochten ist. Wie sie zu dieser Liebe kommt, wie sie in ihr entsteht und in ihr sich nährt, das zu veranschaulichen, kommt Herrn Hugo nicht in den Sinn, weil es über seine Kräfte geht, und weil er, wenn er diese Kraft besäße, auch so viel Erkenntniß besitzen würde, um einzu-

sehen, daß damit noch gar Nichts geleistet wäre; genug, er sagt: sie hat diese Liebe, wie die Kinder in ihren Spielen sagen: dieß soll eine Uhr seyn! Scheußlich und empörend ist der Schluß, wo Lucreczia, damit der moderne Orest doch ja fertig werde, erst, nachdem sie schon vom Dolch ihres Sohnes durchbohrt ist, ausruft: je suis ta mère! Es wäre lächerlich, einen solchen Dichter nach dem Wozu? und Warum? zu fragen; er würde auf sein Publicum deuten, dem die Haare zu Berge steigen. Einen wunderlichen Eindruck machte es auf mich, als ich in dem ersten Zwischen-Act auf den Boulevard hinaus ging. Da klingeln die Limonadiers, da schreien die Weiber ihre Früchte aus, die Contre-Marken-Händler fragen, ob man seine Marke verkaufen wolle, genug, es wird ein Lärm und ein Spectakel verführt, daß man in die Welt der Verrückten einzutreten glaubt, und doch sind die Leute alle sehr vernünftig und speculiren auf uns're Sous, wie im Théâtre français auf unsere Franken.

Auch in der Umgegend von Paris habe ich gestreift und Puncte aufgesucht, wo ich noch nicht gewesen bin. Sie ist sehr reizend, und man muß sich eigentlich schämen, sie nicht besser kennen gelernt zu haben. Ich war neulich in Vincennes, dem alten Schloß, wo Napoleon den Duc d'Enghien erschießen ließ. Es ist das mittelalterlichste Gebäude, das ich bis jetzt in Frankreich sah. Breite Gräben umher, die jetzt zu Nichts mehr dienen, unheimliche Zwinger, und spitze, zackige Thürme, die so aussehen, wie die Zähne im Munde eines Greises, wenn sie ihre Symmetrie verloren haben und bald lang, bald kurz sind. Ein großer Parc schließt es ein und der Weg hinaus ist äußerst angenehm. Auch Neuilly, wo Louis Philippe wohnt, habe ich besucht und den Bois de Boulogne, der in der Pariser Memoiren-Literatur eine so große Rolle spielt, indem die Leute, die am Hof Ludwigs des 14ten oder 15ten eifersüchtig auf einander wurden, sich dort den Hals brachen. Das Wäldchen ist allerliebst und zum Blutvergießen wenig geeignet; der Wald von St. Germain en Laye ist schon ernsthafter und würde vorzuziehen gewesen seyn, aber er liegt weiter von Paris und die Herren hatten Eile, sie mußten doch, wenn sie den Gegner nieder gestreckt hatten, zuvor Toilette machen, ehe sie bei dem einen oder dem anderen „petit souper" wieder erscheinen konnten und darum wählte man den nächsten Ort, der ein Paar Bäume darbot. Jetzt findet man beim Eingang in den Bois de Boulogne eine Menge kleine Miethpferde, die die Damen besteigen und dann à la héroine den Park durchreiten; ebenfalls an Eseln, die in Frankreich überhaupt alles Schöne tragen, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben (zur Stadt), junge Mädchen und Frauen (wohin sie wollen) ist kein Mangel. Neuilly liegt sehr schön und besonders die große Brücke gewährt einen imposanten Anblick. Ich wandte mich, als ich sie passirt hatte, von der Straße ab und ging links an die Seine hinunter, um sie von unten zu betrachten. Ich setzte mich auf ein sich um den Fluß hin ziehendes hölzernes Geländer und genoß an dem heißen Sonntag-Nachmittag, der mich aber an dem gewählten Platz gar nicht incommodirte, einmal die so selten reine Freude am Daseyn; Furcht und Angst, sonst so lebendig in meiner Seele, waren eingeschlafen, Begierden, ungeduldige Wünsche, die jene gewöhnlich ablösen, waren noch nicht aufgewacht, die süße Ermattung meines ganzen Wesens hielt sie zurück, und mich bewegte Nichts, als der stille Gedanke, daß mich Nichts bewegte. Weiße

Schmetterlinge spielten um mich herum, gelbliche Blumen wiegten sich im Winde, auf dem grünen Fluß schossen Bööte, von raschen Ruderern gelenkt und von Herren und Damen angefüllt, vorüber, über die Brücke spatzierte oder eilte, was von Paris kam oder nach Paris wollte, ein Fabrik-Schornsteiu blies seine dicke, schwarze Rauchwolke, dem Wind entgegen, in die Luft hinaus und schloß den Prospekt. Hinter mir eine Häuser-Reihe mit Gärten, die sich unschuldig hervor drängten, vor mir am anderen Ufer der Seine ein Wald-ähnlicher Park mit seinem bald helleren, bald dunkleren Laub, Alles fromm und idyllisch, bis auf die famosen Anschlags-Zettel des Doctors Charles Albert, der sich „geheimen Kranken" empfiehlt und dessen rothe Anoncen mit ihren ellenlangen Buchstaben man nicht bloß in Paris und der Umgegend, sondern schon in Rouen, ja sogar in Havre, antrifft. Ich blieb lange sitzen, dann ging ich an den Gärten vorbei und lauschte hinein. Brennende Blumen nickten mir zu, aber die Gitter, die mich am Eintritt verhinderten, machten es mir unmöglich, sie zu pflücken, doch ich tröstete mich, denn es geht allen Blumen so, sogar mit den inneren, auch diese sieht man lange vorher, ehe man sie zum Kranz winden kann.

Neulich hatte ich ein allerliebstes kleines Abentheuer im Palais royal. Ich ging durch den Bazar, da lag auf einmal ein zierliches Briefchen zu meinen Füßen. Ich hob es auf und betrachtete es. Es war mit einer flammenden Sonne gesiegelt, und von einer zarten weiblichen Hand geschrieben; ich konnte nicht zweifeln, daß es ein Billet doux und also auch nicht, daß ich zum postillon d'amour bestellt sey. Es ist ein Post-Büreau in oer Nähe, ich trug es augenblicklich hin, unterließ jedoch nicht, auf der Rückseite mit Bleifeder zu bemerken, daß ein Deutscher den Brief gefunden und sich das Verdienst der schnellsten Beförderung erworben habe.

Das July-Fest sollte ich Dir auch beschreiben, aber was soll ich über eine solche Illumination sagen, als daß sie unbeschreiblich war? Von dem schrecklichen Nachspiel wirst Du wohl gehört oder gelesen haben, daß nämlich ungefähr 20 Menschen auf dem Place de la concorde erdrückt worden sind? Ich bin ganz dicht bei dem Ort auf dem Platz, wo das Unglück vorfiel, gewesen, habe aber den Abend Nichts davon gehört oder gesehen, sondern es erst am nächsten Tag aus den Zeitungen erfahren. Sehr schreckliche Scenen sind vorgefallen. Mich drängte die unaufhaltsam fort geschobene Menschenwoge in die Champs elysées hinaus, hinter mir, bei den sogenannten Pferden von Marly fielen dem Tod seine Opfer, die sich so wenig selbst retten, als von Anderen gerettet werden konnten, da sie, einmal zu Boden gestürzt, gleich zertreten wurden, weil die Menge, von Nichts wissend, sich in ungeheurer Zahl aus dem Jardin des Tuileries auf den Place de la concorde ergoß, um in die Champs elysées zu gelangen und die Illumination zu bewundern. Die Zeitungen machten am folgenden Tag dem Polizei-Präfecten starke Vorwürfe die mir aber sehr unbegründet schienen, denn hier ist es ja nicht, wie in Deutschland, wo die Soldaten Kolben gebrauchen dürfen, wenn Worte und Flüche nicht helfen; hier wird das Publicum geachtet, hier heißt es: meine Herren, seyen Sie so gut! gleichgültig, ob man zu Leuten in der Blouse oder im Frack redet, hier kann die Straßen-Polizei also auch nicht solche Wunder verrichten, wie bei uns, wo sie die Mittel

anwenden darf, die bei Hunden und Ochsen und also auch bei Menschen anzuschlagen pflegen. Die Illumination war von einer Pracht, daß ich gewiß Nichts Ähnliches wieder sehen werde. Von dem Concordien-Platze an bis zum Triumphbogen hinunter war die ganze, fast unabsehbare Strecke nicht etwa bloß zauberisch erleuchtet, sondern man wandelte im eigentlichsten Verstande in einem wunderbaren Licht- und Flammen-Gebäude; bis zur Mitte, dem Rondell, waren an beiden Seiten hohe Gerüste aufgeschlagen, an denen die Lampen von allen Farben zu Hunderttausenden hingen und über den Köpfen der hin- und herwogenden Menge schwebten Kron-Leuchter; von der Mitte an bis zum Arc de Triomphe waren Obelisken, etwa 60 an der Zahl, errichtet und der Arc de Triomphe selbst war mit einer nur einfachen, aber sehr geschmackvollen Feuer-Linie umwunden. An ein ruhiges Betrachten dieser Herrlichkeit war freilich nicht zu denken, doch eben dieser Tumult, dieses Sich-Abarbeiten-Müssen im Strom gehörte mit zum Ganzen; ich hatte ein Gefühl, als ob ich meine Jugend-Träume, die tollen Phantasieen namentlich, denen ich mich hingegeben hatte, als ich die Asiatische Banise, einen alten Roman voller Wunder und Seltsamkeiten, las, nicht bloß verwirklicht, sondern übertroffen, ausgezischt und verspottet sähe. Besonders diese 80 bis 90 Volkstheater am Quai d'Orsay mit ihren Zwergen und Riesen, ihren Wahrsagern und fetten Männern machten auf mich einen Eindruck, dessen ich mich vielleicht schämen müßte, wenn ich nicht ein Dichter wäre, vorzüglich am Abend, wo sie, zum Theil von bengalischen Flammen beleuchtet, hinter der grünen Allee, die sich am Quai hinunter zieht, ihr Wesen trieben, während ich ihnen gegenüber auf einem Stein an der Seine saß und, vom Vollmond beschienen, Feigen aß. Mit Feigen-Essen feierte ich meinerseits nämlich das July-Fest, ich verzehrte über 30 und redete mir ein, um die Unmäßigkeit bei mir selbst zu entschuldigen, das sey eine gute Vorbereitung für Italien. — — — —

d. 2. Sept.

Sonnabend ging ich noch einmal nach Vincennes hinaus, aber wieder ohne Frucht, es bedurfte eines besonderen Billets, um dieß Schloß zu besichtigen und das hatte ich nicht gewußt. Es war ein heißer, heißer Tag und ich war ein wenig verdrießlich, daß ich den Hof, wo Napoleon den Duc d'Enghien erschießen ließ, nicht zu sehen bekam; ich legte mich, ermüdet, wie ich mich fühlte, im Park nieder, verzehrte einige Aepfel und schlief dann ein Viertelstündchen. Darauf las ich Deinen vorletzten Brief, den ich als noch nicht beantwortet betrachte, und machte mich wieder auf den Rückweg. Dieser Brief ist einer der schönsten, die Du mir je geschrieben hast. — — — — Gestern, Sonntag, ging ich zu Fuß nach Sct. Cloud, um die „Grandes eaux“ springen zu sehen; sie springen abwechselnd den einen Sonntag in Versailles und den andern in Sct. Cloud. Der Weg hinaus ist sehr schön, man befindet sich beständig im Walde, aber in einem civilisirten Walde, der selbst den Schneidergesellen keine Furcht einflößen würde, der mir aber freilich nicht so gut gefällt, als ein recht finsterer, wo jeder Busch verdächtig ist. Sct. Cloud liegt ganz, wie Sct. Germain en Layè, halb in einer Niederung, halb auf einer sanft ansteigenden Höhe; die beiden Hälften des Orts sind durch eine lange und wie alle Brücken in Frankreich,

prächtige Brücke, die über einen Arm der Seine führt, zusammen geknüpft. Der Park ist grandios, gleich am Eingang bemerkte ich ein Wirthshaus, vor dem Rousseaus Büste, ob zum Andenken oder als Emblem, weiß ich nicht, aufgestellt war. Die Wasserkünste gefielen mir besser, als die in Versailles, obgleich sie weniger großartig sind; in Versailles sieht man zu viel Nymphen und Tritonen mit regelmäßigen Bildungen, die sich zu erbrechen scheinen, hier sind es lauter crocodilmäßige Ungeheuer, die das Element ausspritzen, es ist eine ganze Terrasse, stufenförmig aufgebaut, die Wasser speit. Auch das Innere des Schlosses besah ich; es ist enger, wie das von Versailles, heimlicher und gemüthlicher; der Custode führte uns, mich und die übrige Gesellschaft, aber nur durch die mir sehr gleichgültigen Appartements des Königs und der Königin, nicht durch die historisch denkwürdigen Napoleons. Auch in dem Park von Sct. Cloud habe ich geschlafen; als ich wieder erwachte und umher spazierte, hörte ich mich auf einmal von zwei Mädchen deutsch und bei Namen angesprochen. Es waren die Mädchen von Dr. Ruge, die ohne ein Wort Französisch zu verstehen, wie ein Paar verschüchterte Hühner umher wanderten und den Bahnhof nicht wieder zu finden wußten. Damit mein Freund Ruge zu 7 Uhr etwas zu essen erhalte, bezeichnete ich ihnen den Weg; ich hatte sie übrigens nie mit Augen gesehen.

d. 7ten Sept.

So weit der Brief, wie ich immer Briefe schreiben mögte, nun zu den ernsten Lebens-Fragen und zur Antwort. — — — — — — — Ich habe noch immer nicht die Antwort aus Copenhagen hinsichtlich der Annahme der Dedication und eben so wenig aus Hamburg das Buch. Campe ist jedoch nicht Schuld an der Zögerung, denn Alles ist schon gedruckt; aber man hat das Vorwort nicht lesen können und er hat mir daher die Correctur desselben nach Paris schicken müssen. Vor 8 Tagen traf sie ein, ich habe sie gleich zurück gesandt und werde nun wohl zum 12ten ein Exemplar haben. Die ersten 3 Bogen vom Stück habe ich schon, die Ausstattung ist sehr schön und die Druckfehler unbedeutend. Ich danke Dir für die Genauigkeit, womit Du die Aenderungen und die Scenen-Eintheilung gemacht hast; die Aenderungen zum Vorwort hat Campe selbst besorgt. Träfe nun doch nur aus Cop. endlich die Resolution ein! Ich muß fort. Nicht, weil meine Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen, so stark geworden wäre, nur, weil das Geld zu Ende geht. Ich habe Campe geschrieben, daß er alle Exemplare des Stücks an Dich schicken soll, weil sie hier zu spät eintreffen würden; Du mußt dann die nöthigen nach Copenhagen besorgen. Das Schönste muß für den König in Maroquin mit Goldschnitt gebunden werden, die übrigen gehen ungebunden ab. Alles geht durch den dänischen Consul in Hamburg, dem Du gewiß nur zu sagen brauchst, daß es ein dem König dedicirtes und von ihm angenommenes Werk sey, um ihn willfährig zu machen. — — — — — — Wenn ich das Buch zum 14ten erhalte, woran ich nicht zweifle, und den Brief aus Copenhagen, wie ich hoffe, so reise ich am 16ten. Eine Fußreise in Frankreich soll unmöglich seyn, auch ist es jetzt zu spät, ich gehe also mit der Post über Lyon nach Marseille und von Marseille über das Meer nach Civita vecchia. Von Civita vecchia bin ich in einem Tage in Rom. Wegen der Reise ängstige Dich nicht. Ich werde glücklich

ankommen. Diese Art Gefahren habe ich nicht zu fürchten, das sagt mir mein Geist, der mich noch nie betrog. Mögte er über meine Zukunft eben so prophezeien! Ich bitte Dich sehr, Dir nicht eingebildete Bekümmernisse, die ohne allen Grund sind, zu machen. In Frankreich reis't man sicher, das mittelländische Meer ist ruhig und verschlingt keine Poeten, von Civita vecchia nach Rom ist eine Strecke, auf der Einem gar nichts Uebles begegnen kann. Es kann bis Anfang November dauern, bis Du einen Brief von mir erhältst. Die Entfernung ist zu groß, als daß ich ein inhaltloses Blatt absenden könnte, wir müssen uns jetzt überhaupt in der Correspondenz sehr beschränken, denn das Porto ist schwer und Gelegenheiten giebt's nicht. Mache Deine Briefe ja immer einfach. Vielleicht muß ich hier sogar noch 8 Tage zugeben, dann bleibt mein römischer Brief noch 8 Tage länger aus. Ehe ich die Bewilligung vom König habe, kann das Buch in Hamburg natürlich nicht ausgegeben werden, mithin darfst Du die Ex. auch nicht früher nach Copenh. schicken, doch darüber noch in dem Zettel, womit ich Dir die Begleitungs-Schreiben schicken werde. Wahrscheinlich erhältst Du diesen Zettel nur um einige Tage später, als dieses Blatt. — — — — — —

In Paris ist es mir wohl ergangen; die Hiobsposten aus Deutschland ausgenommen. In Rom wird es mir auch gut gehen, denn die Hitze ist vorüber, wenn ich ankomme, und nur die ist zu fürchten. Was weiter werden will, weiß Gott. Arbeiten werde ich Etwas in Italien; vom Erfolg der M. M. hängt das Honorar des Moloch ab, beten wir also für sie zu allen deutschen Recensenten. Das Vorwort kennst Du noch nicht, es ist gut, aber stark. Die Dedication ist metaphysisch, also schlecht. Ich hatte nur 2 Tage Zeit, sie zu machen. Und nun, meine theuerste Elise, lebe wohl. Abschied nehme ich noch nicht, erst in dem Zettel. Wenn das Kind mir wirklich gleicht, wie Max, so wird es mir eine große Freude seyn! Küsse es für mich.

Campe hat mir für Rom eine Adresse gegeben. Für den Fall einer alleräußersten Nothwendigkeit theile ich sie Dir mit, damit Du dorhin einen Brief adressiren könnest, sie lautet:

Signor Federigo Hebbel, Dottore
al Caffè del Greco,
Roma.

Paris, 24sten September 1844.

Endlich, meine theuere Elise, bin ich nach unsäglichem Harren so weit, daß ich abreisen kann. Erst vorgestern, Sonntag, erhielt ich das Stück von Campe. Es ist gut ausgestattet und ohne erhebliche Druckfehler, bis auf einen ganz entsetzlichen in der Dedication an den König. Wegen dessen habe ich gleich an Campe geschrieben und ihn gebeten, das Blatt entweder umdrucken oder den Fehler wenigstens anzeigen zu lassen. Ob er es thun wird und thun kann, weiß ich nicht; wenn die Sachen schon beim Buchbinder sind, unterbleibt gewiß das Eine, wie das Andere. Verstimmt wird er jedenfalls werden und doch konnte ich ihn mit dieser Bitte nicht verschonen. Für den Fall, daß das Blatt nicht umgedruckt und der Fehler nicht angezeigt wird, setze ich ihn hieher, damit Du ihn wenigstens für die nach Copenhagen bestimmten Exemplare änderst, indem

Du mit deutlicher Hand das, was da stehen soll, wo der Setzer einen unentzifferbaren Unsinn hingepflanzt hat, hinschreibst. In dem ersten Vers der dritten Strophe steht:

Nur mit sich selbst, in's Einzelste zerfließend,

und es soll stehen:

Nur weil sie selbst, in's Einzelste zerfließend,

Doch hoffe ich, daß Campe Dich dieser Correctur überheben wird. Für den Fall, daß Du die Exemplare schon vor Ankunft dieses Briefs erhalten hättest, müßtest Du ein Paar Zeilen an ihn schreiben und ihn fragen, ob Du sie ihm zurück schicken sollest, oder ob die Aenderung nicht gemacht werden könne.

Von Copenhagen habe ich noch immer keine Antwort. Darauf kann ich nicht länger warten. Ich habe mit dem Legations-Secretair, Herrn von Ahlefeldt, die Verabredung getroffen, daß er sich der Mühe unterziehe, das Königliche Schreiben, sobald es eingeht, an Dich zu senden. Es kann nicht lange mehr ausbleiben. So wie Du es erhältst, schreibst Du einige Zeilen an Campe, worin Du ihn benachrichtigst, daß die Dedication angenommen sey und daß also das Buch zu jeder ihm beliebigen Zeit ausgegeben werden könne. Der Fall der Nicht-Annahme ist nicht füglich denkbar. Träte er ein, so müßtest Du selbst zu Campe gehen und mit ihm sprechen. Dann müßte die Dedication ja wegfallen, mithin heraus gelös't werden, und ich könnte auch keine Ex. nach Cop. senden. Doch, dieß sind Maaßregeln, wie für Weltuntergang.

Hierbei erfolgen die Briefe, womit die Exemplare zu begleiten sind. Du legst sie zu dem Buch und schreibst die Adressen, genau, wie sie sich unten auf jedem Brief befinden, auf das Couvert; der an den König und an Adler kommen natürlich in ein und dasselbe Couvert. Bei jedem Brief fügst Du mit einer, der meinigen möglichst ähnlichen Hand (Du verstehst Dich ja auf das Nachahmen meiner Schriftzüge) das Datum hinzu; auf dem an Dankwart steht schon ein Datum, das muß bleiben, wie es einmal aus Versehen hingeschrieben ist. Das Ex. für den König wird in rothen Maroquin (nicht blauen, Roth ist des Königs Farbe) mit Goldschnitt gebunden; die übrigen gehen ungebunden ab. Der dänische Consul wird gewiß Alles gern besorgen; wäre es nicht, so müßtest Du Dich auch diesetwegen an Campe wenden. Da fällt mir ein, ich weiß nicht, ist es der Consul oder der Resident, mit dem die Gesandtschaft correspondirt. Nun, ist es nicht der Consul, so hat Dich dieser unstreitig an den Residenten verwiesen, und so umgekehrt. Zögert das Eintreffen des Briefes gar zu lange, so fragst Du bei einem der Herren einmal vor. Eben so schreibst Du an Campe, wenn er gar zu lange säumt, die Ex. zu schicken, doch dieß nicht eher, als bis das Schreiben aus Copenhagen da ist. Du hast in dem Stück die Scenen-Eintheilung und das Uebrige musterhaft hinzugefügt. Es findet auch hier großen Beifall.

Uebermorgen verlasse ich Paris. Den Weg kennst Du schon. Vielleicht verweile ich in Marseille zwei Tage, ganz gewiß, wenn ich mich zu angegriffen fühle, um gleich zu Schiff zu gehen. Spätestens in 14 Tagen bin ich in Rom. Zum 1ten November erhältst Du meinen ersten Brief. Das Porto ist ungeheuer hoch, wir können nur wenige wechseln. Wenn ich Mißgeschick haben sollte, was

freilich so gut, wie unmöglich ist, so schreibe ich Dir gleich. Darauf mein Wort. Ich bin gesund, wie ein Fisch, zwei Tage hat's geregnet, nun ist's wieder schön. Der Abschied von Paris wird mir schwer, aber mir steht so viel Schönes bevor, daß es eine Schmach wäre, sich nicht trösten zu können. Dennoch bin ich zufrieden, wenn ich in Rom so viel finde, als ich hier verlasse. Hoffentlich finde ich dort unter Anderem auch einen gewissen Moloch, den ich bis jetzt erst halb kenne. Dieß ist kein Brief (den hast Du schon, und ein Punct darin, ein unendlich wichtiger, wird Deine Gedanken hauptsächlich gefesselt haben) nur ein Gruß! Ein Gruß, der durch die Gesandtschaft geht!! Nun denn für 4 Wochen ein Lebewohl! Einen heißen Kuß, zwei, Du weißt, für wen und welche!

Oehlenschläger an Hebbel.

Kopenhagen den 15. Decbr. 1843.

Verzeihen Sie daß ich Ihren lieben Brief nicht gleich beantwortet habe; ich glaubte, Sie brauchten den König nicht um Erlaubniß zu bitten, ihm das Drama zu dediciren; jetzt höre ich aber, daß es doch so seyn muß. Im Grunde ist es ja auch recht gut, daß Sie auf jede Weise sich bei ihm im frischen Gedächtnisse erhalten; — das wird die Zugabe des Stipendiums erleichtern. Ihre Bittschrift können Sie dann dem dänischen Minister in Paris, Herrn von Koß (Kammerherr) übermachen, der wird sie mit seinen Depeschen nach Dänemark senden.

Was Sie mir von Ihrem Verluste sagen, hat mich sehr betrübt. Ich will mit keinem leidigen Troste kommen. Das ist das elende beim Trost, daß er eigentlich in wichtigen Fällen gar nicht trösten kann. Der einzige wahre Tröster, schweigt still und tröstet mit Worten gar nicht — das ist die Zeit!

Sie glauben, daß ich keinen großen Kummer gehabt? Ach, lieber Freund — viel Unglück habe ich auch im Leben erlitten. Wenn die Wunde geheilt ist, glaub' ich: der beste Trost besteht darin, daß man dem düstern Schicksale seinen Zoll bezahlt — und jetzt vielleicht besseres Glück hoffen darf, weil man nicht, wie Polycrat, den verlohrenen Ring wieder bekömmt. — Es ist recht großer Schade, daß Sie, in diesem Zustande, nicht Paris genießen können. Für eine frische, lebenslustige Natur (und die muß jeder wahre Dichter haben) ist es doch sonst allerliebst, sich in dieses große Lebensmeer zu tauchen. Lebendig ist Paris im höchsten Grade, und das fühlt Jeder, der das Lebendige liebt. Sie werden aber, wenn der erste Schmerz vorüber ist, 'sich auch noch in diesem bunten Menschengewimmel etwas erheitern.

Mein „Garrik“ wird nicht gespielt aus demselben Grunde, warum für einen König nicht mit Kanonen geschossen ward: sie hatten kein Pulver, und wir haben keinen Garrick. — Es ist mir öfter so mit meinen Stücken gegangen. Ich schneide meine politischen Röcke so viel wie möglich nach poetischen Idealen zu, und dann probir' ich ob sie den Schauspielern passen; das geht nun nicht immer. Die Tragödie „Erik Glipping“ wird nächstens gespielt.

Ich habe gute Nachrichten von meiner geliebten Tochter Maria in Norwegen; sie ist neulich von einem gesunden Knaben entbunden worden.

Ich sehne mich sehr den Aufsatz in der allgemeinen Zeitung zu lesen. Sie sagen: ich lese nichts Deutsches? Ja gewiß, sehr Vieles, wenn es gut ist, und wenn ich es habe. Ich bin in keinem Lesevereine, denn ich kann nicht im Verein lesen — ich muß allein seyn. Diese Abhandlung werd' ich aber schon aufstöbern.

Ich habe meine Vorlesungen „über die Tragödie" für ein zahlreiches Auditorium angefangen. Denken Sie, ich studiere Hegel an meinen alten Tagen, und finde ihn bei weiten nicht so schlimm als Pecus imitatorium. Ich stimme vielmehr in vielen Dingen mit ihm überein. Übrigens hat das sich bei mir bestätigt: er ist kein schöner Geist, und noch weniger eine schöne Seele; aber ein kräftiger seltner Verstand dringt überall durch, und versteht alles — was sich verstehen läßt. Die Flügel des Gefühls und der Phantasie hat ihm aber der liebe Herrgott versagt.

Und nun leben Sie wohl, bester Hebbel! und lassen Sie bald etwas Erfreuliches und Tröstliches von sich hören.

Schlimme Nachrichten, lieber Hebbel! sehr schlimme. Sie wollen daß ich Ihnen jetzt rathen soll; ich, der erst in diesem Augenblicke eine oberflächliche Nachricht von Ihren Verhältnissen bekomme, der die unglückliche Person in Hamburg gar nicht kenne! — Das kann ich nicht! Aber — Sie wollen eigentlich auch nicht meine Meinung hören, Sie mögten nur wissen, ob Sie nach Hamburg reisen und heurathen können ohne zu risquiren das Stipendium zu verlieren. Darauf weiß ich nun wieder nichts zu antworten. Ich habe Sie als Dichter dem Könige recommandirt; der König hat Ihnen ein Reisestipendium gegeben um als Dichter Welt- und Völkerkenntniß zu gewinnen, nicht damit Sie sich in Hamburg bürgerlich niederlassen. Wie der König das nehmen wird, weiß ich nicht. Sie können ja nicht heurathen ohne viel Zeit und Geld darauf zu verwenden. Ich kann in dieser Sache nicht als Mittelsmann dienen, es wäre ja, als wenn ich schon vorher in der Sache eingeweiht gewesen. Gott behüte auch, daß ich mich als Scheidewand zwischen Sie und Ihre Braut drängen sollte. Handeln Sie nach Pflicht und Gewissen, aber auch nach Vernunft und Besonnenheit. Was hilft es gleich Ehegatte zu seyn, wenn Sie Frau und Kinder nicht versorgen können? Bedenken Sie wohl was Sie thun, und lassen Sie nicht den Vogel, den Sie doch schon in der Hand haben, gleich wieder wegfliegen. Es wäre ein schlechter Ersatz für Ihre arme Braut in häusliches Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nöthigen wird ein schlechter Ersatz für den erlittenen Schmerz und Kummer seyn.

Kopenhagen d. 18. Febr. 1844.

Morgen reise ich über Stettin nach Berlin. Der König hat auch mir etwas Reisegeld gegeben, und ich reise mit meinem Sohne William nachher weiter

über Dresden, Prag, Wien, München, Frankfurt, Cölln — nach Paris; doch da werde ich erst im Herbste seyn. Die Reise wird wohl ohngefähr ein halbes Jahr dauern. Es sollte mich sehr freuen, wenn wir uns begegneten!

Ich habe gleich auf Ihren ersten Brief geantwortet und den Brief, nach Ihrem Wunsche der dänischen Gesandtschaft übergeben. Ich begreife nicht, wie es damit zusammenliegt, daß Sie den Brief nicht bekommen haben.

Ich habe Ihnen darin, wie ich noch thue, den Rath gegeben um Gottes Willen die Reise fortzusetzen, und nicht nach Hamburg zurück zu kehren und sich da häuslich niederlassen, welches der König gewiß übel nehmen wollte, und auf Fortsetzung des Stipendiums, welches ja auch noch zweifelhaft ist, könnten Sie dann gar nicht hoffen. Verzeihen Sie, liebster Freund! daß ich so kurz und — wie es scheint trocken — eine für Sie so wichtige Sache berühre. Ihr Kummer geht mir gewiß zu Herzen — aber ich habe in diesem Augenblick nur Zeit Ihnen das Wichtigste zu sagen, was Sie von mir zu hören wünschen.

Mit tausend guten Wünschen für Ihr Wohl und Glück

Ihr treuer Freund

A. Oehlenschläger.

Kopenhagen d. 29. April 1844.

Briefwechsel mit Felix Bamberg.

Paris, Mai 1844.

Mein hochverehrter Herr Dr. Hebbel.

Es schmerzt mich sehr daß es zwischen Ihnen und mir zu solchen Mißhelligkeiten gekommen ist. Ihre Laune spielt Ihnen böse Streiche, und der Maßstab den Sie anlegen paßt für keinerlei Verhältniß. Von einem Rechte Ihnen Vorwürfe zu machen kann natürlich die Rede nicht sein, indeß berufe ich mich auf ein früher schon ausgesprochenes Wort, daß das verletzte Gesellschaftsglied allerdings so frei sein darf, das ihn bedrückende Element zu besprechen. Würde ich mich indeß nicht eben sehr lebhaft erinnern daß Sie auch dieses Recht als unstatthaft erklärten, wie Sie bei der Reibung mit einem Ihrer Bekannten, der Ihnen nach eigenem Zugeständnisse die Wahrheit sagte, dies bereits geltend gemacht haben, so würde ich mir erlauben, den oben ausgesprochenen Bemerkungen noch andere hinzuzufügen. Ich habe mich nur wegen eines Verspätens am Sonntag Abend zu entschuldigen, was ich hier in aller Form thun will. Würde mir nicht daran gelegen haben, Abends noch in Ihrer Gesellschaft zu sein, so wäre ich, da gar nichts Bestimmtes abgesprochen war, nicht noch einmal direct zum Restaurant gegangen um Sie vorzubereiten. Also der mehr als entschiedene, d. h. der freudige Wille war da. Wenn ich Ihnen nun außerdem noch sage, daß ich um die Stunde meines Freiseins bestimmter zu wissen direct nachfragte wie lange das Mittagessen dauern würde, so dürften Sie von meiner guten Absicht noch mehr überzeugt sein. Wenn man sich nun für ein gegebenes Mittagessen dafür entschädigt daß man, da es allerdings schon vor 8 Uhr zu Ende war, mir Musik vorträgt, und zwar eigene Musik, so ist durchaus gar keine Möglichkeit vorhanden, mit dem gefüllten Magen die Gesellschaft zu verlassen. Sie haben Sich auf dieses Ausbleiben wider mein Verschulden sehr schön benommen und wenn Sie nicht der wären der Sie sind, so würde ich heute schwerlich in den Fall gekommen sein über ein solches Verhältniß zu schreiben. Hier ist durchaus der Punkt wo das viele Leben das in Ihnen ist, denn diese Überreizung ist in den verdichteten Begriff Leben miteinbegriffen, krankhaft wird. Anderen Tages habe ich Ihnen zum Geburtstage gratulirt, was Sie ignorirten. Darauf habe ich mich schriftlich entschuldigt Sie nicht besuchen zu können und dazu hatte ich einigen Grund, worauf Sie Herrn Wagner und mir in einem Humor, in dem Sie sich selbst durchaus unbehaglich fühlten, eine Visite abstatteten. Denselben Vormittag kam ich noch zu Ihnen, bot Ihnen allerlei Gefälligkeiten an, zu denen Sie mir im eigentlichsten Sinne keine Erlaubniß ertheilen wollten. Soweit nun geht durchaus gar kein Verhältniß der Welt, wenn dies nicht den Lakaiencharacter oder im schroffen Gegensatz den der höchsten subjektiven Aufopferung angenommen hat. — — — — — — — — — — — — — — —

Ich entbehre sehr viel wenn ich nicht bei Ihnen bin und will $^1/_3$ meiner Zeit mit Vergnügen bei Ihnen zubringen. In das allgemeine Sieb aber lasse ich mich nicht schütten, denn Sie haben bei mir, wie ich sehe, nur eine Zeit lang gewartet bis Sie meinen ganzen Gehalt hineinthaten, während Sie andere schon etwas früher haben durchfallen lassen. Fatal wäre mir außerdem, wenn ich dergleichen Explicationen noch einmal nöthig hätte, denn während man immer nur beschäftigt ist die Instrumente zu stimmen, geht die eigentliche Musik verloren und die alte Temperatur ist zuletzt gar nicht mehr herzustellen. Indeß empfangen Sie meine besten Grüße und Empfehlungen.

Ihr ergebenster
Dr. Felix Bamberg.

Paris den 3. December 1844.

Lieber Hebbel. Ich brauche Ihnen nicht auseinanderzusetzen, warum Sie ein Recht darauf haben, mein Schreiben schon seit längerer Zeit zu erwarten. Unmittelbar nach Ihrer Abreise habe ich nicht schreiben wollen, weil ich Ihnen mehr die Mittheilung eines Briefes als einer Stimmung zugedacht hatte. Später schrieb ich nach Hamburg und wartete von dorther ziemlich lange Zeit auf Antwort. Gestern Abend habe ich sie erst erhalten. Unten mehr davon. Ihre Abreise selbst war mir ein Ereigniß. Ich ließ meiner Natur ihren Gang und glaubte nicht eher daß Sie reisen, als bis ich Abschied von Ihnen nahm. Die willenlos zurückgehaltene Steigerung in meinen Empfindungen brach aber auf einemmale aus, und ich erlebte in einer Viertelstunde das feurig wässrig, was ich, wenn Ihre Abreise bei mir zuvor in Reflexion übergegangen wäre, vielleicht wässrig feurig erlebt hätte. Bei alledem thut mir Ihr Festhalten an Kleinigkeiten sehr weh. Ich hatte Sie dringend und zu wiederholten Malen um eine Abschrift Ihres „Liebeszauber“ ersucht. Sie sagten mir nicht allein dieses sondern eine Abschrift des Gedichtes in Terzinen und das auf den Tod Thorwaldsen's zu. Ich kann mir nur einen Grund denken, warum Sie mir die Gedichte nicht zukommen ließen, und hoffe Sie wegen dessen Unhaltbarkeit später noch zu beschämen. Merkwürdig bleibt mir, bei allen Dingen die ich erlebe, die unbeschreibliche Gewalt die solche Züge auf mein Gemüth ausüben, und wie Sie es haben über das Herz bringen können, lieber H. ein Verhältniß wie das unsrige, mit einem offenbaren Akte des Unwillens, um nicht bösen Willens zu sagen, für lange Zeit zu beschließen, ist mir rein unbegreiflich. Nehmen Sie mir diese Worte, die nur schwache und gedämpfte Ausdrücke einer viel trüberen Stimmung sind, nicht übel, und erlauben Sie mir, zu Anderem überzugehen. Zum Moloch gratulire ich, und freue mich einst das Original-Manuscript als mein Eigenthum in die Hände zu bekommen. Wegen der Musik zu Moloch habe ich mit Herrn Kücken, großherz. Meklenburgischen Hofkomponisten gesprochen, wie beifolgender Brief ausweist. Erst in letzterer Zeit habe ich kräftige größere Musik von ihm gehört, während ich früher nur seine Lieder, wegen deren er sehr viel Ruf hat, kannte; so daß es mir leid thut, Ihnen denselben nicht vorgestellt zu haben. Kücken hat wie schon gesagt, viel Ruf, viel Gemüth und wenig Verstand. Ich setzte ihm auseinander, daß die Musik zu Moloch nur in einer grandiosen Ouverture, Zwischenspielen und melodramatischen

Sätzen, d. h. solchen die während des Sprechens exekutirt werden, bestehen könne. Wegen der Aufführung der M. M. in Karlsruhe kann ich Ihnen noch nichts bestimmtes mittheilen, da das Stück dort erst eingereicht werden muß. Zu diesem Ende bitte ich, Campe einen etwas dringenden Auftrag zu geben, daß er ein oder 2 Exemplare an den „großh. badischen Hofmusikdirector Dr. Gaßner“ sende. Das Übrige werde ich besorgen, und Ihnen seiner Zeit Nachricht darüber geben. Ebenso bitte ich Kücken zu antworten. Heine habe ich gesprochen. Er wollte Ihnen, wie er mir sagte, schreiben. Seine Gedichte wollte er mir nicht borgen, erzählte mir aber, sie machten beispielloses Aufsehen, hätten innerhalb 6 Wochen eine neue Auflage erlebt u. s. w. Dabei zeigte er mir eine im „Vorwärts“ abgedruckte Vorrede zu den besonders in Druck erschienenen politischen Gedichten, in welcher er Gutzkow, Anführer einer Bande von Strauchdieben nennt. Mittlerweile habe ich mir sein „Deutschland, ein Wintermährchen“ zu verschaffen gewußt: es enthält im Ganzen Nichts, im Einzelnen schlechte und zuweilen bessere Witze, sehr viel Gemeines und ebensoviel Lügen. Heine irrt. Auch Freiligrath's Gedichte, in deren Vorrede er erklärt, daß er die 300 Thlr. vom König v. P. nicht mehr beziehe, (worauf Heine den Witz gemacht haben soll: Dies wird den König veranlassen, künftig größere Pensionen zu geben) sind mir zu Gesicht gekommen. F. ist ein edler Mensch jedoch sind diese Gedichte mittelmäßig. Er besingt auch unter andern H. von Fallersleben, und denkt mit Wonne daran, wie er im „Riesen“ in Coblenz Rheinwein mit ihm getrunken hat. Er solle sich, sagt er, den Teufel um die Berliner kümmern. Auch Ruge hat mich nach Ihnen gefragt, Oehlenschläger begegne ich öfter auf dem Boulevard. Vorgestern sandte mir Campe durch meinen Bruder Ihre M. M. und eine Brochüre „Die deutsche Poesie, eine Kritik“, deren Verfasser sich nicht nannte. Die Kritik fängt vernünftig an und wird auf das Ende hin läppisch. Nachdem Klopstock, Wieland, Göthe, Herder und Schiller platt besprochen worden sind, schließt der Ungenannte so: „Die Vereinigung des Börneschen und Mundt'schen Geistes schafft den Heinischen. Dies Verhältniß der 3 Schriftsteller findet seinen Grund in der Verschiedenheit ihrer Abstammung, wodurch der Grundsatz lebendig bewahrheitet wird mit welchem Herder die neue Literatur eröffnete.“ —

Gestern erhielt ich nun den Brief meines Bruders in welchem es heißt: „Dein Brief schien ihm (Campe) nicht sehr zu conveniren namentlich das nicht, daß Du Dein Werk im Vergleiche zu anderen so hervorhebst und seine Worte waren die: solche Worte wie in diesem Briefe von Jemand der eine Aesthetik schreiben will, und einem Manne wie mir gegenüber, seien durchaus geeignet, keinen günstigen Eindruck zu machen. Indeß wolle er das Manuscript sehen. Mein Brief war kurz, deutlich und bescheiden wie meine Copie nachweisen kann. Auch habe ich grade darauf hingezielt, es ihm nicht als Aesthetik zu beschreiben. Sollten Sie mir nun rathen, lieber H. das Manuscript einzusenden, so will ich Ihrem Rathe folgen, sonst möchte ich lieber warten, bis Sie wieder in Hamburg wären, denn wahrscheinlich wird es Herr Campe durch verschiedene Hände gehen lassen. Gern würde ich heute mehr schreiben, allein der Brief würde zu dick werden. Wir haben hier Schneegestöber, Eis und vollen Winter. Schreiben

Sie mir nur recht viel und über Ihre dortige Lebensweise insbesondere. Sie wissen wie mich das kleinste intressirt, wenn es Sie betrifft. Auch Wünsche theilen Sie mir mit und wann Sie, und ob über Paris zurückzukehren gedenken. Heine sagte mir: Campe zählte darauf, daß Sie den Telegraphen übernehmen, indeß merkte ich ihm an, daß es ihm unlieb wäre, Sie schreiben ihm nicht gemein genug, und er meinte: Ihr Vorwort verstehe kein Mensch. Lassen Sie mich, ich bitte Sie, nur nicht lange auf Antwort warten, denn da ich noch nicht einmal weiß, ob Sie diesen Brief erhalten, so würde mich Ihr Stillschweigen sehr beunruhigen. Leben Sie recht wohl, lieber Hebbel und empfangen Sie meine besten Grüße und Wünsche. Dr. Ehrenbaum, den ich heute seit langer Zeit zum erstenmale sah, läßt grüßen.

Hochverehrter Herr Dr. Hebbel!

Auf Veranlassung des Herrn Dr. Bamberg erlaube ich mir Sie zu benachrichtigen, daß ich gern geneigt wäre Musik zu Ihrem Moloch zu schreiben. Sie würden mich deshalb verbinden mich etwas über die Construction des Gedichtes wissen zu lassen, um alsdann vereint die Sache näher zu besprechen. Sollten Sie über Paris zurückkehren wollen, so würde ich Sie bis zum Monat Mai hier erwarten. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Paris d. 4. Decbr. 1844. F. Kücken.

Rom d. 16ten Januar 1845.

Lieber Bamberg!

Es war ja ganz richtig, daß Sie warteten, bis Sie mir in Ihren eigenen Angelegenheiten zu schreiben hatten, und jedenfalls haben Sie diesem Umstand eine raschere Antwort zu verdanken, als Sie erhalten würden, wenn Ihr Brief weniger geschäftlichen Inhalts gewesen wäre, denn noch immer Reconvalescent, ist mir alles Schreiben eine Anstrengung und ich lasse das Nothwendigste liegen. Ich bin nämlich gleich bei meiner Ankunft in Italien erkrankt, Anfangs leicht, dann sehr schwer; es ist daher so wenig an Genuß, als an Arbeit für mich zu denken gewesen, und ich danke nur dem Himmel, daß ich jetzt allmälig meine Kräfte wieder gewinne, obgleich ich noch immer mit mir umgehen muß, wie der Böttcher mit einem vertrockneten Faß, wo die Dauben auseinander zu fallen drohen, weil die Reifen nicht fest sitzen. Sie wollen von mir wissen, ob Sie Ihr Mspt. nach Hamburg absenden oder dies verschieben sollen, bis ich wieder da bin. Für das Gelingen mögte das Letztere am rathsamsten seyn, da die Buchhändler, wie Sie wissen, nie den inneren Werth einer Schrift, sondern immer nur die Aussicht auf Absatz in Anschlag bringen, und philosophisch-aesthetischen Arbeiten nur wenig Gunst und Aufmerksamkeit beim Publicum versprechen können. Aber wann werde ich wieder in Hamburg seyn? Das ist eine Frage, die ich selbst nicht beantworten kann. Ich werde jedenfalls, wenn nicht ganz besondere Ereignisse eintreten, länger in Italien bleiben, als ich Anfangs dachte, und weiß wenigstens so viel ganz bestimmt, daß ich nicht schon im Frühling zurück kehre. Von hier aus

kann ich für Ihre Sache Nichts thun, denn was sich aus der Ferne thun ließ durch eine mit Wärme ausgesprochene Ansicht, ist schon von Paris aus geschehen. Vielleicht hat das im Stillen bei Campe mehr gewirkt, als er sich merken läßt. Vielleicht auch nicht, denn wenn er mein aesthetisches Urtheil auch nicht in Zweifel zieht, so mißtraut er um so mehr meinem merkantilischen, und das nicht ohne Grund. Ich habe ihm noch nicht geschrieben, wohl aber er mir zu Neujahr, wo er mir Briefe, die für mich mit einem cito! citissimo! bei ihm eingegangen waren, überschickte und mir die Verlobung seiner Tochter anzeigte. Wenn ich in meiner Genesung weiter vorgerückt bin, werde ich ihm antworten. Hier ist der Stand der Dinge. Ziehen Sie Sich Selbst daraus das Resultat. Sehr gut wäre es gewesen, wenn Sie im Morgenblatt oder sonst wo einige kritische Aufsätze, sich an Gegenstände, die sich in der Tags-Debatte befinden, ohne darum von ihr verschlungen zu werden, anlehnend, hätten erscheinen lassen. Ich lese hier das M. Bl. so wie die Allg. Z. regelmäßig und habe darin oft nach Ihnen aufgesehen.

Nun zu dem übrigen Theil Ihres Briefs. Ehrlich gestanden, er hat nicht einen so wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht, als die letzte Freundlichkeit, die Sie mir bei meiner Abreise von Paris erwiesen. Diese rührte mich tief, und der Vers, womit Sie Ihr bedeutsames Geschenk begleiteten, ist sehr schön und wahrhaft poetisch*), wenn ich auch, wenigstens in meinen jetzigen Gemüthszuständen, weit entfernt bin, ihn in Beziehung auf mich passend und anwendbar zu finden. Der Brief dagegen enthält etwas Häkliges, was, wenn es nicht immer und überall aus dem mündlichen Gespräch zu verbannen ist, doch wenigstens aus der schriftlichen Unterhaltung ausgeschlossen werden muß, wenn diese sich Fortdauer versprechen soll. Ich kann nur auf Einem Fuß mit Menschen verkehren, auf dem eines großartigen Vertrauens; dieß habe ich Ihnen bewiesen, und das schließt die Möglichkeit einer Handlungsweise aus, wie Sie mir unterlegen. Welchen andern Grund könnte ich noch gehabt haben, Ihnen von den Gedichten, deren Sie erwähnen, die Abschriften nicht mitzutheilen, als weil ich es ganz einfach vergessen hatte? Wissen Sie auch, daß ich mich schrecklich rächen, daß ich Sie Ihnen jetzt noch senden und Ihnen, da man von hieraus nur bis zur Gränze frankiren kann, ein ganz anständiges Porto aufbürden könnte? Ich unterlasse es, aber auf den ersten Wink stehen Ihnen die Sachen zu Gebot. Daran hätten Sie nie zweifeln sollen. Ich, der ich meine Gedichte, seit sie gedruckt sind, von Ochsen und Eseln beschnüffelt weiß (ein schrecklicher Gedanke, bei Gott!), finde eine innere Satisfaction darin, wenn ich mir hie und da auch einen Menschen vorstellen darf, der sich damit beschäftigt, und in wessen Händen sollte ich mein Bestes wohl lieber denken, als in den Ihrigen? In der That, lieber Bamberg, das hätten Sie sich Alles selbst sagen können! — Herrn Kücken bitte ich, freundlichst für sein Anerbieten zu danken; schreiben kann ich ihm nicht, da ich Nichts zu schreiben habe, denn Stücke, wie Moloch, entstehen nicht in Krankenstuben. Später werde ich ihm mit größtem Vergnügen die nöthigen Mittheilungen machen; es wird aber nöthig seyn, daß das Werk vorher existirt, und jetzt existirt kaum der Verfasser. Noch ein anderer sehr ausgezeichneter junger Componist, der schon

*) Vergleiche das Vorwort zu den Tagebüchern S. XIX. u XX.

durch größere Arbeiten bekannt und in Deutschland fixirt ist, hegt gleiche Absichten; einer meiner hiesigen Freunde hat dieß vermittelt. Darin unterscheidet sich mein römischer Aufenthalt von dem Pariser nämlich sehr, daß, wenn ich in Paris keinen einzigen Menschen traf, der seine Bekanntschaften nicht wie Schätze gehütet hätte, hier das gerade Gegentheil der Fall ist; ich habe deren zu Hunderten gemacht und darunter manche werthvolle, einige höchst bedeutende und für mein ganzes Leben wichtige. Wir sind doch nicht so ganz unbekannt mehr, als wir dachten, Ehren werden uns erwiesen, auf die, wie wir glaubten, Hoffmann von Fallersleben und die Birchpfeiffer allein ein Recht haben, gemalt werden wir, und wieder gemalt, genug, man macht etwas aus uns und nun müssen wir, wie unser großer Vorfahr Richard, auch etwas aus uns machen. Verfluchte Dinte! Bald dick, bald dünn, bald schwarz, wie der Teufel, bald weiß, wie ein Justinus Kernersches Gespenst! Da sehen Sie, wie lange ich nicht geschrieben habe.

Meine Maria Magdalena findet in Deutschland große Anerkennung. Es wird Sie interessiren, dieß zu hören. Bekanntlich haben die Hegelianer in Berlin eine neue Zeitschrift gegründet. Darin ist sie recensirt und Crelinger hat mir die Rec. geschickt mit dem Bemerken, es sey noch nie etwas von dieser Kritik, die von mir mit Begeisterung spreche, anerkannt worden. Es heißt wörtlich darin: „Dieses Drama ist ein Meisterstück, der Stolz der modernen Literatur und dem Besten von Goethe und Schiller unmittelbar an die Seite zu setzen.“ Ferner: „Es heißt, die Berliner Bühne, von der außerordentlichen und allgemeinen Anerkennung dieses Stücks bei der Kritik betroffen, habe es auf's Neue zur Prüfung vorgenommen. Sehr ist zu wünschen, daß dieß sich so verhalte, denn sonst müßte die Kritik es fordern. Ein solches Drama, neben welchem Alles, was die Gutzkowe &c. geleistet, sich wie reine Kinderei ausnimmt, dem Publicum vorzuenthalten, wäre ein Verbrechen an der Literatur, das durch Nichts wieder gut gemacht werden könnte!“ So und noch stärker, denn ich citire aus dem Kopf, das Blatt hat der Teufel geholt. Die Entwicklung ist sehr gut, der lächerliche Einwand mit der Schwangerschaft wird auf gebührende Art abgefertigt und zum Schluß auseinandergesetzt, wie ich der Mann sey, der mit der Tiefe der Anschauung die Kraft der Darstellung verbinde und der den neuen Weltzustand mit dem alten zu vermitteln habe. Ich theile diese Dinge, wie sich wohl von selbst versteht, nicht mit, weil sie mir angenehm gewesen sind, sondern weil sie zeigen, daß ein tiefes und gründliches Wirken doch auf die Länge auch verstanden wird, denn was kann ich Besseres wünschen, als daß die Hegelsche Philosophie mein Verhältniß zu ihr zu begreifen anfange?

Unangenehm ist es mir, daß die Allg. Zeitung, die ja allein im Auslande gelesen wird, mich noch immer ignorirt, als ob ich weniger wäre, wie Annette von Hülshof, an die ein Referent neulich ein neues Stadium der Literatur anknüpfte. Doch sagt mir Jemand, der die Verhältnisse kennt, es sey keineswegs Animosität, sondern liege daran, daß eben keine mich betreffenden Aufsätze eingingen. Ein Referat über die M. M., gemäßigt gehalten, wäre mir sehr willkommen; vielleicht fällt's aus den Wolken.

Wenn Sie Ruge oder einen sonstigen Bekannten in Paris sehen, so sagen Sie ihnen doch, daß ich krank gewesen bin. Sie schrieben mir bei Schnee-

Gestöber? Ich Ihnen bei offenen Fenstern. Kälte haben wir gar nicht gehabt, aber Regen und Nebel, oft jedoch auch Tage, gegen die der schönste deutsche Frühlingstag grau ist. Die Rosen blühen in einem fort. — Haben Sie meine Bücher abgeschickt? Ich frage, weil man mir aus Hamburg die Ankunft nicht gemeldet hat. Bis Ostern bleibe ich in Rom, nachher gehe ich entweder nach Neapel oder auf's Land mit meinen Freunden. Adresse nach wie vor Cafe greco. Entschuldigen Sie nur, daß Sie diesen Brief zum Theil unfrankirt erhalten. Man kann es hier nicht anders machen. Hoffentlich werden Sie nicht mehr dafür zu bezahlen brauchen, als ich noch für den Ihrigen, obgleich er frankirt war, zahlen mußte, nämlich 30 Baj, 34 Sous. Die Einrichtungen hier sind alle unbegreiflich.

Paris den 16ten März 1845.

Die Nachricht daß Sie krank waren, hat mich auf das schmerzlichste bewegt. Wieder einer von den Fällen, in denen sich das Geschick von seiner räthselhaftesten Seite zeigt. Sie gehen nach Italien und werden krank. Daß Sie meinen Brief so aufgefaßt haben, als habe ich ihn meist meiner Angelegenheit wegen geschrieben, thut mir ebenfalls sehr leid, bis jetzt ist es damit noch beim Alten. Schade daß ich versäumt habe von Ihnen so einen von den ersten Briefen zu erhalten in denen Sie vielleicht Ihre Eindrücke in Rom frisch und lebendig hingeworfen hätten. Da Sie mir indeß schreiben, daß Ihre Krankheit Sie verhinderte, fleißig mit Ihren Freunden zu correspondiren, so hoffe ich, daß Sie mir in Ihrem nächsten Briefe Manches über Rom mittheilen werden. Was die Gedichte anbetrifft, so habe ich unter jenen Umständen wohl Nichts Anderes darüber denken können; es freut mich indeß Sie beim Wort halten und neuerdings um dieselben ersuchen zu dürfen. Wenn Sie die Gedichte gedrängt abschreiben so wird das Porto wohl nicht hoch kommen. Ganz besonders wünschte ich „Liebeszauber“ zu besitzen. Daß die Cottaschen Journale fortwährend über Sie schweigen, ist erbärmlich, ich habe mir wegen der „Allgemeinen“ die größte Mühe gegeben, reußirte bisher aber nicht. Eine neue Bekanntschaft läßt mich indeß bessere Resultate erwarten, wovon nächstens. In den Wiener Jahrbüchern befand sich zu Ende vorigen Jahres eine Kritik über Maria Magdalena, die ich aber nicht zu Gesichte bekommen habe. Ich las nur die Anzeige. Um mit dem Morgenblatte in Verbindung zu treten, schickte ich Dr. Hauff eine Abhandlung über Kunstsachen. Er antwortete mir mit vielen Elogen und meinte „die Abhandlung würde Jeder bedeutend finden, der dem Gedankengange zu folgen vermag. Dies könne er aber nur bei dem kleinsten Theile seines Publikums voraussetzen.“ Ruge sollte, sowie sämmtliche beim „Vorwärts“ betheiligten Personen, in 24 Stunden Frankreich verlassen. Einige sind fort, Ruge aber auf Verwendung von Thiers noch hier. Heine ist sehr unglücklich, er kann nicht vergessen, daß er einst gehofft hat ein reicher Mann zu werden. Ein Theil Ihres Briefes, lieber Hebbel hat mir wahrhaft Freude gemacht. Es ist der in welchem Sie zu dem Bewußtsein kommen, daß man Ihre Werke in Deutschland anerkennt. Wenn ich Sie, wie Sie wissen, schon in Paris gern in Momenten gesehen habe, in denen Sie Ihrem ganzen Selbst nach erwachten, so können Sie

leicht denken, daß ein Anklang daran aus der Fremde her, nur sehr wohlthuend auf mich wirken kann. Daß es Ihnen, dem Künstler, in Italien, wohin man der Kunst wegen reist, nicht an Freunden fehlen wird wußte ich voraus, doch wäre ich, um Sie mir in Ihrem dortigen Leben und Treiben vorzustellen, begierig, Näheres über Ihren Umgang mit ihnen zu erfahren. Denn es vergeht wohl keine Stunde in der ich nicht an Sie denke und keine geistige Wallung die mir nicht Sehnsucht nach Ihnen einflößt. Vorläufig tröste ich mich damit, daß Sie Ihre Rückreise über Paris machen werden, ich möchte jedoch ungefähr wissen, wann, da ich Paris im Sommer auf längere Zeit verlassen will. Wenn es mit Ihrer Gesundheit, wie Sie mir schreiben seit Januar besser ging, so wird Moloch wohl fertig sein. In diesem Falle bitte ich mir Einiges darüber mitzutheilen, was, wie ich weiß, zwar Ihre Sache nicht ist, indeß über das Fertige läßt sich ja doch eher sprechen als über das zu Fertigende. Auch möchte ich gern Ihren Plan wegen der Musik kennen. Längst würde ich direct an die Allg. Zeitung geschrieben haben, wenn ich nicht ganz genau wüßte, daß sie von Nicht-Correspondenten ein für allemal Nichts nimmt. Heine scheint dort über Sie nicht sprechen zu wollen. Ich werde nun, was ich gewiß unter keinen andern Verhältnißen gethan haben würde, Dr. Hauff einen kritischen Aufsatz über Sie senden, mit welchem ich mich schon lange Zeit herumtrage. Versagt er mir auch diesen, so weiß ich in den Cottaischen Instituten nichts mehr anzufangen. Seinerzeit sollen Sie darüber Nachricht erhalten. Ich habe mich noch nicht bestimmt entschloßen, wohin ich diesen Sommer gehen werde. Ich suche jedenfalls Gelegenheit, mir Materialien zu meiner Kritik der modernen dramatischen Literatur in Deutschland zu verschaffen, und dafür wäre vielleicht Leipzig am geeignetsten. Wie steht es denn mit dem Telegraphen? Hat Campe seither gar nichts darüber verlauten lassen? An Heine müssen ihn sonderbare Bande knüpfen, denn er hat die Verwaltung der Familien-Angelegenheiten bei Carl Heine in Hamburg für ihn übernommen. Merkwürdig genug, lieber Hebbel, schreibe ich diesen Brief in Rue des petites ecuries 49, in demselben Zimmer, das Sie einst bewohnten. Da ich der Wagnerschen Musik*) wegen nicht Rue de Mulhouse arbeiten kann, so halte ich mich bei einem Bekannten, der Ihr früheres Zimmer bewohnt, auf. Ich fange eben an mich von den Vorbereitungen zu einer schweren Krankheit zu erholen. 14 Tage hindurch hatte ich derartiges Kopfweh, daß ich Nachts nicht mehr im Bett bleiben konnte. Der Arzt fürchtete eine Gehirn-Entzündung und hintertrieb sie glücklich durch Blutabzapfen und strenge Diät. Alle Welt ist jetzt hier krank, was Ihnen nicht unklar sein wird, wenn ich Ihnen ohne alle Übertreibung sage, daß wir, seitdem Sie fort sind, auch nicht einen schönen Tag hatten. Nichts als Regen, Schnee, heftige Kälte, die selbst bis vorgestern noch dauerte. Im März 7—8 Grad Kälte in Paris, ist fast unerhört, man ist allgemein der Meinung, daß eine große Revolution in der Atmosphäre vorgegangen sein müsse. Ich erwarte Ihre Antwort recht bald unter alter Adresse, womöglich mit den Gedichten. Seien Sie von Herzen gegrüßt.

*) Nicht Richard Wagner.

Neapel d. 10ten July 1845.

Sie sehen, lieber Bamberg, daß es mit meiner Heimreise gute Weile hat. Ich bin jetzt seit 3 Wochen in Neapel und werde hier wahrscheinlich bis zum Herbst bleiben. Ob ich dann nach Deutschland zurück kehre oder nach Rom gehe, weiß ich noch nicht; das Vaterland übt erstaunlich wenig Anziehungskraft auf mich aus, aber mit dem Arbeiten geht es dort besser, und freilich ist das Thun die Hauptsache, da selbst der Genuß davon abhängt.

Ich beabsichtige mit diesen Zeilen Nichts, als die Übersendung des Liebeszaubers, die Sie wünschten. Das Gedicht wäre längst in Ihren Händen, wenn ich nicht geglaubt hätte, es nebst dem auf Thorwaldsen durch Gelegenheit an Sie befördern zu können. Aber Herr Hauser, ein junger Maler, halb Franzose, halb Deutscher, der sich jetzt in Paris befindet reis'te so plötzlich, daß es mir unmöglich war, mich seiner zu bedienen. Hiermit erfolgt es, in so deutlicher Abschrift, als ich mit vor Hitze zitternder Hand zu Stande bringen konnte. Ich darf wohl den Wunsch dabei aussprechen, daß Sie es Niemand weiter mittheilen.

Meine Krankheit hat mich doch um die Winter-Frucht, die Tragödie, gebracht. Dagegen bin ich im Frühling lyrisch angeregt gewesen, und habe namentlich ein Gedicht: das Opfer des Frühlings! gemacht, das ich in mancher Beziehung an die Spitze meiner lyrischen Sachen stellen mögte. Italien ist der Gegenstand. Ich stellte mir darin die Aufgabe, auf dem Instrument der Deutschen Sprache nicht bloß möglichst gut zu spielen, sondern das Instrument selbst reiner zu stimmen, und ich glaube nicht, daß man an den Vers strengere Ansprüche stellen kann. In Deutschland hat noch keiner so strenge an ihn gestellt, selbst Platen nicht, der sich in größeren Stücken wenigstens die Wiederkehr gleicher Klänge gestattete. Ich bin übrigens weit entfernt, dieß durch die Gunst der Götter trotz meines vermessenen Eigensinns gelungene Gedicht als maaßgebend auch nur für meine eigene Praxis zu betrachten, denn wenn ich auch nicht einsehe, daß die Kunst, der Pfuscher wegen, leicht seyn müsse, so ist doch das Maaß des zu erstrebenden Wohlklangs nach dem allgemeinen Vermögen der Sprache zu bemessen, und die Deutsche ist zu innerlich, als daß man ihr, ohne sie ihrer höchsten Vorzüge zu berauben, diese Richtung geben dürfte, außer in einem speciellen Fall, wie dem meinigen, wo die Eigenthümlichkeit des Stoffes es erlaubte, wo nicht nothwendig machte. Außerdem habe ich 100 Epigramme, natürlich im antiken Sinne des Worts, also zum Theil sehr scharf, geschrieben und werde wahrscheinlich nächstens einen Zweiten Bd. Gedichte erscheinen lassen. Bald hoffe ich, mich einer vierten Tragödie zu entledigen, jedoch nicht des Moloch, nur ist die Hitze jetzt zu groß, es ist kaum eine mechanische Arbeit möglich.

Daß die Maria Magdalena bereits über die Deutschen Bühnen zu ziehen beginnt und entschiedenste Anerkennung findet, hören Sie, wenn Sie es noch nicht wissen, gewiß nicht ungern. Ich mögte fast glauben, daß meine Zeit schon kommt; selbst hier, in Italien, habe ich davon viele Proben, die jungen Gelehrten, die in Massen durch Rom und Neapel ziehen, suchen mich alle auf und schließen sich mir mit Wärme an, und was sie mir über die Wirkung meiner Arbeiten auf den frischen Sinn der Jugend, zum Theil in sich selbst zeigen, zum Theil

berichten, erfüllt mich mit der Hoffnung, daß ich nicht bis an mein Ende Prophet in der Wüste bleiben werde. Kann man Besseres ersehnen?

Wie steht es denn mit Ihren Arbeiten? Zögern Sie nicht zu lange; glauben Sie mir, es ist die Zeit der Krisis. Mit vielem Interesse las ich Vischers kritische Gänge, die mir ein junger Doctor brachte. Ein sehr tüchtiger Aesthetiker, der freilich hin und wieder noch ein rein äußerliches Moment mit dem inneren verwechselt, z. B. wenn er aus der Unmöglichkeit, eine politische Komödie auf unseren Hoftheatern dargestellt zu sehen, die Unmöglichkeit einer solchen ableitet. — Ihr Brief ist mir augenblicklich nicht zur Hand, doch enthielt er, so weit ich erinnere, ja auch keine Specialissima. Meine Bücher haben Sie jetzt wohl abgesandt; die Buchhandlg. auf dem linken Ufer der Seine, erbot sich gegen mich zur Vermittlung, wie ich Ihnen wohl gesagt habe, vielleicht haben Sie sich Ihrer bedient. — Der Vesuv ist sehr unruhig, ich will nicht sanguinisch einen Ausbruch hoffen, aber ich sehe doch nun, was man oft in Jahren nicht sieht, fließende Lava. Leben Sie wohl, lieber Bamberg, und lassen Sie mich ja von Sich hören. Doch müßte das, wenn überhaupt in Neapel, sehr bald seyn bei der Unbestimmtheit meines Aufenthalts.

Sichere Adresse bis Mitte August:
Signore Fleischer, Console danese, via fiorentini, a Napoli.

Paris, den 29. September 1845.

Die Verhältnisse machten es mir, wie Sie sehen werden, unmöglich, Ihnen früher zu schreiben. Aufrichtig gestanden, ich hätte mir Erfreulicheres von unserer Correspondenz versprochen, und weiß selbst kaum, warum sie bisher so mager ausgefallen ist. Für den „Liebeszauber“ danke ich Ihnen sehr. Es ist ein herrliches Gedicht und wollte ich seine Einzelheiten loben, ich würde lange nicht fertig werden. Ihr Versprechen, uns bald einen neuen Band Gedichte zu geben, läßt mich keine fernere Bitte an Sie wegen des „Thorwaldsen“ thun. Daß Sie den Moloch des anderen Stückes wegen zurücklegten, macht mich auf dieses letztere um so gespannter. Sie haben kein Sterbenswort von diesem neuen Stücke gesprochen und ich erschöpfe mich in Vermuthungen, was das wohl sein könnte. Nun weiß ich zwar, daß Sie vor der Vollendung eines Stückes nicht gern davon sprechen, allein jetzt hoffe ich, werden die Wehen doch vorüber sein, und der (nicht das Kleine) wird Sie von der Wiege heraus anlächeln. Schreiben Sie mir darum nur immerhin was er schreit: Leben oder Tod, Liebe oder Haß, denn ich weiß ja, daß dergleichen Kleinigkeiten Ihre Steckenpferde sind. Was mich anbetrifft, so war ich bisher für die gute Sache der Kunst keineswegs unthätig und zwar habe ich zunächst für mich selbst einen wichtigen Schritt gethan. Sie wissen, daß ich die ästhetischen Krämereien hasse; untersuchen warum diese oder jene Personage so und nicht anders ist, ist meine Sache nicht. Ich versuchte deshalb schon in dem Ihnen theilweise bekannten Buche allgemeine Prinzipien zu entwickeln, die aber ebenfalls nicht in den Grenzen in denen man bisher das Schöne entwickelte, bleiben sollten. Vom Leben ging ich aus, und suchte darzustellen, wie der Beruf zum Künstler nur ein Ausdruck der höhern Lebendigkeit ist. So machte ich den Versuch eine Phänomenologie des

Kunstprozesses zu schreiben, die die Genesis des Kunstwerkes darstellen sollte. Da ich nun der abstrakten Theorie gern eine praktische Kritik wollte folgen lassen, so fügte ich dem Werke eine Nachrede: „Über das Verhältniß des Weltzustandes zur Kunst“ bei, die folgende Momente enthält: Rückblick; die Kunst der Inder und Egypter; die Kunst der Griechen; Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes; die christliche Kunst; Malerei und Musik — Shakespeare; das ideelle und das wirkliche Leben im Christenthume; Fortsetzung der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins; Idealismus und Skeptizismus; Göthe und Schiller; das Verhältniß der Werke der Tonkunst zum allgemeinen Bewußtsein im 18. Jahrhundt. Mozart und Beethoven; Byron und Shelly, Heinrich von Kleist, Uhland; jetzige Zeitzustände. Was hat die Kunst in diesen Krisen zu thun? Friedrich Hebbel und seine Werke. Drei ziemlich ausführliche Kritiken über Judith, Genoveva und Maria Magdalena bildeten also den Schluß des Werkes, das ich Herrn Campe vor 5 Monaten mit dem Bemerken schickte, daß der eigenthümliche Fall mich zu der Erklärung bestimme, daß Herr Dr. Hebbel durchaus Nichts von jenen Kritiken wisse. Herr Campe hat mir bisher noch nicht einmal den Empfang des Manuscriptes angezeigt. Seitdem Sie fort sind lieber Hebbel, habe ich rastlos Philosophie studirt und meine Studien sind, glaube ich, nicht unbelohnt geblieben. Bei folgender Gelegenheit kam mir dies trefflich zu Statten. Am 17.ten May dieses Jahres ging ich in die öffentliche Sitzung der Académie des sciences morales et politiques, der eigentlich philosophischen von den 5 Academien des Institut de France. Aus einem Programme das man dort vertheilte ersah ich, daß ein Preis für eine Théorie de la certitude ausgesetzt war. Die merkwürdigsten Umstände die ich Ihnen hier nicht alle auseinandersetzen kann, besonders aber ein unbeschreiblicher Enthusiasmus den ich mit Recht für die neue Lehre eines großen Denkers der neuesten Zeit hatte, veranlaßten mich, mich um den Preis mitzubewerben, und obgleich der Ablieferungstermin bereits am 31ten August dieses Jahres war und ich somit nur 3½ Monat Zeit hatte brachte ich doch, zu nicht geringer Verwunderung meiner Bekannten, in dieser Zeit ein Manuscript in französischer Sprache von 374 Folio-Seiten zu Stande. 22 Manuscripte sind im Ganzen eingegangen, eine unerhörte Anzahl, besonders wenn man im Auge behält, daß der Gegenstand so abstrakt ist. Über meine innern Erlebniße vor, während und nach dieser Zeit möchte ich Ihnen gern schreiben, wenn der bloße Anfang nicht ganze Bogen zur Folge haben würde. Wir haben uns ja, hoffe ich, nicht das letztemal im Leben gesehen. Ich rechne es mir für keine Sünde an dem Reichthum unserer künftigen mündlichen Unterhaltungen keinen Abbruch zu thun. In Deutschland bereiten sich ungeheure Dinge vor; (ich meine nicht die Rongeschen Angelegenheiten) vielleicht sind Sie zur Zeit des Ausbruches wieder zurück. Mit der geheimen Gährung von der noch wenige Kunde haben, gähre ich vorzugsweise mit und habe eine Höllenangst vor dem Schreiben. Lieber Hebbel! Mit dem Schreiben ist es eine eigene Sache. Ich habe früher Ihr Maß für terroristisch gehalten, jetzt bin ich ein noch größerer Wütherich als Sie, was natürlich ist, wenn Sie bedenken, daß meine negative Natur sich seitdem mehr ausgebildet hat. Sie sind Idealist im allgemeineren Sinne des Wortes und können als Dichter nichts Anderes sein. Das Unwahre

das in den Ideen liegt, kann nur dem Dichter ein Lebenselement abgeben, nur er vermag, da er eine schöne Natur ist, den Wiederspruch von Idee und Wirklichkeit zu lösen. Der gewöhnliche Mensch der sich in das Ideenreich begiebt muß überall mit sich selbst in Widerspruch gerathen und unsere idealistischen Philosophen, haben sich, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, wenn sie so viel von Versöhnung und Harmonie sprechen, sämmtlich einer Selbsttäuschung hingegeben. Diese Versöhnung existirt, aber unpoetische Menschen können sie nie auf idealistischem Wege, sondern nur auf realem, auf dem der objektiven Wahrheit, erreichen. Bei gewöhnlichen Menschen ist der Idealismus in der Regel ein Resultat des Mangels an realem Wissen, denn wenn wir Nichts mehr wissen, machen wir uns Ideen, wie das Nichtgewußte wohl sein könnte. So idealisirte auch ich, als Sie mich kennen lernten und ich weiß es Ihnen dank, daß Sie mich tiefer in jenes Reich geführt haben. Für meine jetzige Überzeugung wie wenig idealistische Ansichten im Stande sind mich und meinesgleichen mit dem Leben zu versöhnen, war jener Gang gewiß nothwendig. Beschlossen aber habe ich dieses Stadium meines Lebens mit einer natürlicheren und beruhigenderen, keineswegs aber flachern Ansicht. Auf diese Weise wurde es mir denn auch möglich den eitlen Kampf ob ich jenes Buch bei Campe solle drucken lassen oder nicht, als ehrlicher Mann zu bestehen. Wenn es mir möglich ist, es total umzuarbeiten, woran ich nur darum noch halte, weil es manches Wahre und Treffende enthält, so soll es erscheinen, wonicht, so mag es dem Schornsteinfeger den Ruß vermehren. Sie, mein unvergeßlicher Freund, nehme ich so wie so einmal gehörig unter die Feder, aber das Schreiben, Freund, das Schreiben ist gar zu häßlich, wer sagt mir, daß ich später nicht ebenso werde roth werden, wie jetzt, wenn mir die alten Fehler zu Gesichte kommen? Soeben lese ich Dr. Wespe. Das Stück, ich weiß nicht ob Sie es kennen, ist eine schlechte Posse. Ich ziehe die von Nestroy vor, denn sie sind natürlicher und witziger. — — Daß ich hier eine Audienz bei Alexander von Humboldt hatte, dem ich sehr gut empfohlen war, glaube ich Ihnen schon geschrieben zu haben. Er lobte Meyerbeer außerordentlich, der nach ihm in der neuen Oper: Das Feldlager in Schlesien Wunder-Dinge verrichtet habe. Auch theilte er mir mit daß Meyerbeer vom König von Preußen beauftragt worden ist die Musik zur Orestea von Äschylos zu setzen. Heine ist fortwährend krank, blind auf einem Auge. Alte Übel. Neulich sagte er mir in geheimnißvollem Tone: „Der Geist! Wissen Sie was der Geist ist? Nun — die Krätze der Natur!“ — — —

Nun Gott befohlen, Freund! Schreiben Sie mir dies Mal recht bald und seien Sie von Herzen gegrüßt.

Rom d. 18ten October 1845.

Gestern Nachmittag, lieber Bamberg erhielt ich hier in Rom Ihren Brief, für den die Post nicht mehr, wie 7 Franken, verlangte. Das Porto ist in Italien so enorm hoch und wird, was noch schlimmer ist, so abgeschmackt berechnet, daß nur fürstliche Personen und Engländer weitläufige Correspondenzen führen können. Jeder Brief mit einem Couvert wird als ein doppelter betrachtet, denn die Briefe zu wägen, ist den Italienern zu unbequem, sie begnügen sich

mit dem Betasten. Für den Fall also, daß Sie noch einmal wieder nach Italien zu schreiben hätten, versehen Sie Ihren Brief ja nicht mit einem Couvert, Sie ersparen Ihrem Correspondenten dadurch die Hälfte des Postgeldes. Ich sage das nicht in meinem Interesse, denn ich reise nächstens ab, will Ihnen aber noch zuvor ein Lebenszeichen geben.

Am 13ten bin ich von Neapel zurückgekehrt, nachdem ich dort volle vier Monate verweilt hatte. Diese Zeit gehört zu der glücklichsten meines Lebens. Es kam so Manches zusammen, was sich selbst in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe. Nicht ohne tiefe Wehmuth blicke ich zurück, nicht ohne einiges Grauen vorwärts. Schon höre ich die wohllautendste Sprache der Welt nicht mehr von dem lieblichsten Munde, bald werde ich sie gar nicht mehr hören. Dennoch verbanne ich mich selbst, denn Nichts hindert mich, noch hier zu bleiben, aber mir däucht, der Silberblick ist vorüber. Auch den hätte ich festhalten können, doch das erlaubten meine Verhältnisse nicht, und ich glaube eine schwere Probe nicht gar zu schlecht bestanden zu haben. Also, es geht zurück nach Deutschland, statt vorwärts nach Sicilien. Dieß steht fest, aber es steht nicht weniger fest, daß ich wiederkehre. Ueber Paris gehe ich nicht, dort war ich für die geringen Resultate meines Aufenthalts nur zu lange, auch hat Frankreich's Hauptstadt den größten Theil ihrer Reize für mich verloren, seit ich Italien kenne. Ich werde den Weg über Wien, Prag, Berlin, Leipzig wählen und weiß noch selbst nicht, wo ich zunächst anhalte; vielleicht schon in Wien, gewiß wohl in Berlin, denn in Hamburg habe ich Nichts zu thun, wenigstens als Dichter nicht. Ehrlich gestanden, ich zittre vor der deutschen Atmosphäre, nicht, weil ich etwa nach Art manches anderen albernen Gesellen behaupte, daß man nur unter azurblauem Himmel athmen könne, einzig und allein, weil mir die nächste Frucht der an und für sich höchst bedeutenden und wünschenswerthen politischen Bewegungen in einer jede künstlerische Regung erstickenden barbarischen Gleichgültigkeit gegen die höchsten Processe des menschlichen Geistes zu bestehen scheint. Wäre das metallne Fundament meines Lebens so wohl gegründet, wie das geistige, ich würde Deutschland nicht wieder betreten, sondern meinen Antheil an dem nationalen Entwickelungsgeschäft nach dem Maaß meiner Kraft ruhig und gelassen aus der Ferne besorgen und es den Göttern anheim stellen, wann und wie sie von meinen Arbeiten Gebrauch machen wollen. Nun muß ich in den Kampf hinein und mir für Todeswunden — Commisbrot kaufen!

Was Sie mir über Campe schreiben, sollte mich nicht überraschen und überrascht mich doch. Ich weiß gar Nichts von ihm, doch ist das meine eigene Schuld, denn da ich ein Jahr verstreichen ließ, ehe ich ihm schrieb, so glaubt er es natürlich seiner Ehre schuldig zu seyn, mir auch die Antwort ein Jahr vorzuenthalten. Schreiben Sie ihm jedenfalls noch einmal, und wenden Sie Sich dann ohne Weiteres an einen Anderen, z. B. an R. in Hannover, von dem ich hier viel Gutes hörte. — — — Es kann mich nur freuen, daß Sie Sich mehr und mehr zu meiner Ansicht über die Schwierigkeit des Schreibens, d. h. in Ihrem Kreise so gut, wie in meinem, des Darstellens, herüber gezogen fühlen, aber ich

leite diese Schwierigkeit nicht, wie Sie zu thun scheinen, aus dem ewig wechselnden Verhältniß des Menschen, gegenüber den allgemeinen Objecten, ab, sondern ich finde sie ganz einfach in dem Act selbst. Der Mensch erlebt jedem Object gegenüber ein Jünglings-Mannes- und Greisen-Alter, und die Kunst der Darstellung besteht nicht darin, in dem ersteren das letztere schon mit vorweg zu nehmen, sondern umgekehrt darin, ein jedes so wieder zu geben, als ob es das einzige wäre. Dieß aber ist wirklich unermeßlich schwer. Streben Sie um Gottes willen nichts Anderes an, und glauben Sie nicht, der Naturnothwendigkeit, Sich satt zu fühlen, wenn Sie gegessen haben, entfliehen zu können; seyen Sie aber auch überzeugt, daß es selten gelingt, den reinen Gehalt einer Bildungsstufe in gediegener Form heraus zu scheiden. Ich theile Ihnen diese Entwickelung mit, weil Sie, wenn Sie sich nicht mehr durch das Schwankende in Ihrem Verhältniß zu den Denk-Problemen, als durch die Sprödigkeit des formenden Vermögens beunruhigt fühlten, nicht ausrufen könnten: wie wird mir das, was ich heute schreibe, einst vorkommen! Ganz vortrefflich wird es Ihnen vorkommen, wenn sich nur wirklich Ihr Ich darin spiegelt. Ihr Ich ist Ihnen gewiß, für das Universum werden Sie den Rahmen schwerlich finden. Und da ich Ihr Ringen und Kämpfen mit angesehen und Ihre Fortschritte beobachtet habe, so wüßte ich nicht, wem ich mit größerem Recht ein Vorwärts! zurufen sollte, als gerade Ihnen! In Ihnen liegt ein so echter Abscheu gegen die Sucht unserer Zeit, sich in Einfälle, statt in Gedanken zu verlieren, daß schon dieß mir für Gesundheit und Gehalt Ihrer Arbeiten bürgt.

Daß Sie sich in Ihrem Werk auch mit mir und meinen Dramen beschäftigt haben, weiß ich um so mehr zu schätzen, als es Ihnen eher schaden, als nützen wird. Empfangen Sie dafür meinen besten Dank. Ich darf diesen ruhig aussprechen, obgleich ich mir dadurch Ihre Theilnahme, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch Ihr Lob, aneigne, denn ich glaube allerdings Aufmerksamkeit für meine Richtung und Anerkennung für meinen Ernst und die Opfer, die ich ihm bringe, zu verdienen, und ich wüßte nicht, warum ich diese gerade aus der Hand eines Freundes, der es doch eben nur durch meine Arbeiten geworden ist, zurück weisen müßte. Uebrigens werden Sie, wenn ich mir auch nur bei sehr Wenigen ein so tiefes Eingehen in meine Ideen, wie bei Ihnen, versprechen darf, nicht allein auf meiner Seite stehen, das kann ich Sie versichern; es ist unglaublich, wie meine Maria Magdalena in Deutschland gezündet hat und wie sie auf Judith und Genoveva zurück wirkt. Fast täglich erhalte ich hier in Italien davon Beweise, denn die Deutschen passiren massenweise durch Rom und Neapel, und ich kann nicht mehr in einem Café sitzen, ohne daß ein Student, bald ein Beamter, ein Professor u. s. w. mich mit einem: „Erlauben Sie etc.“ aufstört. Mit Vergnügen sah ich in Neapel den alten Thiersch, so wie meinen Lehrer Mittermeyer, die zum Gelehrtencongreß hinüber gekommen waren, von dem auch ich ein Mitglied bildete.

Von meinem Moloch habe ich den ersten Act fertig und bin zufrieden. Es wird ein Stück von schrecklicher Gewalt. Ich fürchte aber, daß bei diesem Drama zwischen den einzelnen Acten so große Zwischen-Räume verstreichen werden, wie sonst zwischen ganzen Stücken lagen. Bei der Natur dieses Gebildes, in

dem die desparatesten Elemente sich mischen sollen, wird Sie dieß nicht befremden. Die Julia ist wieder in den Hintergrund getreten, doch ist schon viel davon heraus. Ich kann über die noch weniger schreiben, wie über Anderes, weil hier Bild und Idee fast ganz in einander aufgehen. Kein übles Zeichen!

Es ist ein wunderschöner Tag, ich denke, Sie werden mir Dank wissen, daß ich an Sie schreibe, statt auf dem Montepincio zu spatzieren. Leben Sie wohl! Ich kann Ihnen jetzt noch keine Adresse für Deutschland geben, aber im äußersten Fall gelangen Briefe, die Sie nach Hamburg (H. & C.) senden, immer an mich!

Sie sehen daß ich Sie zu finden weiß. Vielleicht hat Ihr Fräulein Braut Gelegenheit genommen, Sie von der Art und Weise zu unterrichten, wie ich mich in Besitz Ihrer Adresse gesetzt habe. Wenige Tage nach Empfang derselben, erfuhr ich durch den hier anwesenden Bruder Mosenthal's, daß Sie sich mit letzterem öfter von mir unterhalten hätten, worüber ich mich sehr freute. Auf die Magerkeit unserer italienischen Correspondenz, würde ich nicht zurückkommen, wenn mich ihre Constitution weniger ärgerte. Sie scheinen es nach Dichterweise vorzuziehen, meiner Phantasie einen unendlichen Spielraum zu lassen, besitzen aber, andrerseits, um das daraus hervorgehende Gefühl der Ungewißheit zu verhindern, keineswegs die Fähigkeit mein Denken an Sie aufzuheben. Den kargen Mittheilungen die ich von Ihnen habe, ist es denn auch zuzuschreiben, wenn ich in meinen Briefen immer mehr von mir spreche als von Ihnen, was wahrscheinlich auch heute wieder der Fall sein wird. — — — —

Meine Schrift führt den Titel: „Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Fr. Hebbels." Sie ist bereits in Händen des Herrn Campe. — — — — So hoffe ich, daß sie zur Ostermesse erscheint, und Ihrer und gelehrter Leute Beifall haben wird. Die Kritiken sind nicht erschöpfend, aber Hauptpunkte glaube ich nicht vergessen zu haben. Heine, der sehr unglücklich und krank ist, wollte mich, mehrmaligen Äußerungen zu Folge, Campe dringend empfehlen, was ich aus Achtung vor Ihrer Empfehlung ausschlug. — — — — Daß die Julia noch nicht gedruckt ist, habe ich durch Campe erfahren; wahrscheinlich hat also auch Moloch die Werkstätte noch nicht verlassen. Ich zog die Erkundigungen hauptsächlich ein, um den bereits geschriebenen Kritiken eine über Julia anzufügen. Erlauben Sie mir, lieber Hebbel, Sie wegen des Moloch-Manuscriptes beim Wort zu halten; indem ich Ihnen verspreche, daß ich, wenn Sie dies zur Bedingung machen, es Niemand zeigen will, bitte ich Sie auf das dringendste, das Original-Manuscript, (nicht das welches Sie in den Druck schicken) an mich gelangen zu lassen. Ich werde es wie einen kostbaren Schatz bewahren. Sollte es Ihnen nicht zu viel Mühe machen, mir den Inhalt der Julia in einigen Worten mitzutheilen, so würden Sie mich auch hiermit sehr erfreuen. Ein Mitarbeiter der Revue des deux mondes, Philarète Chasles, Professor am Collège de France, mit welchem ich viel über Sie gesprochen habe, hat mich dringend aufgefordert, für genanntes Journal einen kritischen Artikel über Sie zu schreiben, was unfehlbar geschehen wird. Da er gegenwärtig über germanische Literatur liest, so hoffe

ich, daß wenn er Ihre Werke einmal genauer kennt, er auch über sie abhandeln wird. Paris scheinen Sie in den Schornstein geschrieben zu haben, und zwar mit Unrecht. Je länger ich hier lebe desto mehr bewundre ich diese ungeheure Stadt, die alle Lebensbilder in sich zu vereinigen scheint. — — — Nun mein lieber theurer Freund, leben Sie recht wohl, ich mögte Sie gern bald wiedersehn.

Paris den 9ten Feb. 46.

---

den 10ten Februar Abends.

Ich weiß nicht was mich heute morgen abhielt, den Brief an Sie zu versiegeln, jetzt bin ich durch diese Zögerung im Stande, Ihnen mitzutheilen, daß ich soeben von Campe einen Brief erhalten habe, in welchem er mir wörtlich schreibt: „ich werde Ihr Manuscript drucken, aber ich kann nicht umhin, Sie dringend aufmerksam zu machen: daß ich fürchte: Sie schaden Hebbeln mehr damit, für den Augenblick, als Sie ihm nützen. Gutzkow, der sich von Jung in Königsberg räuchern ließ, und ähnliche neidische Leute, werden die fatalsten Insinuationen loslassen — meinen werden sie: „(soll wahrscheinlich heißen: sagen)“ „es sei eine neue Assecuranz auf Gegenseitigkeit im Entstehn“! —

Hat letztere Phrase auch keinen rechten Sinn, so weiß ich doch, was Campe damit sagen will, kann mir aber nicht denken daß er sich einbildet: Sie hätten auf meine Kritik directen Einfluß ausgeübt, denn in letzterem Falle, würde er statt Ihrer nur Ihren Schatten kennen, und selbst diesen nicht einmal, denn wahrlich, lieber H. ich habe auf nächtlichen Spatziergängen die wir in Paris machten, ihn oft genug beobachtet, um den Stolz in seinem Ausdrucke genugsam zu kennen. In Deutschland scheint man sich dergestalt untereinander zu verschachern, daß man sich die Reinheit der Interessen kaum mehr denken kann. Campe's ganze Denkweise bewegt sich zwischen den polaren Begriffen von Nutzen und Schaden, das stellt sich hier deutlicher als je heraus. Ich habe Ihnen weder nützen noch schaden, sondern dem Publikum über Sie die Wahrheit sagen wollen. Nützt es Ihnen, desto besser, schaden kann die Wahrheit nie. Ich habe Sie als selbstständiger Mann beurtheilt, und meine deutliche Darstellung Ihrer Leistungen wird hoffentlich die erwünschte Wirkung nicht verfehlen. Bei Campe scheint sie übrigens stattgefunden zu haben. Er fährt in seinem Briefe weiter fort: „ich bitte Sie inständigst, senden Sie mir ein so scharf gehaltenes Vorwort dazu, daß dieser Neid verstummen muß — um Hebbel eine bittre Erfahrung zu ersparen.“ Ich thue dies vielleicht, obgleich ich im Texte das Nöthige bereits gesagt zu haben glaube. Ich habe, und das ist das Schönste an der Sache, nicht die mindeste Aussicht, Sie je in den Fall zu versetzen, über mich etwas Günstiges zu sagen, und sollten Sie aus Nachsicht und freundschaftlichem Interesse, sich je dazu gestimmt fühlen, so unterlassen Sie es, um jedem lächerlichen Verdacht zu entgehen. Was haben Sie in Wien für Bekanntschaften gemacht? Mit Ihrer Erlaubniß werde ich dem Beethoven-Album, das als ein großartiges National-Werk in Stuttgart erscheinen wird, eines von den mir gegebenen Gedichten einverleiben. Besuchen Sie doch des großen Mannes Grab und auch das Gluck's.

Wien d. 27sten Februar 1846.

Es war mir eine große Freude, einmal wieder einen Brief von Ihnen zu erhalten, Sie kamen mir aber nur um wenige Tage zuvor, denn ich hatte mir vorgenommen, allernächstens an Sie zu schreiben. Ich erfuhr nämlich aus dem letzten Brief meiner Freundin, daß Sie Sich bei ihr in Hamburg nach meiner Adresse hätten erkundigen lassen, und da sie selbst nicht meine jetzige besaß, so beschloß ich, Sie unmittelbar von derselben in Kenntniß zu setzen. Ich habe seit Weihnacht mit Freunden zusammen im Erzherzog Karl gewohnt, das halte ich aber nicht länger aus, sondern muß mich, wenn ich nicht an Visiten crepiren will, wieder in meine Vorstadt zurück ziehen. Leider ist es aber in Wien sehr schwierig, ein passendes Logis aufzutreiben; ich habe hier so unendlich viele Bekanntschaften, und von den vornehmsten, daß ich auf die Leute, die zu mir kommen, mehr Rücksicht nehmen muß, als auf mich selbst, und so suche ich denn schon seit 10 Tagen umsonst, wohin ich mein Haupt legen soll. Deshalb bitte ich Sie, mir unter Adresse des Fräuleins Enghaus, Kaiserlich-Königl. Hofschauspielerin, Quergasse N. 217, Alsenvorstadt, zu schreiben; da steht ein Name, der für mein Leben verhängnißvoller, wie noch je ein anderer, geworden ist! In Wien werde ich noch lange, wer weiß, wie lange! bleiben; fragen Sie mich aber einstweilen Nichts weiter. Nur um Ihnen zu zeigen, wie unbegränzt mein Vertrauen in Sie und meine Neigung, mich gegen Sie über meine innersten Lebensregungen auszusprechen, geblieben sind, theile ich Ihnen mit, was ich mir kaum selbst noch eingestehe. Glauben Sie mir, lieber Bamberg, Sie thun mir Unrecht, wenn Sie so manchen Zufälligkeiten Absicht oder auch nur Bewußtseyn unterlegen. Das ist bei Menschen meiner Art, die so ganz im gesprochenem Wort aufgehen, daß sie darüber kaum zum Schreiben kommen, nie der Fall. Der Drang meiner ganzen Natur geht nach Mittheilung, aber die unmittelbarste ist mir die liebste. Könnten meine Augen reden, so würden meine Lippen gute Tage haben, da ich mich aber der Lippen bedienen muß, so lasse ich mindestens die Hände gerne feiern. Dieß geht immer weiter bei mir, es ist gar so unmöglich nicht, daß ich meine besten Tragödien dereinst nur noch für mich selbst dichte, denn so seltsam ist die menschliche Natur ja beschaffen, daß man sich selbst Mittheilungen machen kann. Diese Julia zum Exempel! Nun, wo ich sie nicht eben so leicht zu Papier bringen könnte, wie den Brief, den ich eben an Sie schreibe, so soll mich der Teufel holen. Aber komm' ich dazu? Bei alledem schelte ich mich nicht, ja ich wäre wohl gar geneigt, mich zu loben. Alle Wirkungen nach außen, wie ungewiß, wie unzulänglich sind sie! Warum sollte der Geist, wenn er dieß einmal erkannt hat, sich nicht auf sich selbst zurückwenden! Welche Freude würde es mir seyn, Ihnen über Italien zu sprechen! Aber darüber schreiben? Bei Gott, ich wüßte Nichts zu sagen, als daß der Himmel blau ist und daß Raphael und Michel Angelo wirklich Maler waren. Mir ist, wenn ich an dergleichen gehe, so wüst zu Muthe, wie etwa einem Menschen, der, während er schriebe, philosophische Betrachtungen darüber anstellte, was ein Buchstabe, wie A oder B für ein wichtiges Ding sey, was er im Weltall vorstelle, u. d. gl. Würde er wohl bis zum Z kommen? Hier haben Sie meine Confession. Sie haben jedoch ein Recht, um mich so auszudrücken,

mich in diesem Punct ein wenig mißzuverstehen. Als Sie meine Bekanntschaft machten, lebte ich in lauter Mißstimmungen. Ich war zum Stammeln verdammt, da man nun einmal im 30sten Jahr keine neue Sprache mehr lernt, und eben darum zu einer Einsamkeit, die mir in einer Stadt, wie Paris, doppelt und dreifach unerträglich seyn mußte. Hier sollten Sie mich sehen, wo ich für Literatur und Gesellschaft eine Art von Centrum geworden bin! Dankbar will ich's anerkennen, der Aufenthalt in Wien hat mir außerordentlich genützt. Wie die Kiesel im Bach glatt werden, so bin ich's in diesem Menschenstrom geworden, der mich gewaltsam mit sich fortriß. All die kleinen Ecken und Spitzen, an denen man sich sonst so leicht bei mir ritzte, sind fort. Man hat mir hier unendlich viel Liebes und Gutes erzeigt, die Schriftsteller, vom Ersten bis zum Letzten, haben mir, ich kann mich nicht anders ausdrücken, gehuldigt, die Blätter haben sich in Aufsätzen über mich überboten und das hat natürlich auch außerhalb des eigentlich literarischen Kreises Folgen gehabt. Ich bin von einem Fürstenhause zum anderen geschleppt worden, der Intendant des Theaters, Graf Dietrichstein, der mich, als ich ihn zum ersten Mal besuchte, nicht dem Namen nach kannte, sagte mir, als er mich zum zweiten Mal sah: er würde mir zuvorgekommen seyn und mir die erste Visite gemacht haben, wenn er von meiner Ankunft gewußt hätte, und das ist denn doch für den Oberstkämmerer des Kaisers von Oesterreich ziemlich viel. Was mir solche Dinge an sich gelten, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, aber sie freuen mich, weil sie mir wie aus den Wolken fallen, während diese Gutzkow und Laube sich unendliche Mühe darum geben müssen. Auch habe ich wirklich manche wahrhaft bedeutende Persönlichkeit kennen gelernt, z. B. den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, mit dem ich oft und gern zusammen bin. Höher, als Alles freilich halte ich das herrliche Weib, das ich hier gefunden habe. Sie kennen mein Verhältniß in Hamburg, Sie kennen es ganz und wissen, daß ich dort verehrt, ja angebetet habe, ohne zu lieben. Hier verehre ich, wie ich dort verehrte und liebe, wie ich noch niemals liebte. Nehmen Sie die glühendste Gegenliebe, und die unbedingteste Ergebenheit in meine Wünsche, die entschiedenste Bereitwilligkeit, mir alle Verhältnisse zu opfern, hinzu und sagen Sie, ob ich glücklich bin! Ich würde fürchten, den Neid der Götter zu erregen, wenn dieß Bekenntniß nicht eher ein Sühnopfer für die gnädigen Mächte, die es wohl mit mir meinten, wäre, als eine Reizung für die Dämonen. Und, um diese zu beschwichtigen, sey hinzugesetzt, daß auch manche dunkle Fäden mit durch dieß Gold-Gewebe laufen, Fäden, die Nichts für mich sind, aber viel für die Welt! Bis Ende Juny bleibe ich in Wien, im July mache ich mit meiner Geliebten eine Reise über Berlin und Hamburg nach Helgoland, im August kehren wir wieder hierher zurück. Aber die in Hamburg? werden Sie fragen. Liebster Freund, alles Falsche muß ein Ende nehmen. Zehn Jahre lang habe ich versucht, ob die Liebe sich dem Herzen einimpfen lasse und es zuweilen geglaubt, im elften lehrt mich die Natur ihre schreckliche Wahrheit. So viel über mich, weil Sie es so wollten!

Was Sie mir über Ihren Bildungsgang mittheilten, hat mich sehr interessirt. Freilich, freilich steht die Philosophie auf eine höchst bedenkliche Weise zwischen

der Kunst und der Natur in der Mitte, und Nichts konnte ich mit größerer Freude vernehmen, als daß Sie Hegel zu einem bloßen Ferment Ihrer Entwicklung herab gesetzt haben. Ganz gewiß ist die That das Höchste und nur die Kunst thut, nur die Natur thut.

Was Campe betrifft, so hat er sich gegen mich fast noch seltsamer benommen, wie gegen Sie. Auf drei Briefe habe ich keine Antwort erhalten, das Mspt meiner Novellen, für das ich hier zu sehr günstigen Bedingungen einen Verleger gefunden habe, der mich aufgesucht hat, hält er zurück. Was machen? Den Mann zum Äußersten reizen? Und welch eines Äußersten ist der fähig! Oder warten bis zur persönlichen Ueberkunft nach Hamburg und dann die gütliche Vereinbarung versuchen? Zum Letzteren bin ich entschlossen. Bei einem solchen Benehmen gegen mich konnte mich daher seine Handlungsweise gegen Sie nur wenig überraschen. Immer ist es gut, daß Sie mit ihm angeknüpft haben. — — — — Sie sind später ja nicht an ihn gebunden. Ihre fortgesetzte freundliche Beschäftigung mit meinen Sachen kann mich nur rühren, und Ihr öffentliches Urtheil, mag es „Insinuationen" hervor rufen oder nicht, werde ich als einen herrlichen Gewinn meiner Thätigkeit betrachten, denn ich weiß, aus welchem selbstständigen Geist es geflossen ist, und wenn Andere Augen haben, so werden sie es auch erkennen.

Ueberhaupt habe ich meine Scheu, das Urtheil eines Freundes zu acceptiren, verloren. Haß und Neid ergreifen jedes leidlich-bedeutende Object und suchen es zu entstellen, warum soll die Liebe es nicht wieder zurecht rücken. Wenn Ihr Buch erschienen ist, muß ich sogleich ein Exemplar haben. Campe's Gedanke mit der Vorrede ist vielleicht so übel nicht. Geben Sie demselben die Quintessenz. Ein Aufsatz in der Revue des deux Mondes wäre mir außerordentlich erwünscht. Es wird darin so Manches ausgeklingelt, was in Deutschland schlechte Musik ist, daß ich auch meinen Platz verdiene. Seyen Sie überzeugt, daß Ihnen das Mspt des Moloch (Act 1 ist fertig seit Neapel) bleibt, da Sie einen Werth darauf legen. Für das Album in Stuttgart hätte ich ein wunderschönes Gedicht: das Opfer des Frühlings; eben jenes, worüber ich Ihnen schrieb, daß ich das Sprachlich-Mögliche darin zu leisten versucht habe. Wenn Sie wollen, so schicke ich es Ihnen nächstens. Erinnern Sie mich nur, augenblicklich ist es mir nicht zur Hand, da meine Sachen nicht ausgepackt sind. Ueber die Julia kann ich Ihnen Nichts sagen, es ist zu sehr Bild. Aber ich will das Ding fertig machen und Ihnen wenigstens Scenen daraus schicken, wenn sich der Druck verzögern sollte. Hier wollten sie für ihr Leben gern ein Stück von mir spielen. Ach sähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragische Schauspielerin Deutschlands! Keime zum Allerhöchsten! Dieß sagt der Dichter, nicht der Liebhaber. Wüßten Sie, lieber Bamberg, wie oft ich von Ihnen spreche, so würden Sie auch wissen, wie lebhaft ich Ihren Wunsch des Wiedersehens theile. Wäre es denn nicht möglich? Ahmen Sie mir nach: Sie sehen, ich antworte Ihnen umgehend.

Paris, den 18ten März 1846.

Ihren Brief vom 27ten v. Mts., der sehr pünktlich an mich gelangte, habe ich absichtlich nicht umgehend beantworten wollen. Erlassen Sie mir, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, den er auf mich machte, ich bin mir seiner in diesem Augenblicke selbst nicht mehr ganz bewußt. Wie gern möchte ich mich gegen Sie über die wichtige Lebens-Situation aussprechen, in welcher Sie sich in diesem Augenblicke befinden! Aber das Papier hat etwas Fremdes und Trügerisches, es kann den Ton und die Geberde nicht wiedergeben, die nicht allein die getreuen Begleiter der Rede, sondern auch die Zeugen der guten Absicht sind, aus welcher sie entsteht. Der tiefe Schmerz den ich empfinde wenn ich an das Schicksal Ihrer Freundin denke, wird noch durch eine Beschreibung, die mir mein Bruder jüngsthin von ihr gemacht hat, gesteigert, und ich habe ganz das Gefühl: als ob einer mir verwandten Person ein furchtbares Leid zugefügt wird. Sie erleben sehr viel, mein lieber Hebbel, denn ich weiß, daß Sie nicht leichtsinnig sind, und daß Sie der Sophistik der Leidenschaft das rechtlichste Gefühl entgegensetzen. Ich möchte um den Preis Ihres Genies nicht in dem Knäul leben, den Ihnen das Schicksal aus Freude und Schmerz gewickelt zu haben scheint; zu dergleichen gehört ein Stärkerer als ich bin. Ich habe es versucht, mich in Ihre Verhältnisse hinein zu denken, und mich im Ernste gefragt: was würdest Du thun? und als ich mir geantwortet hatte, sah ich ein, daß es eine Thorheit sei, sich die Haut eines Andern überzuziehen, denn zu mehr gelangt man nicht und ich glaube fest, daß sich die innern Lebens-Verhältnisse eines Menschen nie in einem zweiten wiederholen. Es ist damit wie mit einem akustisch gebauten Saale, in welchem die Musik herrlich klingt: will man einen zweiten bauen und alle Verhältnisse des ersten genau beobachten und anwenden, so ist man darum doch nicht vor Mißtönen sicher. Die Erwähnung „der dunkeln Fäden die durch ihr Goldgewebe laufen,“ überhebt mich einer Mittheilung, die ich Ihnen als Ihr theilnehmendster Freund sonst gemacht hätte. Halten Sie mich für so vorurtheilsfrei, daß ich darum doch das aus jenem Gewebe entstandene neue Gewand Ihrer Verhältnisse fleckenrein weiß, ich enthalte mich, wie es in solchen Verhältnissen das Zartgefühl erfordert, aller Fragen, und richte dafür nur eine Bitte an Sie: vorläufig noch keinen entscheidenden Schritt zu thun. Welche Mittheilungen Sie mir auch immer über diese so wichtige Situation machen werden, seien Sie versichert, daß sie bei mir wie eingesargt sind, und daß ich indem ich jeder Ihrer Wendungen mit meinem Herzen folge, das Vertrauen zu schätzen weiß, das Sie mir schenken. — — — Was Sie mir über das Verschließen Ihrer idealistischen Thaten in sich sagen, halte ich für unmöglich, und zwar durchaus nicht der Sache sondern Ihrer Natur nach, die ich nicht allein für eine sittliche, sondern für eine charakteristisch schöne halte. Merkwürdig ist es, daß ich in meiner „Phänomenologie des Kunst-Prozesses“ die ich soeben umarbeite und erweitere, im Kapitel vom Gestalten, fast denselben Gedankengang hatte. Vielleicht interessirt Sie der Passus. Ich sage nämlich: „es ist nicht undenkbar, daß Jemand, der sein Leben bis zur Einheit der Form gesteigert hat, alle auf dem Wege dahin gewonnenen Resultate für sich behält und sein ganzes Leben mit einer innerlich erreichten Vollendung beschließt. Der Mensch

kann mit sich selbst Tragödie spielen und sich durch die Schläge seines eignen Herzens applaudiren lassen was um so leichter möglich ist, als ihm die Natur, in der Haut, mit welcher sie seine warmen Eingeweide bedeckt hat, den dichtesten Vorhang schaffte, durch den kein Publikum zu schauen vermag. Da Collisionen mit der Außenwelt dem Menschen den meisten Schmerz verursachen, so können wir uns vorstellen: daß Empörung gegen die Quelle seiner Leiden ihn abhält, dieser den Reichthum seines inneren Lebens mitzutheilen, und wenn der Mensch auch als Organ des Welt-Organismus, dem im Innersten der Schöpfung wurzelnden Gesetze gegenseitiger Mittheilung, zu folgen hat, so müssen wir doch den Prozeß des Gestaltens, durch welchen allein die Form sich für die äußere Welt geltend machen kann, als das wahrhaft schöne Handeln betrachten u. s. w.“*) Ich kann dem Himmel nicht genug dafür danken, daß ich so klug war, mir von Campe das Manuskript der „Phänomenologie“ zurücksenden zu lassen, denn es genügt mir weder dem Inhalte noch der Form nach. Obgleich es einige nicht üble Ansichten vom Leben enthält, ist es im Ganzen doch jedenfalls zu idealistisch und unwahr. Auch habe ich, während des Jahres das Campe verstreichen ließ, besser schreiben gelernt, was Ihnen vielleicht bemerkbar werden wird, wenn Sie die Broschüre lesen. Sie ist im Drucke; ich erwarte nächstens die Exemplare, und wenn ich deren nur zwei erhalte, so werde ich Ihnen durch dieselbe Gelegenheit, eines zusenden. Vielleicht verschafft Ihre jetzige Stellung in Wien dem Werkchen dort einigen Absatz. Für das „Opfer des Frühlings“ würde ich Ihnen außerordentlich dankbar sein, ebenso für baldige Mittheilung einiger Szenen aus „Julia,“ die ich bereits unter der Presse glaubte. Auf das Moloch-Manuscript freue ich mich von Herzen. Campe's Benehmen gegen Sie wundert mich sehr, da die Kaufleute im Wagen doch sonst Maß zu halten wissen, indeß scheint mir doch als ob Sie ihm die Stücke nicht gut entreißen könnten. Ich würde an Ihrer Stelle die neuen Gedichte dem Bändchen einverleiben und dafür noch die Hälfte des Honorars beanspruchen, das er Ihnen früher schon bewilligt hat. Dies würde einen kostbaren Blumenstrauß geben! Ich habe diesen Winter in Paris sehr traurig verbracht, und werde mich diesen Sommer ernstlich erholen müssen, wenn ich meine Gesundheit nicht gefährden will. Wahrscheinlich mache ich eine Reise und es wäre alsdann so unmöglich nicht, daß wir uns im Sommer wiedersehen. Hier fehlt es mir ganz an Gesellschaft, deren ich so sehr bedarf, und so verbringe ich meine Zeit meistentheils in meiner Wohnung, mit welcher ich diesmal sehr zufrieden bin. Ich bitte Sie inständigst, lieber Hebbel, mir recht bald zu schreiben, die Gelegenheit ist besonders günstig, namentlich zu dicken Briefen, die übrigens durch Mosenthal, der Ihnen auch diesen zustellt, am sichersten gehen. Leben Sie wohl und glücklich nach dem Wunsche Ihres getreuesten Freundes.

Seit 14 Tagen ist Gutzkow in Paris.

---

*) Ich bedaure heute noch daß der Umgang mit Heinrich Heine, der mir wiederholt versicherte daß das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie durchaus nichts zu schaffen hat, mich zur Vernichtung dieser Jugendschrift, der die gegentheilige These zu Grunde lag, veranlaßte.

Wien, den 27sten Juny 1846.

Ihren letzten Brief vom 18ten März erhielt ich um 4 Wochen später, als ich ihn hätte erhalten sollen; meine Schuld ist daher nicht so groß, als sie scheint. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Feindschaft zwischen mir und einer Schreibfeder wird immer größer, ich habe hier so viel Gelegenheit, meinen Gedanken-Ueberfluß in persönlichem Verkehr mit empfänglichen Personen abzusetzen, daß meine Correspondenz und meine Tagebücher fast leer ausgehen, und ich befinde mich wohl dabei. Könnte ich mich nur zur Beschwichtigung meines noch nicht ganz verhärteten Gewissens auf eine größere Arbeit berufen! Doch auch das ist nicht der Fall.

Ihnen wollte ich gleich antworten, doch ich wollte Ihnen über eine Lebenscrisis schreiben und das erfordert Stimmung. Ich fürchte nicht, daß Sie meinem Stillschweigen eine verkehrte Deutung gegeben haben. Die Fragen, die Sie mir vorlegen, sind mir Nichts, als ein Beweis der Aufrichtigkeit Ihrer Theilnahme, der die meinige für Sie nur erhöhen konnte. Sie sind Ihnen aus dem Herzen gekommen und aus dem Herzen will ich Ihnen Antwort geben. Es ist ist mir sogar lieb, mich gegen Sie über einen Schritt auszusprechen, den Jeder, der mich nicht ganz kennt, mißdeuten wird.

Sie werden schon wissen, daß ich mich am 26sten v. M. verheirathet habe, wenigstens, wenn Sie noch, wie ehemals, die allgemeine Zeitung lesen. Die Thatsache steht also fest. Hier die Gründe. Schon in Rom war ich fest entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältniß auf ein rein freundschaftliches, was es für mich immer gewesen war, factisch zurück zu führen und ich richtete darnach meine Briefe ein. Ich führe dies an, um Ihnen zu zeigen, daß nicht erst der überwiegend-mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunct herbei geführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken, mein Leben an der Seite einer Frau zu Ende bringen zu müssen, die ich nie geliebt und die dieß immer gewußt hatte; ich fühlte, daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden mußte, unglücklicher, als bei der Aufhebung einer Verbindung, die bei ihr freilich im Naturgrund wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntniß meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen, und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat, außer dem, zu Ende geführt zu werden. Das Leben erhält sich nur durch den Reiz; die völligste Abspannung ist die Folge davon, wenn dieser fehlt und wenn statt seiner die Pflicht eintritt, ihn zu meiden. Ein Weib, was einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte und in dem Bewußtseyn, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz fände, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen, und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. Es gibt keine zweite Alternative. Ich entwickle nur den allgemeinen Gesichtspunct und lasse die Specialissima unberührt, kann aber sagen, daß diese noch entschiedener für mich sprechen, wie jener.

Ich kam nach Wien, wahrlich nicht mit dem Gedanken, hier längere Zeit zu verweilen, geschweige, mir hier eine Frau zu suchen. Noch weniger jedoch dachte ich daran, nach Hamburg zurückzukehren, obgleich ich mit einer Leidenschaftlichkeit

dahin berufen wurde, die, ich läugne es nicht, mich bei ihrer gänzlichen Rücksichtslosigkeit auf das, was ich empfand, indignirte. Ich wollte nach Berlin gehen. Wie es mir in Wien ging, wissen Sie. Durch eine Kette der wunderbarsten Zufälle wurde ich festgehalten, denn es ist doch wohl wunderbar, wenn man schon auf die Post geht, um ein Billet zur Abreise zu lösen und auf dem Wege dahin durch einen Dampfschiffs-Gefährten, der seit 3 Tagen für eine dritte Person den Verfasser der Judith sucht, arretirt wird. In Folge dessen in einen literarischen Zirkel eingeführt, sprach mir ein hiesiger Dichter*) von Fräulein Enghaus, von ihren jahrelangen Bemühungen, meine Judith hier auf die Bühne zu bringen, von ihrem Wunsch, mich kennen zu lernen. Ich sah dieß sehr schöne Mädchen mit dem edlen Herzen, das sich in jedem Blick, jedem Wort ausspricht keine drei Mal, als mir der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeschwört, wieder nah trat. Ich kämpfte mit mir, ob ich fliehen solle, aber nicht aus Rücksicht auf mein Hamburger Verhältniß, denn dieses war für mich abgethan, sondern weil mir das neue eine bittere Pflicht auflegte. — — — — — — — —

Meine Hamburger Freundin hat mir hundert und tausend Mal gesagt und geschrieben — noch nach Rom, noch nach Wien, aber vor der Catastrophe — daß ich frei sey, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß sie sich auf eine endliche Trennung gefaßt mache. Gerade, weil sie dieß that, verehrte ich sie; gerade, weil sie mich frei sprach, fühlte ich mich gebunden, denn sonst hätte ich ihr bei der dem Weibe in Lebensverhältnissen angebornen Klugheit und bei den zehn Jahren, die sie vor mir voraus hatte, das Unnatürliche in unserer Situation ganz anders zur Last gelegt. — — — — — — — — — — Ich theilte ihr meine Neigung mit. Seit diesem Moment lernte ich eine ganz neue Seite ihrer Natur kennen; keine Idee, daß ihre Handlungen auch nur im Entferntesten ihren Versicherungen glichen, keine Spur, daß sie sich mit einiger Würde in das Nothwendige fände. — — — — — — — — — — Natürlich fühle ich mich innerlich jetzt viel freier, als ich gethan haben würde, wenn sie sich entgegengesetzt benommen hätte, aber ich gestehe Ihnen, daß mir diese Erfahrung sehr bitter ist, denn ich weiß nicht, soll ich sagen: so ist sie? oder: so ist der Mensch!

Hier ist in wenig Worten eine vollständige Darstellung der wichtigsten Crisis meines Lebens. Bewahren Sie diesen Brief auf; ich werde keinen zweiten dieser Art schreiben.

Campe hat mir Ihr Büchlein geschickt und gerade gestern habe ich ihm geantwortet. Ich kann Ihnen nur meinen Dank für Ihre liebevolle Beschäftigung mit meinen Arbeiten und diesen öffentlichen Beweis desselben aussprechen, denn da ich im Begriff stehe, mit meiner Frau eine Reise anzutreten, mangelt es mir an Zeit, auf etwas Specielles einzugehen, ohnehin wissen Sie Selbst, wo wir übereinstimmen und wo nicht. — — — — — — — Einen sehr aufmerksamen Leser haben Sie in dem Grafen Ficquelmonte, dem designirten Nachfolger Metternichs, wie man sagt, gehabt. Ich machte seine Bekanntschaft an

*) Otto von Prechtler.

meinem Hochzeitstage bei dem Baron Hügel. Mit Campe habe ich mich ausgesöhnt, er hat mir einen Entschuldigungs-Brief geschrieben und ich habe den Faden wieder aufgenommen. Ich habe ihm Ihren Vorschlag gethan, alle Gedichte zusammen zu schweißen, unstreitig wird er ihn annehmen. Julia und Moloch ruhen. Zu viel Zerstreuungen und der Sommer sind Schuld daran. Sonst ist mein Verstummen jetzt sehr am unrechten Ort, denn die Aufmerksamkeit auf mich ist groß. Judith und M. M. sind ins Italiänische übersetzt, letztere wird allenthalben gespielt. Wer ist Mons. Schmidt, rue Richelieu N. 95, Editeur von „Archives et Inscriptions historiques“ der mich mit gestriger Post um meine Biographie für sein Werk ersuchte? Natürlich ein Speculant, vermuthlich derselbe, von dem mir Fritz Schwarzenberg erzählte, daß er 700 fr. von ihm verlangt habe, wenn er wolle, daß sein Vater, der Feldmarschall nicht herunter gerissen werde; aber wie komme ich unschuldiger Mensch dazu, Gegenstand der Speculation zu werden? Meine Frau ruft zum dritten Mal, es sind Damen da, die mich sehen wollen, leben Sie wohl, lieber Bamberg. Ich gehe auf 14 Tage nach Pesth und dann auf 3 Wochen nach Berlin, mit meiner Frau natürlich. Briefe werden mir nachgeschickt. Antworten Sie mir bald.

Bleibende Ad.: Josephstadt, Queergasse No. 227, 2. Stock, Th. 7.

Paris den 1ten August 1846.

Die Mißstimmung in welche mich Ihr längeres Stillschweigen und namentlich der Umstand versetzt hat, daß mir die Nachricht von Ihrer Verheirathung auf Umwegen zukam, wurde durch den neuen Beweis des Zutrauens, den Sie mir in Ihrem letzten Schreiben gegeben haben, wieder aufgehoben. Sie haben mich durch Ihr ebenso energisches als taktvolles Benehmen einer großen Verlegenheit entzogen, da mich das wahrhaft brüderliche Interesse, das ich für Sie fühle vielleicht doch hätte bewegen können über die Crisis in der Sie sich befanden, offen meine Meinung auszusprechen; obgleich ich die mißliche und in der Regel wirkungslose Stellung, die ein Dritter bei dergleichen Verhältnissen einnimmt, sehr wohl kenne. Empfangen Sie nunmehr den herzlichsten Glückwunsch zu der so wichtigen Verbindung und empfehlen Sie mich Ihrer Frau, die ich gern persönlich möchte kennen lernen, auf's beste.

Ich hatte nach Durchlesung Ihres letzten Schreibens so zu sagen die beiden Pole Ihres Verhältnißes zu Fräulein E. vor mir, denn ich erinnerte mich als ich sah, daß Sie ihr für immer verloren waren, jenes Augenblickes, in welchem Sie, nach einem schmerzlichen Verluste der Sie beide betroffen hatte, ihr durch Zartgefühl so nahe getrieben wurden. Wenn ich Sie damals selbst abzuhalten suchte, einen aus keinem normalen Zustande hervorgegangenen Entschluß auszuführen, so bitte ich Sie jetzt, mit dem damaligen Ueberschuß die Lücken auszufüllen, die in dem sympathischen Bande zwischen Ihnen und ihr entstanden sind. Den Opfern so grausamer Natur-Verhältnisse muß selbst der Fremde Theilnahme schenken; wie sollte ich gleichgültig gegen eines bleiben, von dem ich weiß, daß es auf Ihre Bildung und Richtung einen so wesentlichen Einfluß gehabt hat. Das Schicksal Ihrer einstigen Freundin hat, offen gestanden, einen tief erschütternden Eindruck auf mich gemacht. Daß ihre Zärtlichkeit aufhörte, als sie sah, daß Sie

ihr auf immer entrissen waren, daß sie sich, wie Sie mir schreiben, bis zur Verläumdung vergaß, ist mir aus jenem schrecklichen Zustande erklärlich, den ich aus eigner Erfahrung kenne: aus der Eifersucht. Mit dem Verluste kann sich ein Weib aussöhnen, nie aber mit dem Gedanken, daß eine Andere das Verlorene besitzt. Ich darf hier meine Erörterungen nur auf die bedrängte Parthei des Verhältnisses ausdehnen; eine Mittheilung meiner Gefühle und Gedanken über das Ganze würde ich nur dann machen, wenn ich wüßte, daß Sie Ihnen wünschenswerth wäre. Fassen Sie darum von der Beschaffenheit meines Urtheils gar keine Meinung, denn ich kann Sie, obgleich ich über die einzelnen Punkte im Klaren zu sein glaube, dennoch versichern, daß es mir bisher unmöglich war, ein letztes Resultat zu ziehen. Vielleicht ist mir's noch aufgespart mich einmal mündlich über alles das auszusprechen, worüber ich bis jetzt selbst noch nicht im Klaren bin.

Sie wissen, daß ich mich seit langer Zeit mit Ergründung und Entwicklung des Verhältnisses beschäftige, das zwischen der subjektiven oder moralischen und der künstlerischen Hälfte des Menschen stattfindet. Objektive Wahrheit können wir der Kunst nur dann zuschreiben, wenn wir annehmen daß sie Ausdruck der subjektiven Lebenswahrheit des Künstlers ist. Leiten wir sie von einer natürlichen, gleichsam instinktmäßigen Begabung ab, bei dessen Wirken das subjektive Leben des Künstlers gar nicht in Betracht kommt, so können wir dies nicht, ohne zugleich der Natur mit dem Vorwurfe der Tyrannei zu nahe zu treten. Für die Studien die ich über dieses Problem gemacht habe, war mir der Umgang mit Ihnen von hoher Wichtigkeit, denn Ihre Bewegungen im Leben und in der Kunst zeigten mir das innige Verhältniß beider zu einander; so daß ich die Überzeugung gewann, daß Sie das was Sie in der Kunst erreichten, theuer mit den Kämpfen des Lebens bezahlen. Kurz und gut, ich kann mir nicht denken, daß ein großer Dichter ein unmoralischer Mensch sein könne und da ich über den Grad Ihrer poetischen Begabung nicht mehr in Zweifel bin, und überdies weiß daß Sie ein Mann sind, so gebe ich mich der Hoffnung hin: Sie werden Alles auf's beste gemacht und das Gold Ihres Lebensglückes zu baaren Münzen geschmiedet haben. Sie wissen daß ich das Werk, welches sich mit dem oben erwähnten Problem beschäftigt „die Phänomenologie des Kunstprozesses", mir von Campe, der es verlegen wollte, wieder habe zurückschicken lassen. Da ich einerseits durch die Erweiterung meines praktischen Blickes eingesehen habe, daß die Parallele zwischen der subjektiven und der universellen Seite unseres psychischen Vermögens zu schroff und konsequent, daher einseitig ausgefallen ist, andrerseits durch fortgesetztes Studium entdeckt daß die idealistische Richtung in der Wissenschaft und die damit verbundene dialektische Methode viel Falsches enthalte, so konnte ich da ich mich der letzteren bei meinem Werke bedient hatte, kein Bedenken tragen es zurückzuziehen und umzuarbeiten. Ich bin nun bereits seit 6 Monaten mit einem größeren ästhetischen Werke beschäftigt, in welchem die Phänomenologie des Kunstprozesses den mittlern Theil bilden wird, und das, wenn mir die Ausführung gelingt, hoffentlich Ihren Beifall erhalten soll. Es dürfte sowohl der Grund-Idee als der Form nach ziemlich neu werden und eigentlich zur Physiologie gehörend, einen reinen Gegensatz zur bisherigen Aesthetik bilden.

Leider schreitet die Arbeit, weil ich gezwungen bin mitten darin zu studiren und Unbedeutendes zu schreiben nur langsam vorwärts. Überhaupt fehlt es mir nicht an Ideen und Entwürfen, wohl aber an Zeit und an Mitteln sie auszuführen. Was meine kleine Schrift über Ihre Werke anbetrifft, so werde ich Ihnen wohl kaum zu sagen brauchen, daß sie nichts als die Vorarbeit zu einem größeren Werke sein soll, in welchem ich, wie ich auch in dem Schriftchen selbst andeutete, Ihr Wirken nicht allein vom künstlerischen sondern auch vom politischen Standpunkte aus zu besprechen vorhabe. Ich konnte mich vorläufig nur auf die allgemeinsten Momente einlassen, da eine Analyse der einzelnen Schönheiten der Gedichte einen starken Band ergeben hätte, was ich um später zu einer neuen Schrift desto berechtigter zu sein, absichtlich vermied. Auch will ich Ihnen aufrichtig gestehn, daß ich für nöthig halte, Ihre nächsten Werke und namentlich den „Moloch" abzuwarten, da dieser wie ich ahne Ihr Verhältniß zur Religion und somit die wichtigste Frage unseres Jahrhunderts veranschaulichen wird. Um nun mein Denken über Ihre neueren Schöpfungen gehörig reif werden zu lassen, würde es mir im höchsten Grade erwünscht sein, wenn Sie mir, wie Sie es mir früher versprachen, Szenen aus Julia und womöglich auch aus Moloch wollten zukommen lassen. Sie würden mir wahrhaftig ein kleines Fest bereiten und meiner Discretion brauche ich Sie, wie ich glaube, wohl nicht erst zu versichern. Stellen Sie sich vor, lieber H., daß ich über Sie einen Aufsatz in französischer Sprache geschrieben habe, der, nachdem ich mir von Sachverständigen dabei habe helfen lassen, für die hier erscheinende „Revue nouvelle" bestimmt worden ist. Ich that dies weil ich sah, daß Chasles nicht genug deutsch könne um in die Gedichte einzudringen und hatte von einem hiesigen Bekannten Herrn Guiran, einem Haupt-Mitarbeiter der Revue, das feste Versprechen, den Aufsatz der Redaction auf das Dringendste zu empfehlen.*) Nun machen Sie sich wohl aber schwerlich eine Vorstellung, was ich seit 4 Wochen dieser Arbeit wegen ausgestanden. Guiran versteht, obgleich Süd-Franzose, das Deutsche aus dem Grunde, ist ein eingefleischter Hegelianer und schreibt vortrefflich französisch, daß er aber von der Kunst nichts versteht hatte ich längst gemerkt, und sollte es nun zu meinem eigenen Schaden noch deutlicher sehen. Gegen die Correctionen die er mit dem Aufsatze theils selbst vornahm theils vorschlug konnte ich natürlich nichts einwenden, obgleich der französische Rigorismus mir hier von einer, fast möchte ich sagen lächerlichen Seite entgegentrat. Es giebt Dinge die man im Französischen schlechterdings nicht ausdrücken kann, und die Sprache hat, so schön sie einerseits ihrer Bestimmtheit wegen ist, Formen die manchen Ausdruck ganz unmöglich machen. Von der „mit Fett ausgestopften Menschenhaut" will ich gar nicht reden, Gott weiß es was ich über das une peau humaine rembourré de graisse habe leiden müssen; ich will ihre Verwunderung nur darüber erregen, daß man nicht soll sagen können: les deux facteurs de la société humaine oder l'économie de son esprit. Endlich waren alle Schwierigkeiten überwunden und ich ging mit dem Aufsatze zu Guiran um ihn zu ersuchen mich nunmehr den

*) Guiran hatte in derselben Revue eine sehr scharfsinnige Abhandlung über Kant veröffentlicht, die vor dem Drucke von der Academie durch einen Preis ausgezeichnet worden war.

Redaktoren vorzustellen. Er bat mich ihn noch einmal zu lesen und als ich mit der Kritik der Judith fertig war, sagte er trocken: „Hebbel hat also den jüdischen Character der Judith verändert.“ Ich wurde roth vor Zorn da ich einsah, daß er von der ganzen Sache auch rein Nichts verstanden habe, hielt mich aber absichtlich zurück und machte ihn darauf aufmerksam, wie mein Aufsatz gleich damit anfange, daß es nicht etwa Ihre Absicht gewesen sei die biblische Episode zu dramatisiren, sondern daß ich ausdrücklich bemerkt habe, die Personen wären nur des prête-noms deren sich der Dichter bedient habe pour representer la destinée tragique de l'homme en général. Darauf erwiederte Herr Guiran, der gründliche Kenner Hegel's, der Dichter dürfe keinen historischen Character verändern, und da ich so den Ignoranten vor mir hatte, nannte ich seine Behauptung eine plattitude. Wir geriethen hierauf dermaßen in Streit, daß ich sein Zimmer verließ; fast kam es mir vor als sei böser Wille mit im Spiel. Dies ist heute Nachmittag passirt und eben diesem Umstande verdanken Sie mein heutiges Schreiben, da ich sonst vorhatte es aufzuschieben, bis der Artikel gedruckt sein würde, was sich nun, obgleich ich auf andern Wegen zur Revue gelangen werde, immer noch hinziehn kann. Auch habe ich jetzt nicht mehr die Gewißheit des Erfolges als früher, obgleich Sax der mich einführen wird, mit der Redaction sehr befreundet ist. Mit deutschen Schriftstellern habe ich viel über Sie gesprochen, einige haben Ihre Werke gelesen, wenige haben Sie verstanden und die meisten sind wie Aale, die man noch nicht beim Kopfe hat wenn man sie auch am Schwanze faßt. Einer von ihnen Herr Seiffert, ein kunstliebender und wohlhabender junger Mann, mehr praktisch als theoretisch gebildet, interessirt sich, wie es scheint lebhaft für Ihre Gedichte. Ich habe ihm nicht allein diese sondern auch mein Schriftchen zu lesen gegeben und glaube daß er auf gutem Wege ist, der Sache auf den Grund zu kommen. Er correspondirt mit den Cotta'ischen Journalen und hat mir versprochen in der Augsburger Zeitung über Sie zu schreiben. Wird er Wort halten? Er hat mir dieser Tage von einem deutschen Philosophen gesprochen der Sie in Italien hat kennen lernen und der Szenen aus der Julia gehört hat. Hab ich den Namen recht aufgeschnappt, so heißt er Gesell. Mit diesem will er mich auf mein Gesuch bekannt machen. Auch habe ich hier den politischen Lieder-Dichter Hartmann kennen lernen, der Sie mehr anerkannt als erkannt hat. Es scheint als ob ihm ein Wiener Correspondent Nachrichten über Ihre Lebens-Verhältniße gegeben habe, er wußte alles haarklein. Neulich stand in einer deutschen Zeitung daß ich ein mehrbändiges Werk über den berühmten Dichter Julius Hebbel herausgäbe; Sie sehen man fängt bereits an zu übertreiben.

Ich lese so viel und so mancherlei, daß mir's ganz wüst im Kopfe ist, meine Schreibweise leidet dabei sichtbar, denn ich bin noch nicht verknorpelt genug, als daß sich die fremden Typen nicht in meine eigene Gedanken-Masse einprägen sollten. Sie sagen: ich hätte im Styl Fortschritte gemacht, und ich muß Ihnen aufrichtig bekennen daß dieses Urtheil mich von Herzen freut, weil ich mich dieses Fortschrittes bisher befleißigt habe. Ich schrieb vor 6 Jahren, obgleich auf niederer Stufe der Bildung und völlig Anfänger besser als vor dreien, weil mich damals die idealistische Dialektik noch nicht aus dem Geleise

gebracht hatte. So lange ich Hegel studierte, war meine Schriftsprache unerträglich und erst seitdem ich angefangen habe mir das Hegel'sche in das Deutsche zu übersetzen, schreibe ich besser. Möglich auch daß es das Besserschreiben selbst war, das mich zu jener Übersetzung kommen ließ. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wir viel mehr Schriftsteller zweiten als ersten Ranges haben, die es verstanden gute deutsche Prosa zu schreiben. Es fiel mir neulich eine Sammlung prosaischer Aufsätze in die Hände, die mich über die Masse des Vortrefflichen das sie enthielt in Verwunderung setzte. So sah ich Sachen von Garve die vorzüglich geschrieben sind, einen Aufsatz von Wüllner über Oedip. von Sophokles, der ein Meisterstück in seiner Art ist, kurz eine Menge der schätzenswerthesten kleineren Arbeiten, die ich zum Theil noch nicht kannte. Aber größere Werke in guter Prosa sind bei uns so selten, und daran sind die Franzosen überreich. Vischer, über dessen kritische Gänge Sie mir einmal von Italien aus schrieben, hatte neulich einen ganz vortrefflichen Aufsatz über Gavarni und Toepfer in den Tübinger Jahrbüchern. Geradeso schreiben die Franzosen. Der Aufsatz verleitete mich mir den ersten Band seiner Aesthetik anzuschaffen, der eben erschienen war. Aber da erkannte ich ihn nicht wieder. In dem Buche ist eine gewisse Ängstlichkeit um den Aufbau des Fundamentes, daß man meint der Verfasser wolle zu den „Müttern" hinabsteigen, um nur ja feste Steine aus dem Innern der Erde heraufzuholen. Zuweilen glaubt man Hegel zu lesen so dialektisch ist die Methode so abstrakt die Betrachtung. Sie wissen daß die Revue des deux mondes fast regelmäßig Kritiken über deutsche Dichter bringt, die von Herrn St. René Taillandier herrühren. Es hat sich nun aber hier das Gerücht verbreitet, daß Herr Dingelstedt in Stuttgart einen so großen Einfluß auf diese Artikel ausübe, daß er sich die Revue förmlich zum Organ gemacht hat. Campe scheint bei Ihnen grade noch zur rechten Zeit eingelenkt zu haben, nur wundere ich mich daß Sie sich so billig haben wiederfinden lassen. Ich glaube schwerlich ob ich wieder mit ihm in Verbindung trete; auf der Leipziger Buchhändlermesse soll er den noch „uneingeweihten" jungen Kaufleuten Unterricht ertheilen, wie sie die Literaten zu behandeln haben. Neulich erlebte ich hier eine Szene bei welcher ich Sie zugegen gewünscht hätte. Ich war nämlich im Conzert des Tuilerien-Gartens als man auf den König schoß. Stellen Sie sich vor! Louis Philipp tritt mit seiner Familie auf den Balcon, das Orchester empfängt ihn mit der Marseillaise und beim 5.ten Tacte hört man einen Schuß fallen. Da an den Julifesten viel geschoßen wird, nimmt man davon keine Notiz, aber als der König aufspringt, heftig zu gestikuliren anfängt und beständig nach der Stelle hinweist, von welcher der Schuß gekommen ist, reimt sich das Publikum die Sache zusammen und schreit wie aus einer Kehle: vive le roi! Ich weiß indem ich diesen Brief schließe noch nicht ob ich ihn nach Berlin oder Wien senden werde. Morgen will ich mir die Berliner Journale geben lassen und danach den Weg des Briefes bestimmen. Ich habe Ihnen diesmal einen langen Brief geschrieben und will sehen wie Sie mich entschädigen. Nochmals meine Empfehlungen an Madame, nebst dringender Bitte um baldige Antwort. Es ist 3 Uhr Morgens!

Paris den 5ten October 1846.

Sie sehen, lieber Hebbel, daß Ihr Stillschweigen nicht im Stande ist meine Sympathieen für Sie zu schwächen. Es thut mir umsomehr leid, daß Sie mir mein letztes Schreiben (durch Rothschild) nicht beantwortet haben, als ich mit Ihrer Antwort zugleich Szenen aus der Julia erwartete, die mir von Wichtigkeit sind, weil ich gleich nach dem Erscheinen des Stückes darüber schreiben und meine Studien sobald als möglich beginnen möchte. Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, früher schon mitgetheilt: daß ich mir hier mehrfach Mühe gegeben habe, Ihre Werke dem französischen Publikum wenigstens in einer Kritik vorführen zu lassen. Als ich nun aber sah, daß die Herren weniger aus bösem Willen als aus Interesselosigkeit und Ignoranz unterließen öffentlich über Sie zu sprechen, machte ich den Versuch selbst und freue mich nun daß er besser gelungen ist als ich erwarten durfte. Sie erhalten wahrscheinlich gleichzeitig mit diesem Briefe die letzte Nummer der „Revue nouvelle“ in welcher sich ein Aufsatz über Ihre Werke von mir befindet. Ich bin damit nicht ohne Schwierigkeiten bei der Revue nouvelle durchgedrungen, denn das Blatt ist ein Organ Guizot's und ich mußte mich daher so geschickt als möglich drehen um die Polemik gegen das Bestehende, die sich in Ihren Werken ausdrückt, veranschaulichen zu können. Indeß gehört das Blatt zu den vornehmsten die jetzt hier erscheinen und ich glaube es war der Mühe werth nach ihm zu angeln. Auch hat der Aufsatz so viel Beifall gefunden, daß ich mir dadurch eine Mitarbeiterstelle an der Revue gesichert habe und wenn keine Reaktionen von Seiten ihrer Protectoren eintreten; so kann mir die Stelle sehr nützlich werden. Ihre Welt, obgleich die Welt, existirt, wie ich mich immermehr überzeuge, dennoch für einen großen Teil des Publikums gar nicht und die Kritik die sich allenfalls einbildet vermittelnd zwischen Ihre Werke und ein solches Publikum zu treten, und durch ihre Bemühungen etwas Erkleckliches auszurichten, täuscht sich offenbar selbst. So oft ich diese Erfahrung mache, und ich habe sie in letzterer Zeit mehrfach gemacht, so oft erinnere ich mich an einen von Ihnen mir privatim gemachten Ausspruch: daß die Kunst von jeher nur für einen kleinen Kreis existirt habe. Die Sprödigkeit jenes Publikums möchte ich indeß weniger der Stumpfheit als dem Leichtsinn zuschreiben, jenem frivolen Überwinden der Lebenslasten, der den Menschen nach innen und außen absperrt und ihn so verhindert in die Tiefen seines Inneren hinab und in die Fülle der Welt hineinzusteigen. Nicht Stumpfheit sondern leichtsinnige Feigheit ist es die den Menschen veranlaßt dem Falle auszuweichen: von einem Blick in den Reichthum des Lebens auf die Armuth seiner Person zurückzuschauen und für die Meisten ist die Welt nur darum nicht größer als sie selbst sind, weil sie ahnen daß das Unendliche sie zu Boden drücken muß. Ich habe hier oft Gelegenheit von Ihren Werken zu sprechen und überzeuge mich dabei, daß demjenigen der nicht wenigstens einen Theil der Dinge die in ihnen vorkommen innerlich erlebt hat, schlechterdings Nichts zu erklären ist. Wenn man sich müde und die Stimme heiser geredet hat und nun endlich glaubt einen oder den andern überzeugt zu haben, vernichtet eine einzige Bemerkung, ja oft eine Miene diese tröstliche Illusion und man glaubt Wagner's Worte zu hören: „Wohl hatt' ich manche grillenhafte Stunden; doch solchen Trieb hab' ich noch nicht empfunden.“ Dann aber tritt der Ekel ein

und man muß sich hüten dem Gedanken nicht allzusehr Raum zu geben: daß es am Ende gleichgültig ist, ob und was man thut und denkt. Sie haben mir früher mitgetheilt: daß Sie in Wien von empfänglichen Naturen umgeben wären; das ist mir lieb, denn ich weiß daß Ihnen der Sie beständig geben, ein Empfängliches und Empfangendes Noth thut. In meinem Aufsatze werden Sie die Angaben über die Eindrücke die ich empfing als ich Sie kennen lernte, wahrscheinlich interessiren. Einige Stellen sind der Hamburger Brochüre entlehnt, die Grund-Ansicht dieselbe wie in dieser. Aus dem wahren Horn habe ich auch diesmal noch nicht gestoßen und zwar aus leicht erklärlichen Gründen. Rechnen Sie indeß auf eine tüchtigere Arbeit von mir über denselben Gegenstand, ich habe in der Brochüre selbst darauf hingedeutet und werde getreulich Wort halten. Dieser Tage sende ich an die Augsburger einen Aufsatz über Maria Magdalena, wenn sie ihn refüsirt, soll's weder Ihre noch meine Schuld sein. Es freut Sie gewiß wenn ich Ihnen ohne Bescheidenheit mittheile daß ich mit einem Eifer studiere wie noch nie in meinem Leben; ich treibe ältere und neuere Sprachen, Geschichte, Literaturhistorie, Philosophie und Musik und zapple darin wie ein Fisch im Wasser. Auch mit Rötscher und Vischer habe ich mich vielfach beschäftigt und die Tiefe und Ausführlichkeit beider bewundert. Vischer's Aesthetik, von der der erste Band in diesem Jahre erschienen ist, hat gewaltige Dimensionen, sie ist streng dialektisch geschrieben, macht oft Kopfzerbrechens und kokettirt sonderbarerweise ebenso durch Kürze wie durch Länge. Während nämlich in den Paragraphen ein lakonischer ich möchte sagen sybillinischer Ton vorherrscht, erklären die Bemerkungen das in dem Paragraphen Ausgesprochene in gründlicher Länge und man sieht dem Werke an daß sein Verfasser sich auf diese Methode etwas zu gute thut. Sein Begriff des Tragischen, der nebst dem des Komischen die Spitze des Bandes bildet ist mir nicht scharf genug, woran vielleicht das Auseinanderzerren des Stoffes Schuld ist. Ob Hegel's Aesthetik durch diese neue seines Schülers überwunden ist wage ich noch nicht zu beurtheilen, da letztere erst in drei Bänden vollständig sein wird. Zur Herausgabe eines größeren Werkes kann ich mich, obgleich ich manches gearbeitet habe, noch nicht entschließen; meine Anforderungen werden täglich strenger und der negirende Sinn in mir fängt an mich zu beunruhigen. Auch muß ich neben meinen Studien unausgesetzt für meinen Unterhalt arbeiten und habe, obgleich ich innerlich beständig zu rein geistigen Arbeiten gedrängt werde, noch keine Zeit finden können, ein größeres Ganze mit der nöthigen Gemüthsruhe auszuführen. Das letzte Jahr war in mehrfacher Hinsicht ein hartes für mich, vielleicht geht's künftigen Winter besser, wenigstens werde ich von meinen Freunden hier mehrfach ermuntert. Heine ist sehr krank aus dem Bade zurückgekehrt und in bedauernswerthem Zustande; seine neuen Gedichte im Morgenblatte werden Sie wahrscheinlich gelesen haben. Ist es denn wahr daß Sie über das Burgtheater schreiben werden? Die Kölner Zeitung brachte es neulich mit der Bemerkung „wenn nur nicht in der bekannten Hebbel'schen Prosa;" dasselbe Blatt, selbe Nummer enthält folgendes Gedicht: Deutschlands Antwort. — „Vom Sund erscholl ein deutsches Wort; In deutsches Recht greift ha! es ein: So hört denn deutschen Rechtes Hort, Nein Nein spricht Deutschland hört es, nein!" Sans plaisanterie! Für

heute sage ich von Herzen lebewohl. Entschuldigen Sie mein eiligst hingeworfenes unzusammenhängendes Schreiben und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin.

Wien d. 23sten Oct. 1846.

Wenn meine Antwort sich nicht verzögern soll, so muß ich darauf Verzicht leisten, Ihnen die Scenen aus dem Moloch zu senden. Eben habe ich, in dieser Stunde, wieder einen Versuch mit dem Abschreiben gemacht, aber es geht nicht, und hier weiß ich keinen Menschen aufzutreiben, der das Geschäft für mich übernehmen könnte. Sie sollen sie aber sicher das nächste Mal erhalten, denn einer meiner Bekannten kommt mit Ende des Monats vom Lande zurück, und dieser kennt einen zuverlässigen und brauchbaren Copisten, den er mir schon oft empfohlen, mir aber leider die Adresse mitzutheilen vergessen hat. Statt der Scenen aus dem Moloch schließe ich Ihnen ein Gedicht bei, von dem ich Ihnen schon früher schrieb. Ich habe darin zu zeigen gesucht, was mir bei höchster Anspannung meiner Kräfte in der deutschen Sprache möglich ist, und es verdient eine bis in's Einzelste gehende Prüfung. Die Idee ist einem geheimnißvollen Natur-Moment entlehnt, den Sie höchst wahrscheinlich kennen. Ich wenigstens habe in der Fülle des Frühlings zuweilen einen Blüten-Regen zu bemerken geglaubt, der nicht durch wahrnehmbare Wind-Bewegung verursacht wurde und in meiner Phantasie den Gedanken an einen plötzlichen Schauer der Schönheit vor sich selbst hervorrief. Sie wissen, daß ich auch von der Poesie eine gewisse Realität verlange und ihr das Recht, Bild und Gedanken zugleich zu erschaffen, erst die Erscheinung zu erdichten oder eine wirklich vorhandene willkürlich zu wenden und ihr dann einen schiefen Gedanken unterzulegen, nicht einräumen kann, obgleich mit diesem Recht die meisten unserer Poeten wegfallen. Darum bringe ich Ihnen den Natur-Moment, auf dem mein Gedicht beruht, in Erinnerung. Aus der Julia kann ich Ihnen noch Nichts mittheilen, weil sie, so viel von ihr auch schon vorliegt, doch noch nirgends, auf keinem einzelnen Punct, abgeschlossen ist. Es fehlen noch die letzten feinen Striche. Ein anderes einactiges Stück: Ein Trauerspiel in Sicilien ist von mir vor ungefähr 6 Wochen angefangen und bis auf ein Drittel fertig gemacht worden, dann wurde ich krank und nun muß ich bezweifeln, ob ich den Faden jemals wieder werde aufnehmen können. Ich ging dabei nämlich eigentlich auf dem Seil, was man aber eben beim ersten frischen Erguß nicht so merkt, daß es störte. Jetzt sehe ich es recht wohl und es ist die Frage, ob ich, wenn ich trotzdem die Luftreise fortsetze, nicht den Hals breche, statt den Kirchthurm mit dem goldenen Knopf, der mich reizte, zu erreichen. Mir schwebte bei dieser kleinen Production, die sich, um es nur gerade heraus zu sagen, in der Sphäre des Abscheulichen bewegt, etwas Seltsames vor. Ich wollte ein Stück dichten, wie ich lange Zeit geglaubt hatte, daß Shakespeare eins gedichtet habe. Es existirt nämlich in der Englischen Literatur ein bürgerliches Drama: ein Trauerspiel in Yorkshire, das von Unverständigen dem Shakespeare zugeschrieben wird. Unendlich lange habe ich umsonst versucht, es aufzutreiben und mir die merkwürdigsten Dinge darüber in den Kopf gesetzt. In diesem Sommer erhielt ich es endlich und fand es nicht bloß unter meiner Erwartung, sondern fast unter aller Kritik. Eine ganz gemeine Mordgeschichte,

ganz gemein vorgetragen, woran Shakespeare nicht mehr Antheil hat, als am Rinaldo Rinaldini. Nun schoß alles, was sich in meinem Geist an Anschauungen an diese imaginaire Production geknüpft hatte, zu einer selbstständigen zusammen. Ein Mord, der bloß deswegen geschieht, weil ein Paar Poltrone, die sich, ihrer Feigheit wegen, vor einander schämen, von Mordthaten reden, und sich, da die Gelegenheit sich darbietet, gegenseitig imponiren wollen; ein Mensch, dem auf diese Weise die Geliebte hingeschlachtet und der hinterdrein der blutigen That von den Buben, die sie begangen haben, selbst bezüchtigt wird; ein wahnsinniger Schmerz in ihm, der einen solchen Höhepunct erreicht, daß er, um nur des Lebens los zu werden, sich zu der ihm aufgebürdeten That wirklich bekennt; nun in dem einen Buben die Ueberzeugung, daß ein Mensch, der eine solche Beschuldigung ohne Tortur bejahe, verrückt seyn müsse und Gewissenbisse, Angst vor der aus der ersten entspringenden zweiten, in seinen Augen ungleich größeren Missethat, einen Verrückten dem Henker in die Hände zu liefern; Versuch, ihn auch den Richtern als verrückt darzustellen, dadurch Verwirrung und als er nicht weiter kann, Selbst-Entlarvung und Bekenntniß; im Mittelpunkt reine, aber gedrückte und beschränkte Menschheit in einem Mädchen-Character, der schon fertig und mir sehr gelungen ist, und als milderndes Grund-Element der Humor, der das Schreckliche so mit dem Bizarren versetzt, daß Eins, wie das Andere, nur noch gemäßigt wirkt. Sie sehen, es ist ein vollständig geschlossener Kreis und ich bin überzeugt, ich hätte etwas ganz Specielles hervorgebracht, wenn ich nicht krank geworden wäre; auch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf die Vollendung auf, fasse im Gegentheil in diesem Augenblick, wo ich mir das Ganze wieder vergegenwärtige, frischen Muth und fahre vielleicht fort, ehe dieser Brief noch abgeht. So zündet man sich immer wieder an sich selbst an und wohl dem Menschen, daß er es kann, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo wenigstens dem Künstler alle Ermuthigung von außen fehlt. Ich drückte mich ehemals viel zu unbestimmt aus, wenn ich sagte: uns Deutschen stehe eine völlige Barbarei bevor. Sie ist schon da und sie hat den höchsten Gipfel erreicht, denn dieses ist unstreitig der Fall, wenn der Geist nicht bloß ignorirt wird, was zu ertragen wäre, sondern gemißbraucht. Ueberhaupt was ist die Barbarei vor der Cultur gegen die Barbarei nach der Cultur! Was die naive Unbekümmertheit eines unschuldigen Mädchens gegen die bewußte Frechheit eines Geschöpfs, das man kaum noch Mädchen nennen mag. Das Bild ist schwach und einseitig. Sie werden mir die Schwäche nicht zutrauen, daß ich die Zeit schelte, weil sie keine Ohren für mich hat. Ich leide weniger dabei, wie Andere vor mir litten, denn ich mache trotz der Gleichgültigkeit, auf die ich stoße, Alles, wozu mein Inneres mich treibt, mit einer Liebe, die nicht größer seyn könnte, wenn Sonne, Mond und Sterne sich herab ließen, mir zu lauschen, und ich erlaube mir sogar, seit ich die Erfahrung gemacht habe, daß ich alle deutschen Kritiker leichter zufrieden stellen kann, als mich selbst, auf mein Urtheil einigen Werth zu legen. Aber ich weiß, daß eine Zeit, die den Künstler mit seinem Affen verwechselt, noch andere Dinge mit einander verwechseln muß, und das darf mir nicht gleichgültig seyn. Persönlich lache ich darüber, wenn ich mir sage, daß das deutsche Publicum ein Gedicht, wie ich Ihnen ein's beilege, bereitwillig und in der Ueberzeugung,

bei dem Handel ein Ansehnliches zu profitiren, gegen die hohlste Tirade eines prosaischen Reimschmieds über Freiheit und Gleichheit vertauscht. Wenn ich aber erwäge, welche heillose Verwirrung in den Köpfen dieß voraussetzt, muß ich es beklagen, und wenn ich an den Mißbrauch denke, den gewisse Leute auf Kosten aller Bildung mit dieser Verwirrung treiben, mögte ich aus der Haut fahren. Ich wäre sehr geneigt, den Herren Gervinus und Vischer beizustimmen, wenn sie in Betrachtung der allgemeinen Welt-Verhältnisse den Zweifel aufwürfen, ob sich jetzt ein Künstler völlig entwickeln könne, denn ich bin überzeugt, daß es Keiner, auch bei reichster Ausstattung, weiter, als bis zur monumentalen Bedeutung bringt. Wenn sie aber behaupten, daß keine Künstler mehr vorhanden seyen, daß keine zu entstehen vermögten, so muß ich ihnen freilich widersprechen und ihren Ausspruch dahin modificiren, daß billig keine vorhanden seyn und keine entstehen sollten. Die Natur erlaubt sich Manches. Sie schafft im Menschen selbst schon ein Wesen, dem offenbar ein größerer Begriff zu Grunde liegt, als es ausspricht. Sie wiederholt die Freiheit, die hierin liegt, auch innerhalb des Kreises der Menschheit, ja wiederum in jedem untergeordneten Kreise dieses Kreises. Sie kümmert sich noch viel weniger darum, ob die Menschen, die sie hervor bringt, auch die geeignete Atmosphäre vorfinden. Dieß führt weit.

Ihr Brief, lieber Bamberg, hat mir viele Freude gemacht. Die Nummer der Revue nouvelle habe ich jedoch nicht erhalten und bitte Sie sehr, sie mir noch zu senden. Ich lebe hier jetzt sehr einsam und habe mich fast von allem Umgang zurückgezogen, eben darum sind mir Briefe, von den rechten Menschen natürlich, ein doppeltes Bedürfniß. Die „Empfänglichen", die sich bei meiner Ankunft in Wien zu mir drängten, haben sich in Würmer verwandelt und die Würmer zum Theil in Schlangen. Niederträchtigkeiten sonder Gleichen habe ich erlebt; Ideen-Diebstähle, manuscriptliche Veruntreuungen und viel Schlimmeres. Eine momentane Verstimmung darüber war verzeihlich, längst ist sie vorüber. Für Alles, was ich thue, wünsche ich mir gar keinen größeren Lohn mehr, als daß man mich dafür nur nicht steinigen, oder, wenn auch steinigen, doch nicht mit Koth bewerfen möge. Ich werde mich jedoch auch in dieses Schicksal finden, wenn es mir beschieden seyn sollte, denn ich weiß, daß der Himmel immer zur rechten Zeit regnen läßt. Diese Heiterkeit, womit ich allem entgegen sehe, kommt zum größeren Theil auf Rechnung des engelguten Weibes, womit mich Gott beglückt hat. Ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich noch mehr forderte. Seit der Zeit, wo Sie Nichts mehr von mir erfuhren, war ich in Ungarn und lernte ein ganzes Volk von Irren kennen. Nach Berlin wollte ich eigentlich noch diesen Herbst, aber der Zustand meiner Frau erlaubt keine Trennung mehr. Wir haben seit Michaelis am Josephstädter Glacis ein sehr schönes Logis mit wunderbarer Aussicht bezogen; meine Adresse ist jetzt: Johannisgasse N. 209, Stock 2. Könnten Sie Sich nicht mit der jetzt in Leipzig unter Kühne's Redaction erscheinenden Europa in Verbindung setzen? Es fällt mir nur so ein. Es ist nach Mitternacht, ich war schon zu Bett, aber ich konnte nicht schlafen. Lassen Sie mich recht bald wieder von Sich hören, und ergeben Sie Sich bei Gelegenheit recht gern dem Teufel, nur nicht dem Buchhändler Campe.

Paris, den 28sten November 1846.

Diesmal habe ich indem ich mich anschicke Ihnen zu schreiben, ganz das Gefühl, als müßte mein Brief endlos lang werden. Ein guter Theil davon ist übrigens längst, wenn auch nicht zu Papier doch zum Ausdrucke gekommen, denn ich schreibe Ihnen auf den Straßen von Paris fast jeden Tag, und nur im Zimmer, wo bestimmte Arbeiten mich in Anspruch nehmen, wird meine Correspondenz unterbrochen. Am wichtigsten in Ihrem letzten Schreiben war mir die Mittheilung über das „Trauerspiel in Sizilien." Selten bin ich von einer Idee so frappirt worden und wie sie einen solchen Goldkern auch nur einen Augenblick für eitel Blei haben halten können, ist wahrlich kaum zu begreifen. Doch bin ich mit meinem Verwundern vielleicht ungerecht, denn ich kann mir sehr wohl denken, wie ein Äußerstes im Bewußtein des Dichters leicht in sein Gegentheil umschlagen kann. Liegt doch Ihrem „Opfer des Frühlings" ein analoger Gedanke zu Grunde und ist doch das Leben selbst in beständigen Umarmungen mit dem Tode, seinem reinsten, wenn auch nur phänomenalen Gegensatze, begriffen! Mir der ich mich wie Sie wissen speciell mit Untersuchungen über den Kunstprozeß beschäftige, ist die Genesis dieses Stückes von ganz besonderem Interesse; zumal hier, wo sie mir erklärt: warum Sie über den vollen Werth dessen was Sie diesmal geschaffen haben selbst nicht ganz im Klaren sind. Da die Erfindung nämlich nicht centrifugal aus der Idee heraus entstanden ist, sondern sich an Fremden, an konkreten, wenn auch objektiv unwahren Vorstellungen entwickelt hat, so können Sie auch unmöglich von der Schärfe die Sie unwillkührlich geschliffen haben, schneidend getroffen worden sein. Das Verhältniß das wohl so ziemlich allgemein in der Tragödie stattfindet: daß nämlich der Dichter die Schneide seines Instrumentes in der eigenen Brust birgt und den Rücken desselben, die Form, dem Publikum zuwendet, ist hier umgekehrt, d. h. mit andern Worten: Sie haben in diesem Stücke kein Trauerspiel sondern ein Comödie und näher eine Tragikomödie geschaffen. Die Ironie ist hier viel gewaltiger, die Auffassung des verkehrten Lebens viel unendlicher als in Ihrem Diamant: toller kann die Welt kaum dargestellt werden. Ihr künstlerischer Instinkt scheint Sie allerdings auf den Standpunkt dieses Stückes hingewiesen zu haben, denn Sie erkannten den Humor als ein ihm nothwendiges Element; doch muß er nicht, wie Sie meinen, nur einen mildernden, sondern einen wesentlichen Bestandtheil ausmachen, wenn die wahre Ironie erreicht werden soll. Sie kennen meine Ansichten über den Humor und seine Anwendung zu genau als daß Sie mich verdächtigen sollten, ich wollte Sie etwa zur Einmischung eines lustigen oder überhaupt scherzenden Salzes in das bittersaure Gericht veranlassen; aber wenn Sie meinen Rath nicht verschmähen wollen, so nennen Sie das Stück: Comödie, oder wenn Sie das Schneidende und Ironische das alsdann in diesem Titel selbst schon liegen würde mildern möchten: Tragicomödie*). Das Wesen der letztern ist eigentlich von den Aesthetikern noch gar nicht recht erkannt worden, weil noch zu wenig lebendige Beispiele vorliegen. Sie werden, glaube ich eines liefern und es würde mir Freude machen bei dieser Gelegenheit den Begriff

*) Hebbel hat diesen Rath angenommen.

scharf entwickeln zu können. Das Stück ist nicht allein sittlich, sondern die Manifestation des sittlichen Geistes geschieht hier auch noch auf das Allerschlagenste in der Vorstellung des einen Sünders, daß es verbrecherischer sei, einen Verrückten dem Henker zu übergeben als einen Unschuldigen. Die Form die sich der sittliche Geist hier zum Ausdrucke wählt, macht, wiewohl an sich erhaben, auf uns den Eindruck des umgekehrt Erhabenen, Komischen. Wenn sich mit dieser meiner Auffassung, Ihre Bemerkung, das Stück bewege sich in der Sphäre des Abscheulichen nur reimen läßt! — „Das Opfer des Frühlings" kannte ich bereits aus dem Morgenblatte, doch bin ich Ihnen für die übersendete Copie darum nicht minder Dank schuldig. Ich habe oben schon angedeutet, daß der ihm zu Grunde liegende Gedanke dem von dem Umschlagen der Lebens-Momente in ihr Gegentheil analog ist. In dieser Dialektik des Lebens liegt das Tragische seiner Formen überhaupt und mit ihr ist zugleich auch die Dialektik in der Anschauungsweise des Menschen bedingt, der, da die Gegensätze und Widersprüche des äußeren Lebens sich in ihm abformen, je größer sein Horizont, je ernster sein Gemüth ist, natürlich desto mehr von jenem dialektischen Gesetze das die große wie die kleine Welt beherrscht, zu leiden hat. Denn der ernste und bedeutende Mensch ist eben nicht einseitig sondern umsichtig; so daß der Anblick der höchsten Schönheit ihn, und sei es auch nur dunkel, an deren Gegentheil denken läßt. Dieser negative gleichsam vergällende Prozeß ist ja selbst nur wiederum eine Consequenz des dialektischen Gesetzes das ein Verwandeln des Genusses in sein Gegentheil mit sich bringt. Ich glaube daher auch, daß je größer der Mensch ist desto seltener er rein genießen kann: eine größere Welt muß natürlich mehr Gegensätze in sich schließen als eine kleinere. Dafür sind nun aber auch die seltenen Genüsse höher als bei gewöhnlichen Menschen. Sie sehen daß mir die Stimmung Ihres Gedichtes gegenwärtig ist, ahnen aber gewiß nicht, daß ich, als wollte ich dem Anscheine nach das Bild zu Tode hetzen, jenes Umschlagen der Momente in ihr Gegentheil auch bei der Ausführung dieser lyrischen Arbeit wahrzunehmen glaube. Sie ist nämlich offenbar mehr aus einer poetischen, durch die Natur angeregten Stimmung, als aus einem konkreten Gedanken hervorgegangen, wiewohl der mehrfach erwähnte Ihnen gewiß vorgeschwebt hat. Nur gingen Sie diesmal vielleicht in Ihrer mir wohlbekannten Scheu vor dem Zuspitzen der Grundideen, der Form zu Liebe etwas zu weit, so daß, wie ich mich hier in Paris mehrfach überzeugt habe, das Gedicht nicht von jedem Gebildeten verstanden wird. Vers und Sprache sind von wunderbarer Schönheit; nur einiges Wenige ist mir aufgefallen und dies will ich Ihnen in gewohnter offener Weise mittheilen. Die erste Strophe schildert die objective Natur und diese Schilderung greift mit 2 Versen in die 2te Strophe hinein. Da nun der dritte Vers dieser Strophe etwas Aktives einführt, so ist zwischen dem 2ten und 3ten Verse der Ruhepunkt zu kurz und es ist mir immer, als müßte mit den Worten „Hinter grauer Nebel Schleier" eine neue Strophe anfangen. Dann weiß man beim ersten Lesen nicht, ob das Wort „Jüngling", den Frühling oder den Dichter bedeuten solle. In der 5ten Strophe die nach der 6ten übrigens die schönste im Gedicht ist, kommt mir das Wort „steifen" etwas hart vor und in der 8ten scheint die Bezeichnung „Fürsten" etwas vag, ebenso das Bild zu Anfang der 9ten undeutlich. Im

übrigen dürfte jeder sich wünschen dieses Gedicht gemacht zu haben. So oft ich es lese, fallen mir die beiden italienischen Bilder von Robert ein, die wir im Louvre so oft bewundert haben, man nimmt hier, namentlich in der herrlichen sechsten Strophe dieselbe Goldgluth wahr. In Ihrem Streben nach der höchsten Vollendung sehe ich einen Hauptgrund zu den mannigfachen Mißverständnissen die Ihre Werke hervorrufen. Die Leute trauen ihren eigenen Augen nicht, weil sie einen lebenden Menschen immer mehr oder weniger für Ihresgleichen halten. Vielleicht soll es so sein, vielleicht soll der Tod immer erst sein Theil haben bevor das Lebendige in sein volles Recht tritt. Sie sehen, mein lieber Hebbel, daß perfide Artikel, wie der welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung neulich brachte, (Sie werden ihn hoffentlich gelesen haben) nicht im Stande sind meine Verehrung für Sie zu schwächen. Die Leipziger haben sich übrigens brav benommen und Alles auf die Aufführung Bezügliche: den Artikel in der Leipziger Allg. vom 21 Oct. den in der Augsburger vom 28. Oct. den in der Europa vom 31. Oct. u. s. w. habe ich mit unbeschreiblicher Freude gelesen. Auf dem Cabinet Valois, wo die Deutschen meine Ansichten über Sie kennen, war die Aufregung bei den Leipziger Posaunenstößen allgemein, weniger aber die herzliche Theilnahme die überhaupt selten ist, weil das Große kleine Menschen niederdrückt. Man war hier vielfach der Meinung der Verfasser des perfiden Artikels in der Augsburger vom 10. Nov. sei F. Dingelstedt; doch kann ich mir nicht denken daß der Herr Hofrath frech genug ist sich anzustellen als ob er meinen Namen nie habe nennen hören, während er mich doch persönlich kennt, und ferner daß er, dem man ganz allgemein vorgeworfen hat, er gebe St. René für die Revue des deux mondes Notizen, ihm nun dieses Factum selbst zum Vorwurfe macht. Neugierig bin ich zu wissen, wen Sie im Verdacht haben. Sie erhalten beifolgend durch Rothschild die Revue nouvelle und werden sich nunmehr selbst überzeugen wie böswillig an jenem Artikel Alles verdreht worden ist. Es thut mir nur leid, daß ich die unschuldige Ursache eines Angriffes auf Sie bin, indeß glaube ich daß der günstige Erfolg der M. Magdalena (ich habe Madeleine geschrieben, weil ich in letzterer Zeit diesen Namen oft französisch ausgesprochen habe) an sich schon den Neid rege gemacht hat. Auch in der Berliner Allg. Zeitung vom 18. November habe ich einen, wie es scheint nicht böswilligen, aber auf einer falschen Auffassung beruhenden Artikel gelesen, dessen Quelle mir unbekannt ist. Merkwürdigerweise war meine neue Abhandlung über das Stück gerade zur Absendung an die Augsburger fertig und in diesem Augenblicke schwanke ich, ob ich sie nicht bei der Ehre angreifen und um Aufnahme derselben ersuchen soll. Einige von meinen Bekannten haben mir ab-, andere zugerathen. Ich bin für die Tübinger Jahrbücher und kann Ihnen auf jeden Fall eine baldige Veröffentlichung der Arbeit versprechen, mir auch schmeicheln daß sie Ihnen zusagen wird. Auch eine neue Abhandlung über Judith ist fertig und durch eine allgemeine Characteristik Ihrer Werke und der Angabe ihres Standpunktes und Verhältnisses zum älteren Drama eingeleitet. Die Auffassung ist viel tiefer und ausführlicher als die erste, wie ich denn überhaupt die Veröffentlichung meiner ersten Schrift über Sie nicht genug bedauern kann. Sie können sich nicht denken wie sehr ich mein früheres Ich, wenigstens der Form nach zusammenzustampfen suche; ich habe

mich in Acht zu nehmen daß meine Kriteln an mir selbst, nicht zur Krankheit ausarte. Dafür tröstet mich nun aber das Maß der Anforderungen die ich überhaupt an Leute stelle die in meinem Fache arbeiten. Ich kenne jetzt so ziemlich Alles was namentlich in neuester Zeit auf dem Gebiete der Aesthetik erschienen ist, und halte die Werke von Vischer und Rötscher, so bedeutend sie sind, doch nicht für Maxima. Beiden fehlt, was nirgends fehlen soll, Schönheit. Rötscher schreibt characteristisch und scharf, er ist nicht allein einer der bedeutensten Kritiker die Deutschland je gehabt hat, sondern er hat offenbar Genie für Kritik und drückt sich zuweilen überraschend und neu aus. In Vischer sind sozusagen 2 Schriftsteller enthalten. In seinen einzelnen Aufsätzen ist er deutlich und correct, dem Ausdrucke nach oft graziöser als Rötscher, aber gegen seine Aesthetik ist die Hegelsche eine Kinderfibel an Leichtigkeit. Dahingegen ist sie noch vollständiger als die seines Meisters, und ich sehe mit Ungeduld den noch fehlenden Theilen entgegen. Von Ihrem dereinstigen Verhältniß zu diesen beiden Gelehrten habe ich vorweg die beste Meinung. Ich wünsche mir im Augenblicke Nichts als Muße zum ruhigeren Arbeiten und habe Lust mich zum Sommer auf kurze Zeit an einen ruhigen Ort zurückzuziehen, hier erdrücken mich die kleinen Artikel die ich beständig machen muß. Auch habe ich mich in letzterer Zeit von dem Reiz des Studirens zu sehr verführen lassen, und die eigene Thätigkeit dabei zurückgesetzt. Über Ihre Mittheilung daß die „Empfänglichen" sich in Würmer verwandelt haben, habe ich wenigstens 5 Minuten lang eine satanische Freude gehabt, die aber einem wehmüthigen Gefühle Platz machte. Als Sie mir früher von den Empfänglichen schrieben, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Liebe mittheilend macht und Ihre sonst mehr zurückhaltende Natur in eine desto zugänglichere verwandelt hat. Da diese Verbindungen theilweise auch auf Kosten unserer Correspondenz gingen, so konnte ich die künftige Magerkeit derselben, die ich schon im Geiste vorauszusehen meinte, nicht genug beklagen, und nun auf einemmale theilen Sie mir, ein neuer Ovid, die gottvolle obgleich uralte Metamorphose der Menschenkinder in Würmer mit und versetzen mich in ein Pathos daß ich mir eine gute Weile die Hände reibe vor lauter Freude über meinen prophetischen Geist. Doch Scherz bei Seite! Ihre traurigen Erfahrungen thun mir weh, denn ich weiß daß verschwendete Sympathieen das edelste Herz zu verhärten im Stande sind. Daß Sie sich mit Campe, wenn auch nur momentan, überwerfen würden, habe ich ebenfalls voraussehen müssen; Mittheilungen welche mir mein Bruder gemacht hat, konnten mich darüber nicht in Zweifel lassen. Es kann ihm wie ich glaube nicht angenehm sein, daß Sie nun nicht mehr von ihm abhängen und er kennt Ihre Fähigkeiten zu genau um nicht zu wissen, daß Sie jetzt wo Sie mit mehr Ruhe arbeiten können, mehr verdienen werden, als Sie vielleicht für Ihren persönlichen Unterhalt nöthig haben. — — — — Meine Bitte wegen Mittheilungen aus Moloch und womöglich aus Julia kann ich Ihnen nicht genug ans Herz legen. Vergessen Sie wenn Sie mir Copieen schicken, nichts desto weniger nicht, daß ich Sie mit Ihrem Versprechen mir das Originalmanuscript von Moloch zu reserviren unerbittlich beim Wort halte. Gelegenheit es mir zu senden wenn es abgeschrieben und zum Druck befördert ist, ist immer da, da die Rothschildsche so sicher wie die Post ist. — — Ihre Briefe, lieber Freund, machen immer einen

sehr wohlthätigen Eindruck auf mich und die Wärme die sie in mir erregen, lassen mich manche Idee ausbrüten die sonst nie zum Vorschein kommen würde. Darum, bitte ich, versündigen Sie sich nicht und schreiben Sie oft. Der Copist von dem Sie sprechen muß nun wohl in loco sein und ich rechne daher das nächstemal bestimmt auf Bruchstücke, die, was ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche, nicht aus meinen Händen kommen werden. Und nun Gott befohlen! Für heute denk' ich ist's genug. Ich schreibe in großer Eile, denn man hat mich vorbereitet daß Baron Salomon, mit dem das Paket geht, vielleicht morgen schon reist.

Da ich gesonnen bin auch über Genoveva eine neue Abhandlung zu schreiben so würde es mir außerordentlich angenehm sein, wenn Sie mir über die Einwände die ich in meiner früheren Schrift gemacht habe, Ihre Meinung mittheilten. Die Grundidee des Stückes ist mir nicht ganz klar. Die Ihnen und Hofrath Deinhardstein übersendeten Exemplare der Revue sind wahrscheinlich von der Censur mit Beschlag belegt worden. Könnte ich nicht Mitarbeiter der Wiener Jahrbücher werden? Bitte bei Ihrer Antwort meinen Brief vorzunehmen und mir über die verschiedenen Punkte Bescheid zu ertheilen.

Wien den 26ten Februar 47.

Gerade am 1ten Jan. erhielt ich durch Rothschild Ihren Brief nebst dem Heft der Revue. Kurz zuvor, am 27ten Dec., hatte meine Frau mir einen allerliebsten Knaben geboren. Denken Sie Sich: Dieß Kind, das mit einer Lebenskraft ausgestattet war, wie jemals ein's und das mir zur größten Freude gereichte, ist mir am 14ten d. M. plötzlich wieder gestorben! Des Abends um 7 Uhr war es noch gesund und wohl, und um 9 Uhr schon eine Leiche; wir hatten kaum noch Zeit, einen Arzt rufen zu lassen. Ein Herzkrampf, vielleicht durch zu große Fülle von Säften herbei geführt, hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Mit wie festen Banden die Natur knüpft, erfährt man erst in einem solchen Moment; ich habe unsäglichen Schmerz gelitten, so unbegreiflich dieß einem Jeden, der noch nicht erfuhr, daß ein Vaterherz zwischen einem so kleinen Wesen und einem vollständig entwickelten nicht unterscheidet, auch seyn mag. Ich bin bei dieser Gelegenheit Grund-Besitzer geworden, denn ich habe mir ein Grab gekauft und habe also jetzt, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Nun habe ich den Schmerz überwunden bis auf jenen Rest, der ewig bleibt, und Gott sey Dank auch meine arme Frau.

Sicher begreifen Sie, daß Ereignisse dieser Art, das freudige sowohl, wie sein schwarzes Gegentheil, die Thätigkeit des Menschen paralysiren und nehmen es mir deshalb nicht übel, daß ich Ihnen erst jetzt antworte, obgleich ich Ihnen meinen Dank für Ihren schönen Artikel längst hätte abstatten sollen. Dieser mein Dank ist darum um Nichts weniger warm, weil unsere literarischen Gassenbuben Ihren Artikel zu allerlei nichtswürdigen Ausfällen auf mich benutzt haben. Der erste glimpflichere derselben ist ohne Zweifel von Wien ausgegangen: der Verfasser hat sogar aller Wahrscheinlichkeit nach für seinen Zweck dasjenige Heft der Revue benutzt, das Sie Selbst durch die fahrende Post mir übersandten, wenigstens erhielt ich das Letztere nach einer achtwöchentlichen Quarantaine beschmutzt und

aufgeschnitten zugestellt und zwar an dem nämlichen Tage, an dem ich auch das zweite Paquet durch Rothschild bekam. Urheber soll der Baron Zedlitz seyn. Der zweite, gröbere ging von dem Gutzkowschen Stallknecht Schücking aus und ist nicht diesem Wurm, sondern seinem lit. Brotherrn auf die Rechnung zu setzen. Ich schreibe Ihnen das bloß, weil es Sie interessiren könnte, sonst sind alle diese Wespenstiche eben nur Anzeichen der sich allmälig vergrößernden Wirkung meiner Sachen, wie ich aus Vielem und namentlich aus dem sich auf einmal ganz beträchtlich verändernden Benehmen meines Verlegers gegen mich abnehmen kann. Ich nehme die Crisis wahr, veröffentliche hie und da ein Fragment aus meinen ungedruckten Arbeiten und habe die Freude, zu sehen, daß Publicum und Kritik mir bei solchen Gelegenheiten eine zehnfach größere Aufmerksamkeit beweisen, wie früher. Wie sollte mich also verdrießen, was mir eher nützt als schadet und mir für spätere Zeiten zu rücksichtslosestem Verfahren das Recht giebt? Abrechnung halten werd' ich einmal, das ist gewiß!

Da es mir, wie hieraus hervor geht, an Anregungen nicht fehlte, so bin ich auch thätig gewesen. Das Trauerspiel in Sicilien ist geschlossen und hat meine Erwartungen übertroffen; es ist ein höchst eigenartiges Product. An der Julia fehlt nur noch die Schluß-Scene, die aber vielleicht noch lange fehlen wird, da das Stück wiederum gemißdeutet werden könnte und darum liegen bleiben soll, bis ein anderes ihm vorangegangen ist. Dieß Dritte, eine historische Tragödie, habe ich vor zwei Tagen angefangen und den ersten Act fast schon vollendet; es wird sicher diesen Winter noch fertig und eben so sicher auf allen Bühnen Deutschlands gespielt werden. Ein großes Wort, nicht wahr, wie Sie es aus meinem Munde nicht gewohnt sind. Aber ich rede nicht ohne Grund. Meine Productivität ist jetzt sehr groß und das ist bei der fast dreijährigen Pause, in der nichts Ordentliches mehr entstand, natürlich. Und was den zweiten Punct betrifft, so habe ich dies Mal einen Stoff aufgenommen, der den großen Haufen schon durch das Interesse, das er an sich einflößt, für sich gewinnt. Dazu kommt noch das große Darstellungs-Talent meiner Frau, die sicher ist, wofür die Schröder sie erklärt hat: die erste tragische Schauspielerin Deutschlands. Glauben Sie nicht, daß ich als Mann spreche; Sie würden erstaunen, wenn Sie sie einmal in einer ihrer würdigen Rolle sähen. In öffentlichen Blättern lesen Sie natürlich so wenig über sie die Wahrheit, wie über mich; auch sorgt man durch Kabalen und Intriguen aller Art dafür, das sie so selten, wie möglich, beschäftigt wird. Das ist der Welt Lauf.

Zu diesem Allem habe ich noch eine nach meinem Maaßstabe große Abhandlung über den Styl des Dramas für die Rötscherschen Jahrbücher geschrieben. Sie wissen vielleicht noch nicht einmal, daß diese erscheinen werden. Rötscher wandte sich an mich auf eine Weise, wornach ich annehmen darf, daß er doch zwischen mir und anderen großen Dramatikern der Gegenwart unterscheidet; er bat mich dringend um einen Beitrag gleich für das erste Heft, das im April an's Licht treten soll, und erklärte sich mit dem kleinsten zufrieden. Ich habe seit Jahren über Sprache und Styl ein unendliches gedacht und ergriff die Gelegenheit, einmal zu untersuchen, ob dabei etwas Stichhaltiges zu Tage gefördert sey. Solche Arbeiten werden mir, wie Sie wissen, immer schwer und dieß Mal

doppelt, da das Thema an Schwierigkeiten nicht seines Gleichen hat. Ich habe volle vierzehn Tage darauf verwendet und oft, wie man sich bei uns in Holstein auszudrücken pflegt, meinen Kopf nicht mehr gefühlt, bin aber auch für meine Ausdauer belohnt worden, denn, wenn ich mich nicht völlig irre, so habe ich, indem ich an den Sprachbildungs-Proceß selbst anknüpfte und das Grund-Verhältniß, worin der individuelle Geist, der sich einer Sprache zu seinen Einzelzwecken bedient, zu dem allgemeinen des Volks steht, der diese Sprache aus sich erzeugt hat, entwickelte, einen Weg eingeschlagen, der kein einziges bedingendes Moment übersprang und also den Begriffen der Darstellung und der Relation, die für Wissenschaft und Kunst von gleicher Bedeutung sind, ein gehöriges Fundament gegeben. Ich wünschte, daß Ihnen der Aufsatz zu Gesicht käme; er befindet sich bereits seit acht Tagen in Rötschers Händen.

Vom Moloch habe ich die erste Scene in der Europa veröffentlicht und sende sie Ihnen nicht, da Sie dieß Blatt in Paris lesen. Wie man sie in Deutschland beurtheilt, darüber ein Artikel, den mir Campe abschriftlich geschickt und der die Runde durch die Blätter gemacht hat. Statt dieser Moloch-Scene schließe ich Ihnen eine aus dem Trauerspiel in Sicilien bei, in der Sie einen Character von dem ich Ihnen noch nicht schrieb, vollständig haben. Sie halten es meiner Stimmung zu gut, daß ich Ihnen dieß Mal nur schreibe, noch nicht antworte; es soll sicher in meinem nächsten Brief geschehen, dann will ich Ihnen auch eine Haupt-Scene aus der Julia beischließen, und Ihnen namentlich über Genoveva das Verlangte mittheilen. Unendlich würde ich mich freuen, Sie einmal persönlich wieder zu sehen; ginge es doch! Noch heute Abend — es ist 3 Uhr Nachts! — sprach ich mit meiner Frau darüber, die Sie herzlich grüßen läßt. Um ein baldiges Lebenszeichen von Ihnen bitte ich dringend!

Paris den 4. April 1847.

Mein heutiger Brief wird wieder lang werden: rüsten Sie sich mit Geduld. Ich würde Ihnen die Nachrichten die ich Ihnen mitzutheilen habe stückweise haben geben können, wenn Sie mir die Antwort, die Sie in der schätzenswerthen Absicht mir ausführlicher zu schreiben, selbst keine solche nennen, früher hätten zukommen lassen. Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Aufsatz über Ihre Maria Magdalena mittheilen werde. Dies habe ich im November vorigen Jahres denn auch gethan und einen 3 Postbogen starken Brief an Kolb dazu geschrieben, in welchem ich ihm alle Verhältnisse so gut es anging auseinandersetzte. Der Artikel enthielt nicht allein keine Polemik, sondern auch nicht die leiseste Anspielung auf die in der A. A. Zeitung auf Sie gemachten Angriffe, unterzeichnet hatte ich ebenfalls nicht und so war Kolb gar kein haltbares Motiv gegeben, die rein wissenschaftliche, dabei aber keineswegs abstrakte Arbeit zurückzuweisen. Da ich aber vorher schon mit den Tübinger Jahrbüchern in Verbindung getreten war, deren Redaction mich zu ihrem hiesigen Correspondenten gemacht hatte, so ersuchte ich Kolb, im schlimmen Falle den Aufsatz an Dr. Schwegler nach Tübingen zu senden. Dieser hatte Grund die Verbindung mit mir aufrecht zu erhalten, denn die Redaction der „Revue nouvelle“ hatte mich beaufragt ihn zu einem Aus-

tausch der Journale aufzufordern, der ihm sehr angenehm war. Auch den Cottaschen, Brockhaus'schen und mehreren Berliner und sogar Wiener Journalen wurde gleichzeitig ein Austausch offerirt und die Nummer vom 1. October 1846, in welcher sich mein Aufsatz über Sie befand, in mehr als 30 Exemplaren als „Epreuve“ nach Deutschland geschickt. Es lag im Interesse meiner Redaction grade diese Nummer zu wählen, damit man in Deutschland sähe daß die Revue vorhabe sich mit deutschen Zuständen, für deren Darstellung sie mich auch wirklich engagirt hat, zu beschäftigen. Im Laufe der Correspondenz theilte ich Schwegler mit daß ich mir längst vorgenommen habe in der Revue einen Aufsatz über Vischer und Rötscher zu veröffentlichen; er würde mich sehr verbinden, mir da die Franzosen dies schlechterdings verlangen, biographische Notizen über Vischer mitzutheilen. Letzterer ließ sich hierauf recht freundlich bei mir bedanken und Schwegler übersendete mir die gewünschten Noten. Da die Augsburger Zeitung den Artikel nicht brachte und mich über sein Schicksal ganz unbelehrt ließ, bat ich sie wiederholt um Entscheidung und bereitete Schwegler mit der Bitte auf den Empfang der Arbeit vor, er möchte mir unverzüglich Bescheid geben. Dezember, Januar und Mitte Februar vergingen ohne daß ich Antwort erhielt; endlich aber finde ich eines Tages meinen Aufsatz, der mit Buchhändler-Gelegenheit 6 Wochen auf der Reise war, vor, mit einem Briefe von Schwegler, der damit beginnt: einige Tage vor der Ankunft meines Aufsatzes habe ihm Vischer einen über dasselbe Thema versprochen und er müßte ihm also den Vorzug geben. Was sollte ich zu einer solchen Handlungsweise sagen? Ich hatte ihn bevor der Aufsatz noch ankam vorbereitet und um schnellen Entscheid gebeten; anstatt mir nun einfach durch einen Postbrief anzuzeigen, daß der Artikel in Tübingen zu meiner Disposition liege, sendet er ihn mir durch die längste Gelegenheit zurück und legt, anstatt mir dieß wenigstens pr. Post zu schreiben seine Antwort in das Paket. Ich schrieb hierauf einen scharfen Brief nach Tübingen, über den er und Vischer wahrscheinlich verletzt sein werden. Nun sendete ich den Aufsatz pr. Briefpost an Hand nach Jena, an dessen Literatur-Zeitung ich mitarbeite und bat ihn, ihn im schlimmen Falle an Kühne zu senden. Wieder keine Antwort. Endlich, nach wiederholter Anfrage, antworten Hand und Kühne an demselben Tage; 23. März, ersterer: „die Jenaische Literatur-Zeitung könne auf poetische Werke nur wenig eingehn“ und letzterer: „in solcher Ausdehnung wie Ihr Artikel über Hebbel's M. M. sich ergeht, können nur vorzugsweise kritische Blätter Aufsätze bringen.“ Ich sollte ihn Rötscher schicken meinte Kühne. Ersterer hat nun bereits für die erste Nummer der Jahrbücher einen Aufsatz von mir, der einem Cyclus von Abhandlungen „über die dramatische Literatur der Franzosen“ angehört und als No. 1 vom Wesen des französischen Dramas spricht. Rötscher hat mir voll Wärme und Offenheit auf meine ihm schon vor längerer Zeit gemachte Offerte an den Jahrbüchern mitzuarbeiten, geantwortet und den ersten Aufsatz für die Probenummer gewünscht, so daß ich die Freude haben werde Ihr Nachbar zu sein. Der Brief ist vom 17. Februar und sagt unter Anderm: „ich heiße Sie mit größter Freude als Mitgenossen an dem Unternehmen herzlich willkommen. Was kann mir willkommener sein, als von einem Manne, der mit deutscher Wissenschaft vertraut ist, Anschauungen über

französisches Drama, französische Bühnenzustände zu gewinnen." Zugleich hat er mich autorisirt wen ich in Paris für fähig hielte zur Mitarbeiterschaft aufzufordern. Ich habe nun den Prospectus zu den Jahrbüchern in der Revue nouvelle auszugsweise übersetzt und lege ihn hier bei. Kühne habe ich ersucht den Aufsatz an Rötscher zu schicken. Auf den Vischer's, der allernächstens erscheinen muß, bin ich sehr begierig. Ich habe ihn in dem Briefe an Schwegler mit der Anspielung geneckt: daß er behauptet habe, in unserer Zeit könne kein Künstler gedeihen. Dann sagte ich, ich hätte so genau vorher gewußt, daß eine Zeit kommen werde, in welcher Vischer und Rötscher sich mit Ihnen beschäftigen würden, daß ich Kolb mit förmlicher Gewißheit versichert hätte, die genannten Herren würden bald „ihr Votum" abgeben, er möchte sich daher von ihnen nicht zuvorkommen lassen. Ich hatte dies in meinem Briefe an Kolb wirklich gethan. Was den Aufsatz selbst anbetrifft so werden Sie mit ihm zufrieden sein; übrigens ist nur die erste Hälfte davon auf Reisen und das Ganze ist so stark als mein erstes Schriftchen über Sie. Wundern Sie sich nicht über meine Ergüsse; ich schwätze vor lauter Freude über den glänzenden Artikel den die Augsburger Allg. Ztg. am 31ten März über Sie brachte. Meinen Freunden im Lesekabinete kommt er wie ein Paß meines Enthusiasmus vor, der ihnen jetzt erst gerechtfertigt scheint. So sehr ich sie auch bearbeitet hatte, so sehr gefiel es ihnen doch, sich über die beständigen Variationen meines Lieblingsthemas hinter meinem Rücken zu moquiren. Welch ein Sieg! Wir vermuthen daß Brokesch die △-Correspondenz gemacht hat; gesegnet sei die Hand die Ihnen diese Fackel angezündet.

Am 3ten May. Diesen Brief mußte ich, wie Sie sehen einen ganzen Monat lang unterbrechen. Am Tage an welchem ich den ersten Bogen schrieb, kriegte ich Fieber und kränkelte einige Zeit, dann nahmen mich Familien-Verhältnisse so in Anspruch, daß ich Nichts als sie bestreiten konnte. Dieser Aufschub setzt mich in den Stand, das vor 4 Wochen verlassene Thema berechtigter als je aufzunehmen, denn gestern sandte mir Fues aus Tübingen das May-Heft der Jahrbücher zu, in welchem sich Vischer's Aufsatz über Sie befindet. Er gefällt mir nicht, und was mehr ist, auch Vischer selbst nicht. Abgesehen davon daß er Ihre künstlerische Bedeutung im Allgemeinen entweder nicht kennt oder nicht kennen will, ist er selbst auf dem rein partikulären Standpunkte den er Ihnen einräumt noch obendrein ungerecht. Er „nergelt" und es scheint ihm leid zu thun daß die Natur sich seinem Machtspruch: in unserer Zeit können keine Künstler gedeihen, nicht tiefer zu Gemüthe gezogen hat. Vischer hat nicht nur meine französischen, sondern, wie ich aus einigen Stellen seiner Kritik deutlich sehe, auch das Manuscript meines noch ungedruckten Aufsatzes gelesen; stellt aber, obgleich ihm eine Seite der Grundidee des Stückes, wenn auch wie er selbst sagt, spät bekannt wurde, Alles auf den Kopf. Ich lasse mir nun das Manuscript meines Aufsatzes von Berlin zurückschicken und bearbeite es mit Rücksicht auf Vischer's Kritik; ich werde ihm die Wahrheit sagen und sollte ich mich auf immer mit ihm überwerfen. Sollten Sie die Jahrbücher wegen ihrer radikalen Tendenz (der Ton der in ihnen herrscht ist mir aus ästhetischen Gründen in der Seele zuwieder) in Wien nicht zu Gesichte bekommen, so lassen Sie mich's nur wissen; ich schicke sie Ihnen alsdann durch Rothschild zu.

Nun auch etwas von mir! Ich verlebe ein furchtbares Jahr. Zu Anfang desselben starb mein Vater und drei Monate des wildesten Schmerzes waren noch nicht im Stande mich recht daran glauben zu lassen. Die Größe dieses Unglücks für mich und meine theilweise noch unmündige Familie ist nicht zu ermessen. Ich habe immer mit dem geheimen Gefühle vorwärts gestrebt meinem Vater durch meinen Fortschritt eine Freude zu machen; jetzt da ich fühle daß das Maß meiner Kraft mich weniger der Gesellschaft als einem geschlossenen Kreise von Freunden und Verwandten wird angehören lassen, ist mir der Verlust des nächsten doppelt unersetzlich. — — — — Auch andere Verluste habe ich erlitten. Sie erinnern sich daß ich Ihnen oft von Gustav Häuser in Berlin, einem meiner Jugendfreunde sprach, der immer mit soviel Pietät an Marx hing und wirklich auch dessen bedeutenster Schüler war. Er hatte mir im vorigen Jahre viel über seine Werke, Pläne u. s. w. geschrieben, namentlich aber von einer Fest-Ouverture die er sehr hoch schätzte. Da ich mit Habenek der die Conservatoir-Concerte dirigirt befreundet bin, sprach ich ihm von Häuser und nachdem er mir Hoffnung gegeben hatte etwas von ihm aufzuführen, schrieb ich nach Berlin man möchte mir die Ouverture hierhersenden. Dies geschah, ich legte sie Habenek vor und nachdem er sie lange genug bei sich behalten hatte, gab er sie mir eines Tages mit dem Bemerken zurück: „c'est faible!“ Ich war überzeugt daß Habenek das Werk nicht genau angesehen hatte, was um so wahrscheinlicher ist, als man mich später versichert hat, er sei im Partitur-Lesen sehr ungeübt. So sandte ich das Werk nach Berlin zurück. Einige Zeit darauf las ich in den Zeitungen, ein junger talentvoller Musiker habe sich, wahrscheinlich weil eine seiner Ouverturen am Conservatoir zu Paris nicht angenommen worden sei, entleibt. Ich wagte anfangs nicht diese Nachricht auf Häuser zu beziehen, bis ich bestimmte Kunde von Berlin erhielt, derzufolge Häuser sich in die Spree gestürzt hat. Wie furchtbar ist doch das Leben! Vielleicht legt diesmal meine Stimmung Fürbitte bei Ihnen ein, daß Sie mir eher schreiben als sonst. Theilen Sie mir doch Ihren Reiseplan mit, vielleicht führt uns das Schicksal näher zusammen; ich habe nöthig durch Freundeswort aufgerichtet zu werden. Leben Sie wohl, lieber Hebbel und grüßen Sie Ihre Frau bestens von mir.

Heine ist schrecklich krank.

Ist's Eitelkeit oder der Wunsch Ihnen auch eine tröstliche Nachricht zu geben, was mich diesen Brief wieder öffnen und hinzufügen läßt, daß meine letzten Arbeiten Ihnen Freude machen werden?

Wien den 27ten Mai 1847.

Wüßten Sie, welch einen Brief ich soeben beendigt und fortgeschickt habe, Sie würden laut auflachen. Sie erinnern sich doch noch unseres Disputs über Opern-Gedichte, von denen ich behauptete, daß sich nie ein Poet damit befassen würde, Sie das Gegentheil? Nun wohl, eben habe ich mich, in einem beschränkten Sinn, zur Anfertigung eines solchen bereit erklärt! Damit Sie nicht zu sehr triumphiren: Herr Schumann aus Dresden schrieb mir, daß er sich meine Genoveva von einem dortigen Dichter zu einem Opern-Gedicht habe umschreiben lassen, daß er es aber zu matt und tiradenmäßig finde und daß ich ihm eine

besondere Freude machen werde, wenn ich es überarbeiten wolle. Dazu habe ich mich denn verstanden, obgleich ich bei völliger Unkenntniß der musikalischen Anforderungen nicht weiß, was dabei heraus kommen soll. So rächt sich das Leben für jede Abstraction.

Verzeihen Sie diesen Anfang. Ihren Brief habe ich mit der größten Theilnahme gelesen. Sie wissen, ich selbst bin diesen letzten Winter vom Schicksal hart geprüft worden; wie Sie einen Vater, habe ich ein Kind verloren. Der Schmerz hat sein heiliges Recht, man kann ihn so wenig unterdrücken, wie eine Krankheit, aber man kann mit ihm kämpfen und er ist die einzige Probe der Ideen, nur durch ihn ersehen wir, was sie werth sind. Ich kann sagen, daß diejenigen, zu denen ich durchgedrungen bin, mir nicht allein Stand halten, sondern daß es mir auch bald gelingt, mich in sie hinein zu retten. Nur muß man auch hier ein Hausmittel nicht verschmähen und so lange die Elemente selbst noch nicht wirken wollen, den Pflanzensaft, den man ihnen abgewonnen hat, an ihre Stelle treten lassen, um ihnen den Weg zu bahnen. Nach meiner Erfahrung hilft Nichts, als die unablässige Bemühung die Gedanken von dem Verlust abzulenken und uns Alles, was uns etwa durch seine sinnliche Gegenwart an ihn erinnert, aus den Augen zu schaffen. Das ist nicht egoistisch, dem Universum gegenüber gewiß nicht, denn dieß rechnet eben auf unser'n Selbsterhaltungstrieb und unser Selbstherstellungsvermögen; dem Todten gegenüber aber auch nicht, denn jeder Todte nimmt dasjenige aus uns mit, was ihm allein gehörte, der Vater z. B. Alles, was Sohn am Menschen ist, und es handelt sich nur darum den Ueberschuß zu retten. Könnte man Theilnahme beweisen, ohne sie auszusprechen, ich würde ganz schweigen.

Nun zur Antwort. Zuerst zu einem Punct, über den wir uns verständigen müssen. Sie erinnern mich im Eingang Ihres Briefs daran, daß meine letzte Erwiederung nach meiner eigenen Bezeichnung keine solche gewesen sey. Das ist wahr. Dennoch bin ich zu einer ausführlicheren außer Stande. Je mehr die Leichtigkeit des Producirens bei mir steigt, je mannigfaltiger und bunter meine dichterische Welt sich aus einander breitet, je größer wird meine Unfähigkeit, mich über die Principien, denen meine Natur dabei folgt, auszulassen. Ein Aufsatz kostet mir mehr, als eine Tragödie. Der kleinen Abhandlung über den Styl des Dramas in Rötschers Jahrbüchern z. B. habe ich eine solche geopfert, und diesen Preis gehörig erwogen, darf ich doch schwerlich mit ihr zufrieden seyn, obgleich sie das Wenige, was sie abmacht, ganz abmacht. Dasselbe gilt von wissenschaftlichen Briefen, wie ich sie schreiben müßte, wenn ich Sie in Ihren Entwicklungen begleiten sollte. Wie wahr dieß Alles ist, möge Ihnen ein empirisches Kriterium darthun. Mir gewährt ein Lessingscher Aufsatz, eine Schillersche oder Humboldtsche Abhandlung jetzt einen höheren Genuß, als ein Sophocleisches oder ein Shakespearisches Drama, obgleich ich recht wohl weiß, daß sie nicht viel gegen ein solches bedeuten. Als ich diese Erfahrung zuerst machte, hat sie mich, wie eine Abnormität, geängstigt, ich fand aber bald den Schlüssel dazu. Aufsätze und Abhandlungen dieser Art kann ich meiner Natur nach nun und nimmer hervorbringen, wenn die mir verliehenen einzelnen Kräfte auch in's Unendliche potenzirt würden; wohl aber, vorausgesetzt natürlich, daß das Letztere geschähe,

vollendete Dramen, denen meine unvollendeten wenigstens vorarbeiten. Darum nöthigen jene mir mehr Erstaunen ab, wie diese, und ich habe in nachstehendem Epigramm auf Goethe:

„Was ich selber vermag, das darf ich an Ander'n verachten;
Darum schelt' ich dich nicht, daß du geschwiegen zu Kleist!“

meine innerste Ueberzeugung ausgesprochen. Lassen also auch Sie mich gewähren. Ich räsonnire wohl über die Kunst, weil ich mir diese Probe des Talents nicht ersparen darf, aber ich habe dabei keinen anderen Zweck, als den der subjectiven Beruhigung und bin dazu eigentlich nur mündlich geschickt, wo ein sprung- und stückweises Verfahren am Ort ist. Dagegen habe ich das wärmste Interesse für fremdes Räsonnement und finde den höchsten Lohn meiner Bestrebungen, wenn diese mit meiner Praxis übereinstimmen. Dieser Lohn wird mir namentlich bei dem Ihrigen sehr oft zu Theil.

Die Mittheilungen, die Sie mir über Ihre Bemühungen zu Gunsten meiner Arbeiten machen, können mich nur erfreuen, wenn ich mich erinnere, daß Sie nicht Freund meiner Productionen geworden sind, weil Sie der meinige waren, sondern daß Sie mein Freund wurden, weil Sie Sich von meinen Productionen angezogen fühlten. Wohl dem, dem ein selbstständiger Geist so viel Theilnahme zuwendet; sie ist an sich, noch ganz abgesehen von den Wirkungen nach außen, eine Quelle des Trostes und des bei der Stumpfheit der Welt nicht selten nachlassenden Selbst-Vertrauens, ohne das die menschliche Thätigkeit auf keine Weise bestehen kann. Bei Ihnen kommen nun noch sehr verschiedene Wirkungen nach außen hinzu und so bin ich Ihnen zu doppeltem Dank verpflichtet. Doch darf ich nicht so egoistisch seyn, blos diese Seite in's Auge zu fassen. Mir nützen Sie, das ist gewiß; aber erwägen Sie wohl, ob Sie Sich selbst nicht schaden. Ich bin in meiner völligen Isolirtheit und Einflußlosigkeit ohne Zweifel ein Schriftsteller, dem gegenüber sich die Uneigennützigkeit einer liebevollen Kritik von selbst versteht; dennoch hat man Ihnen, wie Sie wissen, Ihren Aufsatz in der Revue boshaft verdreht. So etwas würde Ihnen nicht begegnen, wenn Sie Ihr kritisches Talent, statt es an problematische Hervorbringungen, wie die meinigen, zu verschwenden, Werken von entschiedener Bedeutung und abgemachtem historischen Werth zuwendeten, wenn Sie z. B. Kleist einmal vornehmen, über den ich selbst gern alles geschrieben haben mögte, was ich leider nur noch gesprochen habe, und über den sich Unendliches sagen läßt, sowohl im positiven als im negativen Sinne. Ihre Abhandlung über das französische Theater in Rötschers Jahrbüchern, unstreitig die beste, die darin steht, wird sicher keinen Widerspruch erfahren; Ihre Abhandlung über meine M. M. vielleicht, obgleich sie nach Rötschers eigner Bemerkung — er schrieb mir vorgestern und erwähnte Ihrer Arbeit — durchaus objectiv gehalten ist. Ich halte es für eine Gewissenspflicht, Sie auf dieses Alles einmal aufmerksam zu machen, kann jedoch in Wahrheit hinzufügen, daß ich wirklich in Deutschland, wenn auch langsam, Terrain zu gewinnen anfange und daß Sie also, wenn Sie auch der Mißdeutung ausgesetzt sind, Ihre Bemühungen wenigstens nicht an eine von vorn herein verlorene Sache wegwerfen. Nun habe ich meine Pflicht erfüllt!

Auf Vischer's Aufsatz bin ich doch neugierig und nehme Sie bei'm Wort,

mir ihn zu senden, da er mir hier sicher nicht zu Gesicht kommen wird. Uns're philosophischen Kritiker thun schon unendlich viel, wenn sie sich überhaupt nur mit uns beschäftigen; daß es auf theilnehmende und in's Wesentliche eingehende Weise geschehen sollte, ist nicht zu verlangen. Vischer nun namentlich citirt ruhig die Schillerschen Werke, und darunter die Braut von Messina, als zweifellose Meisterstücke und bricht ungeachtet so großer Pietät gegen die Vergangenheit ohne Federlesen über Gegenwart und Zukunft den Stab. Dennoch ist sein Urtheil nicht bloß aus äußeren Gründen, sondern auch aus inneren für mich von Wichtigkeit, da der Unglaube der Zeit an sich selbst, der freilich auch in jedem productiven Gebiet nur Ausnahmen zuläßt, in ihm seine bedeutendste Manifestation gefunden hat. Uebrigens mögte ich, sein Urtheil über die Maria Magdalena mag nun ausgefallen seyn, wie es will, prophezeien, daß er über den Diamant ganz anders urtheilen wird. Diesen habe ich erscheinen lassen und Campe beauftragt, ihm ein Exemplar zu senden. Bis jetzt hat sich noch Niemand über ihn geäußert, man wird das Product nicht anzufassen wissen. Mir macht es größere Freude, wie ein's der früheren, und ich bin überzeugt, daß Sie dem Buch auch mehr abgewinnen werden, wie Sie der Vorlesung in Paris nach Ihrer beiläufigen Aeußerung bei Gelegenheit des Trauerspiels in Sicilien abgewonnen zu haben scheinen. Ich schließe Ihnen ein Exemplar bei. Ebenfalls ein Exemplar eines hier herausgekommenen Sammel-Werks: der Salon! mit der Einladung des Herausgebers zur Mitarbeiterschaft, in welchem Sie zwei Novellen von mir finden, deren erste: Anna! mein dichterischer Erstling ist, und, wie mir däucht, schon den ganzen Vater repräsentirt. Die zweite: Nepomuk Schlägel! ist mir lieb, aber Niemand fast kann sie ausstehen. Sagen Sie mir ein Wort über die Sachen und auch, wie Ihnen Engländer's Arbeiten vorkommen. Ich bin eng mit ihm befreundet, er ist der einzige Mensch in Wien, mit dem ich umgehe und noch sehr jung, so daß noch viel aus ihm werden kann.

Das Trauerspiel in Sicilien erscheint nächstens in J. J. Weber's Novellen-Zeitung und ich werde Ihnen einen Abdruck übermachen. Da Sie Sich über die Ihnen von mir gesandte Scene nicht geäußert haben, so sparen Sie Ihr Urtheil jetzt auf, bis Sie das Ganze haben. Ihren Vorschlag das Stück eine Tragikomödie zu betiteln, werde ich bei der Separat-Ausgabe jedenfalls befolgen, jedoch nicht, ohne mich über die Gattung selbst zu äußern.

In der zweiten Hälfte des July werde ich mit meiner Frau nach Leipzig gehen, wohin mich Manches ruft. J. J. Weber will mit mir wegen einer Gesammtausausgabe meiner Sachen unterhandeln, die Theaterdirection wegen eines neuen Stücks. Ob ich mich zu jener schon entschließen werde, ob ich überhaupt, da ich mit Campe keine Contracte habe, zu einer solchen berechtigt bin, weiß ich noch nicht, aber erfahren werde ich endlich, wie Alles steht. Auch Ruge werde ich wieder sehen, wir correspondiren mit einander, er ist jetzt ein Liebhaber meiner Schriften, auch ich lese die seinigen mit Nutzen und Vergnügen. Könnten wir uns irgendwo treffen, Sie und ich, so wäre das mir unendlich lieb! Was hätten wir nicht Alles zu besprechen.

Mit meiner neuen Tragödie will ich Sie überraschen, darum sag' ich Ihnen noch nicht den Namen. Die wird, schon des Stoffs wegen, auf alle Bühnen

gelangen. Was die Form anlangt, so habe ich mir vorgenommen, einmal ein Bild der unbedingtesten Nothwendigkeit zu wagen. — Lassen Sie auf die Fortsetzung Ihres trefflichen Aufsatzes in den Jahrbüchern nicht lange warten und noch weniger auf einen Brief, dem Sie dann wohl Vischer's Aufsatz beischließen.

Paris den 10ten July 1847.

Das Paket kam mir, wahrscheinlich weil es diesmal volumnöser war als sonst erst dieser Tage zu. Ich beeile mich Ihnen so schnell als möglich zu antworten, weil ich fürchte, mein Brief könnte Sie nicht mehr in Wien antreffen. Vischer's Aufsatz habe ich Vaquez, einem jungen Franzosen, der sehr gut deutsch und in's Morgenblatt schreibt („Nachtseite des Pariser geistigen Lebens") geliehen, weil er mir versprochen hat über Maria Magdalena in die Revue indépendante zu schreiben. Die betreffende Nummer soll heute erscheinen und jetzt (6 Uhr Morgens auf dem Lande) weiß ich noch nicht ob ich Vischer's und Vaquez Aufsatz werde beischließen können. Ich gehe deswegen aber direct nach Paris und verspreche Ihnen, daß wenn dieser Brief heute allenfalls ohne die Papiere abgeht, ich Ihnen dieselben morgen oder übermorgen nachsenden werde. Ihre Novellen haben mir wieder einen großen Genuß verschafft, namentlich ist „Schlägel" höchst eigenthümlich: ein ganzer Typus, der die Harpyien der Menschheit repräsentirt. Dieses cynische Benagen des Lebens und der Schönheit haben Sie in dieser Freudenjagd mit Meisterzügen dargestellt. Sehr interessant sind mir auch Engländer's Arbeiten: Sie scheinen dieses entschiedene Talent trefflich präparirt zu haben, denn ich finde in den kritischen Skizzen ganz Ihre Ansichten wieder. Doch gehört zu so schneller und verhältnißmäßig leichter Verdauung jedenfalls eine tüchtige Natur, aus der wie Sie richtig bemerken, noch sehr viel werden kann. Wenn ich Engländers Verdauung eine verhältnißmäßig leichte nenne, so habe ich dabei die moralischen Wiederkäuungen im Auge, die Sie ihm erschwert haben mögen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er in Faustin nicht einen Theil jener Seelenkämpfe die er Ihnen gegenüber ausgestanden hat, niederzulegen suchte. Jedenfalls sah er heller als Mosenthal, hat vielleicht zu Ihrer Freundschaft aber auch mehr Recht und — Glück gehabt als er. Sie verstehen mich. — In Faustin ist der tragikomische Neid den eine kleinliche Natur einer großen gegenüber empfindet trefflich dargestellt, nur ist es, meiner Ansicht nach ein Fehler, daß der Mord nicht aus krankem Pathos sondern aus Diebs-Absichten geschieht. Man meint Faustin hätte sich, wenn er gegen Dagobert so wüthet, eine Gelegenheit zum Morden ausgesucht; er ohrfeigt sich wie Schlüter*) um Courage zu kriegen und erhebt den Mord so zu einer gemeinen Handlung, währenddessen er zwischen einer relativ mit Nothwendigkeit erzeugten und zwischen Begebenheit in der Mitte hätte schweben müssen. Das erste Stück aus dem Literatur-Blatt variirt eine Grundreflexion zu oft und bekommt dadurch etwas Hohles; ich glaubte Anfangs, der Dichter habe Faustin zum Autor einer flachen Lobrede auf Dagobert machen wollen, was in dieser Situation gewiß kein ungeschickter Zug gewesen wäre. Das Plagiat aber ist ein offenbarer Compositions-

*) Eine Gestalt in Hebbel's Lustspiel „Der Diamant."

fehler, das den Helden vom Tragischen in's Gemeine hinabstürzt. Recht lebendig erzählt ist die andere Novelle: Andrews und die kleineren Aufsätze verrathen ein bedeutendes Talent. Am Salon (warum grade dieser Titel) will ich gerne mitarbeiten und mit einer Abhandlung über den Diamant den Anfang machen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Rötscher bin ich indeß in ein sehr intimes Verhältniß getreten und sein letzter Brief überhäuft mich mit dem freundlichsten Lobe, das offenbar übertrieben ist. Rellstab hat in der Voß'schen Zeitung vom 22. Juny geschrieben: im 2.ten Hefte der Jahrbücher habe namentlich mein Aufsatz über M. Magdalena durch Klarheit des Gedankens und Schärfe des Ausdruckes angesprochen „wie überhaupt dieser Mitarbeiter uns ausgezeichneten Berufes dünkt in Angelegenheiten der dramatischen Dicht- und Darstellungs-Kunst das Wort zu nehmen." Dasselbe Heft enthält auch den Anfang meiner Pariser Dramaturgie in welchem regelmäßig alle neuen Stücke besprochen werden sollen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Haben Sie „Lorm's Poetische Schwingen und Federn von Wien" gelesen? Ein interessantes Buch, bei welchem mir Hartmann stark betheiligt scheint. Welche Gemeinheit Meißner ausgelassen zu haben! Lassen Sie mir jedenfalls das Trauerspiel in Sizilien zukommen, den Diamant hatte ich mir bereits angeschafft und als Ihr Exemplar ankam, war mein Aufsatz darüber schon fertig. Für die gesandten Literarien meinen herzlichen Dank. In Leipzig werden Sie wahrscheinlich Laube kennen lernen, der meiner neulich in der Augsb. Allg. Ztg. halb freundlich halb ironisch erwähnt hat. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann der leider in den höchsten Sphären der Kunst nicht Bescheid weiß und auf dem einzig rechten Wege zu sein glaubt. Ihre Abhandlung über den Styl des Dramas ist das größte Meisterstück das ich im spekulativ concipirenden Genre kenne: ein wahres Zahlen-Gebäude von logischer Schärfe und formeller Reinheit und so entschieden über Alles was das Heft der Jahrbücher enthält hervorragend, daß der der seinen vollen Werth zu fassen vermag zu den Eingeweihten gehört und durch sein Schweigen eine größere That vollbringt als tausend Skribenten mit ihren vermeintlichen Produktionen. Dies ist meine innigste Überzeugung. Hier hat die Abhandlung keiner von denen die sie lasen verstanden und für Meißner war sie reiner „Bischoff", worüber ich mich so sehr ärgere, daß ich so oft er und andere wie Eduard Seuffert z. B. etwas über Sie von mir herausziehen wollen, das Gespräch abzubrechen mich bemühe. Rötscher schrieb mir, daß ein junger Schauspieler*) ihm einen räsonnirenden Dialog über den Diamant gesendet habe, den er gleichsam als Einleitung zu seinem eigenen Aufsatze, der später folgen soll, veröffentlichen wird. Möge sein Urtheil gerechter sein als das Vischer's, der obgleich er M. M. ein Meisterstück nennt, die pedantischen Eigenschaften eines deutschen Professors zur Schau tragend, doch mit wahrem Vergnügen daran gemäkelt hat. Die Note die ich über seinen Aufsatz mit meiner Kritik veröffentlicht habe, trifft den Nagel auf den Kopf und wird ihm empfindlich sein. Welch eine Lächerlichkeit einem Manne wie Ihnen gegenüber den Professorton

*) Emil Palleske.

anzuschlagen und zu gestehen, er habe im Unmuthe über das Vorwort das Buch an die Wand geworfen! Ich muß schließen, denn ich habe eine gute Stunde nöthig um „en ville“ zu gehen und die Journale für Sie zu präpariren wenn's möglich ist. Herzliche Grüße an Ihre Familie.

Bleibende Adresse 43 quai des Augustins.

Soeben erhalte ich durch Seuffert das Heft der Jahrbücher von Vaquez zurück und sende Ihnen, da die Revue indépendante erst heute Abend erscheint, Vischer's Aufsatz, ohne den von Vaquez, diesen jedoch bei nächster Gelegenheit.

Paris den 7ten August 1847.

Soeben erfahre ich durch die Augsb. Allg. Ztg. daß Sie bereits in Leipzig sind, und da Sie meinen Brief in welchem ich Ihnen Vischer's Aufsatz beigeschlossen hatte von Wien aus nicht mehr beantwortet haben, so vermuthe ich daß er Sie dort nicht mehr antraf. Oder sollte Mosenthal seine Besorgung vernachlässigt haben? Ich ersuchte Sie mir den Weg Ihrer Rückreise näher zu bestimmen, damit ich es möglich machen könne irgendwo mit Ihnen zusammenzukommen, vielleicht in Straßburg, durch welche Stadt Sie, wenn Sie an den Rhein gehen, zurückreisen müssen. In derselben Nummer welche die Nachricht von Ihrer Anwesenheit in Leipzig brachte, war auch das Trauerspiel in Sizilien angekündigt, auf das ich im höchsten Grade gespannt bin. Vergessen Sie nur nicht Weber Auftrag zu ertheilen, daß er mir ein Exemplar durch die hiesige Frank'sche Buchhandlung zukommen läßt. Bevor ich ein Exemplar des Diamant von Ihnen empfangen hatte, schrieb ich an meinen Bruder in Hamburg daß er sich von Campe ein Exemplar für mich erbitten solle. Er antwortet mir, nie sei Campe so grob gewesen, er habe meinen Brief zu sehen verlangt und das Buch endlich herbeigeholt. Mein Bruder warf es ihm vor die Füße und entfernte sich und als Campe ihm einige Tage darauf in der Promenade begegnete, entschuldigte er sich damit, daß er an jenem Tage Verdrießlichkeiten im Geschäft gehabt habe. Mein Bruder hat das Buch aber dennoch nicht angenommen. Ich erkläre mir die Sache nicht anders als daß Campe eine wirksame Besprechung Ihrer Werke lieb und unlieb zugleich ist, da er wohl weiß, daß Sie sich, an einem gewißen Punkte angelangt, doch einmal von ihm losmachen könnten. Er will erst noch mehr von Ihnen verlegt haben, „die Sachen, denkt er, liegen mir lange gut.“ — Der liberale Campe ist doch eigentlich Conservativer: Ihr Ruf soll sich hübsch gesetzmäßig und nicht gewaltsam entwickeln.

Da ich nicht weiß ob Engländer meine Kritik des Diamant in den Salon einrücken will oder nicht, so kann ich auch nicht darüber disponiren und dies ist mir um so unangenehmer, als ich hier Streitigkeiten über das Stück hatte, unter andern auch mit Ziska = Meißner. Einige von meinen hiesigen Bekannten halten mich für einen Narren. Der Genuß den mir der Diamant verschafft ist unbeschreiblich; ich bin auf Rötscher's Kritik und auf den Dialog über Ihre Werke, der ihm, wie er mir schreibt von einem jungen Schauspieler zugekommen ist, sehr gespannt. Maria Magdalena übersetzt Vaquez in's Französische und zwar in der bestimmten Absicht das Stück aufführen zu lassen. Von Einigen habe ich über

meine Kritik desselben in den Jahrbüchern große Complimente erhalten. Thun Sie mir doch den Gefallen meine Kritik der Marion Delorme von Victor Hugo in der „Dramaturgie“ desselben Heftes zu lesen, wie überhaupt auch das Stück, von welchem ich eine nicht Jedem fühlbare Seite berührt habe, die Sie interessiren wird, weil sie den Dichter auf einem Standpunkte zeigt, der dem den Sie in der Maria Magd. einnehmen, geradezu entgegengesetzt ist.

Grüßen Sie Ihre Frau freundlichst von mir und entschuldigen Sie mein in höchster Eile gefertigtes schlechtes Schreiben.

Ihre beiden Briefe habe ich empfangen, aber erst nach meiner Zurückkunft in Wien. Daraus folgt, daß es mir unmöglich war, Ihnen über meine Reise etwas Näheres zu schreiben, als Sie schon wußten. Wir sind in Berlin, Leipzig und Dresden gewesen und dann über Prag, also auf directestem Wege, zurückgekehrt und haben uns überall nur kurze Zeit aufgehalten. Dazu zwangen uns Zeitmangel und Casse. Wie gern ich mit Ihnen zusammen getroffen wäre, wissen Sie, ich würde untröstlich gewesen seyn, wenn ich Sie verfehlt hätte. Daß dieß nicht der Fall gewesen seyn kann, sehe ich wenigstens mit Freude aus Ihrem zweiten Brief. Sie sprechen vom Rhein und von Straßburg. Davon waren wir weit entfernt.

Die Reise hat mir viel Vergnügen gemacht und wird bei den vielen persönlichen Beziehungen, die ich theils aufzufrischen, theils ganz neu anzuknüpfen Gelegenheit fand, auch Folgen für mich haben. In Berlin sah ich meinen alten Freund Cornelius wieder und machte Rötscher's Bekanntschaft. Rötscher ist ganz der Mann nach meinem Herzen: tief und bestimmt. Wir sind uns sehr nahe gekommen und ich erwarte ihn Tag für Tag in Wien, wo er mir meinen Besuch heim zu geben gedenkt. In Leipzig war ich die meiste Zeit mit Ruge zusammen, den ich zwar in einen natürlichen Feind der Schriftsteller, in einen Buchhändler, verwandelt antraf, der mir aber trotzdem viel Liebes und Gutes erwies. Auch Kühne sah ich öfter und fand meine Vorstellung von seiner Persönlichkeit durchaus bestätigt. Sein Kreis ist gewiß anders abgesteckt, als der meinige, was aber von dem meinigen in den seinigen hinein ragt, wird er gern und willig anerkennen und das Uebrige ignoriren. Bei Kühne traf ich Laube, den ich mit Ihnen — und was will man mehr? — für wahr und ehrlich halte. Ich speis'te den anderen Tag bei ihm und fühlte mich in seiner Häuslichkeit sehr wohl; er erzeigte mir und meiner Frau sogar einen großen Gefallen. In Dresden sah ich Niemand, der Regen verhinderte uns an einem längeren Aufenthalt und der einzige Mensch, den ich dort besuchte, weil er mir nach Wien enthusiastische Briefe geschrieben und sich mir im Voraus zum Cicerone angeboten hatte, der Componist Schumann, freute sich, „mich kennen zu lernen“ und fragte mich, womit er dienen könne. Ich antwortete: damit, daß Sie mir sagen, wo ich die nächste Droschke finde, denn ich muß eilen, in mein Hotel zurück zu kommen! Solch ein Empfang wird mir jetzt in der That auch nicht mehr bei wildfremden Personen zu Theil. In Prag nahm ich, weil das Wetter schlecht blieb, wie es in Dresden war, nur einen kurzen Ueberblick von Stadt und nächster Umgebung und eilte dann, in ziemlich sicherer Hoffnung, bald zurück zu kehren, zur Eisenbahn.

Hier haben Sie in wenig Worten den Inhalt von drei Wochen. In Leipzig habe ich, einstweilen noch locker, mit Weber eine Verbindung angeknüpft. Mein Trauerspiel in Sicilien ist in seiner Novellenzeitung erschienen, meine neueren Gedichte erscheinen zum Herbst und eine Gesammtausgabe meiner Dramen ist verabredet, ohne daß ich weiß, wann mein Verhältniß mit Campe die Veranstaltung derselben gestattet. Weber ist ein braver Mann, mit dem sich menschlich verkehren läßt, und an seiner Solvenz ist, wie mir Ruge versichert, nicht zu zweifeln. Geld konnte ich jedoch bei der Unsicherheit, ob aus dem Haupt-Unternehmen etwas werden kann, oder nicht, nicht flüssig machen, denn das Wenige, dessen ich in Abschlag auf die Gedichte Herr wurde, ging gleich durch die Reise darauf, da wir, wie es im Sommer gewöhnlich geht, in Gratz ein himmlisches Wetter, also bei der Schönheit der Gegend ein leeres Theater hatten. Ich habe nun einen anderen Plan im Gange, über dessen Resultat ich Ihnen seiner Zeit das Nähere und, wenn nicht die billigsten Erwartungen trügen, auch etwas Günstiges mittheilen werde. Es handelt sich darum, ob ich für meine Maria Magdalena von der deutschen Bühne nicht ein Zehntheil der Summe aufzutreiben vermag, die Mad^me^ Birchpfeiffer für jedes ihrer Spectakel-Stücke erhält.

Kühne werde ich wahrscheinlich nächstens hier sehen und ihm dann Ihren Vorschlag mittheilen. An der Acceptirung desselben von seiner Seite ist gewiß nicht zu zweifeln, Artikel über Paris aus Ihrer Feder können ihm nur erwünscht seyn. Käme er wider Erwarten — seine Tante besuchte uns und kündigte ihn an — nicht herüber, so schreibe ich ihm.

Engländer antwortet Ihnen im Beischluß. Ihr Urtheil über ihn ist durchaus richtig. Er ist hier mein einziger Umgang und zwar im buchstäblichen Sinn. Neulich gab ich ihm für den Salon ein Gedicht: der Jude an den Christen. Es sprach in meiner Weise, also ohne alles Spitzen- und Stachelmachen den einfachen Humanitätsgedanken des Jahrhunderts aus, wurde aber deß ungeachtet durchstrichen. Ja, lieber Freund, hier kann man in den Verdacht gerathen, Sonne, Mond und Sterne erfunden zu haben! Darnach gehen aesthetisch-philosophische Aufsätze in so streng wissenschaftlicher Form, wie die Ihrigen, nicht selten durch die Censur. Ob auch Ihre Kritik des Diamant? müssen Sie selbst nach der Wahrscheinlichkeits-Rechnung beurtheilen. Wie begierig ich auf sie bin, sagen Sie Sich wohl selbst. Es ist das erste vernünftige Wort, das ich über ein doch jedenfalls originell angelegtes und consequent durchgeführtes Werk hören soll. Man ignorirt es in Deutschland allgemein, nur Ruge äußerte sich mündlich eingehend, obgleich nicht eindringend. Von Rötschers Jahrbüchern sehe ich noch immer kein drittes Heft. Wie können Sie's aber auch für nothwendig halten, mich auf Ihre Artikel darin erst aufmerksam zu machen! Was sollte ich denn wohl lesen, wenn ich die nicht läse? Die über das französische Theater sind die besten, die ich in der Art kenne. Ihre Abhandlung über Marie Magdalena packt das Object im innersten Kern. Daß Ihnen auch mein Nepomuk Schlägel gefallen hat, freut mich. Hier mag ihn Niemand, Engländer ausgenommen, und doch ist er kein Privat-Geschöpf. Mons. Vaquez hat über Maria Magdalena eine interessante Analyse in's Morgenblatt gegeben, für die ich ihm bestens zu danken bitte. Vischer's Urtheil nützt mir doch, so naiv das Bauchgrimmen auch ist, das

er jedes Mal bekommt, wenn er lobt. Ich bin kein Poet, also darf's auch kein And'rer seyn! Das ist der ewige Schluß. Ein Schritt auf die Französische Bühne wäre von höchster Wichtigkeit für mich. Das Trauerspiel in Sicilien schließe ich bei; es supplirt den Diamant, noch ein drittes Glied der Kette wird folgen. Meine Novellen sind druckfertig, sie haben mir noch viele Mühe gemacht, besonders der kleine komische Roman Schnock, der halb gut war, halb schlecht. Jetzt mit vollen Segeln in eine neue Tragödie hinein, die auf dem Theater entscheiden muß; der erste Act ist längst fertig, der zweite angefangen. Auch mein Bild, in Leipzig als Beigabe zur Modezeitung erschienen, lege ich an.

Wien den 1. Sept. 47.

Paris, den 24.[ten] Okt. 1847.

Dieser Tage habe ich von Rötscher Brief gehabt, in welchem er mir die angenehmsten Mittheilungen über die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen macht. Er schreibt mir von dem ersten Akt Ihrer Tragödie Herodes und Mariamne, daß er diese Arbeit für Ihre beste halte. Dabei wundert mich nur, daß er Nichts über Sie veröffentlicht*) und ich habe deshalb bei ihm nachgefragt, ob Zeitmangel ihn vielleicht bestimmen könnte, mir die Kritik des Diamant in den Jahrbüchern abzutreten. Der Mangel an Courage den unsere Kritiker den Dichtern ihrer Zeit gegenüber kund thun, ist psychologisch merkwürdig und giebt zu allerlei Betrachtungen Anlaß, die hier zu weit führen würden. Wegen der Julia halte ich Sie beim Wort und rechne auf das Manuskript, sollte der Druck derselben aufgehalten werden, so engagire ich Sie mir ein wirkliches zu schicken. Ich werde mich alsdann mit dem Odéon oder dem Théatre historique in Verbindung setzen und eine Uebersetzung veranstalten. Unterdeß sollen die Journale, die Theaterdirektoren auf Sie aufmerksam machen und hierzu ist mir folgende Gelegenheit gegeben. Rötscher hat mich nämlich ersucht, eine Besprechung der Jahrbücher in der Révue des deux mondes zu veranlassen und mir in dieser Angelegenheit carte-blanche gegeben. Er dachte dabei an Chasle und Taillandier. Ueber ersteren, mit dem ich wie Sie wissen intim befreundet bin, hatte ich für die Jahrbücher gerade einen Aufsatz fertig, und die Etikette machte mir daher unmöglich ihn wegen eines Gegendienstes unmittelbar in Anspruch zu nehmen. Glücklicherweise war Taillandier aus Montpellier gerade hier und ich ging daher direkt zu ihm. Zwei Tage vor dieser Visite, am 15.[ten] dieses, war in der Révue des deux mondes ein Artikel über Gutzkow von Taillandier erschienen. Ich fand einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren mit einem offenen, angenehmen, ächt französischen Wesen, dem ich gleich ansah, daß er zu lenken sei. Nachdem ich mich meines Auftrages entledigt hatte, sprach ich von Ihnen. Er erinnerte sich meines Aufsatzes in der Révue nouvelle und versprach mir auf das Bestimmte, über Sie zu schreiben. Nun sagte ich ihm über Gutzkow meine volle Meinung und er bediente sich der Worte: „je le déteste." Aber warum haben Sie denn einen langen Aufsatz über ihn geschrieben? Da wurde mir nun klar, daß, was mir

*) Rötscher hat später den in seinen Jahrbüchern f. dramat. Kunst u. Literatur zuerst abgedruckten ersten Akt von „Herodes und Mariamne" mit einer tief motivirten und höchst anerkennenden Einleitung begleitet.

Heine kurz zuvor schon gesagt hatte, wahr sei, daß Gutzkow's Verleger der Redaktion der Révue des deux mondes nämlich Propaganda versprochen haben u. s. w. Indeß ist Gutzkow stellenweise doch heruntergerissen. Taillandier bedauerte aufrichtig mich nicht früher kennen gelernt zu haben, es würde, meinte er, so manches anders geworden sein. Nächstens erscheint nun auch über Laube ein Aufsatz. Ich habe Taillandier fest ein Exemplar Ihrer Werke zugesagt und bitte mir auf jeden Fall ein solches zukommen zu lassen; sollte es lange damit anstehen, so sende ich ihm mein eigenes, was ich ihm übrigens hier schon gegeben haben würde, wenn er sich gleich damit hätte beschäftigen können. Vernachläßigen Sie diese Angelegenheit nur nicht. Herrn Vaquez habe ich Ihren Gruß nicht ausgerichtet und ich will Ihnen sagen warum. Daß er im Morgenblatte von Ihrer Maria Magdalena gesprochen hat, haben Sie rein seiner Eitelkeit zu danken. Mir ist dieses Geschwätz im Morgenblatte, das Hauff ernsten Aufsätzen leider vorzieht, in innerster Seele zuwider, sehen Sie nur wie oft und wie viel man über die unbedeutendsten Sachen in Pariser Berichten spricht. Dieses Menschchen, das von der Kunst auch nicht die leiseste Ahnung hat, hat mich nun vor weiß wie langer Zeit über Ihre Gedichte ausgefragt. Ich habe ihm und seinem Freund Seuffert gedroschen und gedroschen, aber wo's von innen fehlt, da ist nun einmal nicht nachzuhelfen. So konnten die Herren den Diamant nicht kleinbringen und es war mir interessant zu sehen, wie Menschen, die sich sozusagen mit der Poesie beschäftigen und wirklich Talent besitzen, wie Meißner, von dem was eigentlich Kunst ist rein Nichts wissen. Letzterer sagte mir nämlich vor seiner Abreise: Der Diamant wäre denn doch etwas zu Arges, da höre ja Alles auf. Derselben Meinung war auch Seuffert und von Herrn Vaquez ist in der Révue indépendente, für die er Bibliographien nach Journal-Notizen zusammenstoppelt, ein Aufsatz über den „Diamant" erschienen, der alle Grenzen der Lächerlichkeit und Frechheit übersteigt. Er sagt wörtlich, es thäte ihm fast leid, über die M. Magdalena so viel Gutes gesagt zu haben. In Deutschland aber glaubt man, wenn Herr Vaquez so gelehrte Vergleiche macht wie zwischen dem Chiffonier von Pyat und der M. M. von H. müsse er sich doch wohl ernstlich mit deutscher Literatur beschäftigen. Wäre er kein armer Teufel der von der Révue indépendante kümmerlich bezahlt wird, so hätte ich die Redaktion gewarnt, Posten der Art solchen Ignoranten zu übergeben. Taillandier suchte ich dadurch in Schach zu halten, daß ich ihm zu verstehen gab, ich veröffentliche in den Jahrbüchern Aufsätze über die französischen Kritiker und ihm den ersten dieser Aufsätze, den über Chasles nämlich zeigte. Herrn Vaquez aber werde ich nächstens eins versetzen. Noch mehr wird Sie folgendes verwundern. Dr. Heinrich Weill aus Frankfurt, ein sehr tüchtiger junger Gelehrter, der seit einem Jahre Professor an der Straßburger Academie ist, war von Ihren Werken immer sehr erbaut. Jetzt ist er zu den Ferien hier und kann gar nicht zu sich selbst kommen daß Sie ein Stück wie den Diamant haben machen können. Das wäre reines dummes Zeug. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Schließlich noch ein Wort über Ihr Porträt. Als ich das Paket öffnete, glaubte ich, es sei irgend eine Beilage zur Novellen-Zeitung. Nach und nach enträthselte ich einige Züge und fand, daß nur einer, der von der Nase zum Munde Ihnen

gehört, aber Sie haben ihn nicht immer so markirt. Die Züge Ihres Gesichtes wechseln oft wie bei schwangern Weibern, dennoch glaube ich, daß Ihr Porträt ähnlicher zu machen wäre. Freundliche Grüße an Ihre Frau.

Weber hat mir das „Trauerspiel in Sicilien“ geschickt.

Wien d. 10ten Novbr. 1847.

Ich kann Ihnen dieß Mal, wie Sie mir, nur wenig und flüchtig schreiben, wenn ich Ihnen so rasch antworten soll, wie Sie wünschen. Zunächst also: Sie empfangen hiebei in Abschrift die Julia. Möge das Stück Ihnen in Paris auf irgend eine Weise ersprießlich seyn! Ich bitte Sie nur, es keinem Deutschen, er sey auch, wer er sey, mitzutheilen. Ich fühle mich sehr dadurch erleichtert, daß ich es endlich vom Halse los bin, es hat mich lange gedrückt und ist wohl meine letzte Production dieser Art.

Außerordentlich gern schlösse ich für Mons. Taillandier aus Montpellier ein Exemplar meiner Sachen bei. Aber ich habe selbst keins mehr, ich stehe mit Herrn Campe nicht auf dem Fuß, daß er eins her giebt und kann in Wien, da sein ganzer Verlag hier verboten ist, nicht einmal für Geld eins bekommen. Eine Besprechung aus einer in Deutschland so wohl renommirten Feder würde mir natürlich äußerst erwünscht seyn. Nicht, als ob ich daran glaubte, daß ein solcher Artikel mir in Frankreich einen Leserkreis verschaffen würde; im Gegentheil, ich bin von der völligen Gleichgültigkeit der Franzosen gegen unsere Literatur fest überzeugt. Aber aus der Mühe, die meine Gegner sich geben, derlei Artikel hervor zu rufen, schließe ich, daß sie in Deutschland noch immer von Gewicht seyn müssen und von dem Vorurtheil, das sich an sie knüpft, mögte auch ich profitiren, wär's auch nur, um mich gegen die perfiden Schlußfolgerungen, die sich aus dem Ignorirtwerden ableiten ließen, zu decken. Machen Sie jedoch bei Taillandier nur dann einen Versuch, wenn die Präsumtion des Gelingens nicht zu fern liegt.

Vacquez zweiter Artikel mußte mich nach dem ersten billig überraschen. Aber ich bin der unverständigsten Angriffe auf den Diamant schon gewohnt und brauche mir Urtheile, die sich auf den von mir für dieses Werk gewählten Standpunkt nicht einmal in dem Sinn einlassen, daß sie ihn als einen unberechtigten hinzustellen suchen, wohl nicht zu Herzen zu nehmen. Das Geschrei würde mich, da es ein fast allgemeines ist, dennoch vielleicht beirren, wenn es nicht durch den eben so allgemeinen Jubel, der den armseligsten Lustspiel-Versuchen anderer Leute gegenüber von denselben Personen, die mich verwerfen, angestimmt wird, alle Bedeutung wieder verlöre. Wenn man Jämmerlichkeiten, wie Zopf und Schwert, und die sämmtlichen Bauernfeldiana gelten läßt, ja anstaunt und bewundert, so tritt man den Diamant nur deshalb mit Füßen, weil man für die einzig wahre Komik, für diejenige, die in der Composition selbst, in der Dialectik der Charactere an sich liegt, kein Organ hat. Wiese man auf Cervantes, auf Shakespeare und Molière hin, so würde ich einen doch jedenfalls massenhaften, also gegen den Verdacht der absichtlichen Partheilichkeit geschätzten Ausspruch nach Gebühr respectiren; da man mir aber die ordinairsten Spaßmacher, die flachsten Witzler als

Muster einer noch niemals vollständig ausgefüllten Form anpreisen mögte, so kann ich ihn verachten und kann sicher seyn, daß ich es als vernünftiger Mensch thue, nicht als beleidigter Autor. Dem Trauerspiel in Sicilien geht es fast noch schlechter. Daß man ein zwischen dem Tragischen und dem Komischen in der Mitte schwebendes und den Indifferenzpunct anstrebendes unicum vor sich habe, fällt Niemand ein, man nimmt das Stück mir Nichts dir Nichts als reine Tragödie und bricht den Stab über mich. Innerlich kann mich das aus den schon entwickelten Gründen nicht berühren, äußerlich kommt es gar sehr in Betracht, und darum ist mir der Vacquezsche Artikel keineswegs gleichgültig gewesen. Ich habe Alles wieder verloren, was durch die Maria Magdalena gewonnen war; freilich ist auch viel Bosheit mit im Spiel.

Dabei eine Bitte. Schreiben Sie mir über solche Dinge nur dann, wenn es Mittel giebt, Ihnen zu begegnen, oder zuvor zu kommen. Ich weiß, wie viel Dumpfheit mir Widerstand leistet und ich schlage das Quantum gewiß eher zu hoch, als zu niedrig an. Es lähmt mich auch durchaus nicht, daß ich Alles, was mir in den Köpfen und den Gemüthern trotzt und trotzen muß, genauer kenne, wie Andere; im Gegentheil, ich habe mir, wie Ihnen einige Sonette in meinen neueren Gedichten beweisen werden, das ethisch aufzulösen gewußt. Wie wir aber den Tod sehr wohl in seiner Nothwendigkeit begreifen können, ohne darum das Krankseyn und das Sterben schmerzlos zu finden, so ist es mir auch peinlich, wenn diese Dumpfheit Physiognomie annimmt und sich in bestimmten Aeußerungen bestimmter Personen umsetzt. Sie werden mein Gefühl sicher zu würdigen wissen. Wenn die Herren gegen mich drucken lassen, sind sie allerdings nicht zu ignoriren, aber was kümmert uns ihr Geschwätz, was kümmern mich z. B. die Urtheile eines Meißner? Goethe wußte sehr wohl, was er that, wenn er sich gegen dergleichen absperrte. Wozu Einem die Kugeln, die hinter Einem niederfallen, an den Kopf werfen.

Wenn Rötscher die neue Tragödie, die mich beschäftigt und wegen deren ich meine Stimmungen möglichst rein zu halten suche, für meine beste erklärt, so hat er nur relativ recht. Es ist mir nicht lieb, daß er Ihnen den Titel verrathen hat, denn ich wollte Sie überraschen. Ich hoffe, durch dieses Werk die Massen zu gewinnen, was schwerlich durch die Julia geschehen dürfte, obgleich Englaender es meint. Anfangs glaubte ich, den Stoff eben seiner Reichhaltigkeit wegen verschmähen zu müssen und auch noch jetzt bekenne ich, daß er schwerlich zum zweiten Mal vorkommt. Doch bin ich nun schon belehrt, daß noch genug zu thun übrig bleibt, denn fast kein Element kann gebraucht werden, wie es ist, wenn nicht ein widersinniges Stück entstehen soll. So verzeiht Herodes nach dem Josephus der Mariamne den ersten Ehebruch und verurtheilt sie zum Tode wegen des zweiten; kann es etwas Abgeschmackteres geben und liegt nicht klar zu Tage, daß der Geschichtschreiber entweder über den Character seines Helden oder über die Begebenheit durchaus ununterrichtet war? Ferner theilt Joseph, der Vice-Regent, der Mariamne es als einen Beweis von der Liebe des Herodes mit, daß er ihm bei der Abreise nach Rom den Befehl hinterlassen hat, sie zu enthaupten, falls er nicht wieder kehre. Läßt sich annehmen, daß ein Mensch so dumm seyn kann, das zu thun, und wenn, daß Herodes ihn mit einem so

wichtigen Auftrag betrauen wird? Schlagender kann man diese Melchior Meyr's, die in Rötschers Jahrbüchern das alte Evangelium von der Nothwendigkeit der historischen Treue ausposaunen, gar nicht widerlegen, als durch diesen Stoff! Doch, was kümmern uns solche Knirpse, die Nichts lernen und Nichts vergessen.

Ueber Englaender's Salon haben Sie mich wohl mißverstanden. Jeder Artikel von Ihnen, der keinen Censur-Anstand findet, hat Raum, nur ist die Censur freilich der Art, daß sie sich gar nicht berechnen läßt. Kühne schicken Sie etwas über Paris, nur Nichts über mich, denn dafür hat er keinen Platz. Von meinen Gedichten habe ich die ersten Bogen, sie werden sehr schön ausgestattet. Ueber Heine fragte ich Sie neulich Etwas, erhielt aber keine Antwort.

Lassen Sie mich bald wieder von sich hören! Das Mscpt. der Julia war dazu bestimmt, der hiesigen Censur zur Erlangung der Druckbewilligung vorgelegt zu werden, darum sieht es aus, wie er aussieht. Lesbar ist es. Ich grüße Sie herzlich!

Dieser Brief geht zu Rothschild morgen den 11ten, aber wann er abgeht, kann ich nicht wissen.

Paris d. 31.ten Januar 1848.

Ihre Julia hat mich bisher sehr beschäftigt und ich wollte Ihnen nicht eher schreiben als bis ich Ihnen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Aufführung in Paris Mittheilungen machen könnte. Was ich über den künstlerischen Werth des Stückes gedacht habe, mögen Sie aus folgender Note ersehen, die ich zu späterer Benutzung in mein Taschenbuch schrieb. —

Überraschend ist an dem Stücke die beispiellose Offenheit des Dichters, der, was Weise und Künstler längst verblümt gesagt haben, nun einmal offen veranschaulicht. Göthe hat es bei einzelnen Brahminen-Lauten bewenden lassen. — Mir fiel der „beruhigende Eindruck" ein, den Spinoza's Ethik auf ihn gemacht hat, als ich den gewiß nicht minder beruhigenden bei der Lektüre der Julia empfing. Denn wenn es auch furchtbar scheint, so ist es doch auch wiederum tröstlich, zu sehen, wie es schlechterdings für uns keinen höheren Standpunkt giebt als den von welchem aus die unendliche Vernunft des Menschen, die mangelhaften Formen der Endlichkeit entschuldigt und die Form der Welt so von der des Gemüthes schön befunden wird. Daß dies Fatalismus sei läßt sich nicht läugnen, aber wenn's nun einmal doch die Wahrheit ist? dennoch kann man sich nicht verschweigen, daß so erhaben die Lehre von der Fraglichkeit der Schuld des Menschen sich auch im Bereiche der Philosophie ausnimmt, sie doch eigentlich nur im Kunstbilde Geltung finden kann. Denn auf das endliche Leben läßt sie sich nun einmal nicht und am allerwenigsten bei dem jetzigen Bildungszustande anwenden, wohingegen in der Kunst, wo wir es mit der Totalität des Lebens zu thun haben, diese versöhnende Veranschaulichung unseres Geschickes gar wohl Geltung findet. Darum hat die Kunst allein das Recht Bilder der Art aufzustellen, indem sie einerseits nicht wie die Philosophie mit dem Leben in Widerspruch geräth, andrerseits den Menschen nicht, wie die christliche Religion als ein

Opferlamm darstellt, sondern wie das Leben selbst richtet und immer erst heilt, nachdem sie an der rechten Stelle Wunden geschlagen hat. Freilich geräth ihre Existenz durch die Fraglichkeit des Schuldbegriffes selbst in Gefahr; allein es läßt sich doch nicht verkennen daß sie trotz dessen unter allen Formen des Geistes die Form des Lebens am vollständigsten veranschaulicht. Wir werden übrigens dergestalt im Kreise herumgetrieben, daß wir nothwendig an der Stange halten müssen, wenn wir nicht umfallen wollen, und was könnte uns mehr aufrecht erhalten, als das Spiel dessen was uns die unheimliche Breite des Lebensfadens zum traulichen Zelte zusammenknüpft, ich meine das der Phantasie?

Merkwürdig ist das Verhältniß der Julia zu Maria Magdalena. Für die arme Tischlerstochter hat der Dichter das Wort genommen, Fräulein Julia nimmt den Pack ganz allein auf sich. Der Schritt von M. M. zu Julia ist der von der naiven Frage nach der Nothwendigkeit ihres Unterganges zu der bewußten nach dem innern Grunde der gesellschaftlichen Formen.

Für die Aufführung hat es einen großen hier unvermeidlich gewesenen Fehler, daß die Handlung im dritten Akte sich in eine rein innerliche auflöst und hierin liegt zunächst auch die Unwahrscheinlichkeit daß das Stück auf einer französischen Bühne Erfolg haben würde. Die Idee wäre dem größeren franz. Publikum noch unzugänglicher als dem deutschen und höchstens würden sie die unvergleichliche Sargszene bewundern. Noch unverdaulicher wird ihnen Bertrand sein und da Sie von mir wohl nicht voraussetzen, daß ich eine wesentliche Veränderung d. h. Verstümmelung des Stückes zugeben werde, so zürnen Sie mir gewiß nicht wenn ich Ihrer Ordre wegen des Manuscriptes entgegensehe.

Ich gebe darum keineswegs die Hoffnung auf etwas von Ihnen auf die französische Bühne zu bringen und bitte nur um Geduld.

Schreiben Sie mir doch nächstens auch ein Wort über meine Auffassung des Stückes und machen Sie mich aufmerksam auf das was mir allenfalls entgangen ist. — — — — — — — —

Rechnen Sie nicht auf Heine, ich habe fruchtlose Versuche gemacht und vermeide dieses poetische Räthsel jetzt so viel ich kann, nachdem ich 2 Jahre lang sein intimster Vertrauter war. Mein Urtheil über ihn steht längst fest, aber ich habe zu viel ästhetischen Sinn um ihn den Lumpen gegenüber die ihn angreifen nicht zu vertheidigen. — — — — — —

Heine hat sich den Todesstreich durch seine eigene Schwäche versetzt da er sich nach dem Tode seines Onkels nie mit dem Gedanken versöhnen konnte kein reicher Mann zu sein. Dies und der Aerger von dem ihm längst feindlichen Carl Heine die Pension nur unter der Bedingung zu bekommen, wenn er nichts über Familien-Verhältnisse veröffentliche, hat ihn physisch gelähmt. Meiner Ansicht nach hatte er sich, da es nun einmal nicht anders war und er sich's bei seinem Onkel selbst verdorben hatte, zunächst mit dem Gedanken kein reicher Mann zu werden, zu versöhnen, dann ruhig die vermachten 15 000 Franken anzunehmen und die Pension vom Vetter unter einer so schmählichen Bedingung auszuschlagen. Statt dessen drohte er mit einem Prozeß, mit Veröffentlichung von Documenten und ließ Varnhagen und Meyerbeer Briefe an Carl schreiben die dieser sehr übel aufnahm. Da ich damals Heine's Rath war, so glaube ich

nicht wenig zur Verhinderung des Prozesses beigetragen zu haben und zwar weil ich voraussah, daß die Wuth ihn in einigen Monaten verzehren würde. Da nun Meyerbeer derjenige war, der die Pension bei Salomon Heine erwirkt hatte, so fing die Gereiztheit Heine's gegen ihn an, als diese Pension nicht unbedingt lebenslänglich sollte fortgesetzt werden. Das eigentliche Motiv seiner Polemik besteht aber darin, daß Meyerbeer Heine die Musik zu Volksliedern versprochen hat mit denen seiner Ansicht nach viel Geld zu verdienen gewesen wäre, und daß er diese Musik bisher nicht geliefert hat. Ich habe nun Carl Heine's Brief an Meyerbeer gesehen, worin es wörtlich heißt, daß wenn Heinrich sich je unterfangen würde gegen Salomon etwas zu schreiben, er als Sohn einen solchen Menschen öffentlich „durchprügeln" würde.

Vor einigen Wochen stand von Heine ebenfalls unter falschem Zeichen ein Artikel in der A. A. Z. der so anfing: „Die Sand die bekanntlich 10 Jahre lang mit Chopin gelebt hat, hat sich jetzt von ihm getrennt!" u. s. w. Heine und die Sand waren früher intim befreundet. — — —

Grüßen Sie Ihre Frau freundlichst von mir und nehmen Sie meine Glückwünsche zur Geburt der Tochter.

12 rue de Douai (Rue Blanche).

Heine ist dieser Tage sehr krank auf's Land gebracht worden.

Wien d. 4ten Februar 1848.

Ich übersandte Ihnen unterm 10ten Novbr. v. J., also vor fast 3 Monaten, das Original-Mspt. meiner Julia, auf dem gewöhnlichen Wege durch Rothschild. Da ich so lange Zeit ohne Nachricht über den Empfang bleibe, so muß ich fast am Eintreffen des Paquets zweifeln, was mich um so mehr ängstigt, als sich in meinen eigenen Händen nicht einmal eine Abschrift des Werks befindet, sondern die einzige, die ich machen ließ, nach Berlin gegangen ist, als das Mspt. nach Paris abging. Von Tag zu Tag verschob ich es, mich bei Ihnen zu erkundigen, weil ich immer dachte, es würde ein Brief von Ihnen einlaufen; jetzt kann ich nicht länger zögern. Haben Sie denn die Güte, mich pr. Post umgehend zu benachrichtigen, wie es steht. Durch Weber sandte ich Ihnen ebenfalls meine neueren Gedichte, die Sie freilich noch kaum empfangen haben werden, da Deutsche Literatur nach Paris wohl nur sehr unregelmäßig expedirt wird, wie mich wenigstens meine eigenen Erfahrungen glauben lassen.

Ich hätte Manches auf dem Herzen, aber ich muß erst einmal von Ihnen wieder hören, jetzt fehlt mir Zeit und Stimmung.

Nur so viel: meine Frau hat mir vor fünf Wochen eine Tochter geboren, die bis jetzt gesund und munter ist.

Josephstadt, Johannisgasse, Nr. 209, Stiege 2.

Paris den 23ten März 1848.

Als ich Ihnen in meinem letzten Briefe über Wagner*) schrieb, konnte ich nicht ahnen, daß er Ihnen sobald selbst einen Brief von mir überbringen würde.

*) Ein junger und ausgezeichneter deutscher Gelehrter, der eine Zeit lang in Paris gelebt hat.

Ich brauche ihn hier nicht mehr anzuloben, da dies bereits geschehen ist. Auch über Wilhelm Jordan, der wahrscheinlich mit Wagner zugleich zu Ihnen kommt, brauchte ich Ihnen eigentlich Nichts zu schreiben, da Gestalt und Rede ihn in kürzerer Zeit empfehlen werden, als Sie nöthig haben, um diesen Brief zu lesen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Jordan ist ein Dichter und ist wie ich glaube nur dadurch daß er seine Thätigkeit zwischen Kunst und Wissenschaft theilte, noch nicht zur höchsten Form durchgedrungen. — — — — — — — — — — — — — — —

Seit einem halben Jahre habe ich nach 5jährigem Warten in Paris zum erstenmale zwei Menschen getroffen mit denen ich mich über Sie und Ihre Werke habe unterhalten können. Wenn ich hinzufüge daß sie mir Beide persönlich lieb geworden sind, so werden Sie ermessen wie ich mir die Trennung dadurch gleichsam zu erleichtern suche, daß ich sie dem Punkte zu verknüpfen mich bemühe, von welchem aus das Band unserer Freundschaft eigentlich geknüpft wurde. Nun leben Sie wohl und antworten Sie mir recht bald auf meinen Brief über die Julia der Ihnen durch Herrn Gözl zugekommen sein muß.

Da ich ausziehe, so bitte ich Ihre Briefe Cabinet de lecture Valois au palais royal zu adressiren.

Die herzlichsten Grüße an Ihre Frau.

Paris den 30ten May 1848.

Ein besonderer Umstand ladet mich heute zum Schreiben ein. Brockhaus in Leipzig hat nämlich für sein neues Werk „die Gegenwart“ kritische Biographien der hervorragendsten französischen Revolutionsmänner bei mir bestellt. Ich habe ihm nun auch einen großen biographisch kritischen Aufsatz über Sie vorgeschlagen und er hat mein Anerbieten sehr freundlich angenommen und mir die „bestimmteste Zusage“ abgefordert, „da er diese Arbeit schon einem andern tüchtigen Manne zugedacht hatte.“ Ich bin wie ich glaube genügend vorbereitet, aber die biographischen Notizen fehlen mir und um solche, natürlich nur allgemeine, bitte ich Sie. Aber recht bald, denn die Sache hat Eile. Machen Sie mich doch gefälligst auch mit den neueren mir noch unbekannten Sachen bekannt, ich möchte gern etwas Vollständiges liefern. Namentlich möchte ich auch über M. Magdalena in Wien etwas erfahren. In den Journalen habe ich bisher nichts darüber entdecken können. Durch Rothschild könnten Sie mir jetzt, wo viele Courriere gehn, Manches schicken. Auch möcht' ich wissen, ob ich jetzt schon über Julia sprechen darf. —

Heut geben die hiesigen Schulen den beiden Wiener delegirten Studenten ein Bankett. Ich bin gewiß liberal, aber vor dem Liberalismus der Kinder, die den alten Herrn ein Schnippchen schlagen, graut mir. Ich arbeite mich höllisch in die Politik hinein, daß aber auch Sie der Teufel plagt wundert mich — „Er ist in die bewegte Welt als fester Mittelpunkt gestellt.“ *) — Giebt es eine Deputirten- oder Gesandtschaft die dem gleich käme? Wenn ich Sie wäre, wie wollte ich

*) Aus dem Prolog zum „Diamant“.

mich an dieser „Fülle lustiger Gestalten“ weiden. Es ist doch Schade daß der Dichter auch ein Mensch ist.

Empfangen Sie und Ihre Frau tausend Grüße und antworten Sie recht bald direct.

12 rue de Douai.

Ich wohne auf dem Lande und schreibe Ihnen in einem Garten-Zimmer. Neben mir stirbt (1 Uhr Nachts) soeben eine Frau unter furchtbaren Leiden. Mann und Kind die wie sie begütert sind, lassen sie allein sterben. Der Mann schreibt heute morgen aus Brüssel er sei General und könne wegen einer sterbenden Frau 40 Jahre Dienst nicht zu Schanden machen. Mich überläuft's ganz kalt, gute Nacht. —

Wien d. 15ten Juny 1848.

Als Ihr Brief bei mir einging, befand ich mich, wie Sie vielleicht aus der Allg. Zeitung ersehen haben werden, in Tyrol und zwar an der Spitze einer von der Stadt Wien an den Kaiser von Oesterreich abgesandten Deputation. Die Reise war für mich in mehr als einem Betracht wichtig. Sie führte mich auf ein Terrain, das ich nur noch vom Hörensagen kannte und ließ mich Blicke in einen Lebenskreis thun, dem bis jetzt noch Jeder fern steht, der nicht wenigstens ein Baron ist. Es erscheint heute oder morgen von mir in einer hiesigen Zeitung ein Bericht darüber, den ich, der Natur des Gegenstandes gemäß, actenmäßig abgefaßt habe. Ich hoffe, ihn beischließen zu können; er hat mir zwei Tage gekostet.

Jetzt sind wir hier mit den Wahlen für den Reichstag beschäftigt. Ich betheilige mich an diesem Act sehr, denn von ihm hängt es ab, ob die revolutionären Zuckungen bei uns endlich ein Ende nehmen sollen oder nicht. Ich selbst würde ohne Zweifel als Candidat für ihn in Betracht kommen, wenn ich schon Staatsbürger wäre. Allein das bin ich nicht, kann es auch noch nicht werden, da ich zuvor in Schleswig-Holstein aus dem Nexus entlassen seyn muß und dort jetzt für innere Angelegenheiten dieser Art keine competente Behörde existirt. Es thut mir sehr leid. Sie verweisen mich auf die Kunst und haben in der Idee freilich Recht, denn der Mensch nützt der Welt ohne Zweifel durch seine primitiven Kräfte am meisten und das sind in mir die poetischen. Aber, wer kann während eines Erdbebens malen? Und wer kann das Erdbeben malen? Ohnehin wird für mich die Politik jetzt um so sichrer zur Poesie, je gründlicher ich sie selbst durchmache. Sie würden sich verwundern, was ich Ihnen über diesen Punct Alles mitzutheilen hätte, wenn wir einmal persönlich wieder zusammen kämen. Schreiben läßt sich's nicht. So können Sie z. B. ein politisches Drama: „Ein Todesurtheil!“ im nächsten Winter von mir erwarten, das ich im Geist gleich während der drei Märztage mitten in der Bewegung concipirte. Ich brauche wohl nicht hinzu zu fügen, daß es mit dem Zwitterding, das man bisher politisches Drama nannte, nicht die geringste Aehnlichkeit haben wird. Uebrigens bleibt das entre nous. Zu dichten, dramatisch zu gestalten, werde ich erst aufhören, wenn mir der Schädel mit einer Axt oder einem Kolben zerschmettert ist, ein Moment, der vielleicht nicht lange mehr auf sich warten läßt. Es ist meine innerste Natur, mein Ausathmen, nicht Resultat eines Willensacts. Das Andere, die einfache

Manneſthätigkeit, gewährt mir aber auch Genuß und ſobald ſich mir die Gelegenheit bietet, werde ich mich in's Geſchäftsleben ſtürzen. Ich bereite mich jetzt ſchon vor, durch Studien, deren Trockenheit unſ're jetzigen Herren von 22 Jahren mit Entſetzen erfüllen würde. Sehen Sie darin nicht bloß die Influenz der Zeit oder gar des Tags. Ich habe es von jeher für wichtig gehalten, daß der Menſch Alles, was in und an ihm iſt, entwickle.

Nun zu dem eigentlichen Zweck Ihres Briefs. Sie wollen biographiſche Notizen von mir. Ja, lieber Freund: ich bin geboren und noch nicht geſtorben! Das iſt Alles. Ein Lebensgang, wie der meinige, mit ſeinen rein inneren Reſultaten kann nur ganz im Detail dargeſtellt werden, oder gar nicht. Das Erſtere zu thun, habe ich im vorigen Jahr im May zu einer Zeit, wo ich die Grippe hatte und darum nichts Beſſeres vornehmen konnte, angefangen. Es iſt mir auch gelungen, die Atmoſphäre meiner Kindheit lebendig hinzuſtellen, wahrſcheinlich weil jeder Krankheitszuſtand das Erinnerungsvermögen auffriſcht, denn als ich wieder geſund war, konnte ich nicht fortfahren, und das fertige reicht kaum bis zum vierten Lebensjahr und iſt auf keine Weiſe mittheilbar. Mit dieſer Auseinanderſetzung iſt Ihnen freilich wenig geholfen. Alſo, was ich geben kann: trockene Data.

Ich bin 1813 in Weſſelburen, einem Marktflecken in Dithmarſchen geboren. Dithmarſchen, die kleine Republik, die ſich bis 1559 frei und unabhängig erhielt, kennen Sie. In dieſem Weſſelburen verlebte ich meine erſten 22 Jahre, weil alle meine Verſuche, mich aus den engen Verhältniſſen zu befreien, die mich an den kleinen Ort feſſelten, mißglückten. Wenn ich an jene Zeit denke, an die Verzweiflung, die mich oft packte, an die Reſignation auf alle Zukunft, die ſich ſogar zuweilen einſtellte, und mich dann wieder auf die Gegenwart beſinne, ſo fällt mir unwillkürlich ein, was Napoleon einſt einem Lieutnant, der ſich bei ihm beklagte, daß er nun ſchon ſieben Jahre Lieutnant ſey und nicht avancire, geantwortet haben ſoll: neun Jahre war ich Lieutnant und bin doch avancirt! Wahrlich, ich hätte damals für meine Ausſichten keine Haſelnuß gegeben; Ausdrücke, wie ich ſie jetzt ſo oft aus dem Munde junger Leute vernehme, waren auch mir geläufig; ich verſicherte Jedem, der es hören wollte, ich ſey nur noch eine Ruine, aus mir werde Nichts mehr u. ſ. w. Einige miſerable Gedichte, die ich machte, wurden Urſache der Criſis. Ich ſchickte ſie auf gut Glück nach Hamburg an die bekannte Schriftſtellerin Amalie Schoppe, geb. Weiſe, für ihr Modeblatt, ſie nahm ſie auf, es ergab ſich zwiſchen uns eine Correspondenz und in Folge deren, im Verlauf einiger Jahre freilich erſt, eine Möglichkeit, mich noch den Studien zu widmen, indem ſie einige Mittel für mich zuſammen brachte. Dieſe Mittel reichten zwar kaum für das erſte Jahr aus, ich kam jedoch aus Weſſelburen fort und das Uebrige fand ſich. Nun beſchäftigte ich mich in Hamburg eine Zeit lang mit den alten Sprachen, dann bezog ich die Univerſität Heidelberg und darauf in Folge der Bekanntſchaft mit meinem edlen, zu früh geſtorbenen Freund Rouſſeau, dem ich meine erſten Gedichte widmete, die Univerſität München. Ich ſtudirte Anfangs die Rechte, dann Philoſophie und Geſchichte. 1839 kehrte ich nach Hamburg zurück, machte eine tödtliche Krankheit durch und ſchrieb dann meine Judith, die ich mit dieſer Krankheit in unmittel-

bare Verbindung bringen zu müssen glaube, indem sie aus ihr hervorging, als erstes Resultat vollständiger leiblicher und geistiger Genesung. Das Uebrige wissen Sie aus Briefen und Gesprächen. Lieb wäre es mir, wenn Sie eine in der Illustrirten Zeitung diesen Sommer über mich erschienene biographische Skizze einsehen könnten; ich hatte sie selbst, sie ist mir aber leider verloren gegangen und ich kann sie darum nicht beischließen.

Meine Maria Magdalena ist hier mit dem außerordentlichsten Erfolg gegeben worden und bleibt ohne allen Zweifel auf'm Repertoire. Sie füllt noch jetzt das Haus, welches sonst immer leer ist; z. B. noch gestern Abend, wo sie zum 6ten Mal aufgeführt ward. Es ist dieß für die Bildung des Wiener Publicums und seinen gesunden Sinn ein günstiges Zeichen, denn von den hiesigen Lumpen-Journalisten, die fast alle selbst Dramatici sind, geschah Alles, um das Stück zu discreditiren.

Kennen Sie Kühnes Aufsatz in No. 18 der Europa über mich? Er ist äußerst characteristisch.

Von Julia lege ich Ihnen ein gedrucktes Ex. bei. Vernichten Sie dafür das niederträchtige für die Censur bestimmt gewesene Mspt., das Sie in Händen haben. Sie ist in Wien und Berlin bereits angenommen; ich werde sie jetzt an alle Theater versenden und kann deshalb nicht wünschen, daß sie schon besprochen werde. Die Lumpe deuten das bloße Inhalts-Verzeichniß schon zu meinem Nachtheil aus. Meine neuen Gedichte haben Sie doch erhalten? Theilen Sie die Julia Niemandem mit!

Wagner hat mich besucht, mich dann aber, trotz freundlichster Aufnahme völlig vernachlässigt. Meine Frau grüßt Sie herzlichst, mein kleines Töchterlein macht mir viele Freude.

Etwas sehr Wichtiges hätte ich bald vergessen. Höchst wahrscheinlich übernehme ich mit dem 1sten k. M. die Redaction einer politischen Zeitung u. wenn auch nicht, so ist doch jedenfalls die Zeitung da. Senden Sie uns also gefälligst unter der Adresse: an die Redaction der Constitutionellen Wiener Zeitung, Buchhändler J. Klang, Dorotheergasse, Original-Correspondenzen über prägnante Pariser Vorfälle und Momente ein und theilen Sie Herrn Klang Ihre Honorarbedingungen mit. Aber schnell!

———

Wien d. 22. August 1848.

Mit meiner Uebernahme der Donau-Zeitung ist es Nichts. Denken Sie sich: der Ehrenmann von Verleger hatte hinter meinem Rücken Unterhandlungen mit dem Ministerio gepflogen und erklärte mir das erst im letzten Augenblick, als ich ihm die Frage vorlegte, ob er auch auf eine Verdoppelung des Verlustes gefaßt sey, über den er sich beklage. Glücklicher Weise war in der Person des Herrn S. Englaender ein Zeuge gegenwärtig. Meine Erklärung können Sie sich denken, ich fand mich sogar veranlaßt, an den Minister, der eine jeden möglichen Verlust deckende Subvention zugesagt haben sollte, an Herrn von Pillersdorff, einen entsprechenden Brief zu schreiben. Inzwischen ist nun das Ministerium Pillersdorff gestürzt und die Donau-Zeitung eingegangen. Den Verleger möge

Ihnen das Briefchen characterisiren, das ich von ihm beischließe. Es ist unglaublich, aber wahr, daß er Ihnen Ihr Paquet auf Ihre Kosten zurück zu senden dachte, obgleich ich Sie auf seinen ausdrücklichen Wunsch zur Correspondenz und Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte. Was ist mit solchen Leuten zu machen? Ich habe ihm seine Schmutzigkeit energisch vorgehalten und mich nur gefreut, daß er doch eine Vorfrage bei mir nothwendig gefunden und nicht eigenmächtig gehandelt hat. Ihre Aufsätze habe ich an Herrn Englaender gegeben, der jetzt nicht weniger, als zwei Zeitschriften auf einmal in Wien heraus giebt. Er hat versprochen, sie aufzunehmen; ob er es aber gethan hat oder thun wird, weiß ich nicht und wage ich nicht zu verbürgen. — — — — — — — — — — —
Er ist mir überhaupt in der letzten Zeit etwas räthselhaft geworden. Ich sehe ihn selten mehr, eigentlich nie, werde mich aber jedenfalls erkundigen, ob er dieß Mal seinem Wort treu geblieben ist oder nicht und die Manuscripte, wenn es nöthig seyn sollte, zurück fordern. Der lit. Menschenschlag ist hier überhaupt etwas eigen und darum würde ich, so außerordentlich gern ich Sie hier sähe, kaum wagen, Sie auf die bestimmtesten Versicherungen eines Dritten hin zur Herüberkunft einzuladen. Nur für den Fall, daß ich selbst ein Journal begründete, was früher oder später im wissenschaftlichen oder artistischen Gebiet wahrscheinlich geschehen wird, würde ich mir erlauben, Ihnen Vorschläge zu machen. Sonst würden Sie — ich mögte dies trotz Ihres langjährigen Aufenthaltes in Paris verbürgen! — Sich sicher in Wien gefallen und wir würden alte Zeiten und alte Gewohnheiten zusammen auffrischen. Da die Welt jetzt jedoch beweglich ist und ich, obgleich bei meiner Ueberzeugung, daß sich mit christlichen Institutionen eine republikanische Verfassung nicht dauerhaft vereinigen läßt, kein Radicaler, wohl nicht ewig müßig am Markt stehen bleibe, so kann Manches geschehen und sobald sich eine solide Situation für Sie findet, werde ich Sie reclamiren. Ich bin in den letzten 14 Tagen wieder als Poet thätig gewesen und habe den 3ten und 4ten Act von Herodes und Mariamne in einem Zuge geschrieben. Seit der Genoveva habe ich eine so mächtige Aufregung meines ganzen Wesens nicht mehr verspürt; ich glaubte längst, ihrer nicht mehr fähig zu seyn. Rötscher scheint Recht behalten zu sollen; es wird mir jetzt selbst wahrscheinlich, daß dieses Werk meine bisherigen Arbeiten bei weitem übertreffen wird. Wenn Sie nun noch hinzu rechnen, daß ich jetzt Alles, was ich schreibe, auf dem hiesigen Hofburgtheater durch die entschieden ersten Kräfte Deutschlands zur Aufführung bringen kann, sobald es mir gefällt, und daß der Haupt-Character nicht bloß für meine Frau geschrieben, sondern meine Frau selbst ist, so begreifen Sie, daß ich mich, trotz des allgemeinen Erdbebens, persönlich nicht ganz übel befinde. Ich könnte hier sogar, wenn ich wollte, auf der Stelle Dramaturg werden, aber ich zweifle, ob ich mich darauf einlasse, denn die Schauspieler sind an ein strenges Regime zu wenig gewöhnt, um nicht alle möglichen Intriguen zu machen und ich kann keinen Aerger ertragen, wenn ich produciren soll. Einstweilen habe ich jedoch den Julius Cäsar von Shakespeare für die hiesige Bühne eingerichtet, dem ich, um die Wiener einen vollständigen politischen Cursus durchmachen zu lassen, den Coriolan, Richard den Dritten und Antonius und Cleopatra nachfolgen zu lassen gedenke, wenn Herr von Holbein seine bisher bewiesene Willfährigkeit nicht

verliert. Unter Einrichten verstehe ich nichts weiter, als ein simples Umschreiben der durchaus nicht sprechbaren Schlegelschen Uebersetzung; ich nehme dem Dichter Nichts, als hin und wieder eine unverständliche Trope, schenke ihm aber dadurch, daß ich ihn durchaus verständlich mache, sehr viel. Die Arbeit ist sehr mühsam und zeitraubend. Was sagen Sie dazu? Meine Judith wird jetzt einstudirt! Ist das nicht allein schon ein Beweis für die Gründlichkeit der Wiener Revolution? Gleich nach der Mar. werde ich ein politisches Drama: Zwei Todesurtheile! in einer Manier schreiben, die bis jetzt noch nicht existirte und dann ein Lustspiel, das den ganzen modernen Staat umfassen soll. Im Kopf sind beide Stücke schon fertig, wie ich denn jetzt unausgesetzt producire und eben darum so Manches, z. B. die Rötscherschen Jahrbücher, ganz verabsäume. Maria Magdalena ist schon acht Mal bei immer steigendem Beifall gegeben. Meine hiesigen sog. Freunde sind außer sich vor Verdruß.

Von meiner Frau einen freundlichen Gruß. Mein kleines Töchterlein wird nächstens 8 Monate. Sie glauben nicht, was mir das Kind ist!

Sie haben mir, lieber Bamberg, auf den Brief, den ich vor vielen Monaten an Sie richtete, nicht geantwortet. Ich mache Ihnen, wie sich von selbst versteht, kein Verbrechen daraus, denn ich weiß aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie leicht bei bestem Willen solche Störungen eintreten können. Da ich aber inzwischen meine Wohnung verändert habe, so will ich Ihnen zuerst wieder ein Lebenszeichen geben, damit mich das mir von Ihnen etwa zugedachte nicht verfehle.

Was sich in Wien ereignet hat, seit wir uns zum letzten Mal schrieben, wissen Sie. Ich habe Alles mit durchgemacht: Studenten- und Pöbel-Herrschaft, Belagerung, Bombardement und Einnahme der Stadt. Meine Frau und mein Töchterlein ebenfalls. Auf welcher Seite ich mich befand, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, eher würde ich mich noch dem russischen Czaren anschließen, als der schaam- und sittenlosen Brutalität, die hier für die Trägerin der Freiheit galt. Ich stand eigentlich allein und thu' es jetzt, nun das Heft in andere Hände gekommen ist, schon wieder.

Um mich von dem Widerwärtigen, das in den unvernünftigen Zuständen für mich lag, zu befreien, flüchtete ich mich in die Kunst. Mein Talent hat mir nie größere Dienste geleistet, es war die Schwimmblase, die mich über dem Wasser erhielt. Während der schlimmsten Zeit schrieb ich die Hauptsachen des fünften Acts meiner Mariamne. Acht Tage nach Einnahme der Stadt schloß ich das Stück. Es ist ohne allen Zweifel mein Bestes und ich beklage sehr, es Ihnen noch nicht mittheilen zu können. In Rötschers Händen befindet es sich längst und er hat mir viel Schönes darüber gesagt. Doch, er hat auch eine Tiphonia warm gelobt und schwärmt jetzt für einen Judas Ischarioth, der eigentlich doch nur ein Bastard meiner Judith ist. Die Judith dagegen erwähnt er nicht einmal und auch für den Diamant hat er kein Wort der Kritik. Nun, Jedem seine Weise. Rötscher ist und bleibt für Kunstwerke, die die Geschichte bereits gestempelt hat, der erste Kritiker und leistet das Außerordentlichste, wo es sich um die Zergliederung derselben handelt. Der Gegenwart gegenüber scheint er den rechten

Standpunct schwerer zu finden und das rührt, wie ich glaube, daher, daß er es bis jetzt unterließ, sich in die Geheimnisse des Gestaltungs- und Verlebendigungs-Processes zu vertiefen.

Am 1sten d. M. ist meine Judith zum ersten Mal über das Hofburgtheater geschritten, natürlich in der Hamburger Umarbeitung, was den 5ten Act betrifft. Seit Jahren fand ein solcher Zudrang zu einer Vorstellung nicht mehr Statt; schon um elf Uhr Morgens waren alle Plätze vergeben. Die Aufnahme war so günstig, wie möglich; das Stück griff noch tiefer ein, wie Maria Magdalena. Freilich wurde die Judith aber auch von meiner Frau auf eine Weise dargestellt, die schwerlich wieder erreicht, nie überboten werden wird. Bei jedem Schritt, jeder Bewegung ein neues Bild und immer ein antik-statuarisches. Es ist ein Verlust für Sie, ein unersetzlicher, diese größte und jetzt einzige tragische Künstlerin Deutschlands nicht sehen zu können. — — — — — — — — — Hammer-Purgstall schrieb mir den Morgen nach der Vorstellung: „Ihre Frau Gemahlin war wahrhaft antik, classisch, wie die Tragödie selbst.“ Bauernfeldt äußerte sich eben so. Es ist nur eine Stimme. Der taube Landsmann*) (einer unserer besten Köpfe) schickte mir noch eben einen Brief und sagt darin, daß er trotz seiner Taubheit den erschütterndsten Eindruck mit sich fort genommen habe. Die Maler mögten Scene nach Scene auf ihre Leinwand bringen und zwei sind wirklich schon mit Bildern beschäftigt. Bei einer so ganz außerordentlichen Wirkung glaube ich nicht zu viel zu hoffen, wenn ich annehme, daß der verstümmelten Judith im nächsten Winter die unverstümmelte wird folgen können. Ich werde das Werk übrigens einer Durcharbeitung unterziehen und glaube, daß ich ihm noch eine befriedigende Gestalt geben kann, wenn ich beim Holofernes die Linien bald verengere, bald erweitere. Er ist mir wieder näher getreten. Hammer, der viele Jahre Gesandter in Constantinopel war und den Orient kennt, ist freilich auch mit dem jetzigen Holofernes schon zufrieden.

Mariamne wird, wie ich hoffe, die Spannung zwischen mir und dem Publicum völlig beseitigen; sie ist schön, wie Judith erhaben. Nun kommt Moloch daran. Kennen Sie aus der Europa die erste Scene? Ich fragte Sie schon einmal.

Ich lege mein neuestes Product bei, welches von einer Clique, in der auch Ihr trivialer Mosenthal steckt, hart angefochten wird, wie ich höre. Ich kümmere mich nicht um die Subjectlein. Antworten Sie mir bald.

Wien d. 3. Febr. 49.

Paris d. 12ten Febr. 1849.

Mein nächster Brief sollte grade so anfangen wie der Ihrige, d. h. Verwundern über Ihr Schweigen ausdrücken. Hiermit ist gesagt, daß ein Schreiben, das ich in größter Unruhe gleich nach den October-Ereignissen an Sie gerichtet habe, nicht in Ihre Hände gekommen ist. Der Brief ging direct pr. Post und ist vielleicht eröffnet worden, was an sich ganz gleichgültig ist, da er weder von Verschwörung noch von der rothen Fahne handelte. Sie sind ein Glücks-Mensch, mein lieber Hebbel. Großen Malern hat man Schiffe in Brand stecken lassen,

*) Hyronimus Lorm.

damit sie sich's absehen können, für Sie übernimmt das Schicksal das Lehrgeld: sind Sie in Hamburg brennt Ihnen zu liebe die Stadt ab und in Wien wird massakrirt und bombardirt, damit sich auch dies in Ihre Phantasie niste. Ja Sie haben was erlebt! In dem Ärger von Ihnen getrennt zu sein, ist es mir immer eine Art von Trost gewesen, zu denken: „nun, er büßt's nicht in Paris zu sein, dafür hat er auch den Februar und den Juny nicht gesehen"; jetzt aber können Sie mich auslachen, lieber Freund, denn die organisirte Anarchie habe ich allerdings noch nicht gesehen. Und dann ist so ein Franzos' selbst in seiner Wildheit ein liebenswürdiges Wesen, den Wiener Pöbel aber stelle ich mir ekelhaft vor. Würde ich aus der Augsb. A. Z. nicht ersehen haben daß Sie leben, so hätte ich Ihnen Brief auf Brief geschrieben, bis ich Antwort gehabt hätte. Daß Sie während dieser Zeit productiv sein werden habe ich mir gedacht und brenne darauf die neuesten größeren Produkte kennen zu lernen. Vielleicht könnten Sie mir die Mariamne von Berlin zusenden lassen. Die „Kuh" hat mir wieder einen großen Genuß bereitet: ich hätte es kaum für möglich gehalten, den Ring so klein zu schmieden; ein Elf könnte sich ihn auf den kleinen Finger stecken und doch eine Riesen-Arbeit! Ich bin nach dem Genusse dieses Werkes, in einer längst bei mir feststehenden Ansicht bestärkt worden, daß das Kunst-Urtheil zunächst doch auf dem Gefühl beruht und daß ebendeshalb gewisse Organisationen das Schönste nicht erfassen können. Dies ist so wahr, daß es z. B. bei Werken wie die vorliegende Erzählung, schwer wird die eigentliche Größe derselben und den Genuß zu definiren. Es bleibt immer ein Bruch der die Blüthe des Ganzen ist und die der Andere nicht wahrnimmt. Sage ich z. B. „sieh was in diesem Dinge steckt, die ganze Welt, die unübersehbare Kette von Ursache und Wirkung in einer Nußschale, wie dieses einfache Familien-Leben vernichtet wird als ihm eben wohliger werden sollte, so schreitet alles im Leben zunächst seiner Zerstörung zu, die Bauernhütte in einer viertel Stunde, Reiche und Planeten in Jahrtausenden, und wie dies nach innen gestaltet ist! Dieses späte Anstecken der Pfeife, diese Vorbereitung des Strohs, dieser Strick der den ersten Reichthum an das Haus knüpfen sollte und nun den Bauer an den Dachstuhl knüpft, daß die Catastrophe mit kleinem Feuer anfängt und mit großem endet: alles dies ist von der wunderbarsten Kunst"; wenn ich das und anderes herbeibringe so gafft Jener mich in einem fort an und denkt: der Kerl ist ein Narr. Fragen Sie nur Freund Wagner (den Goethe'schen) der wird's Ihnen sagen: „es ist ein Pudel" und weiter Nichts. A propos! was kann ich dafür daß Mosenthal Nichts von der Kunst versteht? Sie werden antworten: ja Sie haben ihn an mich gewiesen, ich aber frage dann: kann ich was dafür daß er Nichts von Ihnen gelernt hat? Was Sie mir von Judith und Ihrer Frau schreiben, macht mir ebenfalls große Freude. Das hätte ich allerdings sehen mögen; aber es ist noch nicht aller Tage Abend und wenn ich dann einmal komme, so komme ich vielleicht recht. Ist es denn wahr daß M. Magdalena verboten ist? Wie reimt sich das mit der Vorstellung von Judith zusammen? Oder haben die „Freunde" dies verbreitet? Sie fragen mich ob ich die erste Szene vom Moloch gelesen habe. Allerdings, und mehr als einmal. Was Sie mir von Rötscher schreiben, mag wahr sein. Sein Loben mittelmäßiger Stücke kommt, wie ich glaube, von persönlichen Ein-

flüssen her und daß er Ihnen gegenüber nicht die rechte Initiative ergriffen hat, habe ich längst bemerkt, sein Idealismus drängt ihn mehr zu den Erscheinungen der Vergangenheit hin. Übrigens denkt er mehr tief als scharf und schreibt mehr characteristisch als schön. Ein andermal davon, was meiner Ansicht nach in der Kunst-Kritik noch zu leisten ist. Die Jahrbücher kriege ich hier nicht mehr zu sehen und weiß daher nicht wovon Sie sprechen wenn Sie in Ihrem Briefe sagen, er hätte über den „Diamant" Nichts geschrieben. Hat er denn einen allgemeinen Aufsatz über Sie gemacht und dies ausgelassen? Ich habe ihn 2 mal gebeten mir die Kritik über den Diamant zu überlassen, er hat mir aber nie über diesen Punkt geantwortet, geschieht es noch zu meinem Gunsten, so schreibe ich die Kritik. Die Arbeit für die „Gegenwart" von Brockhaus, die wohl die ausführlichste werden dürfte die bisher über Sie geschrieben worden ist, ist angefangen, wird aber erst in einiger Zeit fertig werden, weil Brockhaus mir geschrieben hat, daß er sie bestimmt, aber erst für etwas später wünsche. Schreiben Sie mir doch gelegentlich ob ich die Julia schon darin besprechen darf und ob ich bis dahin auch die Mariamne werde zu sehen bekommen haben. Rötscher sandte mir neulich unter Kreuzband meinen Aufsatz über Kleist's Prinzen von Homburg*), über den er mir bereits früher viel Schmeichelhaftes gesagt hat. Da kein Titel dabei war, so weiß ich nicht in welchem Hefte er erschienen ist, wünschte aber sehr daß Sie ihn läsen und mir aufrichtig Ihr Urtheil mittheilten. Sie müssen aber einen strengen Maßstab anlegen, weil die Arbeit, wie Sie sehen werden, als Muster-Kritik in der Einleitung zur Phänomenologie der Kunst-Kritik figuriren soll. Wenn Sie dies thun, könnte mir Ihr Urtheil wohl noch für das Buch zu Statten kommen. Hier habe ich sie nur einem Menschen gezeigt und dieser eine hat Nichts davon verstanden. Von meiner „Geschichte der Februar-Revolution" haben Sie wohl auch noch Nichts zu Gesicht bekommen. Sie ist seit 5 Monaten meine ausschließliche Beschäftigung und hat mir wahrhafte Qualen bereitet. Ich verkaufte sie nämlich im October an Westermann in Braunschweig, der sich sehr gut benahm und mir den Contrakt den ich ihm schickte, unterschrieben zurücksandte, ohne auch nur einen Heller abzuhandeln. Er zahlt 3 Friedrichsdor (preußisch) für den Bogen und 1200 Fr. für jede neue Auflage. Ich verpflichtete mich das Werk bis Ende 1848 herzustellen. Als ich den Contrakt in Händen hatte, setzte ich die Untersuchung über die Ereignisse eifriger als früher fort und erhielt nun von den betheiligten Personen so merkwürdige Aufschlüsse, daß ich einsah daß das Werk zur bestimmten Zeit nicht fertig werden könnte. Thiers hatte mich mit seiner Erzählung dergestalt verwirrt, daß ich 2 Monate lang gar nicht weiterarbeiten konnte und die Ankunft des Marschalls Bugeaud abwarten mußte, der mir endlich in die Feder dictirte, daß der König durch Thiers und Barrot förmlich entwaffnet worden sei. Das Document das ich besitze ist merkwürdig und wird mir später auch noch zu Memoiren über denselben Gegenstand dienen.**) Die Bekanntschaften die ich außerdem bei dieser

---

*) S. Rötschers Jahrbücher, Bd. II, S. 311.

**) Die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Februar-Revolution", die ich nur aus Rücksicht für Lebende so lange ungedruckt ließ, werden nächstens erscheinen.
August 1890. Der Herausgeber.

Gelegenheit gemacht habe, sind mir für mein ganzes Leben wichtig und ich bin mit so viel Sorgfalt zu Werke gegangen, daß ich Hoffnung habe, daß meine Geschichte, je mehr man über die 3 Februartage schreiben wird, desto mehr einen officiellen Character annehmen muß. Von namhaften betheiligten Personen haben mir Aufschlüsse gegeben: Thiers, Bugeaud, Rémusat, die Generale Ruilliers, Gourgaud, Bedeau, Rumigny, Reibell, Perrot, de Luzy, Lamoricière, Graf Molé, Crémieux, Odilon Barrot, Lagrange u. s. w. Die Insurgenten habe ich in der „Commission für die nationalen Belohnungen“ kennen lernen, wo ich 2 Monate lang die sämmtlichen Akten zur Verfügung hatte. Hier habe ich neben dem Gemeinen und Lüderlichen, doch ein unverwüstliches Element gefunden, Heroen und Spitzbuben nebeneinander. In der höheren Sphäre war es mir erlaubt einen tiefen Blick in das Leben der Staatsmänner zu thun. Einigen von ihnen bin ich durch mein skrupulöses Verfahren interessant geworden, namentlich dem Marschall Bugeaud, der mich eines mir entfallenen Wortes wegen mit Rémusat confrontirte, eigentlich um mir zu beweisen, daß Thiers und letzterer mich belogen haben. Da ich Rémusat genauer kannte und den Anschein hatte indiskret gewesen zu sein, so war meine Lage etwas unangenehm, aber der Marschall entwickelte einen merkwürdigen Takt, und um mich für eine Haus-Intrigue zu entschädigen, derzufolge die Herzogin (seine Frau) ihn gebeten hatte mir doch kein diktirtes Document in die Hände zu geben, lud er mich als Rémusat fort war, zum Frühstück ein. Sie werden nicht glauben, daß diese Höflichkeiten mein Urtheil über ihn beeinflußt haben, der Mann hat mir die Adressen der Personen gegeben, die seine Aussage bestätigen sollen, und mich überhaupt nur in der Überzeugung bestärkt, mit der ich von vornherein zu ihm ging: daß er der einzige Mann bei der ganzen Catastrophe war. So kam ich dazu, zuerst eine wirkliche Geschichte dieser Ereignisse zu Stande zu bringen, wenigstens dem Material nach, die Franzosen haben noch keine und ich habe bereits Anträge erhalten eine Übersetzung zu veranstalten, möchte aber erst Lamartine's Geschichte abwarten. Bei der nächsten Courier-Gelegenheit sende ich Ihnen die ersten 5 Lieferungen, d. h. die Einleitung und die Geschichte der 3 Tage; die des 1ten Jahres der Republik — (bis zur Wahl des Präsidenten) wird schwerlich vor 2 Monaten fertig werden, denn ich warte jetzt den Prozeß über den 15. May ab, der am 5ten März in Bourges beginnt. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen daß ich ein ernstes Urtheil von Ihnen über das Werk erwarte, jeder Wink wird mir willkommen sein, und Einfluß auf meine spätere Thätigkeit in diesem Fache haben. Ich schreibe gleich nach Vollendung dieser Geschichte, die Frankreichs seit 1840, wofür mir ebenfalls merkwürdige Aufschlüsse zugesagt sind. An Mühe und Ärger hat es nicht gefehlt. Wenn das Publikum diese ersten historischen Arbeiten beifällig aufnimmt, so gehe ich später an eine „Geschichte der Europäischen Revolution von 1848“ und komme dann auch nach Wien um an Ort und Stelle Materialien zu sammeln. — — — Heine ist furchtbar krank. Seit länger als 6 Monaten liegt er beständig auf dem Rücken, ich esse öfter bei ihm und sehe ihn leiden. Sein Geist ist frisch, er ist Deïst geworden.

Avennue de la Porte Maillot 17 bis.

Wien d. 6ten März 1849.

Ihr Brief, lieber Bamberg, hat mir dieß Mal eine ungewöhnlich große Freude gemacht; es war mir peinlich gewesen, so lange Nichts von Ihnen erfahren zu haben.

Sie haben Recht, das Schicksal läßt mich Manches sehen, was mir für meine Kunst zu Statten kommt; ob ich ihm aber dafür dankbar seyn soll, weiß ich kaum, da ich wenigstens das letzte Mal nahe daran war, mit Haut und Haar für meine Studien bezahlen zu müssen. Sie glauben nicht, welche reizende Alternativen die Wiener October-Tage einem vernünftigen Menschen brachten, denn darin urtheilen Sie nur zu richtig, daß Deutsche und Franzosen sich in Revolutionen eben so sehr von einander unterscheiden, wie in friedlichen Zeiten. Wäre ich nicht ein Sclave der Kunst, besäße ich das Vermögen, flüchtige Eindrücke eben so flüchtig, wie sie kommen, wieder zu geben, lös'te sich nicht alles Elementarische bei mir durch einen oft äußerst unbehaglichen Proceß in etwas Höheres auf, so hätte ich à la Auerbach ein Tagebuch geführt und daraus ein ohne allen Zweifel interessantes Buch zusammengestellt. Was sagen Sie z. B. zu der nachstehenden Situation, in der sich zu Wien vier und zwanzig Stunden lang Alles, was an die Wand pißt, befand? Der Commandant in der Stadt befahl jedem waffenfähigen Mann, bei Standrecht Waffen zu tragen; der Commandant vor der Stadt befahl bei Standrecht, sie abzulegen und der Erstere autorisirte durch sein Placat jeden Bewaffneten, den Unbewaffneten ohne Umstände nieder zu schießen, wo er ihn träfe, und dasselbe Schicksal dem bewaffneten Cameraden angedeihen zu lassen, sobald er durch Worte oder Blicke Verzagtheit an den Tag lege. Dieß Placat erschien eines Abends um 9 Uhr, als ich mich gerade im juridisch-politischen Lese-Verein befand und machte viele Gesichter todtenbleich. Ich sagte: so grausam hätte ich mir unseren Messenhauser nicht vorgestellt, daß er nicht einmal die Paar Schneider ausnehmen würde, die bei uns geblieben sind, um uns die Hosen zu flicken, wenn sie an einem gewissen Ort platzen sollten! Aber nur Wenige waren für einen Spaß empfänglich, auch war die Sache ernsthaft genug, denn zum gegenseitigen Todtschießen reichten die Pulver-Vorräthe auch eben hin, wenn auch nicht zur Vertheidigung der Stadt.

Mit meiner Judith geht es außerordentlich gut. Sie ist bereits 10 Mal wiederholt worden und noch nicht ein einziges Mal hatte das Theater für alle Zuschauer, die Platz verlangten, Raum. Nun bin ich denn nicht bloß für die dramatische Literatur, sondern auch für die Casse eine Respectsperson geworden und werde sogar von Souffleuren und Logenschließern mit Achtung behandelt. Sind das nicht Fortschritte? Mir selbst hat dieser Erfolg den Muth gegeben, ein verzweifeltes Unternehmen, das längst auf der Liste meiner Arbeiten mit stand, endlich einmal herzhaft anzugreifen. Die Judith ist ohne allen Zweifel ein bedeutendes Werk und der Prophet Daniel allein würde sie über dem Wasser erhalten: das steht fest. Aber sie hat doch in ihrer jetzigen Gestalt eine vermaledeite Aehnlichkeit mit jenem Götzen der Fabel, der zum Theil aus gutem Erz, zum Theil aus Thon bestand. Das ward mir bei der Darstellung noch deutlicher, wie beim Lesen; wenn das Erz glüht, sticht der Thon heillos davon ab. Es ist mir aber auch die Hoffnung gekommen, daß ich dem Uebel abhelfen

kann und das will ich versuchen, ja, ich habe es schon begonnen. Der Haupt-Fehler scheint mir nämlich darin zu liegen, daß ich dem Holofernes in dem Furor, mit dem ich das Stück nieder schrieb, nicht überall Zeit ließ, genug Fleisch anzusetzen. Das Scelett tritt hie und da zu nackt hervor; da es aber an der Faser im Kern nicht fehlt, so ist es leicht die Knochen zu umspinnen und das soll geschehen. Auch die Judith verliert sich nach der Catastrophe gegen den Schluß ein wenig zu tief in ihre Gefühls-Dialectik. Da brauche ich aber bloß weg zu schneiden und zusammen zu drängen. Denjenigen Leuten freilich, die keine Tragödie, sondern ein einfaches Kopf-Abhackungs-Schauspiel verlangen, werde ich es auch jetzt nicht zu Dank machen. Wenn ich fertig bin, werde ich Ihnen, wofern sich nur irgend ein Weg findet, das Mscpt. zur Vergleichung und Beurtheilung nach Paris senden. Können Sie Sich vorstellen, daß man in Holofernes Welt-Anschauung die Hegelsche wieder zu finden glaubt und nicht in dem Sinn, daß Dichter und Philosoph auf verschiedenen Wegen zu denselben Zielpuncten gelangt seyen, sondern in dem Sinn, daß der Philosoph dem Dichter einen Vorschuß gemacht hätte? Und doch hatte ich, als ich die Judith schrieb, außer der Aesthetik noch nie ein Buch von Hegel in der Hand gehabt. Doch, das Alles hat seinen Grund darin, daß die lieben Leute lieber vor einem Todten, als vor einem Lebendigen den Hut abziehen!

Rötscher hatte ich schon Auftrag ertheilt, Ihnen die Mariamne zu schicken, ja ich glaubte sie schon in Ihren Händen, als ich aus einem gestern bei mir eingegangenen Brief von ihm erfahre, daß Herr von Küstner die schon bei Seite geschobene Tragödie, für die in Berlin keine Schauspielerin vorhanden seyn sollte, nun auf einmal wieder aufführbar findet. Da müssen Sie Sich denn noch gedulden. Hier in Wien geht Mariamne noch diesen Frühling in Scene; die Regisseure haben sie sich nämlich zu ihrem Benefice ausgebeten und sie wird schon einstudirt. Das ist denn das erste Mal, daß zwischen einem Werk von mir und meiner künstlerischen Bildungsstufe volle Congruenz Statt findet. Uebrigens bin ich auf Ihr Urtheil über diese Tragödie äußerst begierig und erwarte kein cursorisches, sondern ein in die Details eingehendes. Rötscher hat mir ein solches längst geschickt und ich war Anfangs über dasselbe sehr erfreut. Aber wie er mir die Freude über seine Besprechung meiner Maria Magdalena durch einen hart daneben abgedruckten Aufsatz über den trivialen Zwangsjahn verdarb, so hat er mir die Freude auch dieß Mal durch sein Ausklingeln eines Judas Ischarioth, der aus meiner Judith hervor gewachsen ist, ohne daß er für gut findet, der Judith auch nur zu erwähnen, völlig verekelt und mir leider die Ueberzeugung aufgedrungen, daß er zwischen der schöpferisch-gestaltenden Kraft und dem Ideen erzeugenden Tiefsinn nicht zu unterscheiden weiß. Da kann mir denn seine Instanz nicht bleiben, was sie mir war. Uebrigens benimmt er sich überhaupt, trotz unseres freundschaftlichen Verkehrs etwas seltsam. Ich verlange nicht, daß er in seinen Jahrbüchern auf Sachen von mir zurück kommen soll, die schon vor den Jahrbüchern da waren. Aber das, was während der Existenz der Jahrbücher von mir erschien, hätte er doch wohl besprechen mögen. Das war mit dem Diamant der Fall und er hat ihn völlig ignorirt.

Ihr Urtheil über die Erzählung hat mir sehr wohl gethan. Es ist er-

schöpfend. Bei dieser Gelegenheit noch ein letztes Wort über Monf. Mosenthal. Daß der Bursche Nichts lernen kann, hätte ich ihm so wenig übel genommen, als ich es dem Distelbusch je verübeln werde, daß er auch im Sonnenschein nicht Rosen trägt. Aber er ist ein mauvais sujet, das sich mit einigen anderen Mittelmäßigkeiten verbunden und sich zu meinen schmutzigsten Feinden gesellt hat. Namentlich über die Erzählung hat dieß Gesindel seinen Geifer ausgespritzt; später dann auch — und gerade diese Bande allein, in einem von ihr gestifteten und freilich nach sechswöchigem Bestande wieder eingegangenen Schandblatt, der Patriot genannt — über die Judith, sogar über die einstimmig vom Publicum, Kritik, und Schauspieler-Personal für ein unerreichbares Maximum erklärte Darstellung meiner Frau. Das müssen Sie doch wissen!

Ihre Kritik über den Prinzen von Homburg habe ich gleich, wie sie erschien, gelesen und ich muß hinzu fügen: mit dem freudigsten Erstaunen über Ihren Fortschritt in Handhabung der Sachen, wie der Sprache. Leider ist sie mir, da ich die Jahrbücher nicht selbst halte, nicht zur Hand, aber sie schwebt mir deutlich genug vor, um es als das Characteristische Ihrer Leistung bezeichnen zu können, daß Sie, vom Speciellsten ausgehend, doch den Weg in's Allgemeinste und Allerallgemeinste fanden, während Sie es z. B. in Ihrer Schrift über mich noch umgekehrt machten. Bloß die Wieder-Erzählung der Fabel hätte wohl noch etwas mehr in's Enge gebracht werden können und hie und da war Ihnen noch eine kleine stylistische Nachlässigkeit entwischt. Rötscher genirt sich nicht, in einem und dem nämlichen Satz die Rattenschwänze ist, hat, sey u. s. w. zwei bis drei Mal zu gebrauchen. Sie dürfen Sich diese Freiheit nicht einmal annäherungsweise gestatten. Auf Ihre negative Kritik bin ich nun sehr begierig und natürlich noch weit mehr auf das ganze Werk.

Ihre Geschichte der Februar-Rev. ist hier in den Zeitungen schon angekündigt. Treiben Sie Ihren Verleger ja, daß er mir das Ex. nicht unterschlägt. Ich kann hier vielleicht etwas für den Absatz thun.

Brockhaus hat mich um eine Abhandlung über das Drama der Gegenwart ersucht und ich werde diese Gelegenheit benutzen, Alles, was ich darüber in der Vorrede zur M. M. und sonst schon sagte, noch einmal deutlicher zu sagen. Beeilen Sie nun auch nur, wenn Sie können, Ihren Artikel für ihn und ziehen Sie ruhig die Julia, später auch die Mariamne in den Kreis Ihrer Besprechung. Man redet dort doch zu einem großen Publicum.

Wenn ich hier Dramaturg auf meine Bedingungen würde (sonst werd' ich's nimmermehr), kämen Sie herüber, um mit mir eine Dramaturgie heraus zu geben? Könnten und mögten Sie's? Uebrigens ist Maria Magdalena wirklich verboten. Die Gründe können Ihnen nicht unbekannter seyn, wie mir. Vermuthlich kennt der Gouverneur sie selbst nicht.

Dieser Brief ist noch kürzer, wie der Ihrige. Antworten Sie mir bald. Mein Töchterchen, 15 Monate alt, fing vorgestern an, zu laufen und gestern zu rennen. Meine Frau grüßt Sie herzlich. Lassen Sie mich nicht zu lange auf ein Lebenszeichen warten. Meine Adresse ist: Untere Bräunerstraße Nr. 1130.

Wien, den 1. Nov. 1849.

Sie haben, lieber Bamberg, dieß Mal sehr lange gezögert, mir zu antworten. Ich schrieb Ihnen im Februar; Sie mir, nach Ihrer letzten Zuschrift vom 30sten August, am 1sten July, also erst nach vollen fünf Monaten. Das ist in unserer Zeit der Revolution und der Cholera eine etwas große Pause. Obendrein habe ich Ihren ersten Brief nicht erhalten und also in mehr als einem halben Jahre Nichts von Ihnen erfahren. Mir wurde zuletzt recht ängstlich um Sie zu Muthe. Bedienen Sie Sich doch nie wieder einer Gelegenheit durch einen Reisenden; die Gewissenlosigkeit dieser Leute geht zu weit.

Ihr Leben bewegt sich in einem größeren Kreise, wie das meinige. Sie können Reisen nach England machen; ich kaum nach Schönbrunn. An Lust zu Ausflügen fehlt es mir nicht, an Zeit eben so wenig, aber an der vermaledeiten metallenen Bedingung, ohne die man den Schub riskirt. Ich will nur wünschen, daß die Zwecke Ihrer Reise sich realisiren. Ihre Erfahrungen mit Ihrem Deutschen Verleger sind gewiß im höchsten Grade verdrießlich, dennoch begreife ich sie wohl. Dem Mann war, dem neugierigen Publicum gegenüber, mit der flüchtigsten Brochüre, die er rasch erhielt, besser gedient, wie mit dem gründlichsten Werk, auf das er warten mußte.

Sie erkundigen Sich nach meiner Mariamne. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen melde, daß ich nach dieser schon wieder ein Drama vollendet habe, und daß dasselbe bereits am 14ten d. M. auf dem Burgtheater zur Aufführung gelangt? Es ist ein Märchen-Lustspiel — wenn Sie Sich unter einer so vagen Kategorie etwas denken können! — führt den Titel: der Rubin! und ist in 14 Tagen geschrieben worden. Ich habe nämlich den Sommer mit meiner Familie auf dem Lande zugebracht und bei der Gelegenheit die angenehme Erfahrung gemacht, daß meine Unproductivität während der heißen Monate wirklich nur in der Hitze, nicht aber, wie ich bisher glaubte, in mir selbst ihren Grund gehabt hat.

Mit der Mariamne ging es auf dem Theater nach dem Urtheil eines meiner Freunde, wie es einst mit den Beethoven'schen Symphonien gegangen ist. Sie bot dem Publicum zu viel auf einmal. Dennoch würde sich der Respect, den sie am ersten Abend erregte, wohl noch in Liebe verwandelt haben, wenn das Stück nicht drei Mal nach einander wegen Krankheiten und Abwesenheiten der nach Olmütz berufenen Schauspieler hätte verschoben werden müssen. Dadurch kam sie in's Liegen und das ist immer schlimm. Doch wird sie sicher wieder auferstehen, aber ich will warten, bis sie gedruckt ist. Ich habe sie Gerold bereits in Verlag gegeben und ich erwarte morgen den ersten Bogen. Sie erhalten natürlich sogleich ein Exemplar.

Außer der Mariamne habe ich den ersten Act des Moloch vollendet, von dem Sie nur ein Drittel aus der Europa kennen. Ebenfalls habe ich zur Feier des Goetheschen Jubiläums einen Prolog gedichtet, den ich Ihnen beischließe, wie ihn die Ostdeutsche Post brachte. Er ist in usum delphini et populi abgefaßt. Jetzt habe ich mich, nothgedrungen, dem Teufel ergeben und bei einem von Dr. Landsteiner begründeten Blatt die Redaction des Feuilletons übernommen. Wohl weiß ich, daß mir diese Redaction viele Zeit kosten wird, aber die

literairischen Constellationen werden hier so drohend, daß ich einer Waffe bedarf und diese finde ich nur in einem mir selbst zu Gebote stehenden Journal. Ich lade sie hiedurch zur fleißigen Mitarbeiterschaft ein; Sie wissen Selbst, was sich für ein Feuilleton eignet, und Paris bietet ja Unendliches dar. Kurze Artikel über die verschiedenartigsten Gegenstände wären mir die liebsten; aesthetische Aufsätze müßten sich an neue Erscheinungen der Literatur anknüpfen. Ihre Zusendungen erbitte ich mir unter der Adresse: an die Red. des Feuill. der Oesterreichschen Reichszeitung, Haarmarkt Nr. 729.

Sie erwähnen im Vorübergehen Ihrer Bekanntschaft mit Englaender. Etwas Näheres wäre mir über den Punct lieb gewesen. Mit dem Redacteur der Katzenmusik konnte ich freilich nicht Hand in Hand gehen und die Flucht nach dem October habe ich ihm, wie allen seinen Meinungsgenossen so lange verdacht, bis ich sah, daß es in Wien wirklich zu Bluturtheilen gegen bloße Literaten kam. Der Mensch dagegen, den ich Jahre lang in meinen vertrauten Umgang zog, kann mir nie gleichgültig werden, wenn ich auch nicht weiß, ob es mit politischem Fanatismus entschuldigt werden kann, daß er während der furchtbarsten Zeit mit seines Namens Unterschrift bekannte und ehrenwerthe Personen dem zu Mord und Todschlag aufgelegten Pöbel im Radicalen als „Volksfeinde“ denuncirt hat. Schreiben Sie mir über ihn!

Sie hier zu sehen, wäre mir die größte Freude, doch ich zweifle daran, darum geben Sie mir bald ein schriftliches Lebenszeichen und gedenken Sie der Zeitung!

Paris den 1ten December 1849.

Ihr letztes Schreiben würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn nicht eine Gelegenheit in Aussicht gestanden hätte, mit welcher ich Ihnen gleichzeitig ein Exemplar meiner Geschichte der Februar-Revolution senden wollte. Herr Lackenbacher ist nun so gütig es für Sie mitzunehmen; die fehlende Hälfte erhalten Sie nächstens. Zur Erläuterung beim Lesen sei bemerkt, daß die Einleitung mehr Kritik als Geschichte sein soll, trotz dessen aber, unter dem ersten Eindrucke der Ereignisse und schnell geschrieben, etwas partheiisch ausgefallen ist, namentlich insofern, als die Lichtseiten der Juli-Regierung zu wenig Berücksichtigung gefunden haben. Die Geschichte selbst ist, soweit dies überhaupt bei einer Geschichte der Gegenwart möglich ist, unpartheiisch, und auf dem Grund authentischer Documente geschrieben, die ich, wie Sie wissen, in einer persönlichen Untersuchung und fast von allen bedeutenden bei der Revolution betheiligten Persönlichkeiten gesammelt habe. Es thut mir leid daß Sie das Buch nicht im Zusammenhange lesen können, denn ich glaube daß der Eindruck dadurch gewinnen müßte. Daß ich auf Ihr unpartheiisches Urtheil gespannt bin, brauche ich wohl nicht erst besonders zu erwähnen; Nachlässigkeiten im Styl werden Sie der Hetzpeitsche des Buchhändlers und Druckfehler seinen Gehülfen zuschreiben. Ich arbeite jetzt an den Memoiren über die Februar-Revolution, in welchen ich die Documente von Bugeaud, Thiers, Molé, Rémusat, Crémieux, Bedeau u. s. w. theilweise im Original, d. h. französisch anführen und meine persönlichen Erfahrungen und Anschauungen über Menschen und Dinge mittheilen werde. Etwas

davon werde ich zuvor in Zeitungen veröffentlichen und Ihnen allernächstens einen Theil schicken. —

Es thut mir leid Ihnen für heute nichts Besonderes für Ihre Zeitung senden zu können, die beifolgenden biographischen Aufsätze könnten vielleicht noch interessiren. Über ein neues Stück der Sand schreibe ich Ihnen nächstens, ich habe es zwar gesehen, will jedoch den Druck abwarten, weil es zu viel schöner Einzelheiten enthält. Ihre Arbeiten in der Zeitung habe ich mit großem Genuß gelesen und bitte um regelmäßige Zusendung derselben. Seuffert, der an dem politischen Theil von dem ich mich fern halten will, mitarbeitet, erhält wie ich glaube ein Frei-Exemplar das nach dem Cabinet Valois kommt. Einen großen Gefallen würden Sie mir auch erweisen, wenn Sie mir möglichst all' Ihre kleineren zerstreuten Schriften zusendeten, oder mir wenigstens ein vollständiges Verzeichniß mit Angabe des Druck-Ortes geben wollten. Der Aufsatz wäre längst an Ort und Stelle, wenn Brockhaus mir vor 2 Monaten nicht geschrieben hätte, die Arbeit über Sie bleibe zwar nach wie vor bestellt, aber für die erste Zeit könne er sie (wahrscheinlich aus Überhäufung von Manuscripten) noch nicht drucken. — — — — — — — — — — — — — —

Wien 12. Februar 1850.

Sie haben alle Ursache, mit mir unzufrieden zu seyn. Ich kann mich jedoch wegen meines Stillschweigens rechtfertigen, und das sehr gründlich. Mit welchem Interesse ich Ihre Geschichte der Februar-Revolution gelesen habe, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen; das versteht sich von selbst. Aber eben, weil es sich von selbst versteht, und weil ich mich jedenfalls öffentlich über Ihr Werk äußern will, wollte ich Ihnen nicht bloß deswegen schreiben. Ihre Frage, ob ich wegen der Anstellung des Herrn Doctor's Laube mit meiner Frau Wien verlassen würde, haben Sie Sich gewiß, gleich wie Sie dieselbe an mich gestellt hatten, Selbst beantwortet. Ich brauche also auch nicht die Feder anzusetzen, um Ihnen die Versicherung zu geben, daß an diesem lächerlichen Gerücht nicht das Mindeste sey. Die übrigen Puncte Ihres Briefs konnte ich aber nicht früher beantworten, und kann es auch jetzt nur noch zur Hälfte. Freilich bin ich durch dieß Alles nur noch halb entschuldigt. Aber so viel werden Sie von meinen Erlebnissen während der letzten zwei Monate wissen, um Sich zu sagen, daß die eigentliche reine Briefstimmung, die keiner äußeren Motive bedarf, bei mir unmöglich vorhanden seyn konnte. Wenn man Spießruthen laufen muß, ohne es verdient zu haben, ist man zur Conversation mit einem Freunde nicht aufgelegt. Und in dem Fall bin ich gewesen. Ich habe meine Theilnahme an der Oesterreichschen Reichszeitung theuer bezahlen müssen. Nicht bloß in der Presse wurde ich auf's Heftigste angegriffen; sogar im Theater machte man eine Demonstration gegen mich. Der Dichter mußte bei Gelegenheit des Rubin dafür büßen, daß er Mitredacteur eines mißliebigen Blattes war. Nun kam noch hinzu, daß die gleich Anfangs zwischen den Ansichten des Herrn Dr. Landsteiner und den meinigen hervortretende Differenz sehr bald eine klaffende wurde. Da haben Sie gewiß genug, um es sich zu erklären, daß ich sogar auf einen Brief,

der mir Ihre persönliche Herüberkunft nach Wien in Aussicht stellte, erst jetzt antworte. Dieß Letztere hätte mich übrigens ohne Zweifel aus meiner Lethargie geweckt, wenn ich es für mehr als einen flüchtigen Gedanken, wie Sie ihn schon öfter gegen mich aussprachen, gehalten hätte. Da ich jedoch vor einigen Abenden von Herrn Meyerbeer, mit dem ich im Theater bekannt wurde, weil wir zufällig neben einander saßen, zu meiner Freude vernahm, daß Sie im Ernst damit umgehen, so trage ich jetzt meine Schuld ab. Herr Meyerbeer ging so weit, sich zu wundern, daß Sie noch nicht da seyen; das erweckt in mir eine gewisse Zuversicht, daß Sie wirklich kommen. Nun, mir könnte nichts Angenehmeres begegnen, und ich bedarf einer solchen Auffrischung. Ob Sie freilich in kurzer Zeit Ihre literairischen Pläne hier realisiren würden, ist schwer zu bestimmen. Bei einem bleibenden Aufenthalt würden Sie gewiß Wurzeln schlagen; nur ist der Belagerungszustand ein schwieriger Uebergangsmoment und ich kenne Ihre Pariser Verhältnisse zu wenig, als daß ich mir irgend erlauben dürfte, Ihnen zu rathen. Ich kann mich auf der einen Seite der Meinung nicht erwehren, daß ein deutscher Schriftsteller doch noch immer in Deutschland selbst die meisten soliden Aussichten hat, und ich glaube, Sie wären der Mann für ein Journal. Ich weiß auf der anderen Seite sehr gut, daß Frankreich noch lange das einzige Thema seyn wird, das man sich in Deutschland unter allen Umständen gefallen läßt, und um dieß gehörig variiren zu können, muß man allerdings in Paris leben. Da ist die Diagonale denn schwer zu ziehen. Ich selbst würde außerordentlich gern einmal wieder nach Paris gehen, und der Wunsch, Sie dort wieder zu sehen, hat an meinem Verlangen darnach den größten Antheil. Aber erstlich müßte ich das Geld dazu übrig haben und daran fehlt's; ich habe für zu Viele zu sorgen und darum immer Ebbe in der Casse. Dann müßte ich aber auch meine Frau mitnehmen können, und sie hat im ganzen Jahr nur vier Wochen, worin sie reisen kann. Diese Frist ist ein wenig schmal. Dennoch gebe ich den Gedanken nicht auf, obgleich meine Einnahme-Quellen, statt reichlicher zu fließen, wieder ganz zu stocken anfangen, indem meine Stücke seit der neuen Veränderung vom Theater, das sie noch immer füllten, verbannt sind.

Ueber Ihre Gesch. der Febr. R. einstweilen nur so viel. Einzelne Partheien, z. B. die Juni-Schlacht, haben Sie vortrefflich ausgeführt, auch giebt das Ganze ein höchst anschauliches Bild. In der Einleitung haben Sie Sich aber wirklich als echten Deutschen erwiesen, der gern zu den „Müttern" hinab steigt. Eine so herbe Beurtheilung, wie Ihnen in der Allg. Z. widerfuhr, haben Sie freilich wegen dieser Ihrer Schwäche nicht verdient*), aber eine kleine Blöße haben Sie dort wirklich gegeben. Oeffentlich das Weitere. Ihr Werk, schön eingebunden, prangt in meiner Büchersammlung unter den „Soliditäten." Es ist so umfangreich, daß ich mit meinen dünnen Bändchen ganz dagegen zusammen schrumpfe. Doch so ziemt es der Wissenschaft, gegenüber der brotlosen Kunst. — — — — — — —

*) Herr Seuffert, der in der Kunst durchaus Dilettant, seiner politischen Richtung nach aber Orleanist war, hat sich wegen meiner Hebbel-Arbeiten schließlich dadurch an mir gerächt daß er für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einen äußerst perfiden Artikel über meine „Geschichte der Februar-Revolution" schrieb.

Brockhaus, fürchte ich, wird mir zürnen, daß ich ihm den Artikel über's Drama noch immer nicht geschickt habe. Ach, das Theoretisiren wird mir so schwer, wenn ich das Kunstgesetz nicht unmittelbar am Kunstwerk aufzeigen darf. So schwer, daß ich fast sagen mögte: es ist mir unmöglich!

Sie wollen meine kl. Schriften. Was ich selbst davon besitze, sollen Sie erhalten. Wie gern schickte ich Ihnen den Rubin, über den Kühne mir brieflich ein vortrefflich motivirtes Urtheil gegeben hat! Aber es ist zu weit und zu riskant bei einem Manuscript. Den Schnock sende ich Ihnen, sobald ich auch die Mariamne beischließen kann; die letztere, von der mir 9 Bogen vorliegen, wird in etwa drei Wochen fertig seyn, und sie ist ohne allen Zweifel mein Bestes. In Kolatscheks Monatschrift, in der ich Sie mit Vergnügen als Mitarbeiter aufgeführt fand, werde ich zunächst (Heft 2) ein Reise-Diarium und dann (Heft 3) wahrscheinlich den 1ten Act meines Moloch mittheilen. Im Reise-Diarium, das ich buchstäblich mit Bleifeder auf den Dampfschiffen nieder schrieb, wie Sie es lesen werden, kommen auch Sie vor. Es ist im Uebrigen, die Frische der Farben abgerechnet, unbedeutend.

Ueber die hiesigen Verhältnisse sage ich Nichts. Dank dem radicalen Toben sind wir ziemlich weit zurück gedrängt! Dennoch muß man nicht ungerecht seyn; jedes Zeitungsblatt beweis't, daß das Oesterreich von 1850 durch eine Welt von dem früheren, vormärzlichen Oesterreich getrennt ist, und vor Zuständen, wie sie den Herren Tausenau, Englaender u. s. w. recht wären, wird Jeder schaudern, der Basis und Spitze nicht mit einander verwechselt. Ich selbst leide am meisten unter dem Umschwung, denn meine dramatische Thätigkeit ist auf lange wieder paralysirt. Doch werde ich wahrlich meine Weltanschauung nicht deshalb verändern, weil ich ungerecht und undankbar behandelt werde; das widerfuhr mir im Jahre 1848 von den Radicalen ja auch, das wird Jedem von jeder Parthei widerfahren, der das Mark der Geschichte in den Adern trägt und nicht vom Zeitungsblatt lebt.

Zu einer weiteren Theilnahme an der Öst. Reichs-Zeitung lade ich Sie nicht ein; ich weiß nicht, wie lange meine eigene noch dauert. Ihre Aufsätze sind zum Theil gebracht, zum Theil bringe ich sie noch.

Antworten Sie mir bald!

P. S. Indem ich schließe erfahre ich aus der Reichszeitung, daß Paris sich wieder einer Emeute zu erfreuen gehabt hat; das ist ja wohl nur der erste Geigenstrich zur Ouvertüre.

Paris 5/3. 1850.

Ihr Brief kam gerade noch zurecht, daß ich ihn mit heiterem Herzen und bei gesunden Gliedern habe lesen können. Kaum hatte ich ihn aus den Händen gelegt, als mich ein hitziges Fieber ergriff, an dem ich länger als vierzehn Tage schwer darnieder lag. Jetzt sehen Sie schon aus dem Umstande daß ich diesen Brief an Sie dictiren kann, meine theilweise Genesung. Sie haben mir einen so Inhaltreichen Brief geschrieben, daß ich nicht weiß wo ich mit dem Antworten anfangen soll. Zunächst also über das, was Ihre Stellung angeht. — Es hat

mich gefreut Sie dabei so heitern Gemüthes zu sehen, denn ich dachte mir erstens, daß die freche Beschränktheit, die darin liegt einen Laube Ihnen vorzuziehen, Sie mit Ekel erfüllt haben müßte, und zweitens daß die Abhängigkeit, in der Sie Sich doch ihm gegenüber immer mehr oder weniger befinden, für Sie unerträglich sein müßte. — Ihr Verhältniß zur Reichszeitung hat mir aufrichtig gestanden nie Freude gemacht, und der Tag an dem Sie mir schreiben werden, daß Sie sich vollständig von dem Blatte getrennt haben, wird ein glücklicher für mich sein. — Freundlichen Dank für Ihr Urtheil über meine Geschichte, über das ich mir jedoch einige Bemerkungen erlauben muß, die Sie hoffentlich nicht meiner Eitelkeit zuschreiben werden. Sie scherzen über meine Pedanterien der Einleitung und das wundert mich, denn Sie vergessen daß es sich in einem Augenblicke, wo man die ganze Februarrevolution als einen bloßen Handstreich verschrie, darum handelte, durch Aufzählung der revolutionären Elemente die sich angesammelt hatten, den Beweis zu führen, daß allerdings Stoff zu einer Revolution da war. — Das glaubt der Teufel, daß ich die Beurtheilung in der Augsburger Allg. nicht verdient habe, ich werde das beweisen. Nur thut es mir, da Sie Gewicht auf diesen ganz gehaltlosen Seuffert zu legen scheinen, leid, nicht gleich geantwortet zu haben, aber antworten werde ich.

Der zweite Punkt über den ich mir zu sprechen erlauben wollte, ist der, daß Sie nur das rein formelle meiner Geschichte beurtheilt haben. Das wahre Verdienst der Arbeit liegt im Pragmatischen selbst. Denn da ich unter Franzosen und Deutschen der Erste war, der diesen Stoff bearbeitete, so mußte ich ihn förmlich schaffen, d. h. nach einer schwierigen Untersuchung, und auf dem Wege des Vergleiches die Wahrheit herausfinden. Sie werden mein Selbstlob entschuldigen, denn es kommt aus dem Vertheidigungszustande.

Nun, mein lieber Hebbel, wird es mir aber unmöglich länger fortzufahren. Seien Sie von Herzen gegrüßt und senden Sie mir Ihre versprochenen Werke, die mir die einzigen reinen Genüsse verschaffen, deren ich fähig bin.

Herzliche Grüße an Ihre Frau.

Wien 20. März 1850.

Ihr Brief hat mich erschreckt, ich will jedoch hoffen, daß es wieder besser mit Ihnen steht. Auch mir geht es seit ungefähr vier Wochen nicht besonders wohl; alte Uebel regen sich, wie im Frühling gewöhnlich; sie stellen sich regelmäßiger ein, wie die Nachtigallen.

Sie schreiben mir, der Tag, an welchem ich Ihnen die völlige Lösung meines Verhältnisses zur Reichszeitung melden würde, solle ein glücklicher für Sie seyn. Seyen Sie denn glücklich; ich schließe meine Abdications-Urkunde bei, wie sie in meinem Moniteur erschienen ist. Allerdings war das Blatt für meine Thätigkeit nicht das geeignetste, doch das konnte ich nicht voraus wissen, und jedenfalls bin ich der Meinung, daß ich Nichts, als meine Thätigkeit selbst zu vertreten habe, und daß man sich hieran in Deutschland noch zu gewöhnen hat. Meine Thätigkeit aber war eine ernste und gründliche und die äußere Nöthigung hat mir Manches abgelockt, was ohne sie nicht entstanden wäre und was ich doch nicht gern in meinem Hirnkasten hätte verwesen lassen mögen. Ich denke, meine Kritiken und

Abhandlungen nächstens gesammelt heraus zu geben, dann werden Sie finden, daß sie durch die Reichszeitung bedeutend arrondirt worden sind. Uebrigens soll man sich nicht muthwillig der Verläumdung Preis geben, und hätte ich irgend geahnt, in welchem Sinn das Blatt conservativ seyn wolle, so wäre ich nicht beigetreten. — — — — —

Mehrere andere journalistische Anerbietungen sind mir bereits gemacht worden, auch bedarf ich dringend eines Organs, doch muß ich erst wieder etwas produciren, ich halte es nicht länger aus. In der Kollatschekschen Monatsschrift werden Sie in einem der nächsten Hefte den ersten, vollständigen, Act des Moloch lesen; ich bitte Sie dann um Ihr Urtheil. Das Original-Mscpt. wird Ihnen sorgfältig aufgehoben. Die Europa brachte neulich den ersten Act vom Rubin und das Stuttgarter Theater bestellte sich in Folge dessen gleich darauf durch Lewald das Stück. In Berlin ging die Maria Magdalena vor Kurzem mit größtem Erfolg über die Bühne; der elende Intendant, den ich übrigens durch seine mir geschriebenen Briefe vernichten könnte, ließ sie trotzdem nur Ein Mal wiederholen, und dennoch war es eine erbettelte Gefälligkeit von mir, wenn ich ihm gestattete, die M. M. anstatt der angenommenen Julia zu bringen. In Wien geht es doch besser, als ich Anfangs dachte. Judith ist seit Laubes Eintritt bereits zwei Mal gegeben worden, und M. M. ist auch schon angesetzt.

Herodes ist endlich aus der Presse; ich sende Ihnen hiebei Ihr Exemplar. Ihnen gegenüber brauche ich kein commentirendes Wort hinzuzufügen; den lieben Deutschen gegenüber dürfte es sehr nothwendig seyn, darum wäre mir eine Besprechung von Ihnen lieb. Aber wo? — — — — Gerne, gerne schickte ich Ihnen auch den Rubin, doch bei Mscten ist es in solcher Entfernung zu gewagt.

Auf mein flüchtiges Wort über Ihre Einleitung haben Sie zu viel Gewicht gelegt. Ich wollte die Angemessenheit der von Ihnen gegebenen Entwicklungen durchaus nicht anfechten, ich wollte nur sagen, daß der Pallast Ihnen besser gerathen sey, als die Zugbrücke. Sie werden, wenn ich mich öffentlich weitläuftiger äußere, gewiß zufrieden seyn; denn allerdings gehört viel, außerordentlich viel dazu, einen so ungeheuren Stoff zu bewältigen, wie Sie es gethan haben, und Niemand erkennt das bereitwilliger an, wie ich.*)

Werden Sie nach Deutschland kommen? Mir wäre es eine wahre Wohlthat! Sie träfen mich den ganzen Sommer, ausgenommen die letzte Hälfte von Juny und den July, die ich wahrscheinlich selbst zu einer Reise mit meiner Frau verwenden werde.

Vor acht Tagen lernte ich einen Mann kennen, von dem ich nicht geglaubt hätte, daß die Erde seines Gleichen noch producire und der direct von den Egyptischen Pyramiden kam. Die Frau von Goethe hatte mich auf ihn eingeladen und zwar, wie sie mir später unter vier Augen sagte, weil sie mich für den Einzigen in ganz Wien gehalten, der mit ihm fertig werden könne. Eine Ungenirtheit im Ausdruck, als ob er ein leiblicher Sprößling des Holofernes wäre, aber eine Kraft und ein Humor dabei, wie sie mir auf Erden noch nicht vorkamen. Er heißt Bogumil Goltz, ist aus Königsberg und hat ein wahrhaft

*) Hebbel hat, meines Wissens, nie irgend etwas über mich veröffentlicht.

classisches Buch „Aus der Kindheit“ geschrieben. Mich kannte er so wenig, wie ich ihn, aber die Judith, die am Abend gegeben wurde, flößte ihm großen Respect ein und ich läugne nicht, darauf bin ich stolz, denn dem gewinnt nur die Kraft etwas ab.

Nun, lieber Freund, seyen Sie mir herzlich gegrüßt und verschieben Sie Ihre Antwort nicht zu lange, damit ich mich nicht ängstige. Meine Frau bittet das Nämliche.

Paris den 12ten May 1850.

Ich bin wieder glücklich auf den Beinen und wollte Ihren Brief auf der Stelle beantworten, aber die Mariamne beschäftigte mich dergestalt, daß ich sie erst noch eine Zeit lang mit mir herumtragen wollte. Das ist denn auch ehrlich geschehen und ich darf jetzt wohl sagen, daß ich das Stück kenne. Nicht als ob des Verständnisses wegen sonderlich viel Zeit nöthig gewesen wäre, denn von allen Ihren Stücken ist dies vielleicht das durchsichtigste, aber des Genusses wegen, der darin besteht, sich die Verkettung des Gedichtes nach allen Seiten hin aufzuschließen. Ich erhielt das Paket grade als ich kurz nach meiner Krankheit Abends ins Bad gehen wollte und las im Bade das ganze Buch aus, ohne zu bemerken daß ich zu lange im Wasser blieb und der Rand des Buches mitbadete. Ich glaube, je länger Sie dichten werden, desto mehr werden Sie die Unschuld in der Schuld darstellen, und wenn ich sage daß dies in Mariamne mehr der Fall ist, als in irgend einem Ihrer andern Stücke; so habe ich damit mein Urtheil vielleicht in der gedrängtesten, jedenfalls aber in der für Sie verständlichsten Form ausgesprochen. Was kann man der Kunst Höheres nachsagen, als daß sie den Zweck erreicht hat, die Wahrheit des Lebens, daß es nämlich jeden Schritt bedingt, d. h. abhängig von seinen Vorgängern macht, in einem diese furchtbare Wahrheit ganz aussöhnenden Bilde darzustellen? Dieser Herodes hatte er nicht Grund den Aristobolus bei Seite zu schaffen, ja war für ihn nicht sogar die Nothwendigkeit dazu vorhanden? Und doch ist dies tragische Schuld, die sich auf der Stelle an ihm rächt daß er nun nicht mehr an Mariamnen's Liebe glauben kann. Dazu seine eigene glühende Leidenschaft, die Schönheit Mariamnen's und im Hintergrunde der wollüstige Antonius, dem er es wehren will über seiner Leiche Hochzeit zu halten. Und wer hat ihn bei Antonius verklagt und in ihm die Eifersucht auf Antonius entzündet? Mariamnens Mutter. Dennoch würde Herodes nicht zu dem barbarischen Entschlusse gekommen sein, seine Gattin unter das Henkerbeil zu stellen, wenn er nicht „wie der Soldat die Standarte unter die Feinde werfen wollte um seines Sieges desto sicherer zu sein.“ Das nenn' ich motiviren! Ich müßte mich aber sehr irren wenn die perfide Kritik nicht kommen wird und sagen: wieder eine Ungeheuerlichkeit, ein Mensch den man so unmäßig lieben läßt, daß er eher den Tod seiner Frau wünscht als ihre Verbindung mit einem anderen nach seinem Tode. Was ich noch mehr bewundere als diese Anlage ist die Erscheinung selbst: Die Doppel-That des Herodes und die Art und Weise wie Mariamne ihn prüft. Daß ich die Ihrige schöner finde als die historische brauche ich wohl erst nicht zu betheuren, in weichem Stoffe giebt es vielleicht schönere Gebilde, in hartem gewiß

nicht. Größeres haben Sie nie gedichtet als Mariamnens Vorwurf gegen Herodes: „Du sprichst umsonst u. s. w. (S. 103) das ist naiv erhaben, furchtbar einfach. Das Schicksal des Herodes ist rein ironisch: das Gegentheil von dem was er erreichen wollte geschieht und am höchsten steigert sich seine Schuld, als Someas Verrath ihn über das Ungeheure seiner That sowenig aufklärt als Josephs Schicksal, indem er ein rein menschliches Gefühl in einem Manne weniger begreifen kann, als die Verwirklichung des Sünden-Gespenstes mit dem er sich herumträgt. Bewundernswerth an dem Stücke ist der Hintergrund und die Aussicht. Artaxerxes allein schließt uns das sinnlich scheußliche Heidenthum auf, diese Uhr-Szene ist allein ein Meisterstück, die höchste humoristische Art der Geschichtschreibung. Wenn sich im Ganzen das Brechen eines Weltzustandes darstellt der gegen diese heidnischen Gestalten, schon mildere Elemente in sich trägt, so eröffnen die drei Könige, die wie sprechende Wachsfiguren wirken, Sameas und die Schlußszene, die Fernsicht auf das Christenthum — kann man einen großartigeren Rahmen wählen, zumal da auch Antonius Sturz mit hineinfällt? Das wären für heute die Complimente die ich Ihnen zu machen hätte, schreiben Sie mir ob ich sie richtig begründet habe. Eine ausführliche Kritik werde ich Kolatschek schicken. Ihr Tagebuch hat mich sehr interessirt — viel Ehre*)! Ihrem letzten Briefe nach schlagen Sie es zu gering an, es sind Meisterzüge darin und ich brauchte nur das zu lesen um, wenn auch keinen großen Dichter, doch einen bedeutenden Schriftsteller zu erkennen. — — — — —

Wien 31ten August 1850.

So eben geht mein Trauerspiel in Sicilien nach Leipzig zum Druck ab, nachdem es mich fast acht Tage lang beschäftigt hat, und nun setze ich mich auf der Stelle nieder, um Ihnen zu schreiben. Wissen Sie, wann Ihr Brief bei mir einging? Vier und zwanzig Stunden vor Antritt meiner Reise. Da war denn ein umgehendes Antworten, wie Sie es wünschten, unmöglich, wenn ich Ihnen nicht ein leeres Blatt schicken sollte.

Ich bin diesen Sommer weit herum gekommen. Zuerst ging ich mit meiner Frau nach Agram. Haben Sie Geographie genug im Kopf, um zu wissen, wo das liegt? Zwei Tagereisen von der türkischen Gränze. Stellen Sie Sich vor, dort wurden von den Croaten Judith und Maria Magdalena aufgeführt, und einer der Schauspieler, der seine Rolle schon auf der Probe auffallend gut wußte, sagte mir, als ich ihm mein Compliment darüber machte, er habe den Karl schon in Dalmatien gespielt. Da sehen Sie, daß Bühnenstücke ihre Schicksale haben.

Von Agram kehrten wir nach Wien zurück und gingen, ohne uns aufzuhalten, über Leipzig und Berlin nach Hamburg. Ich machte unterwegs die mich in der That überraschende Erfahrung, daß der Kreis, in dem ich als Schriftsteller wirke und gelte, sich seit 1846 erweitert hat. Der unwidersprechliche Beweis dafür, daß ich mich in diesem Punct nicht täusche, ist der Umstand, daß nicht blos die Literaten, sondern auch die Buchhändler mich suchen. Mir

*) Es handelt sich um ein Bruchstück aus dem Tagebuche in welchem Hebbel unter Anderm unsern Abschied in Paris darstellt.

werden jetzt ansehnliche Honorare geboten, und da Kaufleute Nichts zu verschenken pflegen, so müssen meine Sachen auch doch abgehen. Haben Sie gegen die Objectivität dieser Auffassung etwas einzuwenden?

In Hamburg war ich kaum zwei Tage, als die Schlacht bei Idstedt geschlagen wurde. Ich befand mich gerade bei Campe und ließ mir von ihm auseinandersetzen, daß die Schleswig-Holsteiner durchaus siegen müßten, daß sie gar nicht besiegt werden könnten, als die Nachricht kam, daß sie besiegt seyen. Meine Lage war eigen. Bis 1848 war ich blos Mensch; 1848 mußte ich mich wieder auf den Deutschen besinnen; 1850 gar auf den Schleswig-Holsteiner. Aber ich war bald wieder Schleswig-Holsteiner, und zwar mit Haut und Haar, denn wenn man ganze Bahnzüge mit Todten und Verwundeten ankommen sieht, wie ich in Altona, so macht die Stamms-Verwandtschaft sich mächtig wieder geltend. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß Deutschlands Schmach und Mißgeschick mich drückt, wie ein persönliches Leid, und daß ich erst seit dem schmählichen Umschwung der Dinge, der uns in den tiefsten Abgrund hinunter wirbeln zu sollen scheint, das natürliche Band kenne, was den Menschen mit seinem Vaterlande verknüpft. Ueber diesen Punct kann ich nur reden, nicht schreiben. Allem Anscheine nach soll deutsche Cultur durch russische Gedärme hindurch spatzieren. Und doch kann ich's nicht glauben, denn ein gewisses Epigramm im zweiten Theil meiner Gedichte scheint mir eine Wahrheit auszusprechen, die durch die ganze Weltgeschichte bestätigt wird.*)

Mit Campe habe ich mich leidlich verständigt; ich bin nicht so weit gekommen, als ich wünschte, aber doch weiter als ich hoffte. Es handelt sich um die Gesammt-Ausgabe, die ich freilich, ohne ihn zu fragen, jeden Tag veranstalten darf, wenn ich den neuen Verleger verpflichte, die Sachen nicht einzeln zu verkaufen, die ich aber nicht gern veranstalten mögte, wenn ich den Einzel-Verkauf nicht zugleich mit übertragen kann. Er räumte mir unweigerlich ein, daß es jetzt mit dem Absatz gut gehe; da muß es denn doch in einigen Jahren ein Ende geben, und ich werde handeln können. Buchhändler-Anträge in Betreff der Gesammt-Ausgabe habe ich schon zwei, und auch Cotta, der mich vorigen Winter besuchte, schien Neigung zu verrathen. Der soll freilich sehr schlecht zahlen und das kommt auch in Betracht, denn von den Lobsprüchen der Allg. Zeitung, die einem Cottaschen Verlags-Artikel niemals fehlen, wird man nicht fett. Behalten Sie dieß Alles für Sich. Ich feire heute eigentlich meine Emancipation, und wissen Sie, wovon? Von meinen Schuldnern! Die letzten hundert Thaler (die ich in Hamburg für den Diamant einstrich) gehen heute Nachmittag ab, und nun bin ich frei! Das hat lange genug gedauert, darum jubeln Sie mit mir!

Von meiner Krankheit soll ich Ihnen auch noch schreiben. Bald hätte ich's vergessen, und das ist nicht das schlechteste Zeichen, nicht wahr? Nun, es ging mir miserabel genug, ich erfuhr einmal wieder recht gründlich, was Schmerz ist. Da der übermüthige Mensch dieß auf der schönen Erde so leicht vergißt,

---

*) Wahrscheinlich ist das „Verschiedener Casus“ betitelte Epigramm in den neuen Gedichten S. 156 gemeint.

so ist eine derbe Erinnerung gewiß ersprießlich, Gefahr war jedoch nicht dabei, es war ein einfacher Hämorrhoidal-Zustand, wohl durch vieles Sitzen und Reichszeitungs-Verdruß hervor gerufen. Welch ein Uebel man mir angedichtet hat, erfuhr ich erst nach meiner Genesung durch meine Freunde. Wie ich höre, hat sich der Herr Kuranda, ein „Unbedingter" des Herrn Heinrich Laube, dieß Verdienst um mich erworben. Man muß die Leute gehen lassen, und sich dadurch an ihnen rächen, daß man ihnen zum Trotz fort lebt. Uebrigens steckt noch immer ein Rest der Krankheit in mir, doch hoffe ich, mich auch dessen durch Bewegung und kaltes Wasser nach und nach zu entledigen.

Ihre Auffassung der Mariamne hat mir sehr wohl gethan. Besonders Ihre Bezeichnung der heiligen drei Könige als sprechende Wachs-Figuren trifft ganz meine Intention, die hier auf den Holzschnitt-Styl ging. Uebrigens bricht das Stück sich rascher Bahn, als ich bei den Bemühungen meiner Gegner, es herab zu setzen, erwartet hätte. Ich erhalte manchen Beweis, daß es zündet. Wissen Sie, wer zu seinen wärmsten Freunden gehört? Der Dichter Emanuel Geibel! Er war neulich hier und besuchte mich. Wenn ich diese Anerkennung nur nicht dem Umstande verdanke, daß man die relative Berechtigung, die ich dem Christenthum hier einräumte, für eine absolute hält. Eine Kritik von Ihnen wäre mir sehr lieb, nur für Kolatschek's Monatsschrift bestimmen Sie sie nicht, denn diese bringt schon eine im nächsten Heft, wie er mir schreibt.

Zum Herbst erscheinen von mir: der Rubin, das Trauerspiel in Sicilien und wahrscheinlich auch Julia. Ist das nicht erschrecklich? Werde ich nicht, da deutsche Kritiker gar nicht begreifen, daß zwischen der Entstehung und der Veröffentlichung einer Production einige Zeit liegen kann, ob solcher Productivität hart gescholten, werde ich nicht ein zweiter Kotzebue genannt werden? Die Sache ist einfach so. Ich hatte Weber die Julia längst versprochen. Nun wünschte Herr Geibel (früher in Pesth) auch ein Drama von mir. Da gab ich, was fertig war. Der Druck wird sehr beschleunigt und die Ausstattung bis in's luxuriöse getrieben werden. Das ist wieder eine Ironie; meine ersten Gedichte, durch Inhalt und Stimmung so ganz geeignet, auf Damentischen Aufnahme zu finden, tragen einen Lumpenrock, der sie von dieser Ehre ausschließt, und die Herren Ambrosio und Bartolino werden in Sammt und Seide stolziren. Uebrigens habe ich an dem Trauerspiel noch Manches gethan und eine Vorrede in Form eines Sendschreibens an Rötscher hinzugefügt, die hoffentlich erträglich-interessant ausgefallen ist. Bei der Ueberarbeitung habe ich Ihren vortrefflichen Brief vom 28. Nov. 1846 beständig vor mir liegen gehabt und das Stück auch ausdrücklich, wie Sie wollten, Tragicomödie titulirt. Hier rüsten Sie Sich auf eine Recension für Kolatschek. Engländer lasse ich für sein beiläufiges Wort über Herodes danken.

Einen Verleger könnte ich Ihnen wohl verschaffen, jedoch nur für ein fertiges Werk, denn nach meiner Erfahrung läßt sich ein Buchhändler auf die Uebernahme eines erst entstehenden selten ein, wenigstens ist es mir nicht gelungen, die noch nicht abgeschlossene Arbeit eines Freundes über Gallizien unterzubringen, und nur darum nicht, weil das Ganze noch nicht vorliegt. Haben Sie erst ein Mscpt., so werde ich, wie ich glaube, den Gevatter leicht auftreiben. — — — — —

Ueber meine Lage sag' ich einstweilen nur so viel, daß sie sich verschlimmert hat. Mein guter Genius ist mit Herrn Heinrich Laube nicht nach Wien gekommen; ob mein böser, wird sich bald zeigen. So viel ist gewiß: wenn meine Freunde Gelegenheit haben, thätig für mich zu seyn, so thun sie wohl, sich zu beeilen. Freilich brauchte ich ein Organ, doch in meinen eigenen Händen ist's keine Waffe, und ein fremdes findet sich nicht.

Ueber die Kritik des Herrn Seuffert habe ich gesagt, daß sie nicht übel stylisirt sey; weiter Nichts.

Vielleicht komme ich nächsten Sommer mit meiner Frau nach Paris; was sollte die Reise und 4 Wochen Aufenthalt ungefähr kosten? Antworten Sie mir bald!

Paris den 17ten Februar 1852.

Länger sollten Sie nun nicht warten, mein lieber Hebbel, denn obgleich ich Ihnen mit dem besten Willen nicht früher hätte antworten können, mache ich mir bereits bittere Vorwürfe Ihnen nicht wenigstens auf eine in Ihrem Briefe enthaltene bestimmte Anfrage Bescheid gegeben zu haben. Meine Entschuldigung verschafft mir zugleich die Gelegenheit einen von Ihnen ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen und Ihnen über meine Verhältnisse etwas zu schreiben. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Mein Knabe verräth gute Anlagen und unbequeme Zügellosigkeit, mein Töchterchen ist von seltener Schönheit und Liebenswürdigkeit. Zwei jüngere Mädchen habe ich bereits begraben, meine vor zwei Jahren gestorbene Helene war mein Liebling, mein Alles und über den Verlust dieses Kindes kann und werde ich mich nie trösten. Wie geheimnißvoll ist doch die Natur! Alle Gefühle die mir noch für alle anderen mir nahestehenden Wesen zu Gebote stehen, sind Nichts gegen das was ich bei dem Leben und bei dem Tode dieses wirklich idealischen Geschöpfes empfunden habe. Noch jetzt lebe ich stets umgeben von den Gegenständen die die Verstorbene berührt hat, ich bewahre ihre Kleider in einem Kasten von Ebenholz, ihr Spielzeug in einem geschnitzten eichenen Schrank, ihr Bild in allen Zimmern auf, ich habe mir von befreundeten Malern Trauerstücke zeichnen lassen und voriges Jahr von Berlin einen Grabstein für sie mit nach Paris gebracht. Die politischen Ereignisse haben mich stark mit fortgerissen. Außer meinen täglichen Correspondenzen arbeite ich regelmäßig an der Revue des deux mondes mit und liefre Beiträge zur politischen Chronik, die immer nur von einem Redacteur unterzeichnet wird. Auch bin ich für andere französische Organe beschäftigt. Dem Magazin für die Literatur des Auslandes, das in Berlin bei Veit erscheint, liefre ich regelmäßig einen langen Monats-Bericht, doch habe ich die letzten Briefe aus Mangel an Zeit von einem Dritten machen lassen. Außerdem arbeite ich an mehreren größeren meist historischen Werken, welche die neuere Zeit umfassen. Im Ganzen führe ich also ein reges und arbeitsames Leben, studire rastlos Staatswissenschaften und benutze vielleicht später meine in jeder Beziehung angenehmen und zum Theil wichtigen Relationen um Staatsdienste, die mir längst offerirt worden sind, anzunehmen. Vielleicht sind meine Anforderungen zu stark, vielleicht habe ich aber auch recht zu warten, die Unabhängigkeit hat gar großen Reiz!

Genug nun über meine persönlichen Verhältnisse. Eine viertel Stunde mündlicher Unterhaltung würde Ihnen ein genaueres Bild davon geben als bogenlange Beschreibungen. Ich habe mir durch Arbeit und Takt eine angenehme Stellung erworben, dies werden Sie als Freund gern hören und wenn Sie mich als Wirth auf die Probe stellen wollen, so kommen Sie mit Weib und Kind und ich hoffe die Honneurs zu allseitiger Zufriedenheit zu machen.

Ihre Epigramme, lieber Hebbel, haben mir großen Genuß bereitet und ich bin Ihnen für diese Mittheilung sehr dankbar. Ich werde mein Urtheil darüber aussprechen wenn ich einmal über Ihre Gedichte überhaupt sprechen werde. Verlassen Sie sich nur darauf, daß mir Ihre Werke Gegenstand einer großen Arbeit sind: abgesehen von dem mächtigen Interesse das ich für sie habe, kann mir keine bessere Gelegenheit gegeben werden meine eigenen Ansichten über Kunst zu entwickeln. Daß diese trotz meiner politischen Beschäftigung immer noch meine Lieblings-Sphäre ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Dieser Tage habe ich in den Grenzboten eine Kritik über Ihre Agnes Bernauer gelesen, die mir trotz ihrer offenbaren Nergelei einen Vorgeschmack von dem Werke gegeben hat. Ich lese sonst manche Rezensionen in den Grenzboten nicht ungern und die Schärfe mit der ihr Verfasser namentlich den deutschen Philosophen-Styl angreift gefällt mir sehr. So erinnere ich mich besonders der Kritik über Vischer's Aesthetik mit Vergnügen: es liegt wirklich viel Selbsttäuschung in diesem Construiren; ich werde es zwar, wenn ihm die Tiefe des Gedankens nicht fehlt, der seichten Kritik gegenüber immer vertheidigen, aber ein Schriftsteller ist doch nur, der das Tiefste in durchsichtiger Form mitzutheilen versteht. Characteristische Styl-Arten werde ich besonders in Rücksicht auf ihren Autor immer zu würdigen wissen und gebe darum z. B. auch nicht dem ersten besten ein Recht Ihr Vorwort zu Maria Magdalena unklar zu nennen, aber nur soll der normale Styl selbst in der Behandlung philosophischer und ästhetischer Stoffe weder ein konstruirender noch ein Hamannscher sein. Wie groß war doch Lessing und wie groß sind (in stylistischer Beziehung) einem Hotho oder Vischer gegenüber, die Schlegel und Solger. Um Ihnen etwas bestimmtes über Ihr Stück schreiben zu können, müßte ich wenigstens ungefähr über seinen Inhalt unterrichtet sein. Den Director des Théâtre français kenne ich zwar, habe aber keine intimen Beziehungen zu ihm. Übrigens ist er nicht allein Herr, denn dieses Theater hat ein aus seinen ersten Schauspielern bestehendes Lese-Comité, das sich oft mit dem Director in den Haaren liegt. Seit der Existenz des Kaiserthums hat hier auch der Staats-Minister viel mitzureden, so daß wenn man auch noch die Intriguen von den französischen Autoren mitrechnet, die Schwierigkeiten am Théâtre français sehr groß sind. Ein Versuch könnte jedoch nicht schaden und ich will ihn gern machen und auch für eine gute Übersetzung unter allen möglichen Garantieen der Discretion sorgen. Übrigens rathe ich unbedingt eher zum Odéon, oder zur Porte Saint Martin, oder zum Gymnase, oder zum Ambigu. Das Theater wäre für einen ersten Versuch im französischen ganz gleichgültig und wenn das Stück zieht, kommt das Theatre français von selbst. — — —

Gott befohlen! freundliche Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin.

Wien den 11ten May 1852.

Es freute mich aufrichtig, in München einmal wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten; zufällig hatte ich den Tag zuvor durch Dingelstedt's Vermittlung einen von Heine an Kolb geschriebenen Brief gelesen, in dem auch Ihrer gedacht wurde.

Antworten konnte ich Ihnen nicht so rasch, wie Sie es wünschten, denn in München ging ich, wie eine Billiardkugel, von Hand zu Hand, und in Wien traf ich in Folge der gehabten Anstrengungen und Aufregungen halb todt wieder ein, so daß ich einen vollen Monat brauchte, mich wieder zu erholen.

Noch weniger war ich im Stande, von München nach Leipzig zu kommen; ich ward in München viel länger festgehalten, als ich gedacht hatte, und mußte den directesten Rückweg nach Wien nehmen. Sind Sie in Deutschland gewesen?

Ihre Beantwortung meiner Erkundigung nach den Pariser Preisen kommt ein wenig spät, und doch zur rechten Zeit. Es ist nämlich nicht ganz unwahrscheinlich, daß ich meinen Lieblingswunsch, meiner Frau Paris einmal zu zeigen, im nächsten July ausführe. Ich sage: es ist nicht ganz unwahrscheinlich! und würde bestimmter sprechen, wenn nicht, wie in Deutschland jetzt Alles steht und liegt, noch außer dem Geldpunct Manches zu bedenken wäre. Jedenfalls ist es mir von Wichtigkeit, einen Kosten-Anschlag in Detail zu haben, und so bitte ich Sie denn allerdings noch um speciellere Angaben. Was die Post beträgt, weiß ich bereits genau, und was die Ansprüche meiner Frau anlangt, so gehen sie nicht weiter, als die meinigen, die Sie ja kennen. Noch bemerke ich, daß wir nur Paris sehen wollen, und daß die environs schon deshalb nicht für uns existiren, weil wir, die Hin- und Herreise mit einbegriffen, auf den ganzen Ausflug nur vier Wochen verwenden können. Sagen Sie mir daher: wie hoch würde, erstlich, ein Zimmer mit Cabinett zu stehen kommen, und könnten Sie im Voraus eins miethen? Was kostet jetzt der Mittagstisch u. s. w., und wird die Fremdenfluth gegen Anfang July wieder Etwas abgelaufen seyn? Auf das „Standesgemäße“ leiste ich, da ich in Paris keine Visiten zu machen und zu empfangen habe, Verzicht; es handelt sich bloß um die nothwendigen Bequemlichkeiten. Lassen Sie mich auch wissen, ob das Grab des Kaisers Napoleon jetzt so weit ausgebaut ist, daß man die Reste sehen kann. Sie werden über die Naivetät dieser Frage vielleicht erstaunen, aber Sie müssen Sich ja erinnern, daß ich kein Zeitungsleser bin. Wenn Sie mir auf diese Puncte möglichst rasch antworten, werden Sie mich sehr verpflichten.

Daß Sie verheirathet sind, wußte ich längst; Herr Kücken sagte es mir einmal. — — Von meiner dichterischen Thätigkeit können Sie in Paris schwerlich etwas Richtiges erfahren haben, seit es nicht mehr durch mich selbst geschah; sie ist in ein ganz neues Stadium getreten, und ich schmeichle mir, durch Werke, wie Michel Angelo und Agnes Bernauer, den Beifall einigermaßen zu bezahlen, womit man gegen meine Anfänge so freigebig war; von der Letzteren namentlich wage ich zu prophezeien, daß sie mich populair machen wird. Darüber ein ander Mal mehr.

Jetzt ist Alfred Meißner hier, der mir persönlich in sehr hohem Grade gefällt. Es ist Schade, daß er seine „Pariser Studien“, die ja nur eine

Durchgangs-Epoche seiner Entwicklung bezeichneten, nicht zurück nehmen kann; er ist ganz anders, wie sein socialistisches Buch, und doch wird dieses noch lange für sein Portrait gelten müssen.

Ein für alle Mal: wann und von wo aus Sie mir auch schreiben, immer adressiren Sie nach Wien; Alles kommt in meine Hände, es bedarf nicht einmal der Straßenangabe.

Wien 18ten August 1852.

Ueber unserem Briefwechsel hat allerdings nicht der beste Stern gewaltet. Sie erhalten meinen Brief erst fünf Wochen nach der Absendung und ich darum den Ihrigen auch erst, als ich mich in Ermangelung der erbetenen Nachrichten bereits entschlossen hatte, meinen Ausflug nach Paris mit einem nach Venedig und Mailand zu vertauschen. Es war mir unmöglich, meinen Plan noch einmal zu verändern, denn alle Vorbereitungen waren getroffen; auch hat der vierwöchentliche Aufenthalt in der Lagunenstadt mir und meiner Frau sehr wohl gethan, nur haben wir freilich auf der anderen Seite auch viel eingebüßt. Ich wollte Ihnen aus Venedig antworten und hätte es auch trotz des dolce far niente, was in Italien wirklich einen Sinn hat, durchgesetzt, aber ich hatte mein Adressenbüchlein vergessen, und Ihr Brief, den ich bei mir führte, ließ mich im Stich. Bei der Rückkunft nach Wien fand ich so viel Geschäftliches vor, daß ich erst seit gestern etwas freier athme; entschuldigen Sie die unfreiwillige Zögerung. Sie that mir selbst am meisten leid!

Sehr gern hätte ich Sie endlich einmal wieder gesehen, wenn es auch bei mir durchaus keiner Auffrischung der Theilnahme bedarf. Das habe ich Ihnen dadurch bewiesen, daß ich Ihnen das Lebenszeichen, das Sie mir nach so langer Pause im letzten Frühling gaben, auf der Stelle erwiederte. Glauben Sie mir, sehr Wenige dürften den Briefwechsel mit mir für Jahre abbrechen und dann plötzlich wieder anknüpfen! Ich finde die menschlichen Verhältnisse überhaupt nur deshalb wandelbar, weil die Verschiedenartigkeit der Kräfte auch die Verschiedenartigkeit der Ziele bedingt und weil, was nicht mehr dieselbe Straße wandeln kann, natürlich auseinander gehen muß. Ihre Natur war nun von jeher mit Energie und Enthusiasmus auf die Ergründung der Kunst gerichtet, wie die meinige auf ihre Erweiterung; das ist ein Höhepunct der Menschheit, der Alles in sich faßt und eben darum auch Alles überragt, so daß ihn Keiner, der ihn einmal erblickt hat, jemals wieder ganz aus den Augen verliert. Sie müssen daher, wie viel oder wie wenig Ballast das Leben Ihnen auch aufgeladen und Ihre Schritte dadurch erschwert oder erleichtert haben mag, noch immer auf gleichem Fundament mit mir stehen, und wenn man in der Hauptsache Eins ist, so kommt auf die Nebendinge nicht viel an. Aber freilich ist das Leben kurz und nach so langer Trennung wäre uns wohl das Wiedersehen zu gönnen gewesen.

Auch ist es wahr, daß sich im Lauf der Zeit die Lebensverhältnisse verschieben und daß die richtige Ansicht derselben, ja die Kenntniß des Details zur gegenseitigen Würdigung Manches beiträgt. Darüber läßt sich nun leichter reden, als schreiben, doch ist letzteres auch nicht geradezu unmöglich. Ich habe mich

schon einmal gedrungen gefühlt, Ihnen einen Abriß meiner Lage zu geben. Sie hat sich seitdem wenig verändert und nur verschlechtert, indem es dem Fünftheil von Jungdeutschland, das sich im Burgtheater den Directorposten erkrochen hat, durch Anwendung der allernichtswürdigsten Mittel geglückt ist, mir diese Bühne wieder zu verschließen. Das wird nicht ewig so bleiben, aber für längere Zeit ist mir die am reichlichsten fließende Erwerbsquelle verstopft, und dieß habe ich nicht etwa der Regierung, sondern einzig und allein der persönlichen Niederträchtigkeit eines literairischen Gegners, den der Adler deckt, wie jener in der Fabel die Schlange, beizumessen. Ich schreibe jedes Wort wohlbedächtig nieder und habe mir zur Entscheidung zwei volle Jahre Zeit genommen, werde auch, wenn der Tag der Rechenschaft einmal kommt, die Beweise beibringen, wenn ich gleich aus nahe liegenden Gründen wünschen muß, daß mein Urtheil unter uns bleibe. Die Sache geht natürlich noch weiter, da ich eine doppelte Seite darbiete, wo ein Theater-Director mich verletzen kann; doch sap. sat!

Nach diesen Grundstrichen können Sie meine jetzige Situation ohne Zweifel vollkommen beurtheilen; setzen Sie mir nun auch die Ihrige aus einander, die sich sehr verändert und nach manchen Anzeichen verbessert haben muß. Bei mir bringen Sie jedoch, damit Sie aus den gegebenen Prämissen nicht einen zu düsteren Schluß ziehen, meine feste Ueberzeugung mit in Anschlag, daß die Wirthschaft bald ein Ende nehmen wird.

Meine neuen Dramen kann ich Ihnen, bis auf den Michel Angelo, nicht senden. Vom Rubin, dem Trauerspiel in Sic. und der Julia habe ich selbst kaum noch ein Exemplar; die Agnes Bernauer ist noch nicht einmal als Manuscript gedruckt. Den Michel Angelo schicke ich Ihnen aber unter Kreuzband und er wird Ihnen zeigen, daß ich jetzt schon mit Manchem zu spielen anfange, was mich ehemals fast erdrückte. Ich selbst habe an diesem Stück meine herzliche Freude und Viele theilen sie mit mir. Uebrigens kann ich sagen, daß mein Kreis sich trotz der Anstrengungen meiner Widersacher immer mehr erweitert; nicht bloß aus Deutschland, selbst aus Frankreich, England und Italien erhalte ich Proben davon, und hier in Oesterreich schließen sich die Tüchtigsten um mich zusammen. Meine Mariamne ist z. B. nicht bloß für die Belletristiker, sondern auch für die Wissenschaft Object ernstlicher Erörterung geworden; ich habe gediegene Abhandlungen katholischer, protestantischer und jüdischer Theologen darüber gelesen. Auch sind mir keineswegs alle Theater verschlossen, mit der Agnes wird am 12. Sept. die Weimarer, am 30. Sept. die Stuttgarter Hofbühne eröffnet; Michel Angelo kommt in Berlin, Genoveva in München zur Aufführung. Wie gerne schickte ich Ihnen die Agnes, wegen derer die Gassenjungen mich servil nannten und die doch nur, freilich etwas eindringlich, an den Respect mahnt, den das Individuum den ewigen Institutionen der Welt, trotz alles Mißbrauchs, schuldig bleibt.

Wenn Heine seine Netze, wie Sie sich ausdrücken, nach Ihnen auswirft, so haben Sie keine Ursache, hinein zu gehen. Dieß die die Antwort auf Ihre erste Frage. — — — —

Haben Sie keine Verbindungen mit dem Théâtre Français? Die Judith wäre (mit Modificationen) für Bühne und Schauspielerin wie gemacht, die Auf-

führung ein gutes Geschäft für den Uebersetzer und die Rückwirkung auf Wien sehr wünschenswerth für mich. — Die Natur dieses Briefs bedingt eine rasche Antwort, ihr sehe ich also entgegen.

Paris den 25. October 54.

Mein Bruder Gustav läßt mich soeben aus Berlin wissen daß er nach Wien reist, wohin ich ihm poste restante schreiben soll. Dies ist vom Zufall ein zu derber Fingerweis Ihnen zu schreiben, als daß ich die Gelegenheit verfehlen sollte. Ich weiß nicht wer von uns die Correspondenz eigentlich im Stich gelassen hat. Gewiß ist, daß er Unrecht hatte und für den Fall ich es gewesen sein sollte, wird diese Erneuerung des Briefwechsels mir einen Theil der älteren Schuld wohl wieder abnehmen. — — — — Wenn ich Ihnen auch nicht geschrieben habe, so versteht sich doch von selbst, daß ich Ihrer dichterischen Thätigkeit, soweit dies ohne directe Verbindung mit Ihnen möglich war, regelmäßig gefolgt bin. Ihre neueren Werke fehlen mir jedoch und Sie könnten mir keine größere Freude machen als indem Sie mir dieselben zusendeten. Im Falle man von Wien aus hierher Bücher unter Kreuzband senden kann, wäre dieser Weg wohl der kürzeste, die Francatur kostet nur wenige Kreuzer, ist aber nothwendig, wenn die Bücher bei ihrer Ankunft nicht nach der Brieftaxe bezahlt werden sollen. Für stärkere Pakete ist Buchhändler-Gelegenheit wohl das beste. Ich habe in den letzten Jahren aus finanziellen Rücksichten mehr kleinere als größere Arbeiten machen müssen, jetzt habe ich aber verschiedenes von größerem Umfange im Werke. In der Revue des deux mondes werden nächstens einige Arbeiten von mir erscheinen, in der Revue contemporaine veröffentliche ich einen Aufsatz über spanische Zustände, jedoch unter fremden Namen, da dies eine der Bedingungen der Mitarbeiterschaft an der Revue des deux mondes ist. Über Sie, mein lieber Hebbel schreibe ich einmal sehr lang und sehr ausführlich, französisch und deutsch, darauf können Sie sicher zählen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig daß ich absichtlich eine Pause gemacht habe: ich wollte sehen, ob ich mich denn wirklich so irre wie die große Heerde der Kritiker behauptet oder nicht. Mein Urtheil ist seit einigen Jahren, wie ich glaube reifer geworden, in Bezug auf Sie hat es sich im Wesentlichen aber nicht geändert. Über einzelne Stücke würde ich jetzt zwar nicht mehr so schreiben wie früher, dahingegen aber noch weit entschiedener anerkennend über andere. Ich werde das ganze Verhältniß der Kritik zu Ihnen besprechen, und zwar mit einer Unbefangenheit die Ihnen Freude machen soll. Ich habe nicht vergessen daß auch Herr Saint René Taillandier unseren Deutschen nachgeschwätzt und mir als Ihrem Apologeten einen Hieb versetzt hat. Diesem arroganten und ignoranten Menschen, der unter dem Gewande der Deutschen-Liebe, den allerbornirtesten Deutschen-Haß versteckt, will ich besonders die Wahrheit sagen. Ich werde wahrscheinlich schon in meinem Artikel über Kaulbach, der nächstens in der Revue des deux mondes erscheinen soll, beziehungsweise auch von Ihnen sprechen.

Schicken Sie mir doch von Ihren Arbeiten möglichst viel. Ich besitze leider nur: die beiden Bände Gedichte, Genoveva, den Diamant, Herodes und Julia. Judith, Maria Magdalena, das Trauerspiel in Sizilien und Michel

Angelo, sowie Ihre meisterhafte Novelle: „die Kuh“ sind mir abgeborgt und nicht wieder gegeben worden. Ich gebe jetzt aber auch kein Buch mehr her. Die M. M. entbehre ich namentlich sehr wegen des Vorwortes. Vielleicht könnten Sie mir noch eines oder das andere von den mir fehlenden Sachen nachsenden. Besonders lieb wären mir die Novellen. Den Rubin kenne ich weder als Mährchen noch als Theater-Stück. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von der Wirkung größerer Arbeiten über Sie sehr wenig verspreche. Ihre Wirkungen werden entweder ganz von selbst kommen oder gar nicht. Ja wenn Sie die Theater-Directionen für sich hätten und dann gleichzeitig von der Kritik unterstützt würden! Deshalb ist auch an meinem Pausiren nichts verloren, höchstens habe ich Sie selbst um die schwache Genugthuung gebracht, sich von einem Freunde aufs neue anerkannt zu sehen. In Bezug auf Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse haben Sie, glaube ich, einige Fehler begangen, was ich jedoch auch nicht eher bestimmt behaupten will, als bis ich Sie einmal über Alles gesprochen habe. Nur will es mir scheinen als ob Sie überhaupt Unrecht gehabt hätten, in politischen Dingen Partei zu ergreifen. Den Conservativen sind Sie viel zu revolutionär und den Revolutionären viel zu conservativ. Sie werden nie in die Reihen der einen oder der andern treten können. Warum haben Sie sich auch nur den Anschein gegeben mit der Aristokratie zu liebäugeln? Ich hätte an Ihrer Stelle selbst der Allgemeinen Zeitung nicht den Hof gemacht, denn sie wird nie Ihre aufrichtige Freundin werden. Für heute also nur noch meine herzlichsten Grüße an Sie und Frau Gemahlin. Zur Weltausstellung kommen Sie doch nach Paris?

14 rue de la fontaine Molière.

Wien, d. 25ften März 1855.

Mein Freund Saphir, lieber Bamberg, überbringt Ihnen diese Zeilen; Sie werden Sich sehr freuen, ihn persönlich kennen zu lernen. Ueber sein Genie brauche ich Ihnen Nichts zu sagen; er hält durch die Unerschöpflichkeit seines Geistes an neuen Formen noch immer ganz Wien in Schach, und das will jetzt unendlich viel mehr heißen, wie früher. Aber er ist auch homme de bon coeur und hat im Umgang durchaus nichts Stachlichtes, wie Mancher, der seine tödtlichen Witze kennt, voraus setzen mag. Vor Kurzem feierte er in Herrlichkeit und Pracht seinen sechszigsten Geburtstag; jetzt geht er im Auftrag der K. K. Regierung zur Industrie-Ausstellung nach Paris. Ich füge nur noch das Wort aus dem Evangelium hinzu: was Sie ihm thun, das haben Sie mir gethan!

Für Ihren Brief einstweilen nur meinen besten Dank; nächstens die Antwort. Ein Exemplar der Agnes Bernauer trifft mit diesen Zeilen bei Ihnen ein; Saphir wird es mitnehmen, es sind aber — so weit bin ich reducirt — nur die Aushängebogen!

Empfehlen Sie mich unbekannter Weise den lieben Ihrigen!

Wien d. 1. October 1855.

Es hat mich sehr gefreut, bei meiner Rückkunft aus Oberösterreich ein Lebenszeichen von Ihnen vorzufinden. Ich war volle acht Wochen von Wien

abwesend und kam erst am 1[sten] Sept. wieder zurück. Wundern werden Sie Sich, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich in Gmunden an dem schönen See angekauft habe. Natürlich nur im bescheidensten Sinn, aber es ist für mich trotzdem ein ganz eigenes Gefühl, daß es auf der Erde jetzt einen Fleck giebt, der kein Grab ist und doch mir gehört. Nie hätte ich das in früheren Jahren für möglich gehalten.

Es kommt mir fast wie ein Traum vor, daß Sie hier gewesen sind. Wir haben uns wenig gesehen und uns im Grunde noch weniger gesprochen.*) Ich begreife aber vollkommen, daß es nicht anders seyn konnte, denn Ihre mannigfachen Geschäfte nahmen Sie stark in Anspruch und Wien wollten Sie doch auch kennen lernen. Ich selbst war auch mehr occupirt, wenigstens innerlich, als es schien, denn ich war in hohem Grade um die Gesundheit meiner Frau besorgt. Wenn Sie wüßten, in welchem Zustande sie sich befand, als ich sie Anfangs July auf's Dampfschiff brachte, so würden Sie zugeben, daß meine Angst nicht aus der Luft gegriffen war. Rechnen Sie noch hinzu, daß ihr kurz zuvor, in der Herzogin von Würtemberg, der Schwester Metternichs, eine vieljährige Freundin starb, und zwar fast in ihren Armen, und daß gleich darauf, in der nämlichen Woche, ihre noch sehr rüstige Mutter der Cholera erlag, so wissen Sie ungefähr, wie es zur „schönen Sommerzeit“ bei uns aussah. Aber die Bergluft und das Soolenbad haben Wunder gethan; sie ist wieder ganz wohl.

An meinem Gyges wird schon mit Macht gedruckt. Da ich aber weiß, daß Sie ein Freund von Manuscripten sind, so sende ich Ihnen das Stück in Abschrift, durchcorrigirt bis auf den letzten Vers von mir selbst. Lassen Sie sich ja nicht aus Ihrer gewohnten Thätigkeit durch das opus heraus locken, aber sagen Sie mir gelegentlich, ob ich mich so sehr irrte, als ich es eher für die Französische, wie für die Deutsche Bühne geeignet hielt. Ich weiß wohl, das Hineinflechten des Ringes kann mißverstanden werden, obgleich das Epigramm, das ich dem Stück vielleicht vorzusetzen gedenke, und das so lautet:

Einen Regenbogen, der weniger grell als die Sonne
Leuchtet in dämmerndem Licht, spannte ich über mein Bild,
Aber er sollte nur funkeln und nimmer dem Schicksal als Krücke
Dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust!

hoffentlich seinen guten Grund hat. Aber schlösse ein solches Mißverstehen die Wirkung aus? Meine Frage hat natürlich nicht den geringsten practischen Zweck.

Die Kritik der Agnes Bernauer, deren Sie erwähnen, ist mir nicht zu Gesicht gekommen, da Sie das Blatt beizufügen vergessen hatten. Aufrichtig gestanden, ich habe mich auch nicht im Geringsten darum bemüht; es geht mir mit solchen Dingen, wie mit den Blumen: werden sie mir auf den Tisch gestellt, so erfreuen sie mich, aber niemals bücke ich mich, eine zu pflücken, es sey denn für Andere. Eine sträfliche Gleichgültigkeit für einen Autor, nicht wahr? Ganz gewiß, ich will sie auch keineswegs vertheidigen, ich will sie eben so wenig für Stärke des Geistes ausgeben, denn Lichtenberg hat mit seiner bekannten Be-

*) Ich war inzwischen in preußische Dienste getreten und hatte in Wien einen politischen Auftrag zu erfüllen. Vgl. „Tagebücher“ II, S. 420 (Note).

merkung ganz Recht, daß dergleichen auch Abspannung seyn kann, ich sage nur, daß es so ist. Im Allgemeinen freilich hat die Erfahrung mich gelehrt, daß die Presse in demselben Maaße, wie sie gemißbraucht wurde, an Macht verloren hat, und das mag mit zu jener Apathie beitragen. So viel ist gewiß, ich thue für meine Arbeiten gar Nichts mehr; die Illust. Zeitung z. B. stünde mir offen, aber Sie werden im ganzen Jahre nicht eine einzige Notiz finden, die mich betrifft. Mag's gehen, wie es will, ich suche nur noch im Reinmenschlichen meine Befriedigung.

Das große Bild, das Sie bei Rahl gesehen haben, wird jetzt durch Meyer geschabt; ich habe den Mann angelegentlichst und mehrmals vor dem Unternehmen gewarnt, denn was soll wohl bei einer Speculation auf meine Visage, die zum Ueberfluß schon verbreitet ist, noch heraus kommen, doch er ließ sich nicht abschrecken. Ist er fertig, so sende ich Ihnen ein Blatt, da Sie es wünschen.*) Meine Frau grüßt Sie herzlichst und ich bitte Sie, die mir gemachte Freude so rasch zu wiederholen, als Ihre Zeit es Ihnen gestattet.

Wien d. 13. Jan. 1856.

Ihren Brief vom 3ten August beantwortete ich am 1sten October, fügte ein geschriebenes Manuscript meines Gyges bei und expedirte das Paquet auf dem mir von Ihnen angegebenen Wege durch die Preußische Gesandtschaft. Da ich bis zur Stunde den Empfang nicht von Ihnen bestätigt erhalten habe, so werde ich besorgt, ob meine Sendung auch richtig bei Ihnen eingetroffen ist, was, wenn es nicht geschehen seyn sollte, mir des Briefes wegen höchst unangenehm wäre. Melden Sie mir also, wie es hiemit steht, damit ich entweder beruhigt werde, oder Nachforschungen anstellen kann, ehe es zu spät wird.

In meinem Hause habe ich wieder drei Wochen lang ein Lazareth gehabt; meine Frau lag an einer Leber-Entzündung darnieder, und das Uebel wurde von meinem Hausarzte nicht einmal erkannt. Glücklicherweise kam mein Freund Brücke und traf den Nagel denn auch gleich auf den Kopf, so daß die Patientin hoffentlich noch in dieser Woche ihr Genesungsfest feiern kann. Das brachte mich natürlich aus jeder poetischen Stimmung heraus, sonst stecke ich schon wieder mitten in einer neuen Tragödie, und zwar in den Nibelungen, wovon bereits zwei Acte so gut, als fertig sind. Ein kühnes Unternehmen, nicht wahr? In nüchternen Stunden, z. B. jetzt, schaudert mir auch selbst die Haut, aber das Dichten ist nun einmal ein Mittelding von Träumen und Nachtwandeln und man muß es nehmen, wie's kommt.

Gyges macht in Wien viel Glück und wird stark gekauft. Wie's ihm anderswo ergehen wird, weiß ich noch nicht; sehr begierig bin ich, von Ihnen zu hören, wie sich dies Stück zum französischen Publicum und allenfalls auch zur französischen Bühne verhält. Aeußerlich steht es nach meiner Meinung dem Racine so nah, wie innerlich fern. Hier nimmt man's der Direction erstaunlich übel, daß sie das Werk nicht zur Aufführung bringt und nicht etwa bloß meine

*) Es ist dies das im ersten Bande der „Tagebücher“ vervielfältigte Titelbild.

Freunde, die sich auf meinen Wunsch gar nicht rühren, sondern die ganze Gesellschaft, einen guten Theil meiner Gegner mit eingeschlossen.

Ueberhaupt dürfte sich Einiges ändern.

Paris d. 4ten März 1856.

Vor mehreren Monaten reiste der bekannte französische Schriftsteller und Professor am Collège de France, Philarèt Chasles nach Deutschland, um daselbst Vorlesungen über deutsche Literatur zu halten. Er bat mich um Briefe und ich gab ihm einen solchen auch an Sie mit. In diesem Briefe zeigte ich Ihnen den richtigen Empfang des Gyges an und theilte Ihnen zugleich auch mein bescheidenes Urtheil über dieses Stück mit. Herr Chasles hat so viel ich weiß, in Berlin mehrere Vorlesungen gehalten, auch in Weimar und in anderen norddeutschen Städten eine Zeit lang zugebracht, aber Ihrem Briefe nach zu urtheilen, ist er nicht bis Wien gekommen. Seine Frau hatte mir vorher schon gesagt, ihr Mann würde möglicherweise diesmal Wien nicht besuchen können und so kann ich Ihnen denn meinen Dank und meine Entschuldigungen nur verspätet darbringen. Als Ihr letztes Schreiben ankam, lag meine Frau in Folge einer frühzeitigen Entbindung sehr gefährlich krank, außerdem hoffte ich immer den Brief von Chasles noch zurückzubekommen, da ich jetzt nun aber wieder etwas freier aufathme, und von Chasles nichts höre, so will ich Sie nicht länger auf Antwort warten lassen. Ich habe unterdessen Ihr Stück wiederholt gelesen, also Nutzen von dieser Verspätigung gezogen. Ich bewunderte es nach jeder neuen Lektüre immer mehr und zähle es jedenfalls zu Ihren besten Arbeiten. Die Einfachheit der Handlung, die Zeichnung der Charactere, die Erhabenheit des letzten Aktes können nicht genug gelobt werden. Dennoch habe ich von meinen ersten Bedenken nicht zurückkommen können. Rhodopen's Keuschheit ist so ideal, daß sie eigentlich kein wirksames dramatisches Motiv mehr ist. In einem Mährchen wäre das wundervoll, im Drama scheint es mir unmöglich ein Weib dadurch tragisch vernichtet zu zeigen, daß sie *gesehen* worden ist. Ich muß hier aber sogleich von vornherein bemerken, daß meine sinnliche Natur vielleicht an dieser Auffassungsweise Schuld ist. Sie motiviren allerdings viel durch den halb-indischen Ursprung Rhodopen's, auch ist die Anwesenheit eines fremden Mannes in ihrem *Schlafgemach* allerdings eine Art Entweihung; aber ich glaube doch, Sie haben die Linie des auf der Bühne möglichen Ideals überschritten. Mariamne war in ähnlicher Beziehung schon ein Äußerstes; aber welcher Unterschied zwischen der Schuld des Herodes und der des Candaules! Das Christenthum und die abendländische Welt haben das Weib emanzipirt und vielleicht ist diese Emanzipation zu weit gegangen, wenn sie die ewige Verschleierung und Absperrung der orientalischen Weiber für Barbarei hält. Das freie mit der Gesellschaft der Männer verkehrende Weib, das keusch bleibt, das ist das Ideal der modernen Gesellschaft. Sie verlangt daß man nichts Böses und nichts Unschönes *thue*, sie glaubt aber den nicht dem Verderben geweiht, der das Unschöne nur *erleidet*. Dieser Gesellschaft halten Sie die Rhodope vor und, glauben Sie mir, ich weiß welche Fratze sie in diesem reinen Spiegel macht; aber verdenken Sie es ihr auch nicht, wenn sie Ihre Rhodope, schon um nicht als unzüchtig zu gelten, für unmöglich,

für ein reines Gespinnst dichterischer, wenn auch edler dichterischer Phantasie hält. Das Stück interessirt mich übrigens doppelt, weil es von dem Dichter der Maria Magdalena ist. —

Was nun die Aufführbarkeit und namentlich auf einer französischen Bühne anbetrifft, so sehe ich durchaus kein absolutes Hinderniß dagegen, wiewohl die französische Gesellschaft, die doch noch etwas sinnlicher ist als die deutsche, Rhodopen möglicherweise noch idealer finden wird, als ein Berliner und Hamburger. Ein Theater-Director der es unternehmen wollte, dieses Stück nicht allein aufzuführen, sondern dafür zu thun was er für das gemeinste Machwerk thut, würde gewiß Glück damit machen. Die Schwierigkeit besteht darin einen solchen Mann zu finden, doch würde ich gegen meine Überzeugung reden, wenn ich Ihnen sagte, daß dies unmöglich sei. Ich habe den Gedanken Ihre Stücke auf die französische Bühne zu bringen keineswegs aufgegeben, aber der Zufall kann bei einem solchen Bestreben oft mehr thun, als die feinste Berechnung. Eine einflußreiche Schauspielerin, der eine Rolle von Ihnen zusagt, würde mehr Macht haben als dreißig Andere. Uebrigens brauchen Sie sich, mein lieber Hebbel, nicht als zurückgesetzt von den Franzosen zu betrachten. Außer einer schlechten Bearbeitung der Maria Stuart habe ich in Frankreich noch kein klassisches deutsches Stück aufführen sehen, es müßte denn „Menschenhaß und Reue“ sein. Selbst Shakespeare's Stücke werden hier nicht gegeben und Herr Alexander Dumas ist vor einigen Wochen mit seiner miserablen Umarbeitung der Orestea von Aeschylos kläglich durchgefallen.

Der Darstellung der Schönheit Rhodopen's hätte ich nur die der Agnes Bernauer zur Seite zu setzen. Ebensosehr bewundere ich die Art und Weise wie Sie die Sage vom Ring des Gyges benutzt haben, genug das Stück liegt mir viel zu sehr am Herzen als daß ich nicht wünschen sollte, Ihre Anti-Kritik zu hören. Noch einen frommen Wunsch, lieber Freund! Ist es Ihnen denn gar nicht möglich, in Ihren späteren Dramen den Schwerpunkt der Handlung nicht mehr in das Weib zu legen? Ich meine Sie hätten Ihren Cyclus erschöpft? Machen Sie sich einmal um die Hälfte kleiner, ich wette mit Ihnen, daß Ihr Stück überall aufgeführt wird.

Ich bin in Verlegenheit was ich Ihnen von meinen eigenen Verhältnissen schreiben soll. Ich sitze bis über die Ohren in der Politik und komme mir in diesem Zustande sehr komisch vor, da die jüngsten Ereignisse mich um alles Urtheil gebracht haben. Niemand der die Geschichte zu Rathe zog und nach den Verhältnissen der Wahrscheinlichkeit rechnete, konnte annehmen, daß Rußland zu dem österreichischen Programme seine Zustimmung geben würde. Die Idee der Neutralisation des schwarzen Meeres war eine Erfindung von Drouyn de Lhuys und als er in Wien war wies ihn die österreichische Regierung vollständig damit zurück. Oesterreich wollte nicht einmal diejenige Verminderung der russischen Flotte im schwarzen Meere unterstützen, die zur Genugthuung der Westmächte nöthig war, geschweige denn das Prinzip des vollständigen Verschwindens dieser Flotte auf ewige Zeiten. Frankreich und England werden, wenn der Frieden auf dieser Grundlage wirklich zu stande kommt, mit ihren Flotten in's schwarze Meer dringen, die Donau-Mündungen beherrschen und Österreich in Schach halten können.

Ich müßte Bogen füllen, wenn ich Ihnen auseinander setzen wollte, wie widersprechend und überraschend diese ganze neue Wandlung der Dinge ist. Noch wage ich es nicht an die Herstellung des Friedens zu glauben, denn England ist sehr erbost und wird noch große Schwierigkeiten bereiten.*) — — —

Empfangen Sie, mein theurer Freund schließlich meine herzlichsten Grüße und freundlichsten Empfehlungen an Ihre Frau.

Wien d. 11ten Juny 1856.

Mein Haus rüstet sich schon mächtig auf Gmunden, Mobilien werden hinauf geschickt, Nätherinnen sitzen umher, und meine Frau hat alle Hände voll zu thun. Da regt sich denn auch in mir das Gewissen und wenn ich nun auch einmal durch die sonderbare Beschaffenheit meiner Natur im Sommer zur völligen Unthätigkeit verdammt bin, so will ich doch vor der Abreise zum Wenigsten meine Correspondenz abarbeiten. Zu meinen ersten und dringendsten Gläubigern gehören nun Sie; nicht etwa, weil Sie am längsten gewartet haben, denn das ist keineswegs der Fall, sondern weil Ihnen die unbestreitbarste Priorität zusteht.

Der Welt-Friede, den Sie im März noch bezweifelten, ist also richtig zu Stande gekommen; es müssen Ihnen von den Pariser Kanonen-Schüssen noch die Ohren gellen. Ich wundere mich nicht darüber; man kann ihn ja zu jeder Zeit wieder brechen. In dieser Region darf man wohl keine Principien suchen; man trifft höchstens Charactere, und zwar lauter Spielarten vom Löwen oder vom Fuchs. Auf der Weltbühne machen nur Kraft und List sich geltend; das Ethische tritt nur in den größten Umgestaltungs-Epochen hervor und wird gleich nach dem Sieg entstellt, wie z. B. das Christenthum. Dieß hat mir von jeher bewiesen, daß der Fortschritt ausschließlich in's Individuum verlegt ist. Uebrigens hat Europa vielleicht noch nie so buntscheckig ausgesehen, wie eben jetzt, und ganz neu in dem Bilde scheint mir das gänzliche Verschwinden der Gemüthskräfte, die sich nicht einmal mehr als Fanatismus Bahn brechen. Dabei schließt man Concordate ab und ordnet die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat.

Bei dem Rücktritte Drouyn de Lhuys' habe ich viel an Sie gedacht. Ich las aber seitdem, daß er wieder in's Ministerium treten werde. Ist etwas Wahres daran? Ihretwegen würde es mich freuen; sonst weiß ich den Mann nicht zu beurtheilen. Nach Paris würde ich nur gehen, wenn ich entweder meine Frau mitbringen oder etwas Reelles ausrichten könnte. Zu Beidem ist schwerlich Aussicht vorhanden. Bloße Vergnügungs-Reisen zu meinem eigenen Amüsement erlaubt mir mein Gewissen nicht, wenn es auch am nöthigen Pfennig nicht geradezu fehlt; ich halte es für meine heilige Pflicht, die Zukunft meiner Kinder fest zu stellen, denn die menschlichen Existenzen werden immer schwerer werden.

Kennen Sie die Dudevand persönlich? Ich lese jetzt ihre Memoiren und erhalte durch diese den Schlüssel zu ihrer ganzen Schriftstellerei. Schon vor vielen Jahren, als das junge Deutschland für sie schwärmte und etwas Normales, ja Maßgebendes aus ihr machen wollte, sagte oder schrieb ich (ich weiß selbst nicht

---

*) Vergleiche mit diesem im Fluße der Ereignisse abgegebenen Urteil die damit wesentlich übereinstimmende Entwicklung in meiner „Türkischen Rede" § 28—30 und in meiner „Geschichte der Orientalischen Angelegenheit" Kapitel XIX.

mehr): das käme mir gerade so vor, als ob man von einem Geräderten die Schönheits-Linie abzuziehen gedächte. An dieses Wort fühle ich mich bei meiner Lectüre lebhaft erinnert. Sie ist mit ihrem Denken und Empfinden ganz unverkennbar das Resultat disparater Verhältnisse. Uebrigens ist viel Wahrheit in dem Buch. Ich bin dadurch angeregt worden, meine eigenen Lebensnachrichten einmal wieder anzusehen, die ich vor zehn Jahren begann, und glaube bedauern zu dürfen, daß sie nicht weiter gediehen sind, denn ich habe schwerlich je etwas Besseres geschrieben, obgleich sie nur bis zu meinem sechsten Lebensjahre gehen und nur sieben Bogen füllen. Die Reflexion, daß ich nicht genug in's Weite und Breite gewirkt habe, nahm mir damals die Feder aus der Hand, aber mir scheint jetzt, daß ich aus dieser, obgleich sie richtig ist, einen verkehrten Schluß gezogen haben mag.

Eine Antikritik in Bezug auf Gyges werden Sie im Ernst gewiß nicht erwarten; ich fühle mich längst nicht mehr versucht, den Deuter meiner eigenen Träume zu machen. Nur Ihrer Bemerkung, daß der Gyges Ihnen auch deshalb interessant sey, weil er vom Verfasser der Maria Magdalena herrühre, setze ich die entgegen, daß dieser noch früher die Genoveva schrieb. Von Interesse würde ein Brief von Friedrich von Üchtritz für Sie seyn, der das Stück hoch über alle meine Arbeiten, Agnes Bernauer mit eingeschlossen, setzen zu müssen glaubt.*)

Sie haben kürzlich, wie ich höre, über Gurlitt geschrieben, ich kenne den Aufsatz aber nicht. Mit meiner Frau geht es besser, sie grüßt Sie herzlich.

Paris, d. 20sten Sept. 1858.

Ich benutze die Reise meines Freundes, des Dr. B. Behr, um Ihnen nach längerer Unterbrechung wieder einmal zu schreiben. Sowohl über Ihre literarischen wie über Ihre sozialen Verhältnisse sind mir in jüngster Zeit die Nachrichten sehr spärlich zugefloßen. Im vorigen Jahre hörte ich zu meiner größten Freude von Ihrem Münchener Preise und ganz vor kurzem sah ich die schöne Cotta'sche Ausgabe Ihrer Gedichte. Ich fand dieselbe bei Neffzer dem Redacteur der seit einiger Zeit hier erscheinenden Revue germanique, in welcher die Gedichte, wie er mir sagte, nächstens besprochen werden sollen. Die Übersetzung der Maria Magdalena in dieser Revue werden Sie wohl gesehn haben, sie ist, wie mir Neffzer mittheilte, von einer in Deutschland lebenden natürlichen Tochter Liszt's; ich weiß aber nicht ob die Mutter die Gräfin d'Agoult, oder eine andere Dame ist. Ich gestehe daß ich die Übersetzung eines anderen Stückes lieber gesehen haben würde, da dieses den Franzosen von Ihnen nur eine unvollständige Vorstellung giebt. — Um ex ungue leonem zu erkennen, sind sie ästhetisch zu wenig gebildet. Ich war vom Monat Januar ab fünf Monate lang in Berlin und habe dort viel von Ihnen mit dem alten Hofrath Teichmann gesprochen, in welchem Sie einen aufrichtigen und warmen Verehrer haben. Würde er sein eigener Herr sein, so kämen Sie nicht vom Berliner Repertorium. Meine Thätigkeit ist durch die Macht der Verhältnisse immer mehr eine politische geworden, und nur der allgemeinen Unterbrechung meiner ästhetischen Arbeiten habe ich die Unterbrechung der Arbeiten

---

*) S. den später folgenden Briefwechsel mit diesem.

über Sie zuzuschreiben. Hoffentlich laufe ich jedoch bald in einen sicheren Hafen ein und kehre dann, wenigstens theilweise, zu meiner Beschäftigung mit den höchsten Blüthen des Geistes zurück. Darum bitte ich Sie, verehrter Freund, mir sobald wie möglich namentlich Ihre neuesten Sachen zukommen zu lassen. Die Novellen habe ich nie gesehen: vieles Andere ebenfalls nicht. Ich gebe sehr bald einen Band ästhetischer Arbeiten heraus und möchte eine ausführliche Abhandlung über Sie hineinbringen. Das Paket können Sie, wenn Sie es Dr. Behr nicht mitgeben, den ich Ihnen hiermit auf das Angelegentlichste empfehle, durch Hofrath Weimann, bei unserer Gesandtschaft, expediren. Höchst wahrscheinlich bin ich im October wieder in Berlin und könnte das Paket dann im Ministerium des Auswärtigen in Empfang nehmen. Ich übersende Ihnen beifolgend meine „Türkische Rede“, bitte Sie dieselbe aufmerksam zu lesen und mir Ihr Urtheil nicht vorzuenthalten. Das Buch hat viel Lärm gemacht und ist fast von allen größeren deutschen Zeitungen als ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte besprochen worden. Es erzählt zum erstenmale die geheime Geschichte der orientalischen Angelegenheit und läßt, obgleich nur 100 kleine Seiten stark, keinen wichtigen Punkt der zur Sache gehört unberührt. Die Kritik der beiden Verträge und die Darstellung der österreichischen Politik, sowie der unglaubliche Fehler Frankreichs haben die Indépendence belge zu dem Urtheil verleitet, daß die Schrift „nur von einem Staatsmanne herrühren könne, der in der Abwicklung der Angelegenheit selbst eine wichtige Rolle gespielt hat.“ Das Buch ist nämlich unter dem Titel: „Histoire diplomatique de la Crise orientale“ französisch erschienen und die Indépendence, welche das deutsche Original nicht kannte, hielt das französische Buch für eine Schrift von Drouyn de Lhuys. Dieser Herr hat mir jedoch nur bis zu seinem Rücktritte nach den Wiener Conferenzen Aufschlüsse geben können; später war ich im Gegentheil derjenige der ihm über das ganze Friedenswerk und die dabei begangenen Fehler Aufschluß gab.

Das seltene Material das mir zu Gebote stand habe ich hier als Nebensache betrachtet und den Hauptwerth auf die Form gelegt. Ich wollte den Versuch machen, diesen von tausend Fäden durchwebten Gegenstand, ohne Anmerkungen und Citate in einen Redefluß zu bringen und habe an diesen hundert Seiten nicht weniger als volle vierzehn Monate gearbeitet. Die ganze politische Geschichte der orientalischen Angelegenheit ist in dem größeren Ring der Entwicklung der culturhistorischen Interessen die sich daran knüpfen, eingefaßt. Zu der französischen Ausgabe hat August Gathy eine Vorrede geschrieben, die seine letzte Arbeit war. Nächstens erscheint eine zweite politisch-historische Schrift von mir die ich Ihnen ebenfalls mittheilen werde.

Über meine sonstigen Verhältnisse wird Ihnen Dr. Behr nähere Mittheilungen machen. Für heute empfehle ich mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihrem Töchterchen aufs freundlichste.

48 rue de Chaillot.

Ihren Brief habe ich viel zu spät empfangen, als daß ich ihn noch im October hätte beantworten können und nun darf ich Sie wohl eher in Paris als in Berlin suchen. Von dem Dr. Behr, den ich freilich nur einmal sprach, der

mir aber sehr gefiel, erfuhr ich Manches über Sie, leider auch den furchtbaren Verlust Ihres zweiten Kindes, der mich wahrhaft entsetzt hat. Für Ihr Büchlein danke ich Ihnen herzlich; es ist eine ganz vortreffliche Staatsschrift in Form und Gehalt und der Irrthum der Indépendence belge wundert mich nicht im Mindesten. Ich habe es natürlich meinen Freunden mitgetheilt und ihr Urtheil steht im vollsten Einklang mit dem meinigen. Es ist allerdings aufrichtig zu beklagen, daß Ihre schöne kritische und reproducirende Kraft, die in unserer chaotischen Zeit äußerst wohlthätig wirken würde, der deutschen Literatur entgehen soll; aber glauben Sie wirklich, den Weg dahin zurück zu finden?*) Das politische Gebiet wird Sie schwerlich wieder los lassen und das muß doch auch großen Reiz haben, da Sie so glücklich sind, die Weltgeschichte vom Centrum aus in Scene gehen zu sehen. Nun wollen Sie aber auch von mir etwas wissen! Was zunächst mein Haus anlangt, so steht bei mir, Gott sey Dank, Alles wohl, obgleich ich in der letzten Woche wegen meines Töchterchens zu zittern hatte; von meiner Frau kann ich sagen, daß sie mir den bekannten Salomonischen Spruch verkörpert, wie auf dieser Erde so leicht keine andere, und meine Freunde sind die fest erprobten alten. Das sind in meiner Rechnung die Hauptposten, es geht aber auch sonst immer vorwärts. Im vorigen Sommer lud mich der Großherzog von Sachsen-Weimar zu sich ein, er ließ sich die Genoveva zu seinem Geburtstag aufführen und die Vorstellung hatte nicht bloß beim Publicum, sondern auch bei mir selbst Erfolg, was viel sagen will, wenn es sich in der Regel auch umgekehrt verhält. Ich verlebte dort viele angenehme, einige wunderschöne Tage, knüpfte einige Verhältnisse an, denen ich Dauer versprechen mögte, und ward vom Hof als „Ritter des Falkenordens erster Classe“ entlassen. Die Production ist gleichfalls bei mir ungewöhnlich ergiebig gewesen. Den Gyges kennen Sie noch; darauf ist die erste Abtheilung der großen Nibelungen-Tragödie gefolgt und neben dieser her ein Epos „Mutter und Kind“ entstanden, das man in Dresden mit einem Preise krönte. Es war auch keine Kleinigkeit, die Gesammt-Ausgabe der Gedichte zusammen zu stellen; ich habe fast jedes Stück überarbeitet und was ist nicht Alles neu hinzu gekommen. Jetzt bin ich mit dem Demetrius beschäftigt, der in Weimar zur Schiller-Feier gegeben werden soll und habe noch heute Abend (es ist schon spät) daran geschrieben. Man erwartet in ganz Deutschland die Fortsetzung des Schillerschen Torsos und schilt mich schon jetzt wegen meines Uebermuths; ich adoptire aber bloß den Grundgedanken und brauche von Schiller keinen Vers, wie Sie von Selbst errathen. Die Nibelungen stellt man über Alles, was ich je Dramatisches lieferte; den fünften Act hätte ich mir selbst nicht zugetraut. Das Epos ist entweder sehr viel oder gar Nichts, es giebt Leute, die es für sehr viel halten und Campe hat es für ein Honorar von 2000 fl. C. M. und gegen Zurückgabe meiner sämmtlichen Stücke (Sie wissen, wie hoch ich das immer anschlug!) als ewiges Eigenthum an sich gebracht. Zu Weihnacht erscheint es, aber ein Ex. kann ich Ihnen nicht schicken, ich muß allein nach Dresden an die Tiedgestiftung 12 abliefern. Ueberhaupt habe ich von meinen Sachen gar

---

*) Vergleiche meine Antwort auf diese Frage im zweiten Absatz meines Vorwortes zu den „Tagebüchern“.

keine mehr, nicht einmal von den Gedichten, ich müßte das meiner Frau borgen, wenn ich einmal hinein sehen wollte, was mir freilich nicht einfällt. Können Sie für „Mutter und Kind" in Paris etwas thun, so will ich Campe anzapfen, nur müssen Sie Ihrer Sache gewiß seyn, was man wohl selten kann, wenigstens in Deutschland. Vor Allem lassen Sie bald wieder von sich hören und unterrichten Sie mich etwas über die Revue germanique, welche die Maria Magdalena gebracht hat. Wissen Sie, was mich jetzt Morgens die erste und Abends die letzte halbe Stunde ergötzt? Ein Eichhörnchen, dessen Baum ich vorstelle und das so zahm ist, daß es uns Alle leckt. Possirlich-Anmuthigeres hat die Natur nicht hervorgebracht.

Wie immer

Ihr

Wien d. 3. Dec. 1858. Friedrich Hebbel.

Bei der durch meine zahlreichen Beschäftigungen als Preußischer Konsul in Paris entstandenen Unterbrechung meines Briefwechsels mit Hebbel war es mir stets ein Trost daß er wenigstens bis zum Entstehen aller seiner Hauptwerke gedauert hat. Die Herausgabe seines Litterarischen Nachlasses beweist daß ich selbst in unserer politisch so tief bewegten dem Wechsel und dem Erfolge huldigenden Zeit, in geistiger Beziehung (in rein materieller war es anders) keine Mühe hatte den Weg zu ihm zurückzufinden.

Rom. Neapel. Wien.

Die letzten Briefe an Elise.

Meine Adresse:
Al
Signore Federigo Hebbel
Dottore,
poste restante. Roma.

Rom den 14ten Oktober 1844.

Felicissima notte! sagt meine Aufwärterin und stellt die messingne, dreizinkige Lampe auf meinen Tisch. Es ist 4 Uhr Nachts d. h. nach deutscher Rechnung 10 Uhr Abends, ich komme von einem Spatziergang über den Corso zurück und setze mich nieder, um den Entschluß, mit dem ich heute früh schon aufstand, noch spät Abends auszuführen und einen Brief für Dich anzufangen. Wann ich ihn schließen und absenden werde, weiß ich noch nicht, aber an Deinem Geburtstag muß ich Dir wenigstens einige Zeilen schreiben, und Dir Glück wünschen. Möge der Himmel ein Wunder thun, und Deinem Poeten, der kein Schriftsteller und kein Gelehrter, vielleicht nicht einmal mehr ein Dichter ist, eine Existenz geben! Dann hast Du auch eine! Was soll ich mehr sagen?

Meine Reise ist so glücklich und schön gewesen, wie je eine. Donnerstag, den 26sten Sept. Abends um 5 Uhr, fuhr ich aus Paris ab und Donnerstag, den 3ten Oktober Abends zwischen 8 und 9 Uhr in Rom hinein. Die ganze große Strecke ist also in 8 Tagen zurück gelegt worden, die Kosten haben sich aber dennoch auf 200 Franken (132 Mk. Cour:) belaufen. Ich hatte das herrlichste Wetter und eine wahrhaft köstliche Meerfahrt, die mich mit der Seekrankheit, einen kurzen Moment ausgenommen, wo ich unmäßig gewesen war, völlig verschonte. Ich habe mit Bleifeder unterwegs ein Reise-Journal von ungefähr 28 Seiten aufgesetzt, wovon ich nicht weiß, ob es etwas taugt, aber eine Stelle daraus setze ich Dir her; ich habe sie den ersten Morgen auf dem Meer in Erinnerung des Einschiffungs-Abends in Marseille niedergeschrieben und ihr Inhalt ist buchstäblich wahr.

„Auf dem Verdecke einher wandelnd, und während Alles um mich arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir, wie zum Brennpunct sammelnd und das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, empfand ich Stundenlang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseyns, wie ich sie noch nie genossen habe und sie vielleicht auch nie wieder genießen werde. Es war 5 Uhr, die Sonne senkte sich in's Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes schönes Roth, das unten am Horizont anschoß und sich erst sehr spät, wie das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinaus eilte, verlor. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines

Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhänge!"

Ich fahre heute morgen, den 16ten fort. Es regnet, der Hamburger Himmel hängt über meiner schmalen Viale Vicolo della Frezza, der Tag wird mir nicht viel Angenehmes bringen. Darin hatte ich recht; er brachte mir nicht einmal so viel Stimmung, um den Brief fort zu setzen, es geschieht erst jetzt, den 21sten. Ich weiß auch wohl warum, wenn ich diesen Brief geendigt habe, muß ich einen neuen für Campe anfangen, und das ist kein ermunternder Gedanke. Doch heute will ich ihn auf jeden Fall zu Ende bringen, damit er morgen die Reise nach Deutschland antrete und à la fin de ce mois bei Dir eintreffe. Geängstigt haben kann die Zögerung meines Schreibens Dich nicht, denn ich habe sie vorausgesehen und dir erst zu Anfang November Nachricht versprochen.

Die ganze Reise habe ich in einer Klein-Kinder-Stimmung gemacht. Es war mir nämlich zu Muthe, als ob ich ein Mährchen erlebte. Zwei und zwanzig Jahre in Dithmarschen auf einem Fleck und nun doch auf dem Weg nach Rom! Das summte mir beständig im Kopf. So flog ich durch Lyon und Marseille hindurch, so kam ich in Rom an. Mein Reise-Journal wirst Du später lesen, ich sehe jetzt, wie gut es ist, daß ich es geführt habe, denn ich wüßte mir von all den Gedanken-Blasen und Phantasie-Gebilden, die zu Tausenden in mir aufstiegen, jetzt nur noch wenige zurück zu rufen und freue mich deshalb, daß das Beste auf dem Papier festgehalten steht. Dennoch nimmt meine Abneigung gegen die Mosaik-Arbeit des Schreibens immer zu, statt ab. Aus hundert und tausend vereinzelten Zügen, die eben ihrer Abgerissenheit wegen leblos sind, das Bild wieder zusammen setzen wollen, ist ein vergebliches Unternehmen. Ganz anders ist es mit inneren Vorgängen. Die erlebt man erst zu Ende, wenn man sie darstellt, wir erobern uns selbst nur durch das Wort. Auch wird mir das Sprechen immer mehr Bedürfniß, je mehr das Schreiben aufhört, ein solches zu seyn. Ich kann sogar sagen, daß mich Nichts so sehr zur Selbst-Erkenntniß führt, als das lebendige, sich aus den Tiefen des Geistes heraus gebärende Wort. Wenn all die inneren Ströme rauschen und brausen, wenn sie sich gegenseitig verschlucken und in einander wühlen, da hab' ich ein Bild meiner selbst, wie ich im Augenblick bin, und wie überhaupt, denn mir fehlt keineswegs die Kraft, einen solchen Wasser-Fall, wie von ganz unten herauf, zu betrachten.

In Rom selbst verließ mich jene Stimmung. Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Mensch zu einem Sprung nie die Kraft hat, daß er ganz, wie die Blume oder die anderen Gewächse ist, die, wenn sie in einen frischen Boden gepflanzt werden, immer einen Tag lang die Blätter hängen lassen. Aber klüger war ich, wie in Paris, wo ich den dummsten Eindruck für einen dauernden hielt und ihn in einem Brief an Dich einpöckelte und nach Deutschland schickte. Das unterließ ich hier. Uebrigens ist der Unterschied zwischen Paris und Rom auch in der That sehr groß. Paris ist ein Ocean, Rom das Bett eines Oceans. In Paris kann man mitschwimmen, in Rom muß man untersuchen, wie Andere vor Jahrtausenden geschwommen haben. Für mich ist nun aber das Leben die Hauptsache und selbst meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche,

gegenwärtige, angeregt. Zu der bildenden Kunst habe ich kein so inniges Verhältniß, wie z. B. Goethe. Nur ihre höchsten Meisterstücke wirken gewaltig auf mich, und auch die nicht immer. Was jetzt außerordentlich gut für mich wäre, weiß ich sehr wohl. Geistreiche und vornehme Gesellschaft. Doch dazu ist hier nicht zu gelangen, wenigstens nicht im Anfang. Da nun die gewaltige Springflut, die mich in Paris über das Gefühl einer beklemmenden Einsamkeit so weit erhob, wegfiel und kein entsprechender Ersatz eintrat, so brauche ich mich nicht zu schämen, daß ich mich in Rom nicht augenblicklich, wie im Himmel, fühlte. Seltsam genug trat mir auch der Geist der Geschichte nur langsam, erst nach und nach, nah. Das wüßte ich mir nicht zu erklären, in Paris war das Umgekehrte der Fall. Bei meiner Ankunft war ich freilich in Folge der neunstündigen Fahrt im Interieur der Diligence vor Kopfweh dem Sterben nah.

Was habe ich nun nicht schon Alles gesehen! Die Petri-Kirche ist ein Gebäude, worin die Menschen groß werden. Der Geist muß sich doch so weit erweitern, um den gewaltigen und doch nicht ungeheuerlichen Eindruck in sich aufzunehmen, er dehnt sich also aus, so weit er kann, und wenn er sich auch wieder zusammenzieht, so wird er doch nicht ganz so klein wieder, als er war. Der Vatican enthält des Bedeutenden so viel, daß man keine Rettung weiß, als sich an das Aller-Bedeutendste zu halten und das sind der Apoll von Belvedere und Laocoon. Respekt! Ich habe sie jetzt auch gesehen und — befühlt! So kindisch das Letztere ist, ich habe es zum Zeichen der geistigen Besitz-Ergreifung gethan, und zur Strafe will ich es beichten. Apoll übertrifft Alles, was man sehen kann. Der stammt aus einer Welt, wo selbst die Michel Angelo und die Thorwaldsen herausgewiesen würden. Und frisch, wie heute gemacht.

Um Dir von den Verhältnissen der Petri-Kirche einen Begriff zu geben: gestern ging ich mit einem Bekannten an dem Atelier eines Bildhauers vorüber, ich erblickte die riesenmäßige Statue eines Heiligen und mein Begleiter sagte mir, sie wäre für eine der Nischen der Petri-Kirche bestimmt. Wir traten ein, um sie zu besehen, sie ist wenigstens drei Mal so hoch, wie ich, ich reichte ihr mit dem Kopf kaum bis an's Knie! Und die sieht in der Kirche aus, als ob sie nur die gewöhnliche Menschengröße hätte! Vom Capitol steht wenig mehr, wenn man nicht den Platz, wo es gestanden hat, mitrechnen will, und dann kann man ja nur gleich weiter gehen und die Erde, die diesen Platz trägt, auch mitrechnen; dagegen ist das Colisseum, trotzdem, daß man die Steine zu ganzen Palästen daraus wegführte, nicht zu verwüsten gewesen, und auch das Pantheon, das schon vor Christus stand, war so wenig durch die Barbaren, die sich mit Äxten und Beilen an den mächtigen Pfeilern versucht zu haben scheinen, als durch die Zeit und die Elemente zu erschüttern. Im Pantheon liegt Raphael begraben.

Gleich bei meiner Ankunft habe ich mit den deutschen Künstlern Bekanntschaft gemacht. Ich ging in ihr Café am Corso und kenne jetzt eine unendliche Menge davon. Freilich führt das zu Nichts, als daß man doch nicht immer allein herum zu laufen braucht, denn im Durchschnitt sind sie ohne Talent und Geist, wie ohne Bildung. Den Maler Widmer, an den Lotte Rousseau mir einen Brief verschafft hatte, traf ich nicht zu Hause, er ist in Genua; mit seiner Frau, die eine Stockwelsche ist, unterredete ich mich durch das Wörterbuch. Der Maler

Wigand, Campes Freund, scheint ein sehr gebildeter Mann zu sein, auch seine Frau gefällt mir, doch sehe ich sie nur wenig. Ein junger Oestreicher, Signore Roberto, wie er hier heißt, seinen kauderwelschen deutschen Namen habe ich wieder vergessen, scheint sich mir erschließen zu wollen und ist mir namentlich im Aufsuchen eines Logis behülflich. Ich hatte und habe bisher noch keins, nur ein interimistisch auf 25 Tage gemiethetes, das ich übermorgen einem Andern abtreten muß. Doch werde ich wahrscheinlich morgen am Corso, in dessen nächster Nähe ich auch jetzt schon wohne, eines finden. Am Corso und den diesem zunächst liegenden Straßen und Plätzen ist es theurer, wie anderwärts, aber man muß hier doch Logis nehmen, theils der Luft wegen, die nicht allenthalben gesund ist, theils auch weil man sich nur hier gegen Straßen-Anfälle völlig gesichert halten darf. Bei Tage ist es natürlich in der ganzen Stadt sicher, aber keineswegs Abends oder zur Nacht. Ich habe keine Furcht, wie Du weißt, aber eine Vorsicht, die Einem Jedermann anräth, muß doch einigen Grund haben. Gott, wie ist mir warm! Es ist 10 Uhr Abends, und ich schwitze, als wär' es Mittag, und ich stiege die spanische Treppe hinauf. Heute morgen hatten wir Tramontane (Nordwind) und ich zog Unterkleider an, jetzt weht ein Scirocco, der die Eier verderben könnte! Uebrigens befinde ich mich so wohl, wie jemals in meinem Leben. Mir scheint kein Klima-Wechsel etwas anhaben zu können! Nicht einmal einen Schnupfen brachte ich von der Reise mit. Doch habe ich auch gleich vom ersten Tag an auf italiänische Weise gelebt. Viele Suppen, immer Macaroni, die ich jetzt schon leidenschaftlich liebe, niemals Wein ohne Wasser. Auch darf ich an Oeconomie-Machen in dem Sinne, daß ich nicht zu Mittag esse, nicht denken. Das geht hier nicht. Auch ist es nicht nöthig, denn das Essen ist billig, billiger, wie in Paris. Eine Tasse Kaffee 1¹/₄ Schilling. Mittags-Essen 8 Schilling. Den Kaffee sich im Hause zu machen, ist hier theurer, wie ihn im Café zu nehmen. Dagegen werde ich wohl unter 25 bis 30 Franken monatlich nicht wohnen können. Der Artikel beläuft sich also eben so hoch wie in Frankreich.

Schlimm, sehr schlimm ist es, daß ich noch immer Nichts arbeiten kann. Mein Kopf ist nicht dumpf, aber unfruchtbar. Kein Gedicht, geschweige ein Drama. Der Moloch scheint sich bis in die Fußzehen verkrochen zu haben. Einmal kommt die Zeit, wo das Talent mich verläßt. Wenn sie schon da wäre? Was bliebe übrig? Ein Mensch der dessenungeachtet nicht fett würde. Schon deshalb nicht, weil er Nichts zu essen hätte. Dr. Bamberg schickte mir bei meiner Abreise von Paris eine Adler-Feder für den Moloch mit nachstehenden Versen, die ich sehr schön finde: „Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt, Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last, Drum wenn sich schwer Geschaffnes auf Dich legt, Denk an den Adler, der die Beute trägt!" Der Conducteur überreichte sie mir erst, als ich schon im Wagen saß. Die Feder scheint aber den Moloch so wenig hervor zu locken, als Rom.

Rom, d. 30. Januar 1845.

Der 4te Tag des römischen Carneval ist beendigt, d. h. für Leute, wie ich, die nicht in's Theater oder auf's Festino gehen können, es ist Donnerstag, Freitag

und Sonnabend wird gefastet, Sonntag wenigstens pausirt, und erst Montag beginnt der Narrentanz auf's Neue, um Dienstag zu enden. Unstreitig athmet dieses Volksfest am reinsten den Character echter Fröhlichkeit und entspricht seinem Namen am besten, denn die Pariser National-Festlichkeiten wurzeln alle in der Politik und in Deutschland existiren gar keine, sind auch bei der Brutalität unseres Pöbels gar nicht möglich. Den römischen Carneval zu beschreiben, kann mir nicht in den Sinn kommen, dazu interessirt er mich doch zu wenig, auch genügt es, auf Goethe zu verweisen und hinzuzufügen, daß sich Nichts daran verändert hat. Ich habe mich, trotzdem, daß ich keinen Heller ausgegeben habe, ganz leidlich amüsirt, das ist gewiß auch etwas, das dem Carneval zur Ehre gereicht. Will man ihn mitmachen, so muß man 30 bis 40 Scudi daran verwenden; derjenige, dessen ganzes Vermögen in dieser Summe besteht, kommt natürlich nicht in Versuchung, sie zu opfern. Mich erfreut jedes Mal, nicht die Freude des Einzelnen — die kann mich eher ärgern, ehrlich gestanden — aber die allgemeine Freude, wenn aus allen Gesichtern die Falten verschwunden sind, so glättet sich auch das meinige, und so ging es mir auch hier unter dem jubelnden, jauchzenden Haufen, der bei solchen Gelegenheiten sein Leben abbrennt, wie ein Feuerwerk, und so wenig an die Zukunft, als an die Vergangenheit denkt. Die beiden angenehmsten Abentheuer, die ich bis jetzt hatte, will ich Dir erzählen; sie stehen nicht mit im Goethe. Nr. 1 ist komischer Natur, Nr. 2 nicht ganz. Es bringt hier den Winter zu das Fräulein Adele Schopenhauer, practisirende Poetin, und gehört wegen ihrer grauenvollen Häßlichkeit zu den renommirtesten Personnagen der Saison. Che Brutta! rufen die, sonst sehr höflichen, Italiäner aus, wenn sie im Theater erscheint; ein verkleideter Mann! schreien die Buben, wenn sie sich auf der Straße blicken läßt. Vor längerer Zeit war von ihr bei einem meiner Bekannten, dem Bildhauer Kümmel, bei dem ich zuweilen einen Sonntagabend zubringe, die Rede. Ein Maler behauptete, ihr Gesicht sei eine vollständige Landschaft; Berge, Felsen, Bäume, Alles finde sich darin vor, und keineswegs in sehr verjüngtem Maaßstabe. „Lächerlich!" — versetzte ein anderer — Bei diesem Gesicht muß man so wenig, wie bei der Erde, von nur einer Landschaft reden, es ist vielmehr ein Inbegriff aller möglichen Landschaften, eine ganze Academie kann Studien daran machen, Spanien, Italien, Norwegen, Alles liegt darin. Ich bemerkte bescheiden, ob es nicht vielleicht eine antediluvianische Versteinerung seyn möge, wie sich ja Felsen fänden, die Nonnen u. s. w. glichen. Die Ansichten blieben getheilt, darin stimmten wir aber Alle überein, daß es Hochverrath am Vaterland sei, sie als Deutsche anzuerkennen, und ich bat es mir von jedem Mitgliede der Gesellschaft als höchsten Freundschafts-Dienst aus, mir Adelchen bei erster Gelegenheit zu zeigen. Montag Mittag ging ich nach dem Essen mit Gurlitt und Kolbenheyer, einem jungen Oestreicher, der hier von seinen Zinsen lebt, auf den Corso, wo es eben lebhaft zu werden anfing. Auf einmal fuhr Gurlitt auf, als ob ihn die Tarantel gestochen hätte: Hebbel, die Schopenhauer! In einer Carrozza mit mehreren Damen zusammen gepackt, kam das Ungeheuer daher; wer sähe sie und erkennte sie nicht auf den ersten Blick? Drauf! rief ich Kolbenheyer zu, der so geschickt wirft, wie David. „Wer ist's?" „Dopo, dopo, Signore"! (Nachher! Nachher!) Nun er drauf los und mit keinem Strauß gefehlt.

Anfangs gefiel ihr das Bombardement, denn sie hielt es für eine Aufmerksamkeit und bestrebte sich, das naive Gesicht nachzumachen, das schönen jungen Mädchen bei solchen Huldigungen so gut steht, aber bei meines Freundes schrecklichem Ernst, der nicht aufhörte, ehe er ihr den Hut völlig zerknittert hatte, und meinem kannibalischen Gelächter merkte sie bald Unrath, ließ in die erste Nebengasse einbiegen, stieg aus und erschien nicht wieder. Ist es erlaubt, so grausam zu seyn? Sterbe, was nicht schön ist! sagt Victor Hugo, und auch Shakesspeare meint: Schönheit ist Tugend! Vielleicht kennt sie mich, denn auch hier ist der Verfasser der Judith ziemlich bekannt, da kann sie sich ja rächen und mich recensiren. Nun zu N: 2. Bald nach meiner Genesung führte mich Gurlitt in das Atelier von Riedel, einem der ersten Künstler, bei dem ich ein herrliches Bild: die Mutter der Sakontala! sah. Kaum waren wir eingetreten, als zwei römische Damen erschienen, Mutter und Tochter. Wir nahmen natürlich den Hut ab, die Mutter forderte uns in französischer Sprache auf, uns wieder zu bedecken, ich erwiederte etwas Angemessenes. Wir gingen bald, unterwegs sagte Gurlitt mir: Dieß Mädchen, welches Sie eben gesehen haben, ist das Wunder von Rom, sie spricht alle lebendigen Sprachen, sogar Deutsch und sehr gut, sie ist Virtuosin auf dem Flügel, genug, sie ist eine wahre Corinna! „Sie ist jedenfalls eins der schönsten Mädchen — versetzte ich — und das bedeutet bei mir noch viel mehr, denn ob sie mir in einer oder in zehn Sprachen sagen kann, daß ich ihr nicht gefalle, gilt mir gleich, aber von ihrer Schönheit hab' ich jetzt schon meinen Theil, denn ich habe sie gesehen.“ Nach einigen Tagen begegnete ich ihr mit ihrer Mutter auf dem Monte Pincio, wo man Nachmittags spatzieren geht. Sie erwies mir große Aufmerksamkeit, woraus ich schloß, daß Riedel, der meine Dramen kennt und schätzt, mich hinter meinem Rücken weiß gemacht, d. h. mich als grandissimo, wo nicht als „il più grande poeta di Germania“ bei ihr aufgeführt haben möge. Seitdem sah ich sie öfter und immer war ich Gegenstand ihrer scharfen Beobachtung, so daß sie meinen Gruß nur zu erwarten schien. Heute Nachmittag arbeitete ich mich durch den Corso, das Gedränge war furchtbar. Eine Dirne aus dem gemeinen Volk packte mich bei'm Bart und fragte mich: perchè non siete mascherato? Warum sind sie nicht maskirt? Dieß ist ein immer wiederkehrender Spaß, der Erfindungs-Witz ist auch hier selten, man pöckelt die guten Einfälle des Großvaters ein. Ich erwiederte, ma tu aveva bisogno la maschera mia! Du hattest ja meine Maske nöthig! und die Lacher waren auf meiner Seite. Gleich darauf wurde ich aus einem Wagen mit Blumensträußen beworfen, und so lange, bis ich einen Strauß fing. Ich sah auf und es war jenes Mädchen. Sie trug ein sammtnes Leibchen und ein Barett, was ihr bei ihren dunklen, über die Stirn zurückgestrichenen Locken und ihrer außerordentlich schön geformten Stirn köstlich stand, ihre Erscheinung schwebte, wie in der Mitte zwischen Jüngling und Jungfrau und so theilte sie die Vorzüge jedes Geschlechts. Die Mädchen werfen nun freilich Jedermann mit Blumen, aber den Unbekannten doch nur dann, wenn er den Angriff beginnt; das Gegentheil deutet auf vertraute Bekanntschaft, und in meinem Fall, noch so bescheiden ausgelegt, doch gewiß darauf, daß es ihr nicht unangenehm seyn würde, mich in ihrem Hause, wo so viele Fremde kommen, eingeführt zu sehen. Ich sah sie mit meinen

Barbarossa-Augen (ich trage hier nämlich einen Bart, wie der alte Kaiser, und schneide kein Haar ab) an und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß diese die Eigenschaft besitzen, weiße Rosen in rothe zu verwandeln, denn sie erröthete über und über und sah auf die Seite. Darf ich die Narrheit eingestehen, daß es mich freute, ja daß ich den Corso augenblicklich verließ, um nicht durch die eine oder die andere unangenehme Person aus der Stimmung gerissen zu werden? Schändlicherweise hatte ich keinen einzigen Bonbon bei mir (sie fallen ja nicht vom Himmel, wie in Deutschland der Hagel) und konnte ihr also nur durch eine Verbeugung danken. — Dieß Alles schreibe ich Dir in Gurlitt's Zimmer, bei dem ich seit einigen Tage wohne; er ließ nicht ab, in mich zu dringen, ein andres, als das bisherige, zu nehmen, ich habe ein neben dem seinigen liegendes mit Sonne und sehr guter Luft gemiethet und das ist noch nicht frei, nun logire ich denn bei ihm. Wenn ich im Bett liege, habe ich die Aussicht auf den Quirinal, wo der Papst residirt und wenn ich aus dem Fenster sehe, liegt halb Rom unter mir. So übel nicht, nicht wahr? Es ist 5 Uhr Nacht, 11 Uhr nach deutscher Rechnung, Gurlitt, der mir heute Nachmittag auf dem Corso abhanden gekommen und wahrscheinlich — er braucht das Geld ja nicht so anzusehen, wie ich, da er stark verdient — auf ein Festino gegangen ist, hat einen großen Blumenstrauß für mich auf den Tisch gelegt, ich rieche ihn zum letzten Mal und nun felicissima notte! —

d. 31ten Jan. Es ist wieder Abend. Ich lese das Geschriebene wieder durch und empfinde Mitleid mit mir selbst. Was man ein Narr ist! Wie gern man die erlöschende Lebens-Flamme wieder anzünden mögte! Du brauchst Dich nicht zu fürchten, daß ich mich bei Signora Gagiati (sprich Gatschati) einführen lasse. Heute hat es kaum aufgehört, zu regnen — um so besser, das verspricht einen schönen Montag. Nun ein kurzer Rückblick auf die jüngste Vergangenheit seit meinem letzten Brief. Das Fieber ist nicht wiedergekommen, aber an den Drüsen leide ich noch immer. Ich habe in der Seite einen Knollen, der hart ist, wie ein Stein, auch der halbe Unterleib ist geschwollen. Die Sache ist durchaus nicht gefährlich, aber die Cur äußerst langwierig. Glücklicherweise habe ich den einzigen guten Arzt getroffen, der sich in Rom befindet. Er hat in Deutschland studirt, und ein junger Dr. Nägeli, Sohn des berühmten Heidelberger Professors, der mich neulich besuchte, versicherte mir, daß ich mich in den besten Händen befände. Auch ist Dr. Pantaleone gar nicht geldgierig, macht wenig Visiten und verschreibt fast Nichts. Das allein kann schon Vertrauen einflößen. Mein Brief ging einen Tag vor Weihnachtsabend ab; Weihnachtsabend war mein erster fröhlicher Tag seit der Krankheit und einer der fröhlichsten meiner ganzen Reise. Gurlitt hatte mich eingeladen, an dem Fest der Dänen als sein Gast theil zu nehmen; ich sagte zu. Mittags ging ich aus. Da sah ich zum ersten Mal Italien. Welch ein Tag! Als ich die spanische Treppe, die auf den monte pincio führt, hinan stieg, und zum Himmel aufschaute, mußte ich unwillkürlich ausrufen: Nein, so habe ich Dich nie gesehen! Unser Blau verliert sich entweder in's Schwarze, oder in's Graue, hier ist es rein und so, daß das Auge nicht müde wird, sich darin zu baden. Ich setzte mich auf dem Pincio, da ich zum Gehen zu matt war, auf eine steinerne Bank, mit dem Rücken gegen eine Felsenwand gelehnt,

und saß dort vier Stunden. Vor mir die Stadt, auf allen Seiten von den freilich fernen, aber sich doch scheinbar zum Kreis zusammen schließenden Bergen umkränzt, dicht unter mir sanft ansteigende Gärten mit zahllosen Beeten voll blühender Rosen und mit Orangen- und Citronenbäumen, und über mir eine Sonne, nicht unangenehm heiß, wie bei uns im Sommer, aber noch weniger frostig, wie im Frühling. Ich sog die Wärme ein, wie neuen Odem, den die Natur mir zublies, und kam wirklich aus einer gelinden Entzückung nicht heraus. Abends ging ich dann mit Gurlitt zu meinen Landsleuten. Anfangs wurden kleine Geschenke verloos't, ich gewann eine kleine silberne Dose. Darauf speis'ten wir in einem großen Saal, an dessen Wänden, mit schwarzer Kreide umrissen, sich die Silhouetten all' der Künstler, die sich seit einer Reihe von Jahren an diesem Abend darin gefreut hatten, befanden; ich saß der von Thorwaldsen gegenüber; wir Alle waren mit Weinlaub bekränzt und eine Rose lag neben jedem Teller. Die Fröhlichkeit war allgemein und bei mir mit tiefer Rührung gemischt; Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich. Vorher war mir von unbekannter Hand schon eine Feder geschenkt worden mit der Devise: „Vel er jeg stum; men brugt af Dig, taler jeg til ewige Tider!" Diese Feder versprach sich von mir ein wenig viel, darum übersetze ich Dir ihre Rede nicht. Um 12 Uhr ging ich bei dem herrlichsten Mondschein, meinen Kranz auf dem Kopf behaltend, zu Hause. Am 1sten Weihnachtsmorgen sah ich in Sct. Peter die päpstliche Procession, den Nachmittag brachte ich unter Myrthen und Lorbeeren in der Villa Medicis zu, Nichts genießend, als den Himmel, die Sonne und die Aussicht, aber auch Nichts darüber wünschend, ja sogar das mitgenommene Buch ruhig in der Mantel-Tasche sitzen lassend. Es kam Einem ganz natürlich vor, daß Alles grünte und blühte, die wenigen Bäume, die ihr Laub verloren hatten, glichen herunter gekommenen Gliedern einer reichen Familie, schnöden Vagabonden ohne die nöthigen Kleider zur Bedeckung ihrer Blöße. Der 2te Weihnachtstag war schon nicht so schön mehr, es fing wieder an zu regen. Ueberhaupt ist dieser Winter ein ungewöhnlich schlimmer, denn in der Regel hat man das Wetter vom Weihnachtsabend mehrere Monate hindurch, ich bin aber auch so zufrieden. Den Neujahrsabend brachte ich ebenfalls sehr vergnügt bei einer dänischen Familie, Stifts-Amtmann Tychsen aus Norwegen, zu; dort komme ich öfter, Gurlitt hat mich eingeführt, wie er mir denn überhaupt zahllose Freundschafts-Dienste erweis't und dafür denn auch durch ein mürrisches, bissiges Wesen von mir den gewöhnlichen Lohn empfängt. Gott, warum mußte mein ganzes Leben eine solche Aufeinander-Folge unreiner und verworrener Lagen seyn, daß das Resultat ein Mensch ist, in dem sich nach und nach Alles auf den Kopf stellt! Gurlitt ist aus Altona und ein so trefflicher Künstler, als edler Mensch. Noch sollte ich eines herrlichen Tages in der Villa Pamphili, die außer dem Thore liegt, erwähnen. Wir nahmen Vier einen Wagen zusammen und fuhren hinaus. Auf dem Janikulus hielten wir an, man hat eine köstliche Aussicht auf die Stadt (Du weißt doch, daß die alten Römer sich bescheiden ausdrückten: die Stadt und der übrige Theil der Erde!) und sieht zugleich eine der prächtigen Wasserleitungen. In der Villa eine unendliche Fülle von Rosen; auch sah ich dort zuerst den Lorbeer blühen. Seine Blüthen sind weiß, noch immer weiß;

man sollte denken, daß sie erröthet wären, seit sein geheiligtes Laub zu Kronen für die politischen Poeten und einige andere Köpfe gemißbraucht worden ist, aber es verhält sich nicht so, ich kann es als Augenzeuge versichern. Es war ein junger russischer Arzt bei der Gesellschaft, er gerieth außer sich, aber wahrlich, ich nicht minder. Ich wünschte mir einen Zaubermantel, um meine Freunde herbei zu holen; ich hätte Euch auf die Terrasse vor all die Rosen gestellt, Euch zugerufen: es ist der 13te Januar! und Euch unerbittlich, bevor Euch die mitgebrachten Schneeflocken noch auf der Nase geschmolzen wären, nach Deutschland zurück geschickt, damit Euch der Eindruck des Wunderbaren nicht verlassen hätte. — Felicissima notte! — Doch, noch Eins! All diese Herrlichkeiten, wie billig hat man sie! Keine große Stadt der Welt, wo sich's wohlfeiler lebte, wie in Rom. Nichts ist hier theuer, als (unglaublich, aber wahr) Citronen und Apfelsinen. Die kauft Ihr billiger, wie der Römer, in Neapel verhält sich's anders. Für 20 Baj. (10 Schilling) aß ich in Paris dürftig zu Mittag, hier königlich: drei Gerichte, das beste Fleisch, z. B. wildes Schweinefleisch, Alles, was man will, und unvergleichliche Budinos, Puddinge, die meinen Magen sicher wieder ruinirt hätten, wenn ich dem Unheil nicht mit Rhabarber zuvor gekommen wäre. Wein — nun, fast so billig, wie Wasser. Logis und Kleider sind ausgenommen. Könnt' ich hier doch bleiben! Es ist mein tägliches Gebet; ich fürchte, ich fürchte, ich tauge nicht mehr für Deutschland, für Hamburg sicher nicht. Und es gehört so wenig dazu! Felicissima notte! —

d. 5. Februar. Aschermittwoch. Ein Tag von einer Schönheit, die unglaublich ist. Ich sah von meinem Zimmer aus die Sonne untergehen; gerade hinter dem Quirinal ging sie nieder. Farben am Himmel — nein, es ist lächerlich, ein Licht durch das andere klar machen zu wollen und Natur und Kunst in Parallele zu setzen, aber nur auf einer Himmelfahrt von Guido Reni, die ich vor Jahren schon in München sah, habe ich so etwas gesehen. Jetzt, seit d. 1sten, habe ich ein herrliches Zimmer, hoch und frei gelegen, mit warmen, weichen Fußteppichen. Es kostes 1 Scudo mehr. Meine Wirthin ist eine Jungfer, aber schon sehr alt, äußerst gutmüthig und sorgsam. Als junges Mädchen hat ihr Werner, Verfasser der Söhne des Thales, des 24sten Februar u. s. w. stark die Cour gemacht. Sie erzählte mir, Signore Werner sey, als er erst nach Rom gekommen, hinter allen hübschen Mädchen her gewesen, aber als er Christiano geworden (katholisch werden, heißt hier Christ werden) habe er sich um keine mehr gekümmert. Ich antwortete ihr: dann haben die Mädchen aber so viel verloren, als die Kirche gewonnen, aber sie meinte, die Mädchen hätten auch gewonnen, denn er sey sehr häßlich gewesen. Gestern wurde der Carneval geschlossen! Nun, hätte ich das Ende nicht gesehen, und das wäre bald so gekommen, so hätte ich Nichts davon gesehen. Von der kindlichen Fröhlichkeit, der sich in diesen letzten Abendstunden das ganze Volk hingiebt, macht man sich keinen Begriff, es ist wirklich ein Kinderfest, auf großem Fuß eingerichtet, und was könnte man Besseres über ein Fest sagen? So wie das Pferde-Rennen vorbei ist, erscheinen auf den nun wieder in den Corso zurückkehrenden Wagen schon einzelne Lichter, moccoli genannt. Die Fußgänger, die sich zu beiden Seiten der Wagen drängen, suchen sie mit ihren Taschentüchern oder mit geworfenen Blumensträußen

auszulöschen. Doch ist dieß nur der Beginn, denn noch ist es hell. Aber schnell bricht die Nacht herein. Nun auf allen Seiten das Geschrei: senza moccolo? und die Antwort: eccolo! (Ohne Licht? — Hier ist es!) Jetzt ist im Augenblick der ganze Corso vom Piazza del Popolo bis zum venezianischen mit springenden, wandelnden, hüpfenden Lichtern übersä't. Auf allen Balkonen, deren sich oft vor den hohen Häusern 5 bis 6 über einander befinden, erscheinen diese Flämmchen und beleuchten selige Gesichter; auf beiden Reihen der Straße, in den Wägen, die sich, wie eine geschlossene Phalanx, in der Mitte langsam durch den großen Menschenknäul hinschieben, flackern sie auf, um schnell wieder ausgeblasen, ausgeworfen oder auf irgend eine andere Weise ihres hellen Daseyns beraubt zu werden. „Senza moccolo?" ruft ein schönes Mädchen mit ihrer klaren Altstimme; eccolo! antwortet man und sucht das ihrige mit dem Taschentuch auszulöschen, es gelingt, nun hält sie das Tuch fest und es giebt einen anmuthigen Kampf, der, und wenn sie mit einem Vetturino angebunden hätte, nie ausartet. Der Corso gewährt den köstlichsten Anblick von der Welt, es ist eine lebendige Illumination, keine in Feierlichkeit erfrierende oder in stolzer Pracht erstickende, man glaubt, daß das Element des Feuers sich selbst einen Spaß macht, daß die Lichter sich unter einander necken. Dies dauert, bis das Ave Maria eingeläutet wird, dann, in der Minute, ist's vorbei, die Flämmchen verschwinden bis auf die wenigen in den Straßenlaternen, die eine offizielle Existenz haben, und die Menschen gehen nach Hause! Dieser Moment des plötzlichen Erlöschens einer so ausgelassenen, in tausend und aber tausend Herzen lodernden Freude hatte für mich etwas Erschütterndes; ich weiß nicht, ob etwas mächtiger an das Ende aller Dinge erinnern könnte. Das wäre der römische Carneval! —

d. 6ten Februar. Jetzt ist es kalt und rauh, ich habe vor der porta popolo Eis gesehen. So ist das Klima hier, ungesund bis zum Unglaublichen wegen des beständigen Wechsels. Nur durch schnellstes Purgiren habe ich mir in der letzten Woche das Fieber, das sich wirklich in bester Form meldete, vom Leibe gehalten. Nun bin ich wieder frisch, aber ich muß den ganzen Tag, um mich nicht zu erkälten, im Bett oder im Café zubringen, das ist doch gewiß sehr langweilig. Dieß z. B. schreibe ich im Bett. Du meintest, liebe Elise, Du wolltest gern mit Brot und Wasser Dich begnügen, wenn Du nur Italien sehen könntest? In den ersten 4 Tagen würdest Du krank, in den letzten todt sein. In den südlichen Ländern verändert sich der ganze physische Mensch; was sagst Du z. B. daß ich immerwährend am Magen leide, ich, der ich früher Steine verdauen konnte und es in Deutschland hoffentlich noch werde können? Darum eher, weil hier so Vieles nothwendig ist, was man anderwärts entbehren kann und was ich doch entbehren muß, wird man hier härter, als anderswo, an die Misere, mit der man sein ganzes Leben lang zu kämpfen hat, und die Einen Alles nur halb oder zum zehnten Theil genießen läßt, erinnert. Ich schweige über diese Dinge, obgleich die Erbitterung, die sie in mir erregen, von Jahr zu Jahr steigt, ich schweige darüber wenigstens schriftlich, wenn auch nicht mündlich; nur, weil Du sie ganz zu übersehen scheinst, habe ich in meinem letzten Brief davon gesprochen. Das magst Du mir glauben, ich kämpfe jetzt einen schwereren

Kampf, als ich noch je gekämpft habe; meine Geisteskräfte verlassen mich, in meinem Innern ist es öde und die Welt, die die Lücke ausfüllen sollte, die vielleicht, ja gewiß, neues Leben in mir entzünden könnte, ist völlig düster um mich her. Was bleibt mir? Darnach miß die Stimmung, in die der Gedanke mich versetzt, daß ich jetzt nach Deutschland reisen und, nachdem ich um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit betrogen bin, als Mann den Vertrag mit dem Elend feierlichst abschließen und besiegeln soll. Du schreibst mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag seyn. Schon damals erschreckte mich in innerster Seele dieß Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchsten Freundschaft für Dich, bei den wärmsten Empfindungen nicht erwiedern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältnissen es führen würde. Der Mensch kann über Alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Theil seiner Person, nur nicht über seine Person selbst; über diese verfügen höhere Mächte. Nun sind jene Verhältnisse da, gleichgültig, ob erstrebt oder durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführt, genug, sie sind da, sie sind seit lange da und Aller Augen schauen auf mich und erwarten den letzten Schritt. Glaube nicht, daß sich hierunter irgend ein versteckter Tadel gegen Dich verbirgt; wenn der Mensch auf der einen Seite nicht über seine Person verfügen kann, so kann er auf der anderen Seite nicht umhin, nach der Bedingung seiner Existenz zu streben und diese Bedingung ist für das Weib der Besitz des Mannes, den sie liebt. Das sind gleich ewige Nothwendigkeiten, die über den Willen des Menschen hinausgehen, wie Athemholen und Blutumlauf; der Edelste braucht deshalb nicht zu erschrecken, wenn er in dieser Beziehung mit dem Gemeinsten denselben Weg wandelt, so wenig wir davor zu schaudern brauchen, daß unser Blut nicht anders umläuft, als das des Räubers. Nur aber hat es, diese Bemerkung nimm mir nicht übel, durchaus keinen Sinn, wenn Du erst auf die Heirath dringst und dann wieder sagst, Du wollest Nichts für Dich. Das Weib hat Alles, wenn sie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib, von dem hier die Rede seyn kann, etwas verlangt, und wenn sie den Mann nachher zu pflegen und zu erfreuen sucht, so ist das vor dem sittlichen Gesetz durchaus nicht mehr, als wenn sie als Mädchen den Blumenstrauß, der ihr gefiel, mit Wasser begoß, es geschieht, damit die Blumen ihr um so länger duften. Die Liebe ist durchaus egoistisch, und dies macht sich nur darum nicht fühlbar, weil hier meistens ein Egoismus mit dem andern zusammen trifft, denn, wenn der Eine, wie der Andere auf den Besitz entbrannt ist, kann von Fessel keine Rede seyn. Ich weiß nicht, ob Du diese Gedanken-Reihen verstehst, neu können sie Dir nicht seyn, denn ich habe sie oft gegen Dich ausgesprochen, jedenfalls fahre ich nicht fort, sie weiter zu entwickeln, denn obgleich es Lichter sind, die leuchten, nicht Kohlen, die brennen sollen, so weiß ich doch leider nur zu gut, daß Dein Gefühl immer früher ergriffen, als Dein Verstand in Thätigkeit versetzt wird, und daß Du Dich zu Anfang schmerzlichen Eindrücken hingiebst, von denen Du Dich höchstens später überzeugst, daß es irrige waren. Alle diese Innerlichkeiten, obwohl sie an sich noch gewichtiger sind, als die Äußerlichkeiten, seyen abgethan; wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn dies der Fall wäre.

Aber ist dieß der Fall? Wird es, wenn kein Wunder geschieht, je der Fall seyn? Als Schriftsteller verdiente ich bis jetzt wenig und, da die Production stockt, ist von jetzt an auf Nichts mehr zu rechnen. Redacteur? Nimmermehr. Einzige Folge: schimpflicher Zurücktritt oder Tod am Nervenfieber. Professor? Lies, was ich Dir darüber aus Paris geschrieben habe. Was noch? Arbeitsmann. Die körperlichen Kräfte fehlen mir; sonst lieber als Telegraphen-Redacteur. Bleibt noch irgend etwas? Liebe Elise, Du schreibst, ich sähe selbst da Gespenster, wo Lichtgestalten zu sehen wären. Ach, meine Augen sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch und ich sehe die Todten, wie sie verwesen; nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr! Möglich ist es, daß ich alle diese Dinge in einem zu trüben Licht erblicke, aber das ändert Nichts an der Sache, denn so viel ist gewiß: ich kann Nichts von der Gegenwart genießen, wenn ich der Zukunft nicht sicher bin. — — — — — — —

Für das Zettelchen aus dem Freischütz danke ich. Aber Du wolltest 2 ℳ︁. daran setzen, um dieses Schauspielers Vorlesung beizuwohnen? Warte doch so lange, bis der Mann ankündigt, er werde ein Stück von Meister Gutzkow oder von Frau Altmeisterin Birchpfeiffer vortragen. Auf dergleichen ist gar kein Werth zu legen. Darin urtheil' ich jetzt ganz anders. Es existirt kein Lump, ja nicht einmal ein großes Genie, das nicht hin und wieder gelobt würde. Nur, wenn alle Glocken zusammen klingen, ist's etwas. Doch, ein Geschenk will ein Gegen-Geschenk. Höre also, was in Berlin die Glocken schlagen. Ich erhielt zu Neujahr von Campe einen Brief, worin er mir einen bei ihm eingegangenen von Crelinger übersandte. Herr Crel. schrieb mir, sie (vermuthlich er und seine Freunde) hielten mich für das erste jetzt lebende dramatische Talent (steige, kleiner Mann aus Amsterdam!) und es habe ihn so sehr gefreut, in einem Blatt, das Nichts gelten lasse, im Modespiegel, eine gleiche Ansicht ausgesprochen zu finden, daß er es sich nicht versagen könne, mir die Recension zu senden. Das ist ja jedenfalls freundlich, und die Rec. ist eine der tiefsten, die noch über mich geschrieben wurde, sie rührt offenbar von einem Mitglied der Hegelschen Schule her. Hier Einiges daraus, es wird Dich amüsiren.

„H's M. M. welche früher von der Intendanz der Königl. Schauspiele als unaufführbar zurück gewiesen wurde, ist jetzt — so berichtet der Freimüthige — nachdem das Stück im Druck erschienen und die Kritik sich so ungemein günstig über dasselbe ausgesprochen, noch einmal von derselben in Berathung gezogen. Wir wollen wünschen, daß dies Gerücht sich bestätige, wäre dem nicht so, so hätte die Kritik das Recht und die Pflicht, dies zu *fordern*. H's M. M. ist der genialste Versuch, der auf dem Gebiete des bürgerlichen Trauerspiels gemacht worden ist, ist ein echtes Dichterwerk, auf das uns're Literatur stolz seyn kann, und eine jede Bühne, welche darauf Anspruch macht, der Kunst u. dem Leben zu dienen, muß sich glücklich schätzen, das Stück geben zu können. — — H's Klara ist keine anstößigere Gestalt, als Luise in Kabale und Liebe, und Gretchen im Faust. Der Dichter hat das Naturverhältniß mit einer solchen Zartheit behandelt, daß auch das züchtigste Weib keinen Anstoß daran nehmen wird, er spricht nicht einmal das directe Wort aus, er läßt es bloß von dem Zuschauer errathen, aber so, daß kein Zweifel bleibt. Dieß Stück zurückweisen, hieße ein *Unrecht* an

der Literatur begehen, das durch Nichts wieder gut gemacht werden könnte. — — Hier spricht der Geist unserer Zeit unmittelbar u. vernehmlich zu uns. Ich kenne kein zweites Drama dieser Gattung, das so lebenswahr wäre, wie dieses, und rechne es daher unbedingt zu dem Besten, was von Schiller, Goethe, Klinger &c. für dieselbe geleistet worden ist. Was die glatten Nachahmer Ifflands, was die Verfasserin von Lüge und Wahrheit, oder Gutzkow darin producirt, verschwindet neben diesem classischen Werke rein zu Nichts. H. ist mit Einem Wort ein Dichter und Jene sind Moral-Fabrikanten und Kollisionen-Drechsler. — — Der Schwur, den Klara dem Vater an der Leiche der Mutter leistet, ist einer der ergreifendsten Momente in der gesammten dramatischen Literatur, die ich kenne." Vortrefflich entwickelt Rec. den Mittelpunct des Stücks, wie Klara aus Liebe und Eifersucht fällt, und sagt: Die Erfindung dieses Verhältnißes ist ein Meisterstück.

So weit, die Rec. ist lang und ohne Aber und Wenn. Du wirst es doch mit Vergnügen lesen. Auch ist sie der Hauptsache nach richtig, denn man muß gar nicht wissen, was dramatisch ist, oder nur eines verfeinerten stofflichen Interesses fähig seyn, wenn man nicht erkennt, daß dieß mein drittes Stück auf einer ganz anderen Höhe der Kunst steht, als die früheren. Besonders die Gleichung im dritten Act zwischen That und Begebenheit. Aber freilich, das ist schwer zu erkennen, wie zu machen, und wenn man den ersten glatten Einfall, der Einem kommt, über die Weisheit des Künstlers setzt, der das Werk sieben Jahre im Busen trug, so ist man schnell fertig.

Rom d. 30ten März 1845.

Du willst, liebe Elise, daß ich Dir schnell antworten, und auch, daß ich Dich über den Ausfall meiner Angelegenheit in Copenhagen benachrichtigen möge. Eins von Beiden kann nur geschehn, und da ich wahrscheinlich noch sehr lange warten müßte, wenn ich Dir erst nach Empfang der Resolution auf meine Bittschrift um das Reisestipendium schreiben wollte, so schreibe ich Dir gleich. Vielleicht wirst Du es eher erfahren, als ich selbst, ob mein Gesuch gewährt worden ist oder nicht. Das Itzehoer Wochenblatt enthält ja gewöhnlich gleich nach Vertheilung der Stipendien eine Liste der Empfänger; fehlt mein Name darauf, so bin ich nicht berücksichtigt worden. Dann schreibe Du mir, damit ich erfahre, wie es steht, füge aber, ich bitte Dich zum zweiten Mal, keine Berufungen auf den lieben Gott u. s. w., von denen Dein letzter Brief wieder wimmelt, hinzu. — — — Dir müßten meine Ideen endlich doch deutlich seyn. Ich kann so etwas nicht ohne den peinlichsten Eindruck lesen.

Es ist Sonntag heute, und so heiß, daß Jeder, dem keine Equipage zu Gebote steht, um auf's Land zu fahren, den Schatten sucht. Seit 3 Wochen schon haben wir himmlisches Wetter. Schon des Morgens um 6 scheint die Sonne in mein Fenster, es ist eine Freude, aufzustehen. Von dem Blau dieses Himmels macht sich Keiner eine Vorstellung, der es nicht sah. Man kann mit trüben Augen hinauf sehen, aber der Blick wird hell, der sich an diesem Glanz weidet. Das ist nicht etwa eine poetische Uebertreibnng, ich habe es oft an mir

selbst erfahren. Wir kennen gar kein Blau, das unsrige gränzt immer zu nah an's Schwarze oder an's Weiße, während das Italiänische ganz genau zwischen Beiden in der Mitte steht und darum selbstständig erscheint, wie eine Ur-Farbe. Auf mich macht es einen unbeschreiblichen Eindruck, einen tieferen, wie alles Uebrige, dem es ja aber auch zum Hintergrund dient.

Die heilige Woche ist zu Ende und die feierlichsten Ceremonieen der katholischen Kirche hätte ich nun auch gesehen. Tausende von Fremden kommen bloß ihretwegen nach Rom; ich würde, obgleich sich die Schatten einer jedenfalls großen Vergangenheit daran knüpfen, keine zehn Schritte darum machen, nun ich weiß, was daran ist. Natürlich ziehe ich das ab, was man neben und mit diesen Ceremonien zugleich sieht: Petri-Kirche und Vatican; das sieht man ja aber auch ohne sie, und besser. Zuerst, am Sonntag, war Palmen-Weihe, Procession, großes Amt; für mich schreckliches Ennui, wenn nicht eine schöne Engländerin mich ein wenig zerstreut hätte. Es fiel mir auf, daß der Papst, wenn er durch die Kirche getragen wird, die Augen immer geschlossen hält; er thut es, weil er auf ebener Erde seekrank zu werden und sich zu erbrechen fürchtet. Eine verfluchte Gefahr, nicht wahr? Mittwoch: Fußwaschung. Der Alte wäscht 12 Mönchen in Person die Füße. Der Act beginnt mezzo giorno (um 12 Uhr), aber schon um 8 Uhr sammeln sich Zuschauer. Ich kam um 12, und da in diesem Augenblick 3 Engländer, die schon 4 Stunden gewartet hatten, gerade in Verzweiflung ihren Platz verließen, so bekam ich eine gute Stelle, um zu sehen, daß Nichts zu sehen war. Denn die Cardinäle schaaren sich um den Papst und verdecken das triste Schauspiel. Nachmittags ging ich in die Capella sixtina, um das berühmte Miserere zu hören. Man muß mehrere Stunden vorher da seyn, der Andrang ist gewaltig. Dann dauern die Lamentationen, der einförmig-dumpfe Priester-Gesang, wieder einige Stunden, endlich wird die letzte der angezündeten 13 Kerzen gelöscht, ohne daß jedoch, wie man es sich nach den Beschreibungen denkt, völlige Dunkelheit entsteht, und nun beginnt das Miserere, schöne Musik, von ekelhaften Kastraten-Stimmen schlecht vorgetragen, die in 5 Minuten vorüber ist. Auch dieß entsprach also meiner Erwartung durchaus nicht; dennoch ging ich Freitag noch einmal hinein. Freilich sieht man bei solchen Gelegenheiten die größten Wunder-Werke der characteristischen Malerei, die Sybillen und Propheten Michel Angelos, die nach meinem Gefühl weit mehr bedeuten, als das weit berühmtere jüngste Gericht, das ich barock finde, und das nicht bloß des unsinnigen Gegenstandes wegen, denn unsinnig ist dieß Zurückriechen der Geister in ihre Staubkittel auf jeden Fall schon deswegen, weil die Leiber sich am Ende aller Tage nach tausendfachen Metamorphosen ärger in einander genestelt haben müßten, als die Beine der Schildbürger. Abends in der Dämmerung hatte ich in der Petri-Kirche den ersten ergreifenden Moment; der Papst ging, nicht mehr in pontificalibus, sondern aller seiner hohenpriesterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apostel, um zu beten und der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht sieht, ergriff mich, wie mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fratzen mich kalt lassen. Damit war es denn vorbei, denn Sonnabend stand der Herr Christus mit fürchterlichem Lärm und Spectakel von den Todten auf, und zwar schon vor 12 Uhr, damit

der Römer grasso (fett) zu Mittag essen dürfe; Kanonen wurden gelöst, aus allen Fenstern wurde geschossen und die Knaben schrieen in den Gassen. Ich war auch herzlich froh, das Herumlaufen in den Kirchen war mir schon zum Ueberdruß geworden und doch glaubte ich nicht mit gutem Gewissen zu Hause bleiben zu dürfen. Sonntag ertheilte der Papst von einem Balcon der Petri-Kirche herunter dem versammelten Volk die Benediction; große Massen, die zu einem einzigen Zweck versammelt sind, haben immer etwas Imposantes, und so machte denn auch dieser Act Eindruck. Uebrigens bemerkte ich einiges Unkraut unter dem Weizen der Kirche, ich sah einen Türken, an Juden war kein Mangel und an Heiden fehlte es auch nicht. Abends wurde die Petri-Kirche von oben bis unten beleuchtet. Das ist ein einziger Anblick; besonders der Moment, wo die einfache Lampen-Beleuchtung sich, wie auf einen Zauberschlag, in eine flammende Fackel-Illumination verwandelt. Zuerst erscheint eine einzelne Fackel, die ein Mensch, rasch emporsteigend, oben auf dem eisernen Kreuz befestigt; hierauf steht das ganze ungeheure Gebäude, wie im Nu, in seiner Glorie da, es ist, wie ein Flammen-Frühling, den die Nacht auf einmal gebiert. Montag Abends die Girandola, ein großes Feuerwerk, das jährlich zu Ostern auf der Engelsburg abgebrannt wird, auch sehr schön und, obgleich ich in Paris wohl noch brillantere gesehen habe, doch wirksamer, als alle, weil man es des hohen Gebäudes wegen besser sieht. Die Engelsburg war ursprünglich das Grabmal Kaiser Hadrians, der sie bei seinen Lebzeiten aufführen und rund herum mit Marmor, von dem man jetzt keine Spur mehr erblickt, bekleiden ließ; sie bildet ein rundes Oval und ist im edelsten Styl. Ihre Größe ergiebt sich aus ihrer gegenwärtigen Bestimmung von selbst; vielleicht hätte man den alten Kaiser ruhig schlafen lassen, wenn er sich mit einer etwas bescheideneren Grabstätte begnügt hätte. Es machte einen eigenen Eindruck, sie mit bengalischen Flammen beleuchtet zu sehen, wenn man sich an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnerte; es war, als ob die Gegenwart der Vergangenheit die Zunge zeigte. So viel über die heilige Woche; Du siehst, es ist ein Schauspiel in mehreren Abtheilungen, das der Fremden wegen — denn die Einheimischen kümmern sich wenig darum, auch ist für sie in der Capella sixtina kein Platz! — aufgeführt wird und worin der Papst den ersten Acteur abgiebt. Doch muß ich meines persönlichen Antheils an den Segnungen der Kirche noch erwähnen; am Sonnabend, dem Auferstehungstage, gehen die Pfaffen in allen Häusern herum und weihen sie, natürlich gegen Vergütung, es erschien also auch einer bei mir, von der Wirthin herein geführt „per fare la benedizione“ und ich sah ihn mit der höchsten Ernsthaftigkeit sein heiliges Handwerk betreiben. Es wird bei solchen Gelegenheiten nicht gefragt, ob man Ketzer ist oder nicht; mein africanischer Freund Achmet, ein junger Türke aus Aegypten, von Mehmed Aly hieher gesandt, hat eine ähnliche Visite gehabt. Doch müssen wir Ketzer uns darauf nicht zu viel zu Gute thun, denn an und für sich haftet der Segen nur auf einem klebrigten Fell und dann haben ja auch die Thiere einen Tag, wo ihnen gleiche Auszeichnung zu Theil wird. Alles Ernstes, Ochsen, Esel, Pferde u. s. w. werden feierlichst geweiht, d. h. mit Weihwasser besprengt, dann können sie besser ziehen und fressen weniger. Ich habe es im Winter selbst gesehen. Doch wozu viele Reden über ein Fratzenwesen.

das sich bei den Protestanten eben so gut findet, wie bei den Katholiken, nur in steifleinener Form! Hier giebt's andere Dinge, die ein Wort verdienen. Ich war nun schon zwei Mal in der Villa Ludovisi, in die man sehr schwer hinein kommt und habe dort gesehen, was über Alles, was man sehen kann, selbst in Rom, hinaus geht, die Juno. Wie neben dem Apoll ein Werk von Thorwaldsen oder Canova zu Nichts verschwindet, so würde der Apoll neben der Juno wenigstens zu Etwas herab gesetzt werden, d. h. er würde aufhören, ein alle Elemente umfassendes Wunder der Darstellung zu seyn, für das ich ihn Anfangs hielt. Leider ist der Genuß eines solchen Werks auf die Wenigen beschränkt, die ein wohlwollendes Geschick nach Rom, und der Fürst Torlonia, denn ohne diesen gelangt man selbst hier nicht dazu, in die Villa führt; Beschreibungen helfen zu Nichts, sie mögen von Winkelmann oder von mir herrühren, und Gips-Abgüsse helfen nicht viel mehr: der Hauch des Lebens verfliegt. Mich hat mein Stern so weit begünstigt, daß ich zwei Mal hinein gekommen bin, an ein drittes Mal ist aber schwerlich zu denken. Auch die Villa ist an und für sich sehr schön und man hat von einer Terrasse aus eine Aussicht, die auch so leicht nicht übertroffen wird. Man sieht in den vollen italiänischen Frühling hinein, der sich Einem zu den Füßen gelagert hat und das Auge lange fesselt; wenn man den Blick weiter streifen läßt, so stellt sich die Stadt Rom in höchst eigenthümlicher Gestalt dar, nämlich wie verschlungen von dem wuchernden Grün, das aus tausend Gärten und Villen hervorbricht und sie zu ersticken droht, wie die Unmasse von Veilchen die Gäste des Kaisers Heliogabalus; und in der Ferne stellen sich die Berge dar, unten blau, oben mit Schnee bedeckt, zur Erinnerung, daß er noch nicht allenthalben geschmolzen ist. Ich versichere Dich, theuerste Freundin, es ist schwer, schwerer als Du denkst, sich aus einem solchen Paradies weg zu sehnen, kein Mensch bringt es weiter, als diejenigen, die er liebt, herbei zu wünschen, und das thu' ich so gut, wie Du es thun würdest, wenn es mich gleich von Jahr zu Jahr mehr anekelt, Gefühls-Ergüsse zu Papier zu bringen und Wünsche und Gedanken, die nichtig und unerreichbar sind, und sich ohnehin von selbst verstehen, Schwarz auf Weiß nach Deutschland zu schicken. Wunderbar ist es übrigens, wie bald ein Mensch sich an den Himmel gewöhnt; mögte es mit der Hölle eben so leicht gehen! Dieß Alles kommt mir jetzt schon vor, als ob es so seyn müsse, ja, als ob es allenthalben so wäre; wenn ich unwillkürlich an meine Freunde denke, so stelle ich sie mir spatzierengehend und den Schatten suchend vor, wie ich selbst es mache, und lache über mich selbst, wenn mir nachher einfällt, daß die Allgemeine Zeitung von 17 Grad Kälte spricht. Anfangs war es nicht so, da schien mir jede Blüthe ihr Datum an der Stirn zu tragen und mich zu erinnern, wie ganz anders es in Deutschland aussehe. In mir hat dieser italiänische Frühling ein Gedicht angeregt, das ich beischließe, und worin ich, einer so schönen Welt gegenüber zu leisten suchte, was in deutscher Sprache möglich ist.*) Ich habe dies Gedicht bis in's Einzelste und Kleinste durchcomponirt und mir darin nicht bloß die Aufgabe gesetzt, auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dies Instrument selbst reiner

*) Das Opfer des Frühlings.

zu stimmen. Mit dem Resultat glaube ich zufrieden sein zu dürfen, denn ich zweifle, ob uns're gesammte Literatur ein lyrisches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerste Reinheit und Grazie des Verses und der höchst-mögliche sprachliche Wohlklang mit so vollkommenem Ausdruck der Idee und so viel Tiefe und Zartheit der letzteren verbunden ist. Man wird es sehr oft lesen müssen, um alle seine Verdienste zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem andern, wie aus der Knospe hervor geht und wie ich hier nicht bloß Wort gegen Wort und Sylbe gegen Sylbe, sondern Vocal gegen Vocal abgewogen und die Verse, wie im Contre-Tanz gegen einander geordnet habe. Von Seiten des Wohlklangs sind, so viel ich weiß, nur Bürgers Nachtfeier der Venus und sein hohes Lied von der Einzigen damit zusammen zu stellen; von Seiten der Vers-Reinheit Einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß diese Productionen, die doch mehr rhetorischer Natur sind, meine Idee aufwägen. Ich sage ehrlich, was ich meine; es wird mich nicht verdrießen, wenn ich eines Besseren belehrt werde. Es ist dieß ein Seitenstück zu meinem Liebeszauber. Ob es sich aber in Deutschland hinter dem Ofen genießen läßt, ist die Frage. Mir sind diese beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünstigt und mich nicht in Sorge und Noth, die ich durchaus nicht ertragen kann, ersticken läßt, mir vielleicht noch eine höchste, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunst bewilligen, daß sie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht bloß das Bedeutende, sondern auch noch das Schöne auszusprechen. Aber fürchterlich ist auch wieder das Ringen meines Geistes, ich bin nicht umsonst nach Italien gekommen, mir ist, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beschäftigt wäre, mich wieder neu zusammen zu setzen. Das ist kein Spiel in mir, wie in den übrigen dummen Jungen, die der Deutsche Jan Hagel bekränzt, das geht anders her, wie beim Kränzewinden oder beim Schmetterlingsfang; aber deswegen eben, weil ich mich dieses tiefen Ernstes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur so weit bekümm're, als meine Kunst es mir gestattet, nicht unsittlich handle. — — — — — — — — — — —

Du hast auch das auf den Kopf gestellt, was ich über Dein Benehmen während der Münchner Zeit sagte. Ich habe das Factum ausgesprochen, aber nicht, ohne Deine Rechtfertigung hinzu zu fügen, denn der ist doch wohl gerechtfertigt, der etwas thut, was kein Mensch lassen kann. Man muß besitzen wollen, wenn man liebt, es ist nicht anders möglich; dieser Natur-Nothwendigkeit warst auch Du unterworfen; kann das Verbrechen seyn (Du behauptest ja, Deine Liebe sey in meinen Augen ein Verbrechen!) was nicht vom Willen des Menschen abhängt? So wenig als es Tugend ist, wenn er dem, was sein höchstes Gut ausmacht, alles Uebrige opfert. Ist in diesem Allen etwas Falsches? etwas Bitteres? auch nur, aus meinem Munde, etwas Neues? Wozu denn solche Exaggerationen, wie der Heiraths-Vorschlag mit einer Italiänerin, um die Mylords und Marquis, Grafen und Barone sich drängen? Wenn die Freude eines eben vom Fieber Genesenen über eine Rose, die ihm eine Viertelstunde duftete, zu laut war, mußtest Du ihn so hart dafür bestrafen? Du mußt ja selbst empfinden, theuerste Elise, daß solche Erfahrungen mich scheu machen könnten, Dir die wenigen Augenblicke meines

Lebens, in denen ich froh bin, noch zu malen! Kannst Du es denn noch immer nicht lernen, Dir aus allen meinen Briefen mein Bild zusammen zu setzen, die guten nicht zu gut, die schlimmen nicht zu schlimm zu nehmen? Es ist schon ein Zusammenhang in all dem scheinbaren Widerspruch. Ich bin ein Mensch der nie etwas zurück hält, dabei wird denn aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt. Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber deßungeachtet bist Du mir das Theuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten. Mein Gott, ich dächte, die Briefe aus Paris zur Zeit der Noth wären ein Zeugniß, das mich neuer Versicherung dieser Gefühle für ewig überhöbe. Siehst Du's denn nicht? Wendet sich nicht meine ganze Seele nach Dir? Theil' ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit? Hab' ich Ruhe, ehe ich meine besten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich selbst! Du hast keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung selbst andichtest. Du hast mehr Geist als die meisten Deiner Mitschwestern, und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat. Du bist eins der herrlichsten Weiber, die je über die Erde geschritten sind, und es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, wie Du es verdienst. Alles dieß solltest Du wissen, und wenn Du es weißt, wie kannst Du irre werden an Dir und mir? Natur-Nothwendigkeiten können wir alle Beide nicht ändern, man kann sich so wenig ein anderes Herz geben, als ein anderes Gesicht. Ich schaudre vor der Rückkehr, es ist wahr, aber nicht, weil mich hier ein Frätzchen oder auch nur die Natur gefesselt hält, sondern weil mich in Deutschland alle Schrecknisse erwarten, die ich am meisten scheue. Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gern wollt' ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir selbst eins zu gründen. „Quand on est capable, de se connaître, on se trompe rarement sur son sort; et les pressentiments ne sont le plus souvent, qu'un jugement sur soi-même, qu'on ne s'est pas encore tout-à-fait avoué" sagt Mad^me^ de Staël, und das mit Recht. Manchen Andern mag der Kampf mit der Noth stählen; bei mir ist das Gegentheil der Fall. Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann; Andere arbeiten, um eine solche Existenz zu erlangen. Ohnehin sind meine Bedürfnisse gestiegen, ich kann Manches nicht mehr so leicht entbehren, wie wohl früher. Vor Hamburg habe ich eine Angst wie vor dem Grabe; habe ich sie darum vor Dir? Denke Dir die Menschen, die ich dort treffe, denke Dir Alles, und dann frag' Dich, ob Du, wenn Du 15 Jahr wärst und mir Gefühle eingeflößt hättest, wie Laura dem Petrark, im Stande seyn würdest, es aufzuwägen. Mein Gott, wenn Du einen Brief empfängst, der Dir nicht gefällt, so gieb Dir doch die Mühe, Dich ein wenig in meine Lage zu versetzen und bleibe nicht immer bloß bei Deinem persönlichen Verhältniß zu mir stehen. Ist es wohl recht, mir zu schreiben: „es wäre besser, ich und das Kind ꝛc." und Aehnliches? Wie sollt' ich mich nicht freuen, Dich wieder zu sehen, aber ist ein Wiedersehen wie das der drei Männer im feurigen Ofen zu wünschen? Lese einmal diesen Brief

mit dem vorigen zusammen, und Du wirst finden, daß dieser schon in jenem steckte. Lies alle Briefe nach einander, die Du seit meiner Abreise empfangen hast, und Dir wird das Bild eines Mannes entgegen treten, der im ersten Moment des überströmenden Gefühls das Unmögliche wollte und dann durch den Verstand, der ihm zeigte, daß er im Begriff stand, Dich und sich selbst zu vernichten, zurück gehalten wurde. Eins gereicht ihm so wenig zur Schande, als das Andere. Auch darin hast Du mich durchaus gemißdeutet, wenn Du glaubst, ich werfe Dir die Annahme meines Namens vor, oder auch nur, ich hätte Dir aus Paris über diesen Punct meine wahren Gedanken verhehlt. Keines von Beiden, ich dachte damals nur an Dich, nicht an die Folgen. Ganz natürlich aber denke ich jetzt auch an diese und da muß ich ein Factum beklagen, was mir die Rückkehr nach Hamburg, wenn ich nicht gleich heirathen will, kaum erlaubt. — — — —

Es ist heute der 8. April, morgen endlich soll der Brief fort. Erst seit 3 Tagen habe ich die letzten Flecken an meinem Gedicht ausgelöscht. So lange konnte ich nichts Anderes vornehmen. Ob ich komme und wann ich komme, kann ich natürlich noch nicht wissen; die Resolution aus Copenhagen muß den Ausschlag geben. — — —

Das Löckchen des Kindes hat mich innigst erfreut, ich habe es geküßt, wie ich den kleinen Engel selbst küssen würde. Mögen die ewigen Mächte ihn in Schutz nehmen! Wie soll er heißen? Alexis gefällt mir nicht, ich ziehe einen deutschen Namen: Herrmann, Theodor, Wilhelm u. s. w. vor. Sobald er zu laufen anfängt, soll er einen Fallhut tragen und ihn niemals ablegen. Der arme Max! Jener fürchterliche Fall! Daß der Lebendige dem Todten gleicht, thut mir wohl, da Du mir versicherst, daß es keine Täuschung ist. — Gurlitt hat seinen Eltern geschrieben, ich hätte ihm das Geld hier gezahlt. Er ist ein herrlicher Mensch und entschieden einer der ersten Künstler uns'rer Zeit, der dem Vaterlande zur Ehre gereicht. Er hat jetzt auf der Ausstellung zwei italiänische Landschaften, die das größte Aufsehen erregen, und zwar, wohl zu merken, unter den Italiänern selbst!

Daß diese Vorlesung meines Stücks durch den Herrn Schramm Dir so viele Freude gemacht hat, ist mir lieb zu hören gewesen. Schlimm ist es, daß ich über die Kritiken gar Nichts erfahre. Aus einer Anzeige in der Allgemeinen Zeitung ersah ich, daß die Wiener Jahrbücher für 1844 im letzten Heft (Oct. Nov. Decbr.) einen Aufsatz über mich enthalten haben. Wovon? und in welchem Sinn geschrieben? weiß ich nicht; ich mögte es wohl wissen, zweifle aber kaum, daß ich damit zufrieden seyn kann, da dieß wissenschaftliche Organ nur Werke zu besprechen pflegt, die es für bedeutend hält. Sicher ist die M. M. auch längst in den Brockhausischen Blättern für lit. Unterhaltung besprochen, denn da die Berliner Kritik, die Du kennst, von einer allgemein günstigen Aufnahme spricht, so müssen ja doch Recensionen darüber erschienen seyn. Hier macht dieß Drama allgemein den größten Eindruck; es hat bis jetzt Niemandem mißfallen, als Janinsky. Es besuchen mich viele Fremde, die nach Rom kommen, sogar Schleswig-Holsteiner lassen sich so weit herab, es war mehrmals ein Dr. Mommsen aus Altona bei mir. Neulich besuchte mich ein junger Schweizer Dr. oder

Professor, den ein Hamburger, der in Neapel lebt, Herr Schwarz zu mir führte; dieser sagte mir, daß ich in der Schweiz sehr viele Verehrer zählte, ja er wollte sogar wissen, daß der König von Preußen mir große Aufmerksamkeit angedeihen lasse, er hatte lange in Berlin gelebt und war oft bei dem Minister Eichhorn gekommen.

Dieß Mal antworte mir schnell, Du magst nun über das Stip. etwas aus den Blättern erfahren oder nicht; ich werde im Verneinungs-Fall zwar nicht speciell von der Regierung benachrichtigt, aber Gurlitt läßt sich über die Sache aus Copenhagen schreiben. Jedoch warte so lange, bis Du das Geld empfangen hast; setze, wenn Du willst, schon vorher die Quittung auf. Der Winter in Deutschland muß nach den Zeitungen ja schrecklich seyn; gebe der Himmel, daß er Deine Gesundheit nicht angreife. Mit der meinigen steht es bis auf die Drüsen, die trotz aller Einreibungen sich nicht wieder erweichen, gut. Vielleicht gehe ich nach Neapel; es ist Sünde, sagt Gurlitt, so nahe bei dem Paradies zu sein und nicht einzutreten: dann wird mir Dein Brief nachgeschickt.

Ueber mein Gedicht freue ich mich sehr; im Uebrigen habe ich nie mehr Muth, als Vernunft. Zuweilen sag' ich wohl: ein Kerl, wie Du! Aber eben, weil ich kein Schneider bin! Viel Französisch lese ich, auch Italiänisch.

Rom d. 29sten May 1845.

Du siehst, ich bin noch immer in Rom, aber nicht lange mehr; ich habe heute morgen den Entschluß gefaßt, trotz des Fehlschlagens unserer Hoffnung, nach Neapel zu gehen und werde ihn nächstens ausführen. Ich bin nun einmal hier, es ist höchst unwahrscheinlich, daß ich Italien jemals wieder sehen werde und der Kosten-Aufwand ist so gering, daß er zu dem Genuß in gar keinem Verhältniß steht. Es hat mir aber Mühe gekostet, zu einem festen Entschluß zu kommen, und dieß hat meine Antwort so lange verzögert. Ich schwankte zwischen der Rückkehr nach Hamburg über Paris, zwischen Berlin und einem längeren Aufenthalt in Italien; der letztere scheint mir unter allen Umständen vorzuziehen zu seyn. Hamburg? Das Thema ist unter uns wohl hinreichend besprochen. — — — — — — — — —

Nun kannst Du mich freilich fragen, was mir denn Italien verspricht. Ich kann Nichts darauf antworten, als daß ich, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, mich hier selbst noch einmal wieder finden und Etwas arbeiten werde. Habe ich doch, seit ich Dir zuletzt schrieb, über 100 Gedichte gemacht.

Aus Copenhagen erhielt ich vor 5 Wochen einen Brief, worin ich benachrichtigt wurde, daß der König mir auf mein Gesuch um Verlängerung des Stipendiums 200 rth. (100 Speciesthaler) zur Heimreise bewilligt habe. Ich wurde davon empört, wie Du Dir denken kannst, und glaubte Anfangs, ich könne und müsse dies Almosen zurück weisen. Später überzeugte ich mich, daß dieses unmöglich sey; doch konnte ich mich erst vor 8 Tagen entschließen, die Summe, über die ein Wechsel gleich beigelegt war, einzucassiren. — — — — —

Du wirst erstaunt gewesen seyn, oben von 100 Gedichten zu lesen, da die Gedichte ja sonst nicht so zahlreich wie Heuschrecken bei mir anzukommen pflegen. Es sind Gedanken-Gedichte bis auf wenige: 10 Sonette (zum Theil sehr gelungen),

einige Lieder und 90 Epigramme; aber Epigramme in einem höheren Sinn, in welchen ich meine tiefsten Anschauungen über Kunst, Sprache, Poesie u. s. w. niedergelegt habe, und zuweilen sehr groß, 30 bis 50 Verse. Sie werden Aufsehen erregen, denn sie sind durchgehend polemisch, aber nicht polemisch, wie Zeitungsartikel, sondern wie das Feuer. Natürlich sind auch Schilderungen Italiänischer Volks- und Lebens-Momente darunter, so wie Darstellungen problematischer Seelen-Zustände, die sich nicht lyrisch, sondern nur epigrammatisch aussprechen lassen. Ich habe mich einer neuen Form bemächtigt, die ich sehr bequem finde, das Verschiedenartigste zu fassen. Campe'n werden sie willkommen seyn. Hätte ich sie früher gehabt, so hätte ich ihm früher geschrieben. Erscheinen sollen sie jedoch nicht, wenn er nicht durchaus darauf besteht, als bis ich wieder in Deutschland bin, damit der Strauß vollständig sey, denn erregt, wie ich es jetzt bin, wird mir in Neapel gewiß noch Manches kommen. Unser Vortheil wird hier wohl Hand in Hand gehen: er erhält einen um so dickeren Band für sein Geld und ich gebe ein Bild, statt einer lückenhaften Skizze. Auch das Lustspiel muß ich noch gründlich durcharbeiten, ehe ich es dem Druck übergeben kann; manche Parthieen genügen mir nicht.

Von den Epigrammen schicke ich Dir keine Proben. Ich will doch auch etwas mitbringen können, das Dir noch unbekannt sey. Einen schönen Gedanken von Dir habe ich, damit er nicht umkomme, mit aufgenommen. Vielleicht kennst Du ihn selbst nicht mehr. Keinem Freunde würde ich diese Ehre erzeigen, wenn es eine ist; Du bist schon daran gewöhnt, denn Dir gehören in Judith, Genoveva und Maria Magdalena einige der schönsten Stellen. Dir zum Triumph, mir zur innigsten Seelen-Freude stehen sie da und könntest Du hören, wie ich hier oft von Dir spreche, Du würdest mich in Deinem letzten Briefe nicht gefragt haben: ich werde Dich doch wieder sehen? Theuerste Elise, wie wäre es denn möglich, daß ein Band, wie es zwischen uns besteht, zerrissen werden könnte? So, wie wir, wächs't man nicht in einander ein, und geht dann wieder auseinander. Wer weiß denn, wer von uns Beiden Wurzel, wer Blüthe ist! Nur ist unser Verhältniß ein anderes, als diejenigen sind, die Mann und Weib gewöhnlich verknüpfen. Damit ich eine Frage, die Du schon oft gethan hast, endlich beantworte: ich pflücke Dir an allen irgend merkwürdigen Plätzen Blumen und Pflanzen. Die kleine blaue Blume, die ich Dir aus Paris schickte, muß beim Oeffnen heraus gefallen seyn; abgesandt habe ich sie, aber sie war sehr winzig.

Unter meinen Sonetten und Epigrammen sind die bedeutendsten die über die Sprache. Ich glaube, über dieses höchste Wunder des Geistes nicht bloß die neuesten, sondern zugleich die letzten und tiefsten Ideen ausgesprochen zu haben. Wenigstens ist Alles, was Humboldt in seinem Kosmos nach einem Auszug in der Allgemeinen Zeitung darüber sagt, gegen meinen Gedankengang flach und trivial, und Humboldt befindet sich doch unstreitig auf der Höhe der Wissenschaft und ist ohne allen Zweifel ein großer Mann. Ich habe unendlich viel über die Sprache gedacht; daß ich aber gerade jetzt meine innern Erfahrungen zum Resultat verdichtete, dazu gab der schnöde Frevel, den die Tagsparthei sich gegen unsere reiche und große Sprache gestattet, den nächsten Anlaß.

Du hast sehr wohl gethan, meinem Freund Janinsky zu versichern, daß ich

nie ein Urtheil übelnehmen werde, es sey, wie es sey. Daß er das seinige über meine M. M. fest hält, wundert mich freilich, denn ich leitete es nicht aus meinem Werk, sondern aus der für die Ergründung desselben etwas kurzen Zeit ab, in der er es fällte. Wenn es aber statt dessen ein wohl überlegtes, aus meinem Stück herausgeholtes war, so ist das nur um so besser, denn daß ich ein Stück, womit ich mich seit 7 Jahren trug, auch wohl überlegt habe, wird mein Freund sich selbst sagen, und also auch, daß wir in unseren Ansichten über die Principien der dramatischen Kunst von einander abweichen, worüber endlich in's Klare gekommen zu seyn, für uns Beide nur gut seyn kann. Was er tadelt, halte ich für den Triumph meiner Kunst und bilde mir ein, darin eine Höhe der Form erreicht zu haben, die sich bei sehr wenigen Dichtern der neueren Literatur finden dürfte, wenn man sie einmal genau darauf ansähe; wie die innere Nothwendigkeit des Entschlusses, den das Mädchen zu fassen hat, besser darzulegen wäre, als durch Beseitigung der äußeren, nämlich durch die von ihr zurückgestoßene Möglichkeit, ihr mittelst der Ehe zu entfliehen, wüßte ich nicht, und wie das Mädchen durch das, was sie offenbar erst in den tragischen Kreis erhebt, zugleich unter diesen Kreis herabgesetzt werden sollte, wie mein Freund — so weit ich mich erinnere — meint, ist mir völlig unbegreiflich. Aber eben dieß führt auf die schneidenste Differenz der Principien, die natürlich nicht dadurch beigelegt werden kann, daß jeder die seinigen wiederholt, die ja aber nur ein Narr übel nehmen wird. Theile Janinsky diese Stelle mit, damit er nicht Gedanken hege, die unbegründet sind. Wir stehen, wie er selbst finden muß, nach einem solchen Urtheil, das den Lebenspunct meines Dramas und, da ja eben dieser aus dem dichtenden Individuum in das Gedicht herüber tritt, zugleich das innerste Centrum meines Ichs, den Grundgedanken, der in mir Alles belebt und trägt, angreift, uns in der Kunst so fern, daß an eine Verständigung gar nicht gedacht werden darf und daß wir uns nie verstanden haben können, weil sonst eine derartige Abweichung in den Consequenzen unmöglich wäre; aber dieß ist einstweilen nur ein Factum, was an sich noch auf keiner Seite ein Recht oder ein Unrecht beweis't, und uns noch viel weniger eine Entfremdung in unseren menschlich-freundschaftlichen Verhältnissen nach sich zu ziehen braucht. Ein Factum will nur ausgesprochen seyn; dieß hat er in seinem Brief gethan und ich thue es jetzt, nun ich weiß, daß er nicht eine momentane Meinung, sondern ein in seinen Kunstprincipien motivirtes Urtheil abgegeben hat.

Es ist heute Montag, Donnerstag reise ich nach Neapel ab, Kolbenheyer verläßt mich in diesem Augenblick, um einen Vetturin zu dingen und die Päße zu besorgen. Ich nehme den Moment wahr, meinen Brief fortzusetzen, denn um 3 Uhr — es ist 2 — soll ich in ein Atelier, um einem Maler, der mich zeichnen will, zu sitzen, und um 4 will ich in den Vatican, um von Raphael Abschied zu nehmen. In der Sixtinischen Capelle war ich heute morgen. Wundern wirst Du Dich, daß wir erst seit einigen Tagen gutes Wetter haben; seit ich Dir zum letzten Male schrieb, hat es fast immer geregnet. Sonst wäre ich vermuthlich schon fort gewesen. In Neapel werde ich wahrscheinlich einige Monate bleiben, mich aber nach Sorrent, wo Tasso lebte, zurückziehen und eine neue Tragödie anfangen. Du adressirst aber Deinen nächsten Brief noch nach Rom, von wo

aus mir Gurlitt ihn übermachen wird. Ich bitte Dich, ihn bald abzusenden. Der letzte hat wieder doppeltes Porto gekostet; ein jeder Brief gilt hier für doppelt, wie ich Dir schon oft schrieb, der größer, als ein einfacher Bogen ist, es darf kein Zettel von 2 Reihen hinzugefügt werden, geschweige ein Couvert. Das ist keine Betrügrei, sondern Maxime.

In der Zeit, daß Du Nichts mehr von mir hörtest, habe ich ein Paar recht vergnügte Tage gehabt. Ich war in Frascati, durch seine Lage und seine schönen Villen berühmt. Unterwegs kehrten wir, Gurlitt, Kolbenheyer und ich, bei einem Landsmann ein, der sich hier angekauft hat und weit und breit in der Runde den besten Wein baut. Dort aßen wir in der angenehmen Gesellschaft einer sehr schönen Neapolitanerin zu Mittag und tranken so viel, daß eine böse Zunge fast berechtigt wäre, zu sagen, wir hätten uns betrunken. Nach Tisch kamen wir sogar Alle zum Tanzen; ich seit undenklicher Zeit zum ersten Mal wieder. Eine Woche später fand das große Künstler-Fest Statt, nach dem Ort, wo es gefeiert wird, die Cervaro genannt. Zu diesem lieferte ich ein Gedicht von 300 Versen, scherzhaften Inhalts und nach vorgeschriebener herkömmlicher Form; ohne Werth, wie ohne Anspruch. Dieses Fest hat etwas Phantastisches; in allen möglichen Costümen ziehen die jungen Leute auf, in unterirdischen Felsen-Grotten, die die Tradition mit den alten römischen Sibyllen in Verbindung bringt, wird gegessen und getollt, und Abends bei Fackel-Beleuchtung heim gezogen. Ich erneuerte draußen die Bekanntschaft mit Cornelius, der kurz zuvor eingetroffen war, er kam auf mich zu, und in der einen Hand einige tüchtige Schnitte Schinken, in der anderen einen Becher mit Wein führte ich ein Gespräch mit ihm.

Es ist heute der dritte Juny, das Wetter ist wieder schlecht, es hat den ganzen Tag geregnet, aber es bleibt bei der Abreise. Mein Porträt, von Herrn Hauser gemalt, ist sehr ähnlich geworden, wie Leute, die es besser wissen, als ich, versichern. Es haben mich schon Mehrere malen wollen, ausgezeichnete Künstler, aber ich bin nie hingegangen. Es ist 1 Uhr Nacht (9 Uhr nach deutscher Rechnung) ich schreibe Dir bei abscheulichem Zahnweh. Alles, was Du mir über das Kind meldest, erfreut mich sehr, durch jede Aehnlichkeit mit Max wird dieser kleine Namenlose (was sagst Du zu Ernst, Theodor? Alexis mißfällt mir) mir lieber, ich habe schon öfter von ihm geträumt. Janinsky danke herzlichst für Mittheilung der Nachricht aus Gotha, und dafür, daß er nicht aufhört, mir Theilnahme zu beweisen. Sie ist mir natürlich nicht unlieb gewesen, obgleich ich auf diese kleinen Einzel-Erfolge wenig gebe, da sie dem rauschenden allgemeinen Beifall gegenüber, den die geistreiche und lebenlose Prosa meines Quasi-Nebenbuhlers findet, Nichts bedeuten. Auf den übrigen Inhalt Deines Briefs gehe ich nicht weiter ein, Alles ist besprochen, Du weißt, wie es steht, der Entschluß ergiebt sich von selbst. Daß ich über den Aufsatz in den Wiener Jahrbüchern Nichts erfuhr, war mir nicht angenehm; was ist dabei zu machen? Nichts, ich habe keinen Menschen in Deutschland, der mich nur einigermaaßen über den Stand meiner literarischen Angelegenheiten in Kenntniß setzt.

Es ist Donnerstag. Statt abzureisen, muß ich mich mit Abwartung einer niederträchtigen Geschwulst abplagen. Täglich schlägt das Wetter um. Backofenhitze, Grabeskälte. Daß ich einen halben Tag so leicht gekleidet ging, wie ich

in Deutschland um diese Zeit immer zu thun pflege, muß ich mit gräulichem Zahnweh bezahlen. Es ist zum Theil vorüber, aber mein Gesicht ist bis zur Unkenntlichkeit verschwollen; die Oberlippe ist dem Bersten nah. Wenn Du dieß liesest, ist es natürlich längst vorüber. — Fünf Tage hat's doch gedauert, es war eine Zahngeschwulst. Eben schloß ich den Brief an Campe, nun kann ich auch diesen schließen. Ich hatte ihm Proben aus den Epigrammen gesandt und ihm geschrieben, daß ihm durch Dich noch zwei andre Gedichte mitgetheilt werden würden, nämlich: Frühlings-Opfer und Liebeszauber. Schicke ihm diese denn, sobald Du kannst; deutliche Abschriften von Deiner Hand, oder die Originale, nur wäre im letzten Fall das dem Liebeszauber angehängte Gedicht: letztes Gebet abzuschneiden. Wenn Du die Gedichte sendest, so kannst Du zugleich auf geschickte Art fragen lassen, ob er in Hamburg sey und meinen Brief empfangen habe, damit wir es wissen. Aengstige Dich nur nicht über den Ausfall, hier bin ich sicher, Alles wird gut gehen. — — — —

Auf diesen Brief wirst Du etwas lange warten müssen, aber das ließ sich nicht ändern. Es ist schwer, in Extremitäten Entschlüsse zu fassen und nicht das Dümmste auszuführen. Hätte ich die Gedichte früher gehabt, hätte ich die Verhandlung darüber mit Campe früher eingeleitet, aber die Meisten sind erst in der letzten Zeit entstanden. Danken wir Gott, daß sie jetzt da sind. Hätte ich nun nur erst einen Vetturino. Kolbenheyer, der mich nach Neapel begleitet, hat sich heute viele Mühe gegeben einen aufzutreiben, aber umsonst. Doch macht dieß nur einen Unterschied von ein Paar Tagen, wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich längst in Neapel, habe den Vesuv schon bestiegen, Herculanum und Pompeji schon besucht und dichte in Sorrento an meiner Giulietta; dieß wird der Titel meiner neuen Tragödie seyn, ohne die ich nicht in Deutschland erscheinen darf. Ist sie fertig, so sehen wir uns wieder; wer weiß, wie schnell vielleicht. In Neapel werde ich ziemlich vereinsamt seyn, Gurlitt geht nicht dahin, er war schon dort und Kolbenheyer 'geht in wenigen Wochen nach Deutschland zurück. Alles auf Erden giebt sich die Hand nur für kurze Zeit. Das ist so, daß es gut ist, kann ich nicht finden. Vorgestern bestieg ich die Kuppel der Peters-Kirche, bis in den Knopf hinauf, in welchem 20 Personen Raum haben. Es ist ein Gebäude, das immer von Neuem wieder Staunen erregt, da es von Menschen, nicht von Ameisen, die dem Princip nach zusammen halten, wie die Menschen auseinander laufen, ausgeführt ist. Dergleichen wird aber auch nicht wieder ausgeführt werden, denn nie wird auf Erden wieder eine Idee herrschen. In Deutschland tragen sich jetzt ungeheure Dinge zu, wenn man Zeichen als Zeichen, nicht als Potenzen, betrachtet. Nun, liebste Elise, in Hoffnung baldigen Wiedersehens, ein herzliches Lebewohl. Sey gutes Muths.

Adressire Deinen nächsten Brief, den ich bald erwarte, da Du ja nicht, wie ich, Ursache zum Zögern hast, so: All' illustrissimo Signore Federigo Hebbel, Dottore a Napoli; raccomandato al Signore Fleischer, Console di Danimarca.

(Schreibe ja nicht Neapel.)

Ich reise noch heute! d. 10. Juny, den 1ten Tag bis Velletri, d. 2ten bis Terracina, d. 3ten bis Capua, d. 4ten in Napoli.

Neapel d. 7ten July 1845.

Seit dem 19ten v. M. bin ich in Neapel, und wenn die neuen Eindrücke, die mir hier werden, nicht alle Frische verlieren sollen, so muß ich endlich etwas darüber zu Papier bringen. Längst wäre es geschehen, wenn ich das Blatt, so wie ich es beschrieben hätte, nach Deutschland fliegen lassen dürfte; aber die jämmerliche Rücksicht auf das Porto, die man nehmen muß, erstickt die Lust, zu schreiben. Der Mensch thut nun einmal heute Nichts ab, wenn er weiß, daß er es morgen eben so gut thun kann; jetzt will ich aber daran gehen. Ich kann Dir von der Atmosphäre, worin ich jetzt athme, vielleicht nicht besser einen Begriff geben, als durch die Schilderung meiner selbst, wie ich hier an meinem Tisch sitze. Ich bin, erschrick nicht, völlig im Hemde, und würde auch dieses ausgezogen haben, wenn ich nicht, als ich vom Essen in meine Locanda zurück kehrte, unten beim Portier die Karte eines Gelehrten vorgefunden hätte, der seinen Besuch wahrscheinlich in den Nachmittagsstunden wiederholen wird. So gehen alle Männer hier im Hause, im Zimmer nackt, auf dem Corridor im Hemde. Kein Gedanke, daß man sich, wenn man sich trifft, Einer vor dem Anderen genirt. „Come sta, Signore?“ „Non troppo bene, Signore, fa troppo caldo!“ Dabei die zierlichsten Verbeugungen: vor kaum einer Viertelstunde habe ich mich über den ganzen Leib gewaschen, und dabei so viel Wasser verschüttet, daß das ganze Zimmer schwamm. Schon jetzt haben die Steine Alles wieder eingesogen, und dennoch liegt mein Zimmer kühl und ist mit Jalousien verhängt. „Das bloße Daseyn wird Arbeit!“ sage ich in einem meiner Epigramme und Nichts kann wahrer seyn. Ich dachte, in Neapel arbeiten zu können, ich, den schon der deutsche Sommer auflös'te. Daraus wird Nichts; jene drei Männer, deren die Bibel gedenkt, sangen im feurigen Ofen, ein moderner Poet kann nur seufzen. Es geht Allen so, nicht einmal die Gelehrten können etwas thun. Wollte man sich forciren, so wäre ein Nervenfieber die unausbleibliche Folge davon. Sehr übel ist es, daß man hier, außer dem Eis, das im Unmaaß genossen wird, so wenig Erfrischungen haben kann. Nie eine Frucht-Suppe oder überhaupt nur eine kühle Speise; immer Bouillon und Alles schrecklich fett. Von den Süd-Früchten, den Orangen u. s. w., darf man nur sehr wenig essen, sie sind für den Fremden unbedingt schädlich, was sich bei mir schon darin zeigt, daß sie mich gar nicht reizen. Ich habe nie Appetit und esse nur, weil ich in meiner Jugend einmal gehört habe, daß man stirbt, wenn man nicht ißt. Nein, hier verschwindet der Mensch schon vor der Natur.

☛ Rom verließ ich den 16ten, des Morgens in der Früh. Der Abschied ward mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion, es ist ja nicht mehr die Stadt der Cäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseyns kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraus suchen, und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll. Mit uns, mir und Kolbenheyer, im Wagen war noch eine römische Familie, für die die Reise nach dem benachbarten Neapel so viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol seyn würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige

Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt, und wir hatten herrliches Reisewetter. Die erste Nacht brachten wir in Cisterna zu, wo uns der Vetturin ein schlechtes Abend-Essen durch die Versicherung würzte, daß wir den nächsten Abend in Mola di Gaeta vortrefflich speisen würden; die zweite in Mola di Gaeta, wo er uns ein noch schlechteres durch die Erinnerung an das bessere in Cisterna genießbar zu machen suchte, ganz wie es der Mensch selbst auf der Reise durchs Leben macht, der so lange hofft, bis er sich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontinischen Sümpfe. Ueber diese mußte ich erstaunen, da sie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern strotzend; am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlings-Feld, das aussah, als ob es der Teufel bebaute. Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menschenhand in eine Korn-Kammer zu verwandeln, jedoch müssen sie ihren ursprünglichen Character verloren haben, denn den Römern waren sie schrecklich und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde sich ausruhen mußten. Hier versuchte ich, die phantastischen, thurmartig emporsteigenden Felsen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leisten. Terracina liegt hart am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot auf dieses von einem Balcon aus die prachtvollste Aussicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balcon zu verweilen, denn der edle Wirth hatte unter demselben einen, die gräulichsten Gerüche verbreitenden Misthaufen angelegt, der der Abtritt für die Jugend des Orts zu seyn schien, die während der Zeit, daß wir da waren, nicht aufhörte, ihn zu benutzen. Auch unsere Reise-Gesellschaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vernügen; so fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geantwortet hätte: nein, die Wäscherinnen haben hier nur ihre Tröge umgestürzt! mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: così piccolo è il mare? so klein ist das Meer? Das Letztere gefiel mir; ich mag es, daß der menschliche Geist ein Maaß in die Welt mitbringt, dem sie nicht entspricht. In Terracina erblickten wir schon den Vesuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die senkrecht von ihm aufstieg; ebenso Ischia, Capri u. s. w. Nun kamen wir in's Neapolitanische, wo sich sogleich eine ganz andere Agricultur zeigte, als im römischen, d. h. apostolischen, Gebiet. Einen äußerst wohlthuenden Anblick gewährt die campagna felice, der Segen quillt aus dem Boden hervor, es ist, wie ein Goldregen von unten herauf; Feigen, Oel, Wein, Korn, Alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Mola di Gaeta hatten wir von unserem Zimmer aus bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Duft der Orangen, die das Leben, wie eben so viele Standarten seines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten

Trümmerhaufen selbst. Ohnehin ist mir Cicero von jeher zuwider gewesen; ich interessire mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tage hatten wir schon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Kaktus fing an, wild zu wachsen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Thore von Neapel; während die Douane unseren Wagen visitirte, betrachteten wir den Vesuv, den wir gerade vor uns sahen. Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es ist ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantasie freilich sieht mehr, als das Auge; ihr schweben Herculanum und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt hatten und es so theuer büßen mußten, und da sich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, so däucht er ihr ein Riese, der sich schlafend stellt, um desto sicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umstände, und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalte, während dessen unsere Römerin sich mit ihrem Mann begrüßt, d. h., einige unwirsche Reden über zu bezahlende Rechuungen mit ihm gewechselt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier recommandirt; der Vetturin machte unterwegs noch Allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerschönsten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer, und hatten nun von unserem Balcon aus einen Anblick, der allerdings zu dem stolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unseren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer steigende Klarheit verbreitend, langsam der eben voll gewordene Mond aufstieg, und am anderen Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob sich der Vesuv mit seiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, sondern er spie, was keineswegs immer der Fall ist und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerstrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien ist außerordentlich bezeichnend, denn dies gewaltige Schauspiel macht weniger den Eindruck einer Erd-Erruption, als eines bewußten Vernichtungsacts einer ungeheuren, dämonischen Macht, die sich Verderben brütend in die Schöpfung hineingestellt hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Athems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des flammenden Elements ist, wie ein Entleeren der Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spatzierenfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuer-Bündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etablirt ist, trieb Alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seethiere, die Italiäner ihre Maccheroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen, letzteres auf eine Ohren zerreißende Weise, denn der Neapolitaner spricht seine schöne Sprache, wie ich die Flöte blase, und er singt, als ob er am Feuer gebraten würde und seinem Quäler aus Rache das Trommelfell sprengen wolle. Ueberhaupt hat Italien längst aufgehört, das Land der Musik und des Gesanges zu seyn; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß sie sich selbst singen.

den 22ten July.

Dein Brief ist da, die Antwort nachher. Sonnabend, den 19ten, bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Doctoren, einem Schlesier und einem Dänen, die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Solche Parthieen kosten immer Geld und nicht wenig, weshalb man sie nicht so oft machen kann, als derjenige, der nicht selbst hier gewesen ist, sich denkt, denn alle interessante Puncte sind von Neapel zu weit entfernt, als daß man sie zu Fuße erreichen könnte. Wir fuhren Nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herculanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines spindeldürres Kerlchen mit breitkrämpigem weißem Hut sah aus, als ob er noch nie ein Pferd bestiegen hätte, um ihn zu vexiren, ritten wir, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der anderen. Bald holten wir ein Paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Cavalcade von 5 Personen aus. Es geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmälig; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herculanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei; eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellen-Linien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Berg-Kegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelös't, tritt schauerlich und nackt in öder Selbstständigkeit hervor. Es war kein ganz heller Tag, Wolken standen am Himmel, der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Rücken herum. Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung contrastirte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheuren Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechte Bewirthung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter, dann befanden wir uns am Fuß des Kegels und mußten uns're eigenen Kräfte versuchen. Er ist streckenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiede-Schlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will, völlig in der Asche hinauf waten oder auf den Steinen hinauf klettern kann. Wir zogen das Letztere vor, fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen, nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in einer guten halben Stunde oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren, dennoch fühlte ich die Lungenstiche wieder, die seit meiner Krankheit von 1839 bei jeder etwas stärkern Anstrengung zurückkehren. Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni.

Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergessen und nun verlangten sie nach echt Neapolitanischer Weise das Hundertfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte sich doch erst mit ihnen abzanken, und das ist in solchen Momenten nicht viel besser, als ob man, im Begriff das Abendmahl zu nehmen, mit dem Priester erst über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns eben entgegen trat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört und verringert werden können. Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammen geflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnißvollen Schooß des Bergs hervor gebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleine Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauf fahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Rollen und einem heulenden Gezisch zusammen gesetzt und zum Theil ein unterirdisches ist, und ein rother Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, dies Mal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußsteig, bei einer Erruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich her jagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, es ist nur zu einer Zeit möglich, wo der Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der fast ruhte, sehr scharf von einer bestimmten Seite her weht und den Auswurf, nebst der Alles einhüllenden Rauchwolke abtreibt. Ich konnte mich Anfangs, so lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutz-Soldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreizig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammen stoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davon zu tragen, als der Schädel. Goethe war oben, aber gewiß an einem ruhigeren Tage. Einen grauenhaften Anblick gewähren die erstarrten Lavaströme, die den Kegel, sich durch einander windend, umringen; sie sehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe und nicht etwa bloß für die Phantasie, sondern für das Auge; es ist, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kinder-Traum der Menschheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich sagte schon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deshalb die Aussicht beschränkt war, aber ich konnte das nicht bedauern, das schreckliche Bild ging um so besser zur Totalität zusammen, Wolken und Nebel legten sich als Rahmen herum und schnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerspeienden Berg, die Hölle muß sich selbst beleuchten, erst nach ihrem Untergang schloß sich der Eindruck in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ab. Man kann jedoch für Andere so wenig sehen, als Wein

trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt schon weißt, wenn ich sage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen schien, daß die Steine, die er um sich herum säte, röther glühten, daß das Donner-ähnliche Gekoller unter der Erde und das zischende Geheul sich verstärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch sein mildes unschuldiges Licht einige Versöhnung in die düstere Scene, die ein ergreifendes Vorspiel jenes letzten Zeit-Moments abgab, wo die Erde seyn wird, wie dieser Berg, kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerstörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelstunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann stiegen wir wieder herunter. Dieß war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aschen-Seite unglaublich rasch und ohne die geringste Beschwerde; nun wieder zu Esel nach Resina und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um 12 Uhr Nachts ankamen und uns im Café di Europa erfrischten.

In Pompeji war ich schon früher. Es wird Euch überraschen, aber es verhält sich so, diese Stadt hat einen höchst geringen Eindruck auf mich hervorgebracht. Ich glaubte, sie befände sich noch immer unter einer Decke von Lava und Erde, man steige eine Masse von Stufen hinunter und sähe sich nur bei Fackelschein in ihr um. Aber es verhält sich ganz anders, sie liegt ganz so da, wie jede andere Stadt und die moderne Sonne schaut prosaisch und platt hinein. Wie die Römer Pompeji unaufgegraben lassen konnten, begreife ich nicht, da es so leicht zu bewerkstelligen war; doch es waren nicht mehr die Zeiten der Republik, in denen das Unglück sich ereignete, sonst wäre es jedenfalls geschehen. Stellt Euch Hamburg in Trümmern vor, und Ihr habt Pompeji. Interessant genug ist der Einblick in das Privat- und öffentliche Leben der Alten dessenungeachtet, aber auch von dieser Seite könnte die Stadt befriedigender seyn, wenn man den Häusern und Tempeln ihren Inhalt gelassen hätte, statt ihn in die Muséen zu verschleppen. Mit dem meisten Vergnügen sah ich das Forum und den Tempel der Venus.

Dieß wären für dies Mal der Beschreibungen wohl genug. Ueber Neapel selbst ist nichts Weiters zu sagen. Es ist eine Stadt, wie Paris, nur natürlich nicht so groß. Reichthum und Armuth scheinen sich hier noch schneidender gegenüber zu stehen, wie dort; wenn ich des Abends im Café di Europa, dem ersten Café, wo ich gewöhnlich frühstücke und soupire, bei meinem Glas Eis sitze, und die blaßen hungrigen Gesichter von draußen hinein stieren sehe, habe ich oft ein Gefühl, als ob die Mordschlacht zwischen den Besitzenden und den Proletariern jeden Augenblick beginnen könne. Die Tausende von Lazzaroni's, die hier auf den Straßen herum liegen sollen, kann ich jedoch eben so wenig gewahr werden, wie Goethe. Alles arbeitet, was Arbeit finden kann, freilich nicht, wie die Nordländer, denn das ist unter diesem Himmelsstrich nicht bloß unnöthig, wie Goethe meint, sondern auch, und noch mehr, unmöglich, aber doch nach Kräften und Bedürfniß. Der Uebelstand liegt hier, wir allenthalben darin, daß mehr Hände vorhanden sind, als beschäftigt werden können. Was aus der Welt werden soll, weiß man nicht; wie hat Napoleon aufgeräumt, wie die Cholera, dennoch der schreckliche Ueberfluß an Menschen! Uebrigens ist der hiesige Volksschlag ein gründlich niederträchtiger, und verrufen in ganz Italien; als das Aergste, was der Kaiser Napoleon der Stadt Rom zugefügt habe, führte mein dortiger Haus-

wirth an, daß er die Neapolitaner habe kommen lassen. Sie wissen selbst, was sie sind, und sollen, wenn man sie über eine Betrügerei zur Rede stellt, antworten: che voleto, Signore, noi siamo Napoletani! Mich kümmert dieß wenig, denn sie sind feig, wie die Hunde, und man wird leicht mit ihnen fertig. Auch schön sind sie nicht; die Bildungen der Natur, die sich in Rom bis zu ewigen Formen erheben, sinken hier schon wieder zum Lieblichen herab, und dabei bin ich weit mehr betheiligt, denn die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfniß. Dennoch sieht man auch in Neapel noch Gestalten und Züge, vor denen man mit Golo ausrufen möchte: o, sey gewiß, die bildende Natur hat sich bisher im Schaffen nur versucht u. s. w. So wohnt ein Mädchen neben mir an, das ich nicht sehen kann, ohne mich glücklich zu fühlen. Gerade in diesem Augenblicke steht sie unter ihren Blumen auf dem Balcon; quanto é bella, quanto é carina! Verzeih dieß, Elise, ich flechte zuweilen ein Paar italiänische Worte ein, weil ich denke, daß sie mir, wenn ich einmal diese Briefe lese, eine angenehme Erinnerung seyn werden. Dieß Mädchen hat eines meiner besten italiänischen Gedichte hervor gerufen.

25ten July.

Wie die Zeit vergeht! Nun bin ich in der Locanda la bella Venezia schon einen Monat, denn so eben habe ich die Miethe bezahlt, und also in Neapel schon 5 Wochen, da ich in der Strada Lucia 8 Tage logirte, die ich mitrechnen muß. Was habe ich darin gethan? Nichts! Ein Paar Gedichte sind entstanden, an die Tragödie ist nicht zu denken. O, wer jemals Lebendiges geboren hat, der kann nichts Todtes erzeugen, und welch ein Zwischenraum zwischen dem ersten Entstehen der Idee und dem Hervortreten derselben in gesättigter Form! Das Pfuschen-Können und Nicht-Können bezeichnet den Unterschied der Geister, leider aber auch des irdischen Glücks. Ideen haben Viele, zur Form bringen es Wenige, zur höchsten Form die Allerwenigsten. Meine Lebensweise ist denn jetzt die vernünftigste, die ein Baron führen kann. Ich esse, trinke, amüsire mich und schlafe. Nichts ist übel dabei, als daß ich kein Baron bin. Aber merkwürdig genug, nun Alles zu Ende geht, fängt das Sparen mich zu langweilen an, und ich gebe mehr aus, wie früher. Wie es mit meiner Gesundheit steht, mag Gott wissen. Der Knoten, den ich in der Seite hatte, sitzt noch immer da; er genirt mich jetzt nicht, was er später thun wird, muß die Zukunft lehren. Ich nehme hier die Woche mehrere Male See-Bäder; eins kostet aber fast so viel, als das Diner. Was ich in Deutschland schon immer sagte, weil ich es fühlte, das weiß ich jetzt gewiß: es haben sich in meinem Körper so viele Uebel gesammelt, daß nur eine ernste und lange Kur unter Leitung eines bedeutenden Arztes mich wieder davon befreien könnte. Dazu ist kein Geld vorhanden und die Folgen werden schrecklich seyn. Schon jetzt spüre ich sie in der fürchterlichen Abspannung, womit ich fortwährend zu kämpfen habe; ich würde ganz anders arbeiten können, wenn ich gesund wäre. Halte dies nicht für Einbildung, ich weiß, was ich sage, wie ich es früher wußte.

Im Uebrigen verstreichen mir die Tage angenehm genug. An Gesellschaft und Umgang fehlt es mir nicht. Ich habe durch Gurlitt eine deutsche Familie kennen gelernt, den Maler Götzlof nebst seiner sehr angenehmen Frau und wohl-

gezogenen Kindern, die ich öfters besuche. Der Mann ist ein Freund des Grafen Platen, von dem er mir Manches erzählt hat. Dann hat sich ein junger Doctor an mich angeschlossen, den ich schon in Rom gesehen, aber nicht kennen gelernt habe; ein sehr tüchtiger junger Mann, mit dem ich die tiefsten Kunst- und wissenschaftlichen Gespräche führen kann. Er ist in Berlin bei der ersten Aufführung der Judith anwesend gewesen und hat sich jetzt in die Genoveva vertieft, von der er meint, daß sie von der Bühne herab wirken müsse, wie kein anderes Stück eines deutschen Dichters.

Von der Hitze habe ich nur im Anfange gelitten. Einige Tage voll Scirocco lagen mir hart auf, aber sehr bald wurde es leidlicher und jetzt ist es, etwa die Mittagsstunden ausgenommen, vielleicht angenehmer in Neapel, als in Deutschland. Denn stets weht hier ein erfrischender Seewind. Auch mein Appetit ist zurückgekehrt und ich genieße jetzt mit vieler Freude die zuerst verschmähten Süd-Früchte. Namentlich in Apricosen, deren eine unzählige Menge vorhanden ist, habe ich geschwelgt, und nun treten die Pfirsiche in ihre Stelle. Um die Feigen kümmere ich mich nicht, sie sind mir zu süß, eben so die Weintrauben, die natürlich noch nicht da sind, die ich aber in Rom im vorigen Herbst schon genoß. Die Apfelsinen habt ihr eben so gut und fast auch eben so billig, wie wir; ich liebe sie nicht, sie erinnern an's Krankenbett. Köstliche Abende verlebe ich in der Villa reale, von Murat angelegt; drei Mal die Woche ist dort Militair-Musik, die schöne Welt versammelt sich, die Straußischen Walzer ertönen, das Meer braust dazwischen und der Vesuv leuchtet roth herüber. Nichts fehlt mir, als das Bewußtseyn, die Labung des Abends durch die Thätigkeit des Tags verdient zu haben, ein Bewußtseyn, das den Handwerker immer beseligt und das der Künstler so oft entbehrt.

Nun zu Deinem Brief. Deinen Plan, nach Dresden zu gehen, verstehe ich nicht recht. Dem müßte ja jedenfalls eine Heirath vorhergehen, von der ich nicht begreife, wie Du auch nur an die Möglichkeit denken kannst. Von dem unendlich Vielen abgesehen, das hier noch sonst zu berücksichtigen ist: ohne Geld, ohne Sicherheit für die Zukunft geht das nun und nimmermehr. Ich presse alle Gedanken und Empfindungen, die solche Aeußerungen in mir erwecken, in meine Brust zurück. Tragen wir, was das Schicksal uns auferlegt hat, aber vergrößern wir nicht muthwillig die Last. Wenn Du einzelne meiner Briefe liesest und dabei übersiehst, unter welchen Umständen sie geschrieben sind, so kann es Dir vorkommen, als ob ich mich im Widerspruch mit mir selbst befände; wenn Du Dir aber Alles in die Erinnerung zurück rufst, was ich Dir über diesen Punct jemals gesagt und geschrieben habe, so wirst Du eingestehen müssen, daß dieß nicht der Fall ist.

den 26. July.

Wunderbar führt der Herr die Seinen, besonders, wenn sie Poeten sind. Eben komme ich aus der Villa reale von der Nachtmusik zurück, es ist 11½ Uhr, auf der Chiaja redet mich ein Herr deutsch an: verzeihen Sie, sind Sie nicht Herr Dr. H.? Auf mein Ja entschuldigt er sich, daß er so frei sey, mich auf der Straße anzusprechen, aber er sey Componist und habe keinen sehnlicheren Wunsch, als von meinen Gedichten etwas in Musik zu setzen; ich sey ihm neulich

in der Villa gezeigt worden und so weiter. Ich habe ihn auf morgen früh zu mir bestellt, sein Aeußres und sein Gespräch gefielen mir, aber seinen Namen habe ich nicht verstanden, er war sehr verlegen und stotterte. Vor Kurzem hatte ich auch einen Brief von dem berühmten Lieder-Componisten Kücken aus Paris, der Musik zu meinem Moloch, dem noch ungebornen, zu componiren wünschte. Die Intraden des Ruhms fangen an, bei mir einzulaufen, und, ohne Scherz, ich überzeuge mich mehr und mehr, daß meine Arbeiten sich ausbreiten. Das ist aber auch nothwendig, denn mehr und mehr wird es mir Bedürfniß, Wirkungen meiner Thätigkeit zu sehen. Wenn Du mir zuweilen von „Durchkommen" schreibst, überschleicht mich ein unsäglich peinliches Gefühl. Nein, damit bin ich jetzt nicht mehr zufrieden. Lieber den Tod, als ein so enges Daseyn, wo man von Tag zu Tag, wie die Raupe von Blatt zu Blatt hinüber kriecht, und selig ist, wenn man sich satt fühlt. Es mag sein, daß der Mensch sündigt, sobald er mehr verlangt, aber mit dem Dichter sind diese Sünden geboren, und was sollte ein Tragödien-Schreiber denn Anderes seyn, als ein Tragödien-Held? Der Widerspruch zwischen meinen kümmerlichen äußerlichen Verhältnissen und meinem genuß- und thatendürstigen Innern wird immer schneidender; aber ich hoffe viel von meiner späteren Zukunft, vorausgesetzt, daß ich nicht einen Schritt thue, der entschieden das Glück verscheucht, und bin nur besorgt für die nächste. Ein Schriftsteller, wie Lewald, hat für seine sämmtlichen Werke 12000 Thaler bekommen, was 600 Rth. Zinsen macht; eine ähnliche Summe kann mir in 8 bis 10 Jahren nicht fehlen, und das ist ein hinreichendes Fundament eines unabhängigen Daseyns. Das Factum mit Lewald weiß ich von Heine.

den 29. July.

Ich war heute morgen beim Consul, aber von Campe ist Nichts da. Dieser Brief soll denn morgen fort, es wird Dir doch lieb seyn, bald Etwas von mir zu hören. Die Sache mit Campe ängstigt mich nicht. Das Ja sagen wird ihm immer schwer, aber einen Schriftsteller von meiner Bedeutung und — ich darf es schon hinzusetzen — von meinem Ruf läßt er so leicht nicht fahren. Ist es dennoch der Fall, so macht es auch Nichts. Wenn ich nur Mspte. habe, wird es mir an Verlegern nicht fehlen. Das ist meine geringste Sorge. Könnte ich nur arbeiten. In den letzten Tagen ist mir mein Moloch wieder näher getreten. Es wäre ein großes Glück, wenn ich für diesen in die rechte Stimmung hinein käme. Dieses Drama wird ungeheures Aufsehen machen. Die bloße Idee schon macht Jedem, dem ich sie mittheile, den Kopf wirbeln. Auch meinen neuen Gedichten darf ich wohl ein günstiges Prognosticon stellen. Die Epigramme werden reizen, und der übrige Inhalt des Bändchens wird befriedigen. Ein Gedicht, wie Liebeszauber hat die ganze deutsche Literatur nicht aufzuzeigen; das ist die Krone von Allem, was ich gemacht habe. Wer ihn lies't, ist entzückt. Nein, mir ist nicht bange! Die nächste Zukunft kann mir noch manche Nuß zu knacken geben, aber die spätere wird mich entschädigen. Nur muß ich dem Ruf meines Genius folgen, nicht meinem Herzen, und mich nicht in eine Lebensform hinein zwängen, für die ich nicht passe. Was die Herren Freiligrath, Gardthausen u. s. w. thun, was kümmert's mich; sie sind nicht ich. Ich liebe Dich, wie ein Bruder seine Schwester, und das Kind, wie

ein Vater seinen Sohn; ich freue mich innig, glaube es mir, daß der kleine Engel da ist, denn für ihn ist durch meine Schriften gesorgt; das verträgt sich Alles mit dem Uebrigen.

Nun, meine theuerste Elise, lebe wohl; antworte mir bald (weil mein Aufenthalt in Neapel doch nicht in infinitum dauern kann) und wieder durch das Consulat, und grüße die Freunde.

Rom d. 24sten Oktober 1845.

Seit 8 Tagen bin ich wieder in Rom und werde in kürzester Zeit wieder in Deutschland seyn. Ich wäre schon auf dem Wege, wenn ich nicht eine Erkältung abzuwarten gehabt hätte, die noch nicht völlig vorüber ist. Man muß es mit der Gesundheit in Italien etwas genauer nehmen, wie sonst, und die Vorsicht stellt sich von selbst ein, wenn man in Jahres-Frist nicht weniger, als 3 Menschen, denen man täglich die Hand zu geben gewohnt war, in's Grab sinken und den Vierten bereit sieht, ihnen zu folgen, lauter gesunde, kräftige junge Leute, die nicht einer körperlichen Disposition, sondern dem Klima fielen. Eben deshalb kann man hier auch nicht ganz so billig leben, wie es wohl scheinen mögte, und muß manche Ausgabe machen, die sich unter anderen Umständen vermeiden ließe. Eis zu essen ist z. B. in Hamburg ein Luxus; in dem heißen Neapel, wo das Blut immer fieberisch vibrirt, heißt es Medicin nehmen. Zu fahren brauchen bei uns bloß vornehme Herren; hier sind selbst die Arbeitsleute dazu gezwungen. Fußreisen sind in Italien eine Unmöglichkeit. — — —

Von Triest werde ich nach Wien, von Wien nach Berlin gehen. In Wien denke ich etwas zu verweilen, vorausgesetzt, daß ich Duller dort treffe. Die Wiener Jahrbücher haben schon den dritten Artikel über mich gebracht, vielleicht ist der Boden mir günstig. — — Wann ich von Wien nach Berlin abreisen werde, kann ich also noch nicht wissen; noch weniger, wann von Berlin nach Hamburg. Vermuthlich wirst Du jetzt längere Zeit ohne Nachricht bleiben, da ich Dir erst dann zu schreiben gedenke, wenn ich Dir für Deine Briefe an mich eine Adresse geben kann. Gar zu lange wird es nicht dauern und Besorgnisse mußt Du unter keiner Bedingung hegen, denn Krankheit und Tod sind für mich nicht zu fürchten, und falls mir etwas zustieße, erfährst Du es, unserer Verabredung gemäß, sogleich. Wahrscheinlich wird von dem Buchhändler Kies in Hannover, dem ich gestern meine Novellen und meinen Schnock angetragen habe, ein Brief bei Dir für mich eingehen. Erbrich ihn und theile mir den Inhalt mit, sobald Du meine Adresse hast. Ich denke doch, daß diesem jungen Mann eine Verbindung mit mir schmeichelhaft seyn und daß er sie acceptiren wird. Dieß wäre wohl so ziemlich Alles, was ich Dir zu sagen hätte.

Von Neapel bin ich, so lange ich auch da war, nicht ohne Schmerz geschieden. Wie trieb es mich hinüber nach Sicilien! Für 5 Speciesth. war ich in Palermo und fast alle meine Bekannten machten die Tour! Aber zurück wieder sind 5, das sind schon 10. Also blieb ich und freute mich dessen, was ich hatte. Sehr schöne Gedichte habe ich noch gemacht, Liebes-Gedichte, und vom Moloch den ersten Act. Am frühen Morgen, es war noch völlig dunkel und die Straßenlaternen brannten noch, verließ ich die schöne Stadt. Es regnete, als ob der

Ocean neu zu füllen gewesen wäre. Lebe wohl, Neapel, lebe wohl, Villa reale, lebt wohl, ihr drei nachbarlichen Balcone, lebt wohl, Emilia und Angiolina, ihr süßen Kinder aus Messina, aus deren Munde ich die schönste Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles ist vorbei, wie ein Schauspiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus; wann werden wir zu Bett gehen? — —

In der letzten Zeit war in Neapel ein großer Gelehrten-Congreß, dem auch ich beiwohnte, weil es Nichts kostete, aber mancherlei Angenehmes eintrug. Zum Schluß erhielt jedes Mitglied eine prachtvolle Beschreibung der Stadt in zwei dicken Bänden in Folio mit Kupfern und Karten, die Du nicht ohne Vergnügen sehen wirst. Auch an den Hof wurden wir geladen, ich mußte aber darauf Verzicht leisten, der Einladung zu folgen. Alte Bekannte sah ich wieder: Thiersch aus München, Mittermaier aus Heidelberg. Wie alt sind sie geworden! Angekreidet, wie Bäume, die nächstens gefällt werden sollen.

Es ist heute der 25ste, ich werde wahrscheinlich morgen abreisen und wenn nicht morgen, so doch in den allernächsten Tagen, und zwar über Ancona und Triest nach Wien! Diese Schlußzeilen schreibe ich Dir im Cafe nuovo al Corso. Mein Paß ist schon in Ordnung und mit dem Vetturin stehe ich in Unterhandlung. Auch befinde ich mich, Husten und Schnupfen abgerechnet, wieder leidlich und hoffe, mich unterwegs zu amüsiren. In 8, höchstens 10 Tagen, also jedenfalls zu der Zeit, wo Du meinen Brief erhältst, bin ich in Wien. Bis dahin denn mein letztes Lebewohl! Janens bitte ich zu sagen, daß jede Wendung seiner Lage zum Besseren mich von Herzen erfreut, daß ich aber Nichts von seinen Mittheilungen verstehe, indem er mir nie über ein Verhältniß zu einer Dame, das über ein allgemein-freundschaftliches hinaus gegangen wäre, gesprochen hat. Noch weniger begreife ich, in welchem Sinn und mit welchen Mitteln er sich der Polen annimmt. Als er mir zum letzten Mal schrieb, geschah es im Lapidarstyl der Egyptischen Pyramiden; er sagte mir, daß er verreise und nicht wisse, ob er je zurückkehre, aber er theilte mir so wenig das Wohin, als das Warum mit. Ich fühlte mich dadurch Anfangs, wie ich ihm nicht verhehlen will, erbost, denn meine Mittheilungen gegen ihn waren immer offen und vollständig gewesen; ich sagte mir aber bald, daß er ja das unzweifelhafte Recht habe, unser Verhältniß zu modificiren und daß daraus durchaus Nichts erwachse, als die Nothwendigkeit einer Modification auch auf meiner Seite. So viel hierüber. Das mir durch Dich bekannt gewordene Urtheil der Europa hat mich wenigstens mehr gefreut, als wenn das Gegentheil darin gestanden hätte; dieß Blatt ist wohl nicht mehr in den Händen des früheren Redacteurs? Tine hat viel Glück, wenn sie in ihrem Alter noch einen Mann findet, das ist das Privilegium der Jugend und des Reichthums. Ich will wünschen, daß sich die Sache nicht wieder, wie schon so oft, zerschlagen möge. Gestern nahm ich Abschied von der Sixtinischen Kapelle, vorgestern vom Vatican, vor-vorgestern war ich auf dem protestantischen Kirchhof an der Pyramide des Cestius und suchte das Grab Shelley's, des großen Dichters der Cenci, auf. „Cor cordiam" steht auf seinem Leichenstein, schöner könnte er nirgends liegen, denn hier hören die Rosen niemals auf, zu blühen. Dennoch ist zwischen Rom und Neapel ein Unterschied, wie kaum zwischen Deutschland und Rom. Unglaublich ist ist es, wie schlecht die hiesigen Früchte gegen

die dortigen sind; und wie viel theurer. Für 1 Schilling kaufte ich in Neapel 8 bis 10 Pfirsiche, und sie waren von einer Größe und Schönheit, daß man sie nicht berühren konnte, ohne daß der Saft heraus sprang. Ebenso die Trauben. Welch ein Anblick, diese campagna felice, im Herbst! In Deutschland gedeihen dieses Jahr ja nicht einmal die Kartoffeln! Nun, theueres Vaterland, bald hast du deinen Sohn wieder; es fehlt doch nicht an Disteln, um sie ihm auf den Weg zu streuen?

Wien d. 9ten Novbr. 1845.

Den 4ten, Morgens um 6 Uhr früh, bin ich in Wien angelangt. Den 29sten reis'te ich von Rom mit einem Vetturin nach Ancona ab. Der Abschied wurde mir nicht schwer. Die römische Luft hatte schon wieder, wie im vorigen Jahr, meinen Magen angegriffen, ich fühlte mich, des schönen blauen Himmels ungeachtet, körperlich unwohl und bin geistig schon lange in einer Stimmung, die mir jeden Genuß unmöglich macht. Meine Reise-Gesellschaft bestand aus einem päpstlichen Dragoner, den seine angegriffene Gesundheit ebenfalls fort trieb, und aus einem Wagenmacher; sie war nicht die glänzendste, wie Du siehst, aber sie war auch nicht unangenehm und mir willkommener, als wenn ich mit deutschen Archäologen zusammengerathen wäre, denn ich finde an solchen Naturmenschen leichter eine mich interessirende Seite heraus, als an einem pedantischen Bücherwurm. Freilich sprachen meine Begleiter ein schauderhaftes Italiänisch und es hielt schwer, sich mit ihnen zu verständigen, dennoch schwatzte ich den ganzen Tag mit ihnen und gewöhnte mein Ohr zuletzt, ihre Halb- und Dreiviertel-Wörter zu verstehen. Es fährt sich mit einem Vetturin billig und gut, wenn man nud Vorsicht braucht und sich nicht ohne Contract mit ihm einläßt; man macht kurze Tage-Reisen und ruht über Nacht, während man mit der Diligence Tag und Nacht auf der Landstraße ist, und Nichts hört und sieht. Es fehlte unserer Reise nicht an kleinen Abentheuern, aber mir mangelt die Lust, sie auszumalen und die großen, die man auf dieser Wegstrecke auch nicht selten erlebt, Raub- und Mordanfälle, blieben glücklicherweise aus. In 5 Tagen sollten wir in Ancona seyn, aber es wurden 5½ daraus, denn in Foligno brachen wir ein Rad und verloren fünf bis sechs Stunden. Wäre uns dieß, statt in der Stadt selbst, draußen in den Bergen begegnet, so hätte es leicht, wie wenigstens der Vetturino meinte, für immer felicissima notte geheißen, denn die Straße zieht sich Stunden lang an steilen Abhängen hin und wir wären aller Wahrscheinlichkeit nach hinunter gestürzt. Es war noch früh am Morgen, und wir hatten nur kaum unser Quartier verlassen; ich trat in ein Café ein und sah dem Treiben der Ein- und Ausgehenden zu, bis es Tag wurde. Die kleinen qualmenden Lampen, die das große Himmelsgestirn zu vertreten wagten, kamen mir so possirlich vor, daß ich laut auflachte, und ein auf der Bank sitzender wieder eingeschlafener Mensch schien mir einem Licht zu gleichen, das wieder ausgegangen war, weil man es nicht recht angesteckt hatte. Dieß war ein Kinder-Gefühl, wie es mir noch von Zeit zu Zeit wieder kehrt und mir die Zeit vergegenwärtigt, wo sich mir die ganze Welt in phantastische Beziehungen auflös'te. Nachher besah ich die Kirchen der Stadt und sah im Dom ein außerordentlich liebliches

Bild, die Verlobung Josephs und Marias. Das Brautpaar wechselt vor dem ernsten Priester die Ringe, Jünglinge und Mädchen schauen im Hintergrunde neugierig zu und im Vorgrund erblickt man ein junges Ehepaar, die Mutter mit dem Kinde auf dem Schooß. So hat man das ganz menschliche Daseyn beisammen, Blatt, Blüte und Frucht. Sonst ist dieser arme Dom leider verwais't, denn eine der schönsten Madonnen Raphaels, die ihm früher angehörte, schaut nur noch in trauriger Copie vom Hochaltar hernieder, das Original, von Napoleon nach Paris geschickt, ist von dort freilich nach Rom zurückgekehrt, aber nicht nach Foligno, es hängt jetzt im Vatican. Mittags konnten wir endlich weiter und erreichten Ancona ohne weiteres Mißgeschick. In Tolentino, wo wir einige Stunden anhielten, sah ich in der Kirche des heiligen Nicolaus eine Bilder-Gallerie, die vielleicht in ganz Europa nicht ihres Gleichen hat. In einer Kapelle nämlich, wo der Arm des Heiligen aufbewahrt wird, erblickte ich eine unzählige Menge von Tafeln, die mich, von fern betrachtet, auf den Gedanken brachten, daß irgend ein Maler der Kirche sein ganzes Atelier vermacht und sich Ablaß dadurch erkauft haben möge. Als ich aber näher hinzu trat, fand ich, daß darauf tausend und ein Wunder des heiligen Nicolaus abconterfeit seyen, und zwar Wunder der unglaublichsten Art, unerhörte Fratzen. Da spießt z. B. ein wilder Ochse mit den Hörnern einen Bauer; der Bauer ruft, schon von den Hörnern durchbohrt, den Heiligen an und nun ist er nicht mehr durchbohrt. So Alles. Als ich in Ancona ankam, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Schreck, daß der Vapeur schon in 1$^1/_2$ Stunden nach Triest abginge. Es war kaum noch Zeit, mit dem Paß in Ordnung zu kommen und ein Billet zu nehmen, und wenn ich nicht fertig wurde, so mußte ich entweder nach Venedig gehen oder 14 Tage in Ancona liegen bleiben. Ich machte, so schnell ich konnte und kam noch zur rechten Zeit an Bord. Hier hatte ich ausnahmsweise einmal Gelegenheit, die italiänische Geduld zu bewundern. Man hatte mir im Thor meinen Paß abgefordert, wie es die Ordnung in einer Festung mit sich bringt. Ich eilte zurück, um mir ihn zurück geben zu lassen, und als man mir sagte, daß ich ihn nur auf der Polizei erhalten könne, fing ich, außer mir über den Zeitverlust, dermaßen zu toben an, daß ich in Deutschland gewiß auf die Wache geschleppt worden wäre. Aber der Beamte hörte mich ganz ruhig an, wie etwa das Rauschen eines Wasserfalls und wiederholte nur von Zeit zu Zeit; ma, caro Signore, che volete da noi, ce il nostro dovere! „aber, theurer Herr, was wollen Sie von uns, dieß ist uns're Pflicht!" Plötzlich kam mir die Vernunft wieder, ich schämte mich meiner wirklich ungerechten Wuth und bat den Mann um Verzeihung. Auf dem Dampfschiff redete mich ein Herr an, der mich, wie er mir sagte, schon in Neapel gesehen hatte; es war ein Pole, Professor in Triest, der mich noch mit zwei anderen jungen Polen, einem Doctor der Medicin aus Krackau und einem Grafen, die hier in Wien meinen täglichen Umgang bilden, bekannt machte. Wir unterhielten uns sehr gut und hatten eine so herrliche Ueberfahrt, daß ein Kaufmann, der von Senegallia kam, versicherte, er habe auf dem Adriatischen Meer, das er seit 25 Jahren befahre noch nie eine solche Reise gemacht. Eben so glücklich traf ich es, wie Du Dich vielleicht noch erinnerst, von Marseille nach Civita vecchia. Kein Mensch wurde krank, es zeigte sich auch keine Spur

von Unwohlseyn bei mir, und schon des Morgens um 5 Uhr erreichten wir das noch in Nacht begrabene und nur an der Flamme des Leuchtthurms und hie und da aufdämmernden Lichtern erkennbare Triest. In der Nacht, als die Meisten schon schlafen gegangen waren, unterhielt ich mich einige Stunden mit einem Camaldolenser Mönch, den ich, als ich ihn sprechen hörte, an seiner schlechten italiänischen Aussprache gleich als Deutschen erkannte; er spricht die italiänische Sprache schlechter, wie ich, und spricht sie doch schon seit sieben Jahren, ich habe sie freilich aus schönem Munde erlernt, was bei ihm wohl nicht der Fall ist. Er kam von Jerusalem, hatte auch Persien bereis't und erzählte mir seltsame Dinge. Ueber die Türken meinte er, sie würden alle Heilige seyn, wenn sie, wie er natürlich als Katholik und Mönch hinzusetzen mußte, den rechten Glauben hätten. Die morgenländischen Christen müssen dagegen nach seiner Schilderung noch schlimmer seyn, als die abendländischen, und das will doch wirklich viel sagen. Daß das heilige Grab jetzt als Bordell benutzt wird, war mir unerwartet, zu vernehmen, aber ein frommer Mann, der eben aus Syrien zurückkam, verdient Glauben. Weiber nämlich, die unfruchtbar sind, gehen dorthin mit ihren Männern und erhalten von den Priestern für ein Billiges die Stätte, wo Christus sein Blut vergoß, zur billigen Benutzung eingeräumt. Ich gewann den alten Mönch recht lieb, er tractirte mich, wie ein kleines Kind, mit Birnen und guten Pfeffernüssen, und da er so das Amt eines Vaters an mir versah, so nannte ich ihn, dem katholischen Gebrauch gemäß, mit Vergnügen Vater. Wenn er mir eine neue Pfeffernuß reichte, so sagte er jedes Mal: unser Prior in Ancona hat sie mir gegeben; o, es ist ein vortrefflicher Mann! Auch ward er nicht müde, mir die Tabaksdose zu präsentiren, obgleich ich nie eine Prise nahm. Er ging nach Wien, wie ich, um dort ein von ihm ausgearbeitetes arabisches Lexicon heraus zu geben; aus Rom hatte ihn das Fieber fort getrieben, das fast jeden Ausländer ergreift. In Triest nahmen ich und meine polnischen Reisegefährten ein Zimmer zusammen, tranken einen guten Café und besahen uns dann die Stadt. Wir wohnten, merkwürdig genug, in dem Hause, wo Winkelmann ermordet wurde, und in einem Zimmer, wo, wie eine Inschrift über dem Bett der Nachwelt verkündete, Kaiser Joseph II geschlafen hatte. Triest mit seinen breiten, reinlichen Straßen und seinen großen Plätzen hat auf mich einen sehr angenehmen Eindruck gemacht; freilich hatten wir Alle mit Paß, Douane und Geldwechsler zu viel zu thun, um uns in Betrachtung der Einzelheiten vertiefen zu können, aber so viel sah ich, daß das deutsche Element hier schon überwiegt und dieß zunächst dadurch bethätigt, daß es den italiänischen Schmutz wegkehrt. Mir war recht wohl, auf halb-deutschen Boden zu seyn, denn noch immer hatte ich den wunderbaren blauen Himmel, der für mich über Raphael und Michel Angelo hinausgeht, über mir, aber einen zuverlässigeren Menschenschlag um mich. Abends um 7 Uhr ging's mit der Diligence weiter, der Professer blieb zurück, der Graf und der Doctor gingen mit nach Wien. Wir fuhren 3 Stunden, um einen Berg hinauf und wieder hinunter zu kommen, der Triest von dem deutschen Boden abschließt; dann hielt der Wagen an, um untersucht zu werden und wir stiegen aus. Wie ward mir! Ein eiskalter Wind blies mich an, Regentropfen fielen, mich fröstelte und auch meine Seele begann zu schaudern. Das war der

Gruß des Vaterlandes, addio, bella Italia, Schnupfen, Husten und Zahnweh schicken ihre Gesandten. Ein unglaublicher Unterschied bei so kurzer Distanz. Am nächsten Morgen hielten wir in Laibach, es hatte über Nacht Eis gefroren, der Himmel schien mir mit Löschpapier ausgeschlagen und ich recitirte eine Schilderung Thules aus meinem Moloch und wunderte mich über ihre schreckliche Richtigkeit, denn es fiel mir in Italien schon gar nicht mehr ein, daß es in Deutschland kalt und trübe sey. In Laibach gesellte sich ein ungarischer Husaren-Obrist zu uns, der aus der Lombardei kam und auch nach Wien ging; er war in Rimini unter dem dort zum Beistand des Papstes eingerückten östreichischen Militair gewesen, und erzählte, der Gouverneur-Cardinal, in seiner gränzenlosen Freude, die Rebellion beendigt und sein bedrohtes Haupt unter deutschem Schutz zu wissen, habe, als die Truppen vor ihm erschienen seyen, Nichts weiter gesagt, als: che belli giovanotti! welche schöne Jünglinge! Gewiß die possirlichste Manier, Soldaten anzureden! Den folgenden Tag kamen wir nach Graz; in der dazwischen liegenden Nacht hatte ich, der ich schon erkältet von Rom abgereis't und seit Ancona aus dem steten Wechsel von Schwitzen und dem durch das Eintrocknen des Schweißes bei ungewechselten Kleidern entstehenden Frösteln nicht mehr heraus gekommen war, ein starkes Fieber, der junge Graf, der mit mir im innern Wagen saß, nahm sich meiner nach Kräften an, aber mir war zu Muth, als ob ich sterben solle, ich hatte jedoch den festen Entschluß gefaßt, unter keiner Bedingung unterwegs anzuhalten, und reis'te also, so elend ich mich auch fühlte, des Abends um 7 von Graz nach Wien mit der Eisenbahn ab, wo wir nach einer selbst für Gesunde nicht geringen Strapaze am nächsten Morgen um 6 Uhr anlangten. Meine Reise-Gefährten hatten hier eine Wohnung, ich stellte bei ihnen meine Sachen ein und ging dann mit dem Grafen aus, um mir ein Zimmer zu suchen, was wir erst des Abends, nachdem wir wohl 8 Stunden umher gelaufen waren, fanden. Du siehst, wie äußerst freundlich sich diese jungen Polen gegen mich, den ihnen völlig unbekannten Menschen, benommen haben; dieß ist unter allen Umständen dankenswerth und war es in meiner Lage doppelt, abgesehen noch davon, daß ich in Verzweiflung gerathe, wenn ich Niemanden finde, der mir hilft, mich ein wenig einzurichten. Es giebt kein sichereres Mittel, sich meine Freundschaft zu erwerben, als mir beizustehen, wenn es sich darum handelt, einen Hut, ein Paar Schuhe oder dergleichen, zu kaufen. In Rom that es Keiner. Wien ist eine schöne, imposante Stadt und mag im Sommer mit Italien wetteifern, denn die schönsten Gegenden liegen rings herum und ein Spatziergang über die Bastei gewährt selbst jetzt herrliche Aussichten; die eigentliche Stadt ist nur klein, aber Vorstädte, die sich in's Unendliche auszudehnen scheinen, umgeben sie, ohne mit ihr zu einem unordentlichen Klumpen zusammen zu fließen; dieß verhindern die sogenannten Glacis, große grüne, mit Alleen bepflanzte Plätze, die die Vorstädte von der Stadt scheiden. Wie wunderlich wird es Dir vorkommen, wenn ich Dir sage, daß ich mich Anfangs gar nicht daran gewöhnen konnte, Deutsch um mich sprechen zu hören, daß diese Sprache fremd und sonderbar auf mich wirkte, und daß ich noch jetzt, wenn ich in Gedanken bin, sehr oft italiänisch mit den Kellnern und Aufwärtern zu reden anfange! In Wien läßt es sich ohne Zweifel sehr angenehm leben, nur ist Alles ohne Ausnahme unglaublich theuer und übersteigt

die so sehr, obgleich im Durchschnitt mit Unrecht verrufenen italiänischen Preise um's dreifache und vierfache. Eine Tasse Kaffee kostet 5 Schilling nach Hamburger Geld, ein kleines Brot 1 Schilling, für die Wohnung muß ich 9 Gulden zahlen und sogar für das Oeffnen der Thür bei Nachtzeit 2 ß. Es ist, als ob hier gar keine arme Leute lebten; Paris ist billig gegen Wien. Ich hoffte, den Dr. Duller hier zu treffen, er lebt aber nach, wie vor, in Darmstadt; statt seiner habe ich gestern den Hofrath Deinhardstein aufgesucht, denn dieser ist es, der in den Wiener Jahrbüchern, die er selbst redigirt, über mich geschrieben hat, und zwar mit größter Anerkennung schon zum vierten Mal. Er nahm mich höchst freundschaftlich auf und sagte mir, daß er meine Werke nicht bloß durchaus dramatisch, sondern auch im höchsten Grade theatralisch finde; nicht bloß Maria Magdalena, auch Genoveva, müßte von der Bühne herab die größte Wirkung haben und ihm sey es unbegreiflich, daß nicht jedes Theater darnach griffe. Dasselbe hat er in den Recensionen öffentlich ausgesprochen und da Deinhardstein 10 Jahre lang Director des ersten Theaters von Deutschland gewesen ist, so will es etwas bedeuten. Er forderte mich auf, dem Intendanten, Grafen Dietrichstein, eine Visite zu machen, er werde ihn in einigen Tagen sehen und habe dann Gelegenheit, mit ihm über mich und meine Arbeiten zu reden. Ich habe es gleich heute gethan, war dem Mann aber völlig, bis auf den Namen, unbekannt, und hatte also, da man doch nicht von seiner Poesie sprechen kann, wie der Tuchhändler von seinem Tuch, eine schwierige Situation. Ich glaube nicht, daß hier für mich etwas zu hoffen ist und bitte Dich sehr, Dich keinen Erwartungen hinzugeben; ich komme nach Deutschland mit der festen Ueberzeugung zurück, daß ich die literarische Schlacht verloren habe, verloren an Lumpe, nicht an Götter, aber nichtsdestoweniger verloren; ich habe den Rath eines Mannes, der mir Wohlwollen zu schenken scheint, mehr befolgt, um ihn nicht zu verletzen, als weil ich glaube, daß er mir ersprießlich sein könnte. Das Hof-Burgtheater ist übrigens vortrefflich; ich war schon zwei Mal darin und bin über die Kunstbildung der Schauspieler erstaunt gewesen. Deinhardstein hat mich auch dringend eingeladen, den Wiener Jahrbüchern einen Aufsatz zu geben; sie zahlen 6 Ducaten für den Bogen, ach, ich kann nicht schriftstellern!

Da ist Alles, antworte mir jetzt sogleich, denn über Campe mußt Du im Klaren seyn, ehe Du diesen Brief noch erhältst. Ich erwarte auch von dem Nichts, Du brauchst nicht zu fürchten, daß Dein Brief mir Hoffnungen zerstört, es sind keine vorhanden. Alles, was ich empfinde und denke, verschließe ich in meine Brust. Wahrscheinlich werde ich gleich nach Empfang Deiner Antwort, wenn sich nicht wider alles Vermuthen hier das Unglaubliche ereignen sollte, weiter gehen, nach Berlin, um auch dort noch einen letzten Versuch zu machen; wohin ich mich aber von da wenden soll, weiß ich nicht. Bleiben kann ich dort wohl so wenig, wie hier, denn es wird auch dort zu theuer für mich seyn; nach Hamburg kann ich aber doch wohl kaum kommen, denn die Zahl der mir Uebelwollenden ist in dieser Stadt doch zu groß, Oder meinst Du? Bedenke bei der Antwort auf diese Frage aber nicht Dich allein, sondern auch mich, Du bist seit lange nicht mehr gewohnt, es zu thun. Von meiner Erkältung bin ich noch immer nicht wieder hergestellt, ein seltsamer Husten will gar nicht weichen und

der Schnupfen hört auch nicht wieder auf. Kein Wunder, da ich mir nicht einheizen lasse. — — Nein, das hätte ich nie gedacht, daß ich noch in meinem 32sten Jahre nicht so weit seyn würde, wie der einfachste Handlungs-Diener! Nun, im Sarg liegen wir alle nackt. Also, schnellste Antwort, jedenfalls zu Ende des Monats!

Adr.: Josephstadt, Johannisstraße, Nr. 36,
3te Stiege, 2ter Stock, Nr. 31.

Wien d. 19ten Novbr. 1845.

Meine Briefe an Dich sind mein Tagebuch, ich lasse daher auf den letzten sogleich einen neuen folgen, und fange ihn wenigstens an, denn Erlebnisse müssen gleich aufgeschrieben werden, oder gar nicht. Was sind dieß nur für Menschen, mit denen ich hier zusammen gerathen bin? lernte ich eine neue Species der alten Gattung kennen, oder kannte ich die Gattung selbst noch nicht? Doch, das sind Reflexionen, und ich will bloß Thatsachen niederschreiben. Also, im Styl des Cäsar. Dieser wackre Deinhardstein, der von meinen Werken bis in den dritten Himmel entzückt schien, der sich unaufgefordert gegen mich erbot, Alles dafür zu thun, daß sie aufgeführt würden, und der ja doch auch wirklich nicht weniger als vier Mal aus eigener Bewegung über mich geschrieben hat, läßt Nichts von sich hören und sehen, ignorirt mich völlig, giebt nicht einmal seine Karte bei mir ab! Ich hatte die Wiener Jahrbücher von ihm geliehen und brachte sie ihm vorgestern persönlich zurück — er war nicht zu Hause! Als ich das erste Mal bei ihm war, fragte er mich, wie lange ich bleibe; ich antwortete: 14 Tage! „Das ist zu kurz!" erwiederte seine Frau. „O — rief er aus — er muß länger bleiben, er muß noch das Doppelte zugeben!" Ferner sagte er: 362 Tage danke ich Gott, daß ich nicht mehr Theater-Director bin, aber 3 Tage wünschte ich es zu seyn, um Judith, Genoveva und Maria Magdalena aufführen zu lassen! Weiter im Styl des Cäsar. Ich besuchte Grillparzer. Er gefiel mir, denn er war gegen mich aufrichtig, fast aufrichtiger, als es seine Verhältnisse gestatten, und ich gewann ihn in der ersten Viertelstunde. Es ist ein Mann, der tief leidet, und der einen Theil seines Leidens der beklommenen Atmosphäre, in der er athmet, zuschreiben darf, der aber aus dieser Atmosphäre selbst auch wieder seinen Trost ziehen mag, indem er, wie es so Mancher thut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umstände schieben und sich einbilden kann, daß sein Hollunderstrauch in besserem Boden eine Palme geworden wäre. Grillparzer kam auch von selbst auf die Aufführung meiner Stücke und sagte mir, der Baron Münch, Friedrich Halm, sey ein leidenschaftlicher Verehrer meiner Werke, der bei jeder Gelegenheit mit Enthusiasmus von mir spreche und sich gewiß glücklich preisen würde, meine persönliche Bekanntschaft zu machen; zugleich sey dieser Mann der vertrauteste Freund und Rathgeber des Intendanten, Grafen Dietrichstein, der als vollkommener Schwachkopf jedes selbstständigen Urtheils entbehre, dafür aber auf das Urtheil anderer Personen mit beiden Ohren höre und namentlich auf Halm und seine Ansichten Alles gebe; ich müsse diesem also meine Wünsche mittheilen, er werde sie gewiß zu realisiren suchen. Ich ging zu Halm auf die Bibliothek, wo er angestellt ist, fand einen Menschen mit einem Kanzlei-Gesicht, der mich freilich freundlichst willkommen hieß und mir über meine Arbeiten

nicht bloß das Schmeichelhafteste sagte, sondern mir auch durch Citate, sogar aus meinen Aufsätzen über das Drama, zeigte, wie ernstlich er sich mit mir beschäftigt habe, der aber nichtsdestoweniger die bedenklichsten Eröffnungen hinzufügte. „Ich bin überzeugt — sagte er — daß Ihre Stücke nach zwanzig Jahren auf allen deutschen Bühnen so populär seyn werden, wie es je Stücke gewesen sind, denn wie weit lassen Sie an dramatischer Kraft und Poesie alle Uebrigen hinter sich zurück, ich weiß, daß Ihre Genoveva auf dem hiesigen Theater eine ganz gewaltige Wirkung haben würde, nur, mit wem wollen Sie hier anknüpfen? Der Intendant ist stumpfsinnig, Holbein ohne Einfluß, die Schauspieler, die für Sie schwärmen, sind nicht Directoren, mit einem Wort: es fehlt Ihnen am Organ. Warten Sie noch einige Monate, die Verhältnisse werden sich ändern, dann schreiben Sie Einem von uns, mir z. B., ich werde Ihre Sache führen, wie meine eig'ne!" Wie soll ich dieß nun nehmen? Ist Grillparzer, für dessen Ehrlichkeit ich Bürgschaft habe, so schlecht von dem Stand der Dinge unterrichtet, daß er von einem nahe bevorstehenden Intendanturwechsel Nichts weiß? Irrte er sich in Halm, als er glaubte, daß er mir gegenüber, wie er ausdrücklich aussprach, ohne Neid seyn werde? Ich antwortete Halm: am jüngsten Tage werden alle Stühle gerückt und alle Plätze anders besetzt, aber ein Narr, der darauf wartet! Wir gaben uns für die Zeit meines Aufenthalts Rendezvous im Café Daum; gestern war ich nicht da, heute er nicht. In der Bibliothek stellte er mir noch einen alten Bibliothekar vor, der wirklich eine außerordentliche Freude hatte, mich zu sehen, und sie auf eine Weise an den Tag legte, die mich rührte. Grillparzer nannte mir als Verehrer meiner Poesie auch noch den Baron Zedlitz; natürlich habe ich an den Früchten meiner bisherigen Besuche genug und werde mich hüten, neue zu machen. Einen Theil dieser mißglückten Erfolge erklärt der Umstand, daß ich nicht im Erzherzog Carl, sondern in einem Privathause wohne, daß ich zu Fuß gehe und ein wenig gar zu einfach gekleidet bin; auch nehme ich der Welt es nicht mehr so übel, wie ehmals, daß sie auf diese Dinge sieht, und habe nur bitter lachen können, als Du mir einmal bei Gelegenheit der Signora Gajotti nach Rom schriebst, sie werde sich um meine Toilette nicht kümmern, denn, da es in den meisten Fällen unmöglich ist, zu ermessen, was ein Mensch innerlich bedeutet, so muß man sich an das Maaß seiner äußeren Geltung halten und das abstrahirt man am richtigsten von dem, was er sich errang und in Kleidern und Wohnung zeigt. Aber, wenn eine vertraute geistige Bekanntschaft vorher ging, so sollte ein unmoderner Frack doch nicht allzuschwer in's Gewicht fallen und das ist bei Mad^me^ Deinhardstein doch offenbar der Fall gewesen. Lachen würde ich zu diesen Dingen, wenn sie sich nicht auf eine so schreckliche Weise mit der Sorge für meine Existenz verknüpften. Uebrigens habe ich hier in Wien eine sehr bedeutende Scene meiner Julia geschrieben. Dieß Stück wird wieder in Form und Gehalt etwas ganz Neues, was Niemand erwarten, wofür also auch Niemand ein Maaß mitbringen wird. Wollte man von mir etwas spielen, man will nicht, das habe ich durch die Maria Magdalena erfahren, so würde der Erfolg auf der Bühne nicht zweifelhaft seyn, denn wie bisher bei mir Act nach Act, so wird hier Scene nach Scene eine Katastrophe bringen, gleich die erste schließt auf eine Weise, daß Herr Gutzkow Shakespeare herausfordern

würde, wenn er je ein Stück so schließen könnte. Moloch dagegen ist nicht das Werk eines Jahrs, sondern eines Menschenlebens; es wird zwischen den einzelnen Acten so viel Zeit verstreichen, wie sonst bei mir zwischen ganzen Dramen. Der erste Act, der fertig ist, kommt mir selbst ganz fremdartig vor, als ob er mir dictirt wäre; unerhörte Schwierigkeiten habe ich noch im Fortgang zu überwinden, aber das Resultat wird auch ein glänzendes seyn. Gott Lob, noch immer sind die Kräfte frisch, und jede Schlacht will ich bestehen, nur das Gespenst der Noth muß mir nicht nahe kommen, das vernichtet mich. Dürftig lebe ich jetzt, ich ertrag' es, alle Ehren, die mir gebühren, gehen an meinem Haupt vorüber, ich lache dazu, aber der wirklichen Misere würde ich erliegen, es ist Lebensbedingung für mich, daß sie mir fern bleibt. — — — — Gestern empfingst Du meinen Brief, heute schreibst Du mir vielleicht, daß Du mir von Herrn Campe Nichts zu sagen hast. Mag's! Ich entdecke gewiß morgen die Kunst, aus Kartoffeln Gold zu machen. — Finiamo für heute! Ein französischer Roman von George Sand liegt auf dem Tisch. Leggiamo! — Doch vorher noch. Alle meine Magen-Beschwerden und Fieberübel sind in Deutscher Luft verschwunden, ich esse und trinke wieder mit dem größten Appetit und fühle mich leiblich ganz wohl. Du wirst es gern hören. Ich lese jetzt Manches, vorzüglich Neues aus der deutschen Literatur. Vor ein Paar Tagen endigte ich die schon vor meiner Abreise angefangenen Memoiren von Steffens. In diesen fand ich etwas Tröstliches. Steffens erzählt, daß er nie so weit gekommen sey, das Französische und überhaupt eine neuere Sprache, zu verstehen, wenn sie gesprochen ward. So geht es auch mir und es freut mich, daß es mir nicht allein so geht. Ein französisches Buch und ein deutsches ist mir im Lesen jetzt völlig gleich; dagegen verstehe ich jeden Franzosen nur halb. Weit besser, als das Französische, verstehe und spreche ich Italiänisch, ich lasse mich keck in jede Unterhaltung ein, und habe z. B. noch auf der Reise mit einem Freund von Manzoni, einem alten Conte, den ich in Foligno traf, dermaßen disputirt, daß er zuletzt ausrief: voi siete il più spirituoso Tedesco, qui è mai venuto in Italia! Dieß kommt daher, weil die Italiäner, wie wir, alle Sylben der Wörter aussprechen, was die Franzosen nicht thun. Ein kleiner Gewinn ist es doch immer, zwei Sprachen mehr, wenn auch nur nothdürftig, erlernt zu haben. —

d. 24sten Novbr.

Mein Gott, was ist aus George Sand geworden! Das thut mir weh! Ich habe heute ihre Jeanne geendigt oder vielmehr aus der Hand geworfen und bin erstaunt über die Ideenlosigkeit. Daß die darstellende Kraft einen Menschen verläßt, kann ich begreifen, und daß er es nicht merkt, allenfalls auch. Aber daß er ohne Ideen zu schreiben fortfahren kann, begreife ich nicht, denn was setzt ihn dann in Bewegung? Ich traf einen Franzosen im Café und sprach mit ihm über die Schlechtigkeit des Buches; er bestritt sie nicht, aber er wollte von mir ein gründliches Warum. Als er mit seinem pourquoi gar nicht zu bohren aufhörte, antwortete ich: ein elend gebautes Haus kann ich Ihnen beschreiben und sein Verhältniß zur Architectur entwickeln, aber bei einem Haufen Steine ist das unmöglich! Dies ist richtig und entscheidend. Mit großem Interesse lese ich Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire. Es ist allerdings nur

eine Advocatenschrift und ich würde Napoleon nicht so, sondern immer nur a priori vertheidigen, aber das Buch ist reich an Thatsachen, wenn sie auch nur einseitig dargestellt werden. Auf viel höherer Stufe steht Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution, ein Meisterstück, dem wohl nicht viele ansehen, wie schwer es zu liefern war, Einiges, z. B. das Portrait Mirabeau's, imgleichen das Ludwigs des 16ten, höchst vortrefflich.

d. 29sten Novbr.

Wie lange verzögert sich Dein Brief! Ich muß abreisen, wenn ich nicht noch für einen ganzen Monat das Logis behalten will, und Du lässest mich warten! Doch giebt mir in diesem Augenblick nicht der Verdruß die Feder in die Hand, sondern die Freude. Es ist Abend und ich lese ein Stück von Grillparzer, König Ottocars Glück und Ende. Eben schließe ich den zweiten Act, und wenn die übrigen sind, was die beiden ersten waren, so ist dieß das vortrefflichste historische Trauerspiel, das in unserer Literatur existirt. Bis jetzt ist es meisterhaft in jeder Beziehung, es setzt mich in Wallung und ich schäme mich, es nicht gekannt zu haben. Ich schreibe dieß nieder, weil ich fürchte, den Schluß nicht so zu finden, wie ich ihn zu finden wünsche, und weil ich vielleicht die Theile nicht mehr loben werde, wenn ich mich überzeugt habe, daß ich das Ganze nicht loben darf. Jedenfalls besuche ich den Dichter, zu dem ich das erste Mal nur aus Langeweile und Neugier ging, nun noch einmal aus wahrer Hochachtung. Mein dänischer Freund Möller hat doch viel Einsicht in der Kunst. Ich erinnere mich wohl, daß er Grillparzer sehr hoch schätzte. Zwischen mir und Grillparzers Werken stand immer die Ahnfrau. Doch verzieh ich ihm diese neulich schon der Sappho wegen, die viel Reizendes enthält. Aber der Ottocar ist freilich noch von ganz anderem Kaliber. Der Dichter kann, als er sein Werk schuf, nicht sehnlicher gewünscht haben, daß es gelingen möge, als ich in diesem Augenblick, daß es gelungen seyn möge. Es thut meinem armen Herzen, das sich vor all diesen Handwerkereien Jungdeutschlands bei dem besten Willen verschließen muß, gar zu wohl, auch einmal ein entgegengesetztes Gefühl zu empfinden. Morgen das Resultat, ich gehe zum dritten Act über. — Die letzten 3 Acte entsprechen den ersten nicht, sie bringen auch noch einzelne höchst bedeutende Züge, aber stehen im Ganzen weit hinter jenen zurück. Ich begreife Geister dieser Art nicht. Bei mir tritt am Schluß erst die ganze Schönheit in die Blume. Es thut mir wirklich leid. —

d. 6ten Decbr.

Danke Gott, liebe Elise, daß ich Deinen Brief nicht gleich am Tag des Empfangs beantwortete, es würde Dir wenig Freude gemacht haben. Wer war auf solche Dinge gefaßt! — — — — — — — — — — —
Wie Du glauben konntest, daß ich unter solchen Umständen nach Hamburg gehen, ja fliegen könne, geht über meine Fassungskraft. Freilich weiß ich längst, daß die Liebe die höchste Spitze des Egoismus ist und daß ihre Opfer die des Gärtners sind, der einen Baum düngt, weil er die Früchte heraus locken will. Darüber kein Wort mehr. Nach meiner Ansicht habe ich nichts Angelegentlicheres zu thun, als mir um jeden Preis eine Existenz zu gründen. In Hamburg ist das un-

möglich, wie das geringste Nachdenken Dir zeigen sollte. Daß ich nach diesem Benehmen Campe laufen lassen muß, leuchtet Dir doch wohl ein. Was also dort machen, wo es außer ihm keinen einzigen Buchhändler für mich giebt? Herrn Campe werde ich schriftlich meine Meinung über ihn mittheilen, aber erst in einiger Zeit. Ich sage nicht: bei kaltem Blut. Das Beste ist: es scheinen sich hier Aussichten zu eröffnen und ich werde Alles thun, — um sie zu realisiren. Ich war schon im Begriff, abzureisen und ging eben auf die Post, als mir ein Herr, der mich ein wenig kannte, begegnete und mir sagte, es seyen ein Paar Barone aus Gallizien hier, die sehnlichst wünschten, meine Bekanntschaft zu machen, sie hätten sich schon an Deinhardstein um meine Adresse gewandt, aber dieser habe ihnen geantwortet, er wisse sie nicht, ich hätte ihm eine verkehrte gegeben, er hätte mich schon 5 Mal gesucht, ohne mich zu finden. Natürlich war ich augenblicklich geneigt, diesem Wunsch zu willfahren und bestimmte ein Café zum Rendezvous, unterließ aber auch, mich auf der Post einzuschreiben, da mir über Deinhardstein ein neues Licht aufging und ich den nächsten Tag noch Zeit genug hatte. Ein merkwürdiger Abend erfolgte, einzig in seiner Art. Im Café erhielt ich durch jenen Herrn eine Einladung, die Barone zu besuchen und einige Stunden bei ihnen zu verbringen. Ich that's und wurde auf eine Weise empfangen, die mir fast peinlich war. Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näher standen, als dem Jüngling. Zunächst erfuhr ich, daß Deinhardstein sie dringend ersucht habe, auch ihm meine Adresse mitzutheilen, falls sie sie auftreiben sollten, und entschloß mich, gleich den folgenden Tag zu ihm zu gehen. Dann gab's eine wilde Nacht, kostbares Essen, Fasanen und Rebhühner, Champagner, Toaste, auf den Knieen vor mir ausgebracht, und, weil dritte Personen hinzukamen, fortwährendes leidenschaftliches Recitiren und Interpretiren der Judith und der Genoveva. Ich konnte der Sache keinen Einhalt thun, so wenig durch Ernst, als durch Spaß; ich mußte mich daher benehmen, als ob ich meine eigne Bildsäule wäre, d. h. stillschweigen. Doch würzte ich mir, die für mein Gefühl viel zu übertriebene, wenn auch wohlgemeinte Situation durch Torte-Essen und Weintrinken. Auch die Nacht mußte ich da bleiben, mein kostbares Leben durfte der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden und ich schlief unter damastenen Decken mit goldenen Franzen. Mir war, als ob mir ein Märchen passirte, halb ungereimt, halb tiefsinnig, aber im Ganzen angenehm. Diese Herren sind seitdem in ihrem Eifer nicht erkaltet, sondern sie thun für mich, was sie mir nur an den Augen absehen können und das ist ein noch größeres Wunder, als das erste; sie können mir, da sie hier mit den ersten Familien verwandt sind, von großem Nutzen seyn. Sie heißen von Zerboni. Folgendes Tags in der Früh ging ich zu Deinhardstein und nahm meinen Diamant mit. Er freute sich sehr, mich zu sehen und zeigte mir die Karte, die ich bei ihm zurückgelassen hatte; allerdings stand eine falsche Adresse darauf. Ich sagte ihm, ich sey entschlossen, noch denselben Tag abzureisen, wenn nicht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß man Etwas von mir aufführen werde; er antwortete, diese spreche dafür, er wolle das Lustspiel lesen und mir dann sagen, ob mit diesem, oder mit M. M. zu beginnen sey. Zugleich

brachte er die Wiener Jahrbücher wieder in Anregung, ich erbot mich, die letzten Bände von Gervinus Literatur-Geschichte zu recensiren, er versetzte, das sey ihm sehr lieb, und je länger die Recension ausfalle, um so willkommener werde sie ihm seyn. Ich denke denn nun, auf 4 Bogen loszuarbeiten, das würden über 100 Gulden geben und davon kann ich $2\,^1/_2$ Monat in Wien leben. Du begreifst, daß unter diesen Umständen meine Abreise eine Thorheit wäre. Es sind alle Aussichten da, auf die Bühne zu kommen, und selbst wenn die Hoffnung täuschte, würden die Kosten des Aufenthalts gedeckt seyn: was wäre mehr zu verlangen? Mein Zimmer war schon aufgesagt, ich habe ein anderes genommen und wohne jetzt billiger, und doch recht gut; Adresse: Alser-Vorstadt, Quergasse No. 317, erster Stock, Thür No. 9. Heute morgen ging ich auf die Kaiserliche Bibliothek, um mir den Gervinus zu holen, er ist verboten und wird nicht weggegeben, aber der Bibliothekar, Herr Wolff, eben jener, mit dem Baron Münch mich bekannt machte, erbot sich auf der Stelle, mir sein eigenes Exemplar zu leihen und schon liegen die 5 Bände vor mir auf dem Tisch. Ich besuchte ihn heute Abend, es ist ein sehr liebenswürdiger und äußerst gelehrter Mann, der die Poesie, und speciell die meinige, hoch zu verehren scheint; er lud mich auf nächsten Donnerstag ein und ich sagte zu. Ich werde Halm dann bei ihm treffen, dem vielleicht etwas schwül zu Muthe ist, denn ich habe mich gar nicht weiter um ihn bekümmert und selbst auf der Bibliothek nicht die geringste Notiz von ihm genommen; besuchen konnte er mich nicht, denn ich sagte, ich sey nie zu Hause, im Café aber habe ich ihn nie getroffen. Unstreitig wünscht er eine Annäherung, auch bin ich bereit, aber nur, wenn er sich meiner Sache annehmen will, sonst werde ich ihm zeigen, was schöne Worte mir gelten. Du siehst, es ist viel im Werke. Ich werde Alles für meinen Zweck thun, was nicht unehrenhaft ist. Recht gut ist es auch, daß die hiesigen Journale aus eigener Bewegung sich viel mit mir zu schaffen machen. Fast alle haben meine Ankunft gemeldet, einige bringen große Artikel über mich, zu den Männern von Ruf und Namen gehöre ich jetzt doch schon entschieden. Ein's dieser Blätter, nebst Gebrauchs-Zettel, lege ich bei, der Verfasser der mich betreffenden Skizze hat mir Visite machen wollen, mich aber nicht getroffen, ich werde zu ihm gehen, denn eine liebevolle Aufmerksamkeit verdient immer einen Dank. Ich hoffe, diese Mittheilungen werden Dir willkommener sein, als wenn ich selbst, an Leib und Seele zerschlagen, angelangt wäre; das mußt Du doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals jetzt unmöglich sind und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß. So steht die Sache, täusche Dich nicht. Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Thaten, und Nichts kann Pflicht für mich seyn, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet. Ich will jetzt in viele saure Aepfel hinein beißen, sogar mit dem Morgenblatt will ich wieder in Verbindung treten und 4 Gedichte: Liebeszauber, Opfer des Frühlings, Max an seine Mutter und das Venerabile darin abdrucken lassen, es giebt doch, da sie alle lang sind, ein kleines Sümmchen. Liebeszauber ist himmlisch-schön.

Heute habe ich die M. M. baar gekauft. Sollte es nicht möglich seyn, mir durch eine dortige Buchhandlung Exemplare von allen meinen Sachen zu

senden, von jedem 2, von M. M. 3 od. 4? Aber es dürfte nicht viel kosten, und müßte bald geschehen. Natürlich nur eine Anfrage. Von großem Nutzen wäre mir's gewiß.

Wien 18.ten Decb. 1845.

Vielleicht hast Du, wie ich, den Gedanken, mir zu Weihnacht zu schreiben, und wenn auch nicht: ich habe jetzt der frohen Stunden so viele, daß es Unrecht wäre, wollte ich Dich nicht daran Theil nehmen lassen. Zur vorigen Weihnacht hast Du einen solchen Brief nicht bekommen, wie hätte er auch ausfallen sollen von einem kranken Menschen? Groß kann er freilich auch dies Mal nicht werden, heute muß er abgehen und, da ich hier viel Besuch erhalte, so muß ich alle Augenblicke auf Unterbrechungen gefaßt seyn. Der Inhalt wird Dich entschädigen. Noch nie in meinem Leben habe ich mich von dem Element der Welt so getragen und gehoben gefühlt, wie hier, und wie das endliche Resultat auch ausfallen möge, die moralische Kräftigung, die ich in dieser Atmosphäre der Liebe und des Wohlwollens in mich ziehe, wird mich stärken für's Schlimmste. Ich sehe denn doch, daß im Deutschen Volk noch nicht aller Sinn für das Wahre und Feste erstorben ist und daß es sich nach und nach Bahn bricht. Es ist unglaublich, wie man sich hier in Wien jetzt für meine Tragödien interessirt. Alle Buchhandlungen lassen sich Massen von Exemplaren kommen und Mons. Campe setzt vielleicht in vier Wochen so viel ab, wie sonst in Jahren. Jeder, der mich persönlich kennen lernte, will sie haben, und wer lernte mich nicht persönlich kennen. Dabei kommen artige Irrthümer vor. Neulich sagte mir ein Dr. juris im Leseverein, wo ich eingeführt bin, er habe sich mein Rheinisches Schatzkästlein gekauft. Er verwechselte mich mit dem Dichter der Allemannischen Lieder, mit Hebel. Ich antwortete: Sie haben recht gethan, dieß Schatzkästlein enthält manche Perle, aber Sie thun mir zu viel Ehre an, wenn Sie mich für den Juwelier halten, der es gefaßt hat! Meine Reisen haben mir, was ich jetzt erst erfahre, einen großen, unschätzbaren Gewinn gebracht, ich weiß jetzt mit Menschen umzugehen, was ich früher nicht wußte. Wie hätte ich's in der Einsamkeit, zu der ich mich selbst verdammte, lernen sollen? Auf deinem Sopha ruhte sich's ganz bequem, ich war gegen jeden rauhen Luftzug geschützt, aber ich hatte dafür auch gleich den Schnupfen, so wie ich in's Freie trat. Dieß zurückgezogene Leben war für einen Menschen, der, wie ich, der Welt bedarf, der nur im Sprechen aufgeht, höchst unnatürlich. Wohl mir, daß die Reise mich heraus riß! Wenn ich glücklich seyn soll, so muß ich in der Mitte einer empfänglichen Umgebung stehen, auf die ich wirken kann, denn in mir ist Gott Lob der Mensch noch mehr, als der Künstler. Wie prächtig geht's jetzt? All dieß verschüchterte Wesen hat sich verloren, ich mache Dutzende von Bekanntschaften, und das Interesse, was man an meiner Person nimmt, die Theilnahme, die meine von Gedanken und Einfällen, dummen und klugen, blitzende Unterhaltung einflößt, weckt Interesse und Theilnahme für meine Arbeiten. Und so soll's seyn. Einer Liederseele, wie Uhland, mag das in sich gekehrte Schweigen geziemen, aber ein dramatischer Dichter muß auch persönlich etwas von einem Feldherrn haben. Freilich kommt mir auch das zu Statten, daß mir die Ansprüche, die ich früher im Stillen machte,

aber nicht laut und offen auszusprechen wagte, jetzt unaufgefordert bewilligt werden, daß die Jugend den König der Literatur in mir sieht und das Alter wenigstens den Kronprinzen. Alle Blätter sind hier voll von mir, Artikel drängt Artikel und der Graf Dietrichstein, der Intendant, ist Stadtgespräch geworden, weil es ausgekommen ist, daß er mich nicht gekannt hat. „Er ist höchst bruskirt gegen Sie!" sagte Halm mir neulich. „Aber ich bitte Sie, versetzte ich, was kann ich davor, daß die Exellenz mich nicht kannte?" Auch im übrigen Deutschland hat die Maria Magdalena mächtig gezündet. In Gotha, in Oldenburg, in Königsberg, ist sie schon gegeben und unstreitig wird sie den Weg über alle Bühnen machen. Die Kölnische Zeitung brachte neulich einen Artikel, der sich über die Berliner Opern-Verschwendungen ausließ und dann sagte: was thut man für einen Mann, wie F. Hebbel? Was thut man, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er sich klären und läutern kann? Nichts, und wieder Nichts? Und dennoch liegt mehr Kunst und Poesie, mehr Ewiges und Unvergängliches, in einem seiner Dramen, als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und stand gestern auch im Frankfurter Conversations-Blatt. Die Blätter für lit. Unterhaltung brachten eine gründliche Beurtheilung der M. M., worin es hieß: Hebbel weiß sehr gut, daß es für den Werth eines Drama's Nichts entscheidet, ob es aufgeführt wird, oder nicht, aber es wäre eine Maulschelle mehr, die die Theater-Directionen sich gäben, wenn sie dieß Stück liegen ließen, denn es ist ein Werk von bleibenden, ewigem Werth und stellt unsere gegenwärtige Welt besser dar, als alle Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens! Solche Stimmen müssen doch im Publicum zünden! Hier würde man alle meine Dramen spielen, wenn es nach den Schauspielern ginge. Deinhardstein wirkt für die M. M., aber man sagt mir von allen Seiten, daß die Censur sie unter keiner Bedingung passieren lassen würde und Halm meint, Deinhardstein wolle die Theater-Direction nur in Verlegenheit setzen. Das ist — sehr möglich. Halm hält die Genoveva für geeigneter, als die übrigen, aber es werden Aenderungen verlangt, wovor mir die Haare zu Berge stehen. Er hat neulich Abends einige Acte mit mir durchgegangen, ich schauderte! Löwe und die Enghaus siud leidenschaftlich für die Judith. Sie hatten schon vor meiner Ankunft den Dichter Prechtler aufgefordert, die nöthigen Veränderungen zu machen, er stellte sich mir in der Concordia vor und forderte mich auf, das Geschäft selbst zu übernehmen. Ich ließ mich von ihm zur Enghaus und zu Löwe führen; sie werden sich alle Beide mehr ärgern, als ich selbst, wenn's nicht geht, denn die Enghaus ist für die Judith, Löwe für den Holofernes geboren. Schwer, sehr schwer wird es halten, um so schwerer, als die Rettig, die sonst meine gute Freundin ist, aus Neid gegen die Enghaus Alles thun wird, um es zu verhindern. Löwe wird heute mit dem Grafen, bei dem er sehr viel gilt, sprechen und die Judith dann zu seinem Benefiz wählen. Er sagte mir gestern, als ich bei ihm war: nie hat ein deutsches Dichterwerk auf mich gewirkt, wie Ihre Judith, und was irgend in Menschenkräften steht, werde ich thun, um die Vorurtheile, die diesem gewaltigen Gedicht bei uns im Wege stehen, zu vernichten. Die Enghaus trägt sich mit der Judith schon so lange sie da ist; sie sagte mir: es würde mir der größte Schmerz seyn, wenn ich den Gedanken, sie zu spielen,

endlich aufgeben müßte! Wie Du siehst, die Menschen sind willig aber — die hiesigen Verhältnisse! Wer sollte es denken, daß z. B. die Ausdrücke: Heilige, Crucifix u. s. w., nicht auf dem Theater vorkommen dürfen? Und doch darf es nicht geschehen, vielleicht nicht einmal, wenn Metternich selbst ein Stück schriebe. Heute Abend werde ich bei Rettig meinen Diamant vorlesen. Es ist etwas gewagt, aber man drang so in mich, daß ich schon Ja sagen mußte. Vielleicht geht der. Im Allgemeinen aber habe ich, trotz der Unterstützung, die ich bei Schauspielern und Journalisten finde, nur geringe Hoffnung. Und wenn Alles Nichts ist? wirst Du denken! Dann gehe ich mit Herrn von Zerboni auf seine Güter in Gallizien und schreibe dort etwas Neues. Denke Dir, er ist Besitzer des Schlosses, worauf der falsche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt seyn wird, auferzogen wurde. Er hat mich wohl zehn Mal schon eingeladen, einige Zeit bei ihm zuzubringen, und was kann ich Besseres thun, wenn der Erfolg aller meiner Bemühungen schlecht ausfällt? Als Du mich nach Hamburg riefst, hast Du doch gewiß nicht bedacht, was Du sagtest. Eine Folterkammer ist doch kein Asyl! Du kannst mich nicht mißverstehen. Doch wünsche ich nicht, Wien verlassen zu müssen. Wenn sie nur ein Stück geben, so bringt es schon genug ein. Und mit einem einzigen fasse ich Wurzel für alle übrigen. Nächstens kommt die Dina von Oehlenschläger. Mit Entsetzen gehen die Schauspieler daran. Sie sind überzeugt, daß sie durchfallen wird, und ich bin's auch. Man legte es mir nahe, ihm dieß mitzutheilen. Unstreitig erzeigte ich ihm einen wesentlichen Dienst dadurch, aber weit entfernt, sein Stück zurück zu nehmen, würde er mein Todfeind werden. Ich fragte den Baron Löwenstern, unseren Gesandten, ob er den Muth hätte, es zu thun. „Nicht den schlechtesten Ausdruck würde ich zu tadeln wagen — versetzte er — denn er ist zu eitel! Ich muß es also gehen lassen, wie es will, obgleich es mich sehr schmerzen wird, wenn er, der auf eine Freude gefaßt ist, bitteren Verdruß erlebt. Ich kenne jetzt alle hiesigen Schriftsteller. Ich ward in die Concordia, eine Gesellschaft, wo sie Sonnabends Alle zusammen kommen, eingeführt. Es ward den Abend, wo ich dort war, dem Böhmischen Dichter Karl Egon Ebert, durch Goethe empfohlen, ein Fest gegeben. Er gefiel mir recht wohl, trotz seines starken Oberkörpers, der, auf dünnen Beinen ruhend, ihm ein seltsames Ansehen gab. Der erste Toast galt, wie natürlich, ihm. Als zum zweiten geläutet wurde, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte mir einen Toast. Hierauf erhob sich Bauernfeld und erklärte, er habe nur um's Wort gebeten, um es selbst zu thun. Dort stellten sich mir auch Prechtler, Castelli und Andere vor. Ich hatte nur zu thun, daß ich die Jüngeren in Ordnung hielt. Sie schaarten sich um mich, als ihren Bannerherrn, und konnten es nicht ertragen, daß ich nicht allein gefeiert wurde. Napoleon hat Recht, der Enthusiasmus der Jugend ist es, der die Welt neu gebiert. Ich werde Dir, wie ich hoffe, nicht eitel vorkommen, ich erzähle Dir diese Dinge nur deshalb, weil sie mir als Zeichen einer besseren Zukunft erscheinen. Im Uebrigen sind sie mir schon darum gleichgültig, weil ich ein Recht auf sie zu haben glaube. Das gehört zu meiner Existenz, dieß Wort mag nun so stolz klingen, als es will, ich werde so wenig davon überrascht, wie der Nackende von dem Kleide, das er endlich findet und das er nie hätte entbehren sollen. So gefährlich es

ist, sich Hoffnungen hinzugeben, so mögte ich es jetzt fast wagen, ich mögte fast glauben, daß mein Leben jetzt eine bessere Wendung nehmen wird, wenn ich auch über das Wie Nichts zu vermuthen wage. Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll. Jeder Lebensmuth war in Italien in mir erstickt, ich trug mich mit den finstersten Gedanken, nie hätten meine Nerven sich ohne dieß Bad wieder gespannt! Und ich bin hier in Wien doch wirklich durch ein Wunder festgehalten worden! Die Herren von Zerboni bleiben sich gleich. Fast täglich werde ich gepreßt, mit ihnen zu essen; ich habe in dieser kurzen Zeit mehr Champagner getrunken, wie in meinem ganzen übrigen Leben. Ich kann nicht widerstreben, ohne zu verletzen. Der ältere hat einen Aufsatz über mich geschrieben, worin er mich alles Ernstes einen Propheten nennt. Gebe der Himmel, daß er ihn nicht drucken lasse! Es ist ein wunderbarer Mann, fast nur Seele. „Wissen Sie, sagte er, wie ich dazu kam, Ihre Judith zu lesen? Ich hatte von Ihnen gehört und hielt Sie für einen Großpraler, aber —" Nun sorgt er denn bei mir für Alles, für Essen und Trinken, für Equipage, für Amusement. Der berühmte Hammer-Purgstall, der Orientalist, wünscht meine Bekanntschaft zu machen, nächstens wird Dr. Frankl mich zu ihm bringen. Noch Eins. Man sagt mir hier, daß Menzel im Literatur-Blatt meine Judith höchst günstig beurtheilt habe. Es scheint mir unmöglich, aber ich mögte es wissen. Könntest Du nicht in Hamburg den Jahrgang 1841 einmal durchsehen? Und nun leb' wohl, liebe Elise, grüße, was mich liebt, küße den kleinen Engel, von dem ich schon mehrmals träumte, und athme auf, wie ich, nur nicht zu hoch. Wenn Weihnacht ein Brief von Dir eingeht, so schreibe ich zuerst wieder, sonst wart' ich den Deinigen ab!

Alservorstadt, Queergasse, No. 317, 1ster Stock, Thür No. 9.*)

Wien d. 1sten May 47.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Viel ist dem Schmerz zu verzeihen; ob so viel, entscheide Gott. — Mein armes Kind! Was soll ich sagen? Wenn ich bei ihm wäre, könnte ich nicht helfen; wie denn jetzt? Du suchst die Kraft des Herzens in Worten, denn Du kannst es mir nicht verzeihen, daß ich im vorigen Jahr in einem gleichen Fall keine machte; ich mache auch jetzt keine, ich habe auch keine gemacht, als ich diesen Winter so hart auf die Probe gesetzt wurde. Ich halte es für Pflicht, daß der Mensch seinen Schmerz darnieder zu halten suche; Du das Gegentheil, Ich spreche mich einmal über das Tiefste aus und niemals wieder; Du kennst nicht den Werth und die Würde des Schweigens. Ich hoffe, ich darf hoffen nach der Nachschrift Deines Briefs; wenn diese Hoffnung mich dennoch täuschen sollte, so müßten wir uns finden, das ist sicher besser, sittlicher, als wenn wir uns ganz und gar in Schmerz verlieren. Was ich aber mit Bestimmtheit erwarte, ist eine baldige Nachricht. Bleibt sie aus, sehe ich darin das Zeichen eines guten Ausgangs, und athme wieder auf.

---

*) Wegen der in der Zwischenzeit erfolgten Vermählung Hebbels mit Christine Enghaus s. „Tagebücher" II S. 159 und den Brief an Felix Bamberg vom 27. Juni 1846.

Du liebst Dein Kind. Dein Kind, oder in Deinem Kinde Dich selbst? Es wird sich zeigen bei dem Vorschlag, den ich Dir jetzt zu machen gedenke. Die Hamburger Luft ist so ungesund, wie sie seyn kann; die hiesige ist vortrefflich. Längst, längst habe ich gewünscht, mein Kind bei mir zu sehen, und ich nicht allein; ich habe diesen Wunsch unterdrückt, so lange für sein Leben keine Gefahr vorhanden war. Das ist aber jetzt entschieden der Fall, denn Du sagst selbst, daß das arme Wesen sich in Berlin ganz anders befunden habe, wie in Hamburg. Soll es lieber bei Dir — oder bei mir leben? Es würde in Christinen eine zweite Mutter finden; sie ist es, sie, die diesen Gedanken zuerst gehabt hat. Wenn Du Dir wieder Sophistereien erlauben willst, so kannst Du ihre Theilnahme für dein Kind wieder in Theilnahmlosigkeit für Dich verdrehen und meine heiligen Vater-Gefühle eben so in Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit auflösen. Wenn Du den Vorschlag aufnimmst, wie er menschlich aufzunehmen ist, so kannst Du sie nur hochachten, daß sie ihn thut und in mir nur einen Vater sehen, der eine Pflicht gegen sein Kind erfüllt, daß ich ihn nicht länger zurück halte. Sie fügte sogar hinzu: Laß' sie selbst nach Wien kommen! Geschähe es, so würdest Du, das sag' ich Dir noch einmal, wie ich es Dir schon oft sagte, sie verehren lernen! Bedenke, was auf dem Spiele steht und entscheide! Wir gehen im Sommer nach Leipzig, das ist nah an Hamburg; dort oder hier würde ich meinen Engel in Empfang nehmen, und wenn Du die Mutter bist, für die ich Dich halte, so würdest Du im fröhlichen Wachsen und Gedeihen Deines Kindes den Lohn Deines allerdings sehr großen Entschlusses finden. — — —

Gott gebe das Beste!

Auf einen solchen Brief, was soll ich antworten? Hoffnung läßt er ja kaum mehr zu! Der einzige Trost liegt darin, daß das arme Kind siech und elend war. Wie schwer ist das Leben dem Gesunden und Kräftigen! Was muß es für den Kranken seyn! Weiter weiß ich Dir in diesem Moment Nichts zur Beruhigung zu sagen, denn weiter hab' ich selbst Nichts, der Schmerz will sein Recht. Fühle ihn durch, weine Dich aus, man kann nicht anders. Aber ergieb Dich nicht maßlos Deinen zerstörenden Gefühlen und erhebe Dich, so weit Du kannst, zu den Gedanken und Anschauungen, die ihm einen Damm setzen. Lies die Briefe wieder durch, die ich Dir aus Paris bei einem eben so schmerzlichen Anlaß schrieb, das Gedicht, worin ich für Dich die Frucht meines Ahnens, Empfindens und Denkens zusammen drängte. Es steht kein Wort darin, das nicht schon mehr als einmal an mir selbst seine beschwichtigende und versöhnende Kraft bewiesen hätte; jedenfalls giebt es nicht Höheres! Nicht augenblicklich wird die Liebe den Egoismus los, der sie das, was sie selbst leidet, dem Gegegenstand unterschieben läßt, um den sie leidet, aber bald! Ich habe drei Tage nach dem Tode meines kleinen Emil wieder gearbeitet und auch meiner Frau kein längeres Brüten gestattet; dennoch liebte ich ihn, als ob er so viel Jahre gehabt hätte, wie Monate. Man muß nur die Mittel, die die gütige Natur darbietet, nicht verschmähen und sich nicht einbilden, daß es edler sey, in der Wunde zu bohren, als einen Balsam darauf zu legen. Die Mittel sind: Thätigkeit und Zerstreuung!

Unter Zerstreuung verstehe ich die angestrengte Vertiefung des Geistes in Dinge, die er nicht mag, wenn Bilder vor ihm aufsteigen, die ihn wieder verstricken wollen. Eines anderen bin ich freilich auch nicht fähig, aber zum Lesen, zum Auswendiglernen u. s. w. kann man sich zwingen und muß es thun. — — — —

Dieser Brief muß fort. Vielleicht ist das Schicksal noch gnädiger, als ich zu hoffen wage. Es wiederholt sich nicht gern. Dann hast Du für die ausgestandene Angst und Sorge den Lohn und es bedarf meiner Bitte nicht, Dich zu schonen. Vielleicht — Dann mögte ich Dich beschwören, keinen Tag länger in Hamburg zu bleiben, den Rest des Geldes zu nehmen, Dir von Campe noch 6 Fdore, die er gern noch zahlen wird, dazu geben zu lassen und nach Berlin zu Madme Baumgarten zu reisen! Ich mögte Dich bitten, Dich so einzurichten, daß Du nie nach Hamburg zurück zu kehren brauchst. Im Sommer würden wir Dich sehen und Du würdest mit uns gehen. Das war das erste Wort, was meine engelgute Frau, trotz aller ihr von Dir widerfahrenen empörenden Kränkungen, sagte, als sie Deinen Brief gelesen hatte. Nimmermehr würde ich darauf eingegangen seyn, wenn Du wirklich wärst, wie Du Dich bis jetzt gegen sie zeigtest. Aber ich weiß, Du bist anders, Du wirst es, wenn Du sie erst einmal kennst, bitterlich bereuen, Dich zum Sprachrohr hergegeben zu haben. Ich habe immer wahre Pflichten erfüllt und mich davon durch scheinbare nicht abhalten lassen, und ich werde fortfahren, es zu thun.

Nur Andeutungen erlaubt der Moment; Du wirst wohl auch nachgerade zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß Handlungen besser sind, als Reden. Ich fürchte das Schlimmste, hoffe aber zugleich, daß Du Dich sittlich in's Menschliche ergeben und meinem Rath, dem einzigen der Dir helfen kann, folgen wirst; Gott sey Dank, daß ich den Diamant verkauft habe, nun kann ich doch über die zur Ausführung nöthige Summe verfügen! Noch einmal: ein kranker Mensch, der zugleich arm ist, hat auf Erden das schwerste Schicksal zu erwarten und der arme Ernst war Beides, denn nie werde ich etwas erwerben, das steht leider nur zu fest! dies sey Dein Trost, wenn geschieht, was —.

Eben sage ich meiner Frau, was ich Dir geschrieben habe. Sie antwortet mir: warum erst nach Berlin, warum nicht gleich zu uns? Es ist wahr! Ich bitte Dich inständigst: wenn das Entsetzliche eintritt, so laß' Dir sogleich von Campe die 6 Fdor geben und komm' zu uns! Die edelste, liebevollste Seele wird Dich empfangen und was in Menschenkräften steht, wird geschehen. Deine Mutter, Jeder, der es wohl meint, wird Dir zurathen! Laß in Hamburg Alles stehen, wie es steht und eile! Nur Veränderung der Umgebung stimmt den Schmerz so weit herab, als er herab gestimmt werden kann! Ich bitte Dich innigst: thu's! und thu's schnell! Herzlichst grüßt Christine Dich.

Die Zeit drängt! Antworte mir sogleich und folge unserer Bitte. Hier ist der Frühling so schön!

Wien d. 9. May 47.

(Jetzt Adresse: Josephstadt, Johannisgasse Nr. 209.)

So eben kommt Dein Brief! Wir saßen gerade bei'm Essen. Meine arme Frau zitterte krampfhaft, so wie sie ihn nur erblickte. Von mir ist nicht die Fassung zu verlangen, daß ich etwas Anderes, als das Nothwendigste schreiben soll. Ich erwartete keinen anderen Ausgang, dennoch triffts!!!

Nun, man muß sich finden, wie man kann. Für uns liegt eine große Beruhigung darin, Dich hier bei uns zu sehen. Wir können Nichts sagen, als: je eher, je lieber! Ich darf hinzu setzen: Du wirst ein Wesen kennen lernen, vor dem wir Alle uns beugen müssen! Und auch ein Kind, ein liebes, gutes Kind wirst Du finden.

Reise daher gleich, auf der Stelle! Wie schnell bist Du hier! Du schreibst an Christine, auf wie lange Du kommen sollst? Mein Gott, das versteht sich ja von selbst! Meine Briefe und was sich dort an wichtigeren Papieren von mir noch findet, bringe mit; alles Uebrige von mir, ich meine die Papiere, übergieb den Flammen, auch die an mich eingegangenen und aufbewahrten Briefe. Doch nein, die nicht, Du wirst schon selbst sehen.

Eine Anweisung lege ich bei. Ich wünsche eben, daß Du sagst, wohin Du gehst. Spotten kann nur jener Pöbel, den ich verachte und vor dessen Richterstuhl mein Handel leider unvorsichtig gebracht worden ist. Jeder Andere wird von dem Augenblick an, wo er das erfährt, wissen, wer ich und meine Frau sind, wenn sie es früher noch nicht wußten.

Ein Paar Zeilen schreibst Du mir wohl am Tage vor Deiner Abreise, damit ich weiß, wann ich Dich erwarten darf.

Ruhe den Todten, Friede den Lebendigen!

Montag d. 17. May 47.

Dein Freund
Friedrich Hebbel.

Aus verschiedenen Städten:

von und an Eduard Duller, von und an Robert Schumann, von Hammer-Purgstall, an einen Unbekannten in München, von und an Saint René Taillandier.

———

Eduard Duller an Hebbel.

Darmstadt, 8. Juni 1843.

Geehrtester Herr Hebbel!

Ihre werthe Zuschrift vom 1. d. M. habe ich erhalten und Ihren Auftrag: die Einlage an den Verfasser des Artikels: „Friedrich Hebbel“ in No. 44 und 45 des Vaterlands zu befördern, augenblicklich besorgt, weil — niemand anders als ich denselben geschrieben. Ermessen Sie selbst, wie angenehm mich der Inhalt Ihres lieben Briefes an den Ihnen unbekannten Verfasser erfreuen mußte. Es war mir ein Handdruck im Geist, und im Geist und in der Wahrheit erwiedre ich ihn. Lassen Sie uns dies schöne Verständniß für die Dauer bewahren und zur freundschaftlichen Verbindung der Seelen die der Geister erstarken! Wollen Sie? Ich hoffe es, weil ich es wünsche, und so hoffe ich auch, daß Sie recht bald auch den Ihnen nun bekannten Verfasser des fraglichen Artikels durch einige liebe Zeilen erfreuen!

Hebbel an Eduard Duller.

Hamburg, d. 17. Juny 1843.

Geehrtester Freund!

Ihr lieber Brief, der mich zu dieser Anrede berechtigt, hat mich in hohem Grade erfreut. Dies versteht sich freilich von selbst, denn meine Freude über den trefflichen Aufsatz in Ihrem Blatt konnte dadurch, daß Sie Sich mir als Verfasser desselben nannten, nur verdoppelt werden, und mit einer Freude viel höherer Art mußte mich der übrige Inhalt Ihres Briefes erfüllen. Das ist der höchste Lohn, der dem Dichter zu Theil wird, daß sich edle Menschen ihm schneller anschließen, als es sonst wohl im Leben geschieht, und dies entschädigt ihn dafür, daß er sein Innerstes den Betastungen der rohen Menge preis geben muß. Wer mögte die innere Flamme nicht vor Ekel und Ingrimm auslöschen und den letzten Funken in der Asche begraben, wenn er erkennt, daß der Philister sie nur darnach beurtheilt, ob er die Pfeife dabei anstecken kann oder nicht; aber wer wird sie nicht lodern und an sich zehren lassen, wenn er den Beweis erhält, daß der wilde Läuterungs- und Vernichtungsbrand doch von Zeit zu Zeit eine theilnehmende Seele herbei zieht. Sie werden es fühlen, ohne daß ich es erst zu sagen brauche, mit welcher Wärme ich Ihre Hand ergreife; mir ist, als hätten wir uns längst gekannt, als wären wir uns niemals fremd gewesen, und das ist natürlich, denn jeder neue Freund ist ein wieder erobertes Stück unserer selbst. Wir müssen viel Verwandtes mit einander haben, das zeigt schon die gleiche Richtung unserer

Poesie, denn Sie sind, wie ich, in die geheimsten Geburtsstätten des Lebens, wo gemeine Augen nur den Gräul der Verwesung, und nicht die neuen Keime des Werdens wahrnehmen, aus innerster Nöthigung hinab gezogen worden. Darin hat eine freundschaftliche Verbindung zwischen uns ihren Grund, und gewiß wird sie schnell erstarken und dauern.

Mein Brief wäre schon in Ihren Händen, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen auch als Schriftsteller ein kleines Zeichen meiner Liebe zu geben. Da ich fast ausschließlich mit größeren Arbeiten beschäftigt bin, so blieb mir nur zwischen Wenigem die Wahl; aber ich hoffte auf die Gunst der Musen für eine angefangene, vielleicht geeignetere, Dichtung. Die Musen ließen sich vergebens erwarten, u. so kann ich Ihnen nur einige, in Copenhagen entstandene Reise-Gedichte bieten. Wenn es Ihrem Verleger nicht auf die Ex. ankommt, so wäre es mir lieb, wenn ich zwei Abdrücke davon erhalten könnte; jedoch nur dann, ich weiß, daß diese Herren zuweilen eigensinnig sind.

Ich werde nicht sehr lange mehr in Hamburg bleiben, sondern in etwa 1½ Monaten eine größere Reise (entweder nach Paris oder nach Rom, ich bin noch unentschieden, wohin zuerst) antreten; um so sichrer hoffe ich, daß Sie mich recht bald mit einer Antwort erfreuen werden.

Hochachtungsvoll

Ihr wahrer Freund.

Eduard Duller an Hebbel.

Darmstadt, 23. Dezbr. 1843.

Geehrtester Freund!

So nenne ich Sie ja, lieber Hebbel, aus Herzensgrunde, seit wir uns so ungesucht gefunden; einer der schönsten Lichtblicke in meinem Leben, der mich für manche Schattenparthie entschädigt. Jawohl mögen Sie wunderliches Zeug von mir gedacht haben, daß ich auf Ihren lieben Brief, mit dem Sie mir die Gedichte fürs Vaterland schickten, so lang ohne alle Antwort dastand, wie ein verlorner Mensch. Wissen Sie aber auch, in welcher peinlichen Verlegenheit ich mich eben deßhalb befand? Sie hatten mir nämlich geschrieben, Sie würden im Juli verreisen, u. wußten selbst noch nicht bestimmt, in welcher Richtung. Nun wollt' ich Ihnen schreiben u. die Nummern schicken, worin Ihre prächtigen Reisegedichte abgedruckt stehen, u. wußte eben auch nicht, wohin schreiben und schicken. Ich dachte: nach Hamburg mit Aufgabe an der Addresse, den Brief Ihnen nachzuschicken; das schien mir aber auch ungelegen, u. so wartete ich, bis mir ein freundliches Zeichen wurde, wo Sie seien; ich ahnte nicht, daß Sie länger in Hamburg geblieben, als Sie mir angezeigt hatten, u. als ich aus den Zeitungen erfuhr: Sie wären nach Paris abgereist, wußt' ich nicht, unter welcher Adresse dorthin an Sie zu schreiben. Nun bin ich herzlich froh, ein Liebeszeichen von Ihnen aus der Rue des petites écuries 49 faubourg poissonière zu erhalten, u. schicke Ihnen denn dahin diese Zeilen, meinen herzlichsten Gruß zum Schluß des alten u. zum Beginn des neuen Jahres, u. die Nummern, worin Ihre Gedichte abgedruckt sind. Aus Ihrem Schreiben ersehe ich, daß ein harter Schlag, ein Todesfall in Ihrer Familie, Sie getroffen; ich drück' Ihnen mit dem wärmsten

Mitgefühl die Hand, u. Sie mögen mein ganzes Herz darin empfinden, wenn ich Ihnen weiter nichts sage. Was Menschenweh, was Schmerz ist, kann nur Der ermessen, der den Becher selbst gekostet; und ich hab's in diesem Jahr vollauf. Verlust eines Lieben ist viel, sehr viel, aber wenn dem Verlust durch den Tod der durch Wahnsinn vorangeht, — das, lieber Hebbel, ist mehr; u. das hab' ich, das hat mit mir mein gutes Weib durchgekostet; — den tiefsten Jammer, den ein Menschenherz fassen kann. Ich will Ihnen das ganze Bild nicht enthüllen; aber glauben Sie mir, das Unglück schweißt Seelen fest aneinander, u. so steh' ich durch dasselbe nur noch gefesteter eins mit meinem lieben herrlichen Weib, das ich nun bald neun Jahre mein nenne. Möchte es mir doch vergönnt sein, Sie auch Aug in Aug zu sehen. Geistig kenn' ich Sie ja durch u. durch, ich u. meine Louise; wir haben Ihre Genoveva so recht zusammen verstanden u. den ganzen Menschen darin. Werden Sie nicht einmal in unsre Gegend kommen? Dann seien Sie jedenfalls mein Gast; ich bitte darum, u. bleiben Sie bei mir, so lang' es Ihnen gefällt. Freilich muß ich Ihnen sagen, daß ich im nächsten Jahre (von April an) mich einige Monate in Wien (bei meiner Mutter) aufhalten und vielleicht, so Gott will, wahrscheinlich, mich auch in Venedig umsehen werde; doch hoffe ich im Herbst wieder hier in Darmstadt zu sein. Schaffen Sie freudig u. rüstig! Solches Schaffen wie das Ihrige bedarf unser Volk wie einen Bissen Brot auf all das Konfekt, wie den gesunden saftigen Apfel, u. wie den herzerquickenden Wein statt all des Liqueurs; — einen Menschen, der es ganz ist, nur ein solcher ist ein Dichter, und ein solcher sind Sie. Darf ich die Bitte aussprechen: Sie möchten auch „das Vaterland" ferner mit Ihren poetischen Spenden bedenken? Ob es sie willkommen heißt! Ich hab' hier ein Feld voller Mühen, voll harter Arbeit; aber ich glaube: es reift eine Saat darauf, die dem Salonbabel noch einmal die Spitze bietet; noch ist's nur Vorarbeit, noch gilt's, nur Fuß fassen, sich Herzen ertrotzen. Es thut mir leid, daß Sie das „Vaterland" nicht kennen, u. wären Sie auf deutschem Boden, würde es Jonghaus Ihnen zuschicken. Zugleich mit diesem Briefe lasse ich die Nummern mit Ihren Reisegedichten an Sie abgehen (wenn die Post sie annimmt); urtheilen Sie übrigens aus dem übrigen Inhalt dieser paar Nummern keineswegs übers Streben im Ganzen, so wenig über den ganzen Menschen aus der oder jener Miene u. Bewegung.

Und nun, Gott zum Gruß! Erfreuen Sie mich recht bald durch ein paar Zeilen!

Mit Herz u. Hand

Ihr treuergebener.

Robert Schumann an Hebbel.

Dresden, den 14ten Mai 1847.

Hochgeehrter Herr!

Entschuldigen Sie die Freiheit, die sich ein Ihnen vielleicht gänzlich Unbekannter nimmt, Sie mit einer Bitte bekannt zu machen, deren Erfüllung einzig in Ihren Händen liegt und dem Bittsteller freilich eine große Freude sein würde.

Nach dem Lesen Ihrer Genoveva (ich bin Musiker) beschäftigte mich wie die Dichtung selbst, so auch der Gedanke, welch herrlicher Stoff sie für den Musiker sei. Je öfter ich Ihre Tragödie las, die ihresgleichen sucht — lassen Sie mich darüber nichts weiter sagen —, je musikalisch-lebendiger gestaltete sich die Poesie in mir. Endlich berieth ich mich mit einem hier lebenden poetisch begabten Mann, und, von der außerordentlichen Schönheit der Dichtung ergriffen, ging er schnell auf meinen Wunsch ein, sie mir zu einem Operngedicht nach besten Kräften umbilden zu wollen.

Zwei Acte liegen jetzt vor mir, die beiden letzten erhalte ich in diesen Tagen. Aber so viel guten Willen der Bearbeiter zeigte, so behagte mir doch das Wenigste; vor allem es fehlt überall an Kraft — und der gewöhnliche Operntextstyl ist mir nun einmal zuwider; ich weiß zu solchen Tiraden keine Musik zu finden und mag sie nicht. Endlich in einiger Desperation über das Gelingen fuhr es mir durch den Sinn, ob nicht der gerade Weg der beste, ob ich mich nicht an den rechten Poeten selbst wenden, ihn selbst um seinen Beistand angehen dürfte. Aber mißverstehen Sie mich nicht, verehrter Herr! Nicht als ob ich Ihnen zumuthete, Sie möchten, was Sie einmal im Tiefsten und Innersten erschaut und in Meisterschaft hingestellt, nun noch einmal opernhaft nachdichten — sondern daß Sie sich das Ganze ansähen, Ihr Urtheil mir sagten, und nur hier und da Ihre kräftigende Hand anlegten, — dies wäre meine herzliche Bitte. Thu ich sie vergebens? Ist es nicht das eigene Kind, das um Ihren Schutz bittet? — Und tritt es dann musikalisch angethan später vor Ihre Augen, so gern wünscht' ich, daß Sie sagten „Auch so liebe ich dich noch".

Einstweilen las ich auch Judith. — So steht es doch noch nicht so schlimm um die Welt! Wo solche Genoveva- und Judith-Dichter noch leben, da sind wir noch lange nicht am Ende.

Eine Antwort von Ihnen, wenn Sie mich damit beehren wollten, trifft mich hier. Bringt sie ein Ja, will ich es Ihnen danken wie ich kann; wo nicht, so zählen Sie mich doch jedenfalls zu Ihren aufrichtigen Verehrern und geben mir Gelegenheit es zu bethätigen.

Noch fällt mir ein — auch das Leibliche hat sein Recht. Widmen Sie der Arbeit Ihre Aufmerksamkeit, so versäumen Sie anderes. Es versteht sich, daß wir auch dieses besprechen.

Hebbel an Robert Schumann.

Wien, den 26. May 47.

Geehrtester Herr!

Was Sie von mir verlangen, ist so wenig, daß Sie der Gewährung unbedingt sicher seyn konnten. Mir kann es ja nur zur Freude gereichen, wenn ein Mann, wie Sie, sich durch meine Production zum musicalischen Schaffen angeregt fühlt, da mir das beweis't, daß ihr ein lebendiger Hauch nicht ganz abgehn kann, und es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen dabei gern, soweit ich es vermag, hülfreiche Hand leiste. Ich sage: soweit ich es vermag, denn ich weiß, daß der Componist, durch seine selbstständige Kunst gezwungen, einige Anfoder-

ungen an die Poesie stellt, die diese als solche sich nicht von selbst auflegt, und von denen ich schon darum, weil ich sie nicht anders, als von Hörensagen kenne, nicht im Voraus bestimmen kann, wie weit ich im Stande seyn werde, ihnen zu entsprechen. Doch wird das im vorliegenden Fall wo ich ein Libretto blos überarbeiten, nicht schreiben soll, wohl leichter gehen, wie es sonst ginge, da Sie das Gerippe ja doch approbirt haben. Senden Sie es mir also zu, sobald Sie wollen und theilen Sie mir zu meiner Richtschnur Ihre etwanigen Special-Bemerkungen mit; ich werde dann so viel daran thun, als mir möglich ist und es Ihnen entweder in der mir von Ihnen zu bestimmenden längsten Frist remittiren oder es Ihnen in der letzten Hälfte des July-Monates, wo ich nach Leipzig und also auch nach Dresden komme, persönlich mitbringen. Sie werden nicht mehr und nicht weniger verlangen, als was Zeit, Stimmung und Kräfte gestatten; dessen können Sie aber auch gewiß seyn.

Übrigens trauten Sie mir gegen Ihre schöne, der meinigen so nah verwandte Kunst eine große Gleichgültigkeit zu, wenn Sie es für möglich hielten, daß Sie mir unbekannt seyen. Ich weiß sehr wohl, was Ihr Name in der musicalischen Welt bedeutet, ich habe Ihre Frau Gemahlin schon vor Jahren in Hamburg mit großem Genuß gehört und freue mich aufrichtigst, Ihnen auch meinerseits die Versicherung der größten Hochachtung aussprechen zu können, womit ich bin

Ihr ganz ergebenster

Dr. Friedrich Hebbel

Ad. Josephstadt, Johannisgasse Nr. 209.

Robert Schumann an Hebbel.

Dresden, den 28sten Juni 1847.

Verehrter Herr!

Die Vollendung des Textes verzögert sich etwas. Wir sind im letzten Act auf Schwierigkeiten gestoßen, deren wir uns nicht versehen hatten. Nun wird das Buch schwerlich vor Ihrer Ankunft hier (Ende Juli, wie Sie mir schrieben) ganz fertig. Am Ende ist es so noch besser; mündlich verständigt man sich doch schneller. Möchten Sie nur auch die Güte haben, mir gleich Ihre Ankunft hier wissen zu lassen, damit ich Sie aufsuchen kann — und bedürfen Sie etwa eines Führers in der fremden Stadt, so nehmen Sie mich dazu. Erlauben Sie dann auch, daß, wenn Sie Ihre Frau Gemahlin mitbringen, ich ihr und Ihnen auch meine Frau vorstellen darf, deren Sie Sich so freundlich von Hamburg aus erinnern.

Daß ich mich von Ihnen als Componist nicht gekannt glaubte, war eine Einbildung, mit der ich mich dafür trösten wollte, daß ich Sie auch nicht früher gekannt, als erst seit Anfang dieses Jahres; und Ihre Judith, Ihre Genoveva sind doch schon seit Jahren da — glanzvolle Gestirne, die Jeder kennen sollte — und ich bin sonst ziemlich beim Neusten.

Nun aber, wenn mir das Glück wird, Sie zu sehen, sind Sie mir kein Fremder mehr — und der „Diamant“ hat zuletzt das Seinige noch gethan.

Welch Stück wieder — an tiefsinniger Komik und Naturfrische einzig in der ganzen deutschen Poesie. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen etwas sagen will, was mir nicht zukömmt, nämlich etwas sehr Lobendes über Ihre Poesie — aber so viel Hände sind bereit, Ihnen den Kranz, dem Schönsten Höchsten zuzuerkennen — und so sei es auch dem Musiker verstattet, sein Blättchen dazu zu geben.

Hochgeehrter Herr!

Am liebsten möchte ich dem „Nachtlied" ein blasendes und streichendes Orchester sammt Chor mitbeilegen, damit es den Dichter womöglich am 18ten Abends — mit seinem eigenen Gesange in holde Träume einsingen könnte. So nehmen Sie es denn auch ohnedies in Güte auf! Haben Sie auch Dank für die Freude, die Sie mir durch Ihre Zeilen bereitet, in denen mir jedes Wort theuer ist, wie für den „Michel Angelo", der in höchst ergötzlicher Schilderung die empfindlichsten Stellen des Kunsttreibens trifft. Wäre es mir vergönnt, Ihnen bald auch einmal persönlich danken zu können für so viele Stunden inniger Erregung, die mir Ihre Dichtungen geschaffen und immer von Neuem wiederschaffen. Fügte es sich auch, daß ich bald Gelegenheit fände, mich musikalisch in sie zu versenken. Dies möchte denn beides in Erfüllung gehen.

Sie erkundigen sich theilnehmend nach meiner Frau; sie läßt Ihre Empfehlung Ihnen erwiedern. Wollen Sie auch Ihrer Frau Gemahlin unsere verehrungsvollen Grüße bringen? Wir haben, wenn ich es sagen darf, vor Vielen eine hohe Gunst voraus, die nämlich, zwei treffliche Künstlerinnen zur Seite zu haben, die unsern Bestrebungen nicht allein hold sein mögen vor allen Andern, sondern sie auch zurückzuschaffen verstehen. Mit diesem Gedanken, der mich angenehm erfüllt, will ich für heute Abschied nehmen mit der Bitte um ferneres Wohlwollen.

Düsseldorf, den 14ten März 53.

Hebbel an Robert Schumann.

Wien, d. 10. May 1853.

Verehrtester Herr,

Sie haben nicht aufgehört, mir von Zeit zu Zeit die schönsten Proben Ihrer fortgesetzten Theilnahme zu geben und Ihre Güte durch die Komposition meines Nachtliedes und deren Widmung auf eine mich wahrhaft beschämende Weise gekrönt. Längst hätte ich Ihnen dafür wenigstens meinen Dank gesagt, wenn unser junger Freund Debrois mir nicht Hoffnung gemacht hätte, daß ich vielleicht einen Abdruck erhalten würde; jetzt, da er Ihnen gerade schreibt, muß ich aber durchaus mein Gewissen erleichtern. Ihre Werke, soweit sie mir zugänglich waren, sind schon seit Jahren eine Quelle hohen Genusses für mich gewesen, denn Sie erweitern den Kreis der Musik, ohne ihn zu zersprengen, und zwar, wie ich es in meiner Kunst ebenfalls versuche, auf dem Wege größerer Vertiefung in die gegebenen Elemente. Dieser Genuß steigt mir natürlich noch um ein Unendliches wenn Ihre Schöpfung, um mich so auszudrücken, eine Wieder-

geburt der Meinigen ist und mich in meine eigensten früheren Zustände zurückversetzt, ja, mir dieselben erst recht eigentlich aufschließt. So ist es mir besonders mit dem Nachtliede ergangen, obgleich ich es bis jetzt nur sehr unvollständig vernahm; ich habe das Gedicht immer lieb gehabt und es bis auf den heutigen Tag lieb behalten, bin aber erst durch Ihre Musik, die mich in die Heidelberger Dämmernacht, in der es entstand, ganz zurückführte, zu der Erkenntniß gekommen, daß der Dichter so ahnungsreichen Natur- und Seelenmomenten doch nur die äußersten Umrisse abgewinnt und daß das Leben durch die verwandte Kunst hinzugethan werden muß. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die Auferstehungsfeier einer vergangenen Zeit, die mir durch Sie zu Theil wurde, und lassen Sie Sich denselben durch die Zusendung meines Michel Angelo ausdrücken, den wohl (leider!) Niemand besser verstehen wird als Sie. Er hat mir gute Dienste gethan und mich nicht blos momentan, sondern für immer der widerwärtigen Misere, mit der wir in unserem eigenen Kreise kämpfen müssen, entrückt; möge er Ihnen gelegentlich auch einmal als Hausmittel zu Statten kommen! Darf ich bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen?

Sie haben mir, verehrtester Herr, durch den jungen Debrois so werthvolle Gaben zukommen lassen, daß es längst meine Pflicht gewesen wäre, Ihnen zu danken. Aber Sie zweifeln gewiß nicht, daß es im Herzen redlich geschehen ist und als ein äußeres Zeichen bitte ich Sie jetzt, ein Exemplar meiner Agnes Bernauer entgegen zu nehmen, welches hiebei unter Kreuzband erfolgt. Dies Stück ist mir unter den meinigen fast das liebste; nicht als politische Demonstration, wie es leider in gründlichster Mißkennung der dem Dichter durch die Geschichte aufgelegten Gesetze von den Partheien des Tags aufgefaßt wird, sondern als eine, wie ich wenigstens hoffe und glaube, eigenthümliche Darstellung des Tragischen, das sich an die bloße Erscheinung des Menschen knüpfen kann.

Debrois hat eine Ouvertüre dazu geschrieben, und das bringt mich auf den jungen Mann zurück. Sie glauben nicht, wie er an der Kunst und an Ihnen, dem Meister, denn Beides ist für die Jugend identisch, hängt. Auch möchte ich einen berechtigten Zug seiner Natur darin erblicken, da er wahrhaft begabt zu seyn scheint und sich also nicht in einen Kreis hinein drängt, der ihm absolut verschlossen ist. Nur zählt er bereits 25 Jahre und Beethoven in seinen Studien meint sogar von Weber, daß er zu spät angefangen habe, um ganz über den Dilettantismus hinaus zu kommen. Entschieden geht er damit um, sich der Musik ausschließlich zu widmen, ist aber ohne Vermögen, wenn gleich, so lange sein Vater lebt, versorgt. Ich bin nun zwar der Meinung, daß der Mensch, der das Beste, was in ihm liegt, in sich ausbilden und aus sich entwickeln darf, sey es auch im Kampf mit Noth und Sorge, immer noch glücklicher seyn kann, als derjenige, der es ersticken muß und dafür einen wohlbesetzten Tisch zur Entschädigung erhält. Aber bedenklich bleibt ein solcher Kampf doch immer, und vor Allem deßhalb, weil Niemand weiß, ob die inneren Quellen ewig fließen werden. Debrois gab neulich ein kleines Privat-Concert, das recht gut aus-

fiel und wodurch er, wie es scheint, seinen Vater, der seinem Lebensplan bisher widerstrebte, halb und halb zu sich herübergezogen hat. Ihr Wort über seine neuen Sachen, dem er mit ängstlicher Spannung entgegen sieht, wird nun als letztes und schwerstes Gewicht in die Waagschale fallen. Jedenfalls wird er nicht streng genug zum Arbeiten angehalten werden können, wenn ich ihn richtig beurtheile, denn alles Produciren außerhalb der Formen ist doch im Grunde eine Schwelgerei und führt zur Verwechselung des allgemeinen Elements mit dem individuellen Eigenthum.

Ihr „Schön Hedwig" ist außerordentlich schön, weit schöner als das meinige, das, wie ich jetzt sehe, dem Käthchen von Heilbronn seinen besten Putz abgeborgt hat. Vieles hätte ich Ihnen in Bezug auf Poesie und Musik mitzutheilen, gehörte nur nicht leider eine Reihe von Gesprächen oder eine ganze Abhandlung dazu. Ohne Richard Wagners Buch im Ganzen oder im Einzelnen irgend acceptiren zu können, schwebt doch auch mir, und zwar von meinem ersten Auftreten an, die Möglichkeit einer Verschmelzung von Oper und Drama in ganz speciellen Fällen vor, und meinen Moloch, an dem ich seit zehn Jahren arbeite, habe ich mir immer in Bezug auf die Musik gedacht. Aber freilich läßt sich das Wie nicht in Kürze auseinander setzen. Nun vielleicht begegnen wir uns noch einmal im Leben und können Versäumtes nachholen.

Empfangen Sie noch einmal meinen besten Dank und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu geneigtem Andenken!

Wien den 21. Juny 53.

Robert Schumann an Hebbel.

Hochgeehrter Herr,

Haben Sie vielen Dank für Ihren gütigen Brief, wie für die Mitsendung der Tragödie! Eine mehrwöchentliche Abwesenheit von hier ist Schuld, daß ich ihn so spät bringe. Aber oft habe ich mich in Ihr Werk vertieft, es auch meiner Frau vorgelesen, was, wie ich glaube, immer die beste Art des Lesens ist. Den höchsten Eindruck giebt freilich die Bühne, wie mir denn gerade „Agnes Bernauer" zu dem Dramatisch-wirkungsvollsten zu gehören scheint; aber sie hier am Rhein zu sehen, wo die dramatische Kunst auf ziemlich niedriger Stufe steht, wird mir leider nicht vergönnt sein. So haben Sie denn Dank, daß Sie uns durch Ihre Gabe gestatteten, das ergreifende Trauerspiel der Phantasie vorüberführen zu können.

Was Sie mir über unsern jungen Freund und seinen Lebensplan mittheilen, hat mich höchlich interessiert. Die Compositionen, die ich in letzter Zeit von ihm kennen lernte, bekunden gegenüber seinen früheren einen bedeutenden Fortschritt. Er schreibt viel gewandter, beherrscht die Formen mit größerer Leichtigkeit, und hat, was mich besonders erfreut, eine natürlich melodische Ausdrucksweise. Aber in der Musikwelt zur Geltung zu kommen, dazu gehört freilich mehr, das gelingt nur der ausgezeichnetsten Begabung bei unausgesetztem Arbeiten in den strengsten und größten Kunstformen. Ich glaube, es müßte seinem Lieblingswunsche, sich der Kunst zu ergeben, nichts entgegengestellt werden, er sich

aber auf irgend eine Weise durch einen Rückhalt zu decken suchen, indem er seine juristischen Studien beendigte. Dann, glaub' ich, müßte er auch Wien auf einige Zeit verlassen. Es ist dort, so viel ich weiß, keine eigentliche musikalische Strömung, es verläuft alles in Partei- und Cliquenwesen, und fehlt ein Meister, der die Guten um sich versammelt. Daher muß man dort oft viel schlechte Musik hören, und das ist das Schlimmste. Mittel- und Norddeutschland, auch das Rheinland, haben in der Musik den Süden bei weitem überflügelt, und namentlich möcht' ich Leipzig als eine der regsten musikalischen Städte bezeichnen, wo sich Niemand der lebhaften Bewegung entziehen kann. Aber alles dieses denke ich nächstens auch Herrn v. Debrois noch besonders zu schreiben, dem Sie einstweilen aus diesen Zeilen mittheilen wollen, was Sie für gut befinden.

So sage ich Ihnen denn für heute Lebewohl und will wünschen, daß ich Ihnen bald einmal im Leben begegne.

Düsseldorf, den 23sten Juli 1853.

Hebbel an Robert Schumann.

Wien den 30. Nov. 1853.

Ich kann, verehrtester Herr, unseren jungen Freund seine Danksagung an Sie nicht abschicken lassen, ohne auch die meinige für Ihre schöne Gabe hinzuzufügen. Der Zufall fügte es, daß ich an demselben Tage, wo ich Ihre Balladen empfing, die Musik zu hören bekam, weil ich mit meiner Frau in ein musicalisches Haus eingeladen war, und ich wurde von der Gewalt Ihrer Töne namentlich da erschüttert, wo im Heideknaben die Erzählung des Traumes eintritt. Wundern werden Sie Sich, wenn ich Ihnen gestehe, daß diese Ihnen eigenthümliche neue Form in mir die Hoffnung gemeinschaftlicher Verständigung zwischen Ihnen und mir über ein Problem, das mich seit langen Jahren beschäftigt, erregt hat. Was würden Sie zu einem Drama sagen, das sich, seines ungeheueren Umfangs wegen, bis auf wenige Parthien, ganz im Allgemeinen hielte und deshalb durchgehend von der Musik so zu begleiten wäre, wie z. B. die Ballade, die Sie melodramatisch behandelten? Ein solches Werk wird mein Moloch, an dem ich nun schon zehn Jahre arbeite und der nichts Geringeres darstellt, als den Eintritt der Cultur in eine barbarische Welt. Doch darüber läßt sich nicht schreiben, nur reden und Sie stellen uns ja einen Besuch in Wien in Aussicht. Geben Sie den Gedanken ja nicht auf; es sind hier doch noch immer viele ächt musicalische Elemente beisammen: wer weiß, ob diese nicht durch Sie das ihnen gebrechende geistige Band erhielten? Mit Sicherheit kann man unter'm wandelbaren Mond freilich auf nichts rechnen, aber oft machte ich schon die Erfahrung, daß das persönliche Auftreten Wunder wirkt. Hier kommt von mir jetzt die Genoveva zur Aufführung, aber wie? Zerfetzt, zerstückt, zerrissen, zerschlissen und unter dem Namen: Magellone, weil keine Heilige auf die Bretter kommen darf!

Hammer-Purgstall an Hebbel.

Lichtmeßtag 1849.

Vor Allem geehrtester Herr Doctor meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu dem glänzenden Erfolge der Judith die mich für die Bühne eingerichtet noch mehr ergreift als da ich sie gelesen; der Erfolg war ein so mehr vergnüglicher als, wie ich rings um mich hörte die meisten Zuschauer wider den Stoff in voraus eingenommen eher Mißlingen als Gelingen erwarteten. Ich kenne in der ganzen dramatischen Litteratur kein so tief gegriffenes und so lebendig dargestelltes Bild eines Tyrannen Wüthrichs Erdenverwüsters und Himmelstürmers.

Nie ist mir Ihre Frau Gemahlin in irgend einer Rolle so wahrhaft antic erschienen als in der gestrigen, so wahrhaft classisch wie die ganze Tragödie selbst, ich wünsche ihr wie Ihnen zu der überaus gelungenen Darstellung Glück. — — — — — —

Ich bin nicht sicher ob ich Ihnen ein Exemplar meiner heute vor einem Jahre gehaltenen Eröffnungsrede gegeben oder nicht, sollte das beiliegende auch ein Dupplicat seyn, so genehmigen Sie es als einen Beweis meiner ausgezeichneten Hochachtung. Hammer-Purgstall.

10. Febr. 1849.

Geehrter Herr College

Erlauben Sie daß der Doctor dem Doctor der Orientalist dem Dichter mit der aufrichtigsten Bewunderung der Marianne abgesehen von der gestrigen Bemerkung noch die Bemerkung beifüge, daß wenn Sie durchaus die Erscheinung der drei Weisen aus dem Morgenlande für nöthig finden, es durchaus unstatthaft ist daß Sie dieselben in Könige verwandeln, sie heißen im Originale Magoi in Luthers Übersetzung Weise und auch in der Vulgata des Hieronymus Magi. Die Orientl. Geschichte kennt sogar die Feuertempel woher sie kamen.

Es ist nur ein Volksaberglaube der gar keinen Halt hat, der die Weisen in Könige verkehrt hat, auch spielen drei Könige gegenüber eines solchen Königs wie Herodes keine gute Rolle, ich bitte also jedenfalls um die Verwandlung der apocryphen Könige in die biblische Wahrheit der Weisen aus dem Morgenlande, die aber nicht als Könige aus verschiedenen Ländern sondern als Priester eines und desselben Feuertempels nach Bethlem kamen; der Stern muß wohl ein Comet gewesen sein si étoile il y a.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Hammer-Purgstall.

Marianne steht um nichts höher als Judith die ich bewundre.

Hebbel an einen (dem Herausgeber) Unbekannten in München.

Verehrtester Herr Doctor!

In Wien wieder angekommen, kann ich es mir nicht versagen, Ihnen für das Wohlwollen, womit Sie mich und meine Agnes Bernauer behandelt haben, herzlich zu danken.

Lassen Sie mich diesen Dank dadurch an den Tag legen, daß ich Ihnen meine sämmtlichen dichterischen Versuche für Ihre Privat-Bibliothek übersende. Ich habe in Ihrem Hause den Spion gemacht und mich überzeugt, daß Sie uns Belletristen der neueren Zeit nicht ganz von den Repositorien ausschließen, auf denen List und Adam Smith mit Recht den ersten Platz einnehmen. Nun, neben meinen Collegen darf auch ich um Duldung bitten.

Es ist hiebei von meiner Seite allerdings etwas Egoismus mit im Spiele; er bezieht sich aber nicht im Mindesten auf Ihre Zeitung, sondern nur auf Sie Selbst. Es ist mir sehr wohlthuend gewesen, Sie näher kennen gelernt zu haben; denn in Wien war mein Zusammentreffen mit Ihnen doch viel zu flüchtig, auch ging die See damals für die ruhige und reine Aufnahme irgend eines Eindrucks zu hoch. Sollten Sie es nicht begreiflich und verzeihlich finden, daß auch ich jetzt von Ihnen gekannt zu werden wünsche? Ich hoffe wirklich, in Ihren Augen zu gewinnen, wenn Sie alle meine Sachen einmal im Zusammenhang, und der Aufeinanderfolge nach, lesen. Ob Ihre Redaction, die Sie mehr in Anspruch nehmen muß, wie manches Ministerium, Ihnen das erlaubt, ist freilich die Frage; doch kommt wohl einmal ein günstiger Moment.

Ich hatte das absonderliche Mißgeschick, daß alle meine dramatischen Bilder auf die übertriebenste Weise in's Allgemeine gedeutet wurden und daß mein Protestiren Nichts half. Sollte doch sogar ein harmloses Studentenstück, mein Tischlermeister Schnock, den ich zu München auf der Universität aus reiner Lust am Zeichnen eines drolligen Menschenkäfers entwarf, auf das deutsche Volk und sein Philisterium gerichtet gewesen seyn. Aus dieser Position, die man mir aufdrang, gingen dann arge Mißverständnisse hervor, denen ähnlich, denen z. B. ein Landschaftsmaler ausgesetzt wäre, welcher der Natur aus Lust am Eigenthümlichen hie und da eine geheimnißvolle Zwielicht-Stimmung ablauschte und in den Verdacht geriethe, er wolle damit gegen den reinen Sonnenschein opponiren. Mir kam es nie in den Sinn, durch Stücke, wie Maria Magdalena und der Julia, neue Prinzipien aussprechen zu wollen; höchstens wünschte ich, wenn man überhaupt etwas wünschen kann, indem man darstellt, an das Evangeliumwort zu mahnen, daß es zur Umkehr nie zu spät ist und daß es selbst in der Hölle noch einen Weg zu Gott giebt*), und das war doch gewiß eine Verherrlichung des sittlichen Gesetzes.

Nun, ich hoffe, die zweite Periode meiner dramatischen Thätigkeit, die ich mit dem Herodes begann, mit dem Michel Angelo und der Agnes Bernauer fortsetzte, soll alle diese Dinge beseitigen und auch über die erste ein anderes Licht verbreiten. Der Vorwurf der Apostasie, der mir sehr oft gemacht wird, scheint mir das zu bestätigen.

Ich sprach oben von meinen „sämmtlichen" poetischen Versuchen; die Maria Magdalena fehlt jedoch, weil ich selbst schon lange kein Exemplar mehr besitze. Die Agnes Bernauer bitte ich, nachsenden zu dürfen, sobald sie gedruckt ist.

Darf ich — nun kommt der Egoist ohne Larve zum Vorschein! — an die

---

*) Ein Gedanke der in Hebbels letztem und höchstem Gedichte: „Der Bramine" wiederkehrt.

Autographe erinnern, die mir gütigst im Bairischen Hof in Aussicht gestellt wurden?

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin in Erinnerung bringen und den Herrn Dr. Schohel, so wie die Herren Obermaier und Dr. Book grüßen zu wollen, bin ich (von meinem kleinen Töchterlein fortwährend gestört, die unter meinem Tisch sitzt und immer gesucht seyn will) in aufrichtigster Hochachtung

Ihr wahrhaft ergebener

Wien d. 3. April 1852. Fr. Hebbel.

Saint René Taillandier an Hebbel.

Montpellier, 18 Juillet 1852.

Monsieur

Veuillez m'excuser si je prends la liberté de vous écrire, sans avoir l'honneur d'etre personnellement connu de vous. Je m'occupe d'un article sur vos drames pour la Revue de deux mondes. Le directeur de la Revue croit que les articles sur des poetes étrangers ont plus de chance d'intéresser les lecteurs français, si on y mèle quelques renseignements biographiques. Je vous prie, Monsieur, de vouloir bien m'adresser, et le plus tôt possible, une note sur vos Lebensverhältnisse. Ce que je désirerais surtout savoir, aprés les details purement biographiques, c'est la biographie de vos drames; dans quelle ville, sur quel théâtre, tel drame a été représenté; avec quel succès; à quelle cause vous attribuez le plus ou moins de Sympathie du public; quels sont ceux qui n'ont pas été joués, et pour quels motifs; etc. en un mot, Monsieur, tout ce qui se rapporte à l'histoire de vos oeuvres, et tout ce qui permettra à un critique étranger de les faire connaitre à ses compatriotes.

Excusez, Monsieur, mon indiscrète démarche, et veuillez croire que je suis, avec une profonde déférence pour votre mérite,

votre très dévoué serviteur

Saint René Taillandier.

Hebbel an Saint René Taillandier.

Hochverehrter Herr!

Sie müssen unwillig, wenigstens in hohem Grade befremdet seyn, daß ich Ihnen bis jetzt den Dank für Ihre ausgezeichnete Abhandlung schuldig blieb. Aber Sie werden mir verzeihen, wenn Sie erfahren, daß ich Ihre schöne Gabe erst vor acht Tagen empfing. Die Revue des deux Mondes ist in Deutschland freilich sehr stark verbreitet, aber sie wird doch noch stärker gelesen, und da ich kein Mitglied irgend eines Lesekabinetts bin, so gehöre ich leider immer zu den Letzten, in deren Hände sie gelangt.

Selten habe ich eine so große literairische Freude gehabt, wie Ihre Characteristik mir gewährte. Lassen Sie mich Ihnen hierbei ein Geständniß machen.

Je höher ich eine kritische Instanz achte, je mehr enthalte ich mich der persönlichen Annäherung. Ich setze mich lieber der Gefahr aus, ganz ignorirt zu werden, als den unmittelbaren Eindruck meiner Arbeiten, sey er mir auch noch so ungünstig, durch einen Schritt zu stören, welcher doch in der Regel zu Modificationen führt. Damit entschuldigen Sie es, wenn ich Ihnen die Versuche, denen Sie jetzt eine so wohlwollende Theilnahme zuwandten, nicht selbst zusandte. Jetzt aber bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen übersenden zu dürfen, was mir noch beschieden seyn mag, denn den großen Vortheil, an so gediegener Bildung, wie die Ihrige, welche die Elemente zweier Nationen in innigster Durchdringung umfaßt, meine individuelle Entwicklung zu prüfen, mögte ich nicht gern wieder aus der Hand geben. Ich bin daher so frei, gleich jetzt meine Agnes Bernauer, die ich kürzlich als Manuscript drucken ließ, beizufügen, und würde mich glücklich schätzen, wenn sie nicht gar zu weit hinter Ihren Erwartungen zurück bliebe. Auf dem Theater behauptet sie nicht bloß ihren Platz, sondern erobert sich wirklich von Monat zu Monat mehr Terrain; so wurde sie zuletzt in Stuttgart so stürmisch aufgenommen, daß der Intendant sie augenblicklich als Repertoire- und Cassenstück bezeichnete.

Glauben Sie nicht, hochverehrter Herr, daß meine Freude über Ihre Characteristik daher rührt, weil ich mir das Lob, das sie über einige meiner Dramen aussprachen, anzueignen wagte. Nein, so kühn bin ich nicht. Die unverkennbare Liebe, womit sie geschrieben ist und die auf Erden immer selt'ner wird, hat mich so tief bewegt. Wenn ich das große Ziel in's Auge fasse, das mir vorschwebt, so muß ich mir sagen: du hast Nichts erreicht, gar Nichts; und solche Stimmungen sind bei mir die gewöhnlicheren, wie meine näheren Freunde recht gut wissen. Wenn ich aber auf meinen Anfang zurückschaue, und mir dann vergegenwärtige, daß Männer, die sich ausschließlich mit dem Vortrefflichen beschäftigen, mich nicht ganz verwerfen, so wage ich wieder aufzuathmen und meinen Weg fortzusetzen. Meinen Dank für die Ermunterung, die Sie in meine Seele strömten, kann ich nur durch Fortschritte abtragen. Ich habe nicht den Muth, sie zu versprechen, denn der Mensch soll sich nicht anmaßen, das zu versprechen, was er nicht ohne den Beistand der Götter zu halten vermag. Aber am ernstesten Streben soll es nicht fehlen, das mögen Sie glauben, denn ich gehe seit lange streng mit mir selber um.

Lassen Sie Sich von mir nach altem deutschen Brauch zum Jahreswechsel Heil und Segen wünschen!

Wien d. 31. Dec. 1852.

Briefwechsel mit Gustav Kühne.

Von Bogumil Goltz, von und an Wilhelm Jordan, von und an Gervinus, an Heinrich Heine.

Leipzig, d. 31. Dec. 46.

Hochgeehrter Herr,

In der Nummer der „Europa" vom 19. December werden Sie auch meinen zweiten Bericht über Maria Magdalena gefunden haben. Er betraf die dritte Aufführung Ihres Drama's auf hiesiger Bühne und wird Ihnen bestätigt haben mit welchem Antheil Ihr Werk von tieferen Freunden der Dichtkunst hier gepflegt wurde.

Daß ich erst jetzt von der mir gütigst übersandten Scene Ihres Moloch Gebrauch machte, kann Ihnen nur den Grad der Werthschätzung Ihres Beitrags bekunden da ich mit demselben den neuen Jahrgang des Blattes eröffnen wollte. Ich habe diese erste Nummer der Europa in 2000 Abzügen als Probeheft durch ganz Deutschland verstreut. Zugleich ist der Verleger angewiesen Ihnen das gewünschte Exemplar zustellen zu lassen. Nehmen Sie für die Zusendung meinen wärmsten Dank, und lassen Sie mich hoffen daß Sie sich der Europa fortgesetzt zuneigen. In Bezug auf Honorar haben Sie nur zu fordern.

Ich fühle, indem ich dankend und bittend vor Sie hintrete, zugleich die Nöthigung mich zu entschuldigen. Sie finden in der Molochscene einige kleine Zusätze am Schlusse, die ich mir wie ein sorgsamer Theaterinspicient der über die Scenisirung zu wachen hat, vertraulich machen zu dürfen geglaubt. Das Weib dessen Kind dem Moloch zugeschleudert wird, trat nicht recht deutlich beim Lesen in Scene. Ich ergänzte in kleinen Andeutungen die bei der Lectüre fehlende Action. Es sollte mich freuen, billigten Sie das zum leichteren Verständniß für die gemeine Fassungskraft der Sie zu wenig Zugeständnisse zu machen scheinen. Tadeln Sie meine Zwischenhülfe am Schluß der Scene, so wollen Sie darin keine Anmaßung sehen!

Lassen Sie mich wissen was Sie über Ihre Arbeiten veröffentlicht haben wollen. Man darf es nicht ganz verschmähen das Publicum vom Stand seiner Arbeiten in Kenntniß zu setzen.

Ihre Molochscene hat schon als ich sie in einem kleinen Kreise vorlas, bei jüngeren Freunden stürmische Begeisterung, bei älteren nachhaltiges Erstaunen erweckt.

Hochachtungsvoll ergeben

Kühne.

Leipzig, d. 6. Febr. 48.
(unverzüglich nach Empfang Ihres Briefes vom 4. d.)*)

Lieber Hebbel,

War mir's doch diese Tage über so schwühl und bang um's Herz als könnt' es wahr werden daß Sie mir nicht blos grollten still für sich, sondern Ihrem Zorn auch Luft machen müßten. An die Machtwirkung böser d. h. zürnender und guter d. h. liebevoller Gedanken hab' ich Zeit Lebend geglaubt. Es hat mich dieser Tage wahrhaft ein Gefühl der Angst Ihnen passiv weh gethan zu haben, wieder zu Ihren Gedichten getrieben; im guten Genuß der dort still waltenden Lebensgötter hatt' ich mir just heute Befriedigung mit mir selbst geholt: da platzte Ihre kleine kalte Bombe in meine liederliche Redacteurwirthschaft. So wenigstens dürften Sie es bezeichnen wenn ich Ihrer blauen Zornader auf der Stirn gegenüber selbst Stirn genug habe um naiv einzugestehen: Ja es ist wahr, es ist noch nicht gedruckt, es liegt seit September im Kasten!

Zur Erläuterung des schauderhaften passiven Attentates diene Ihnen Folgendes. Der Redacteur spricht: Was ich als solcher angenommen, ist zum Druck angenommen. Wann es aufzunehmen: darüber hat geehrter Beiträger mir keine Zeit gestellt. Mithin kann selbiger keinen Rechtsgrund aufbringen mich dafür zu belangen. Da ich aber aufrichtig und sehnlichst seine Mitwirkung zum Blatte erbeten, so müssen innere Gründe obwalten für sothane eben so dreiste wie sonderbare Verzögerung, oder wohl gar Verschleppung des Beitrags, welche fast einer Veruntreuung ähnlich sehen könnte.

Scherz bei Seite! Ihr Unwille ist gerecht und Ihr strafender Gorgonenblick läuft aus dem lustig dummen Wien die lange Eisenbahnschienenstrecke über Prag bis hieher an meinen Redactionssündenstuhl. Haben Sie nie gehört, daß man sich Leckerbissen im Maule aufspart? Jeden Beitrag von Ihrer Hand erklärt jede Redaction für einen solchen. Allein er war diesmal bei der von Ihnen gestellten Bedingung, von den drei Tagebuchsfragmenten nichts zu vereinzeln, sehr umfassend; er füllt beinahe den Text eines ganzen Heftes. Ich hatte mir Ihren Beitrag zum Beginn des neuen Jahres aufsparen wollen, wie ich ein Jahr zuvor ein Stück vom Moloch zur Eröffnung gebracht. Es paßte nicht zu dem was eilig u. flüchtig der drängende Augenblick forderte. Der Abdruck im 1. Heft zum neuen Jahre unterblieb. Dazu kam die Hauptsache. Das Wochenheft zuvor, eh' Ihr Artikel erschiene, sollte eine Characteristik Ihrer Gedichte bringen. Mit eignen Arbeiten überhäuft, hatte ich dem Hieronymus Lorm (Heinrich Landsmann) Gehör gegeben den Artikel über Sie zu liefern. Es war mir ein Lieblingsgedanke geworden, erst den Lesern einen Blick auf den Kern Ihrer Poesie zu bringen, dann diese gelegentlichen Tagebuchsblätter folgen zu lassen. Der Artikel Lorm's blieb aus. Lorm ging nach Wien, hoffte Sie zu sehen, sah Sie nicht und hatte auch nichts in Wien über Sie geschrieben. Er kam hier durch und verspricht nun, während ich jetzt selbst über Ihre Gedichte

*) Sowohl dieser Brief vom 4. Febr. 48 wie mehrere andere in der Korrespondenz zwischen Hebbel und Kühne fehlen. Die Besitzer der hier vermißten Originale würden den Herausgeber durch gefällige Mittheilung von Abschriften sehr verpflichten.

schreiben werde, auch seinerseits die Characteristik. So werden nun zwei Artikel über Sie fertig werden und in der Europa erscheinen; darauf aber Ihre Tagebuchsblätter folgen welche, Jahre alt, heute wie morgen gleiche Geltung haben werden. Mit einem Artikel den der Augenblick fordert, hätte ich mir als Redacteur nicht diese Verschleppung erlaubt. Als Mensch und Freund glaubte ich mir Ihnen gegenüber etwas Willkür gestatten zu können. Ich zweifle gar nicht daß Ihre Tagebuchsartikel in einem Almanach passender ihre Stelle fänden, oder auch in Engländer's Heften die sich weniger als eine Wochenschrift von den Ereignissen des Tages ihre Stoffe holen. Da ich jedoch auf das Mscpt. mir solange ein Recht erhalten, glaube ich nicht es unter so obwaltenden Umständen verwirkt zu haben und gebe Ihrem Gebot, die Aufsätze Ihnen zurückzusenden, noch kein Gehör.

Sie haben, lieber Hebbel, schon einmal von meiner halb unverschuldeten Willkür leiden müssen; also ergeben Sie sich darein! Es fehlt Ihnen nicht an andren Mittheilungen aus Ihren reichhaltigen Papieren, wie ich überzeugt bin. —

So eben kommt meine Frau herein und jubelt über die Nachricht vom Töchterchen Hebbel. Gott zum Gruß für das schon fünfwöchentliche Wiener Früchtchen aus nordischem Stamme! Ihnen wie Ihrer theuren Frau unsere herzlichsten Wünsche!

Leipzig, d. 29. Febr. 48.

Kleines reiht sich oft an Großes; der Zufall und der Augenblick sind Despoten, auch für einen Journallenker. Ihr Sonntags-Spaziergang in Paris (der zweite Artikel aus Ihren Tagebuchblättern) wird jetzt eine willkommene Beute für mich, während das Volk in den Boulevards zu Paris sich auf den Trümmern des Julikönigthums einen Carnevalsfesttag mit Blut bereitet. Ihr Artikel geht soeben in Druck. Aber die kritische Idylle über Kleist's Käthchen paßt nicht dazu; also scheide ich den ersten Artikel aus, ihn zu einer andern Zusammenstellung benutzend, falls Sie aus Ihren Tagebüchern dazu beisteuern mögen. Suchen Sie dazu heraus was dem Tage dient. Wo nicht, so verfügen Sie anders. — Machen Sie bei dieser neuen Willkür zum bösen Spiel gute Miene! Erst anzufragen ob Sie dies genehmigen, dazu fehlt die Zeit.

Die Weltgeschichte rumort. Der Versuch zur Republik ist ein Wagniß. Ich hoffe daß seine Erfolge für Deutschland und Italien voll Heil sind, wie auch Frankreich selbst dabei fahre. Gott ist groß und die Freiheit sein Athemzug. Die Menschheit ist alt, steht aber immer noch beim A b c und muß noch viel lernen, viel versuchen.

Mein Artikel über Friedrich Hebbel ist fertig. Aber Sie haben mir einmal die gute Meinung von mir ausgesprochen daß ich nie ein kritisches Wort nöthig gehabt zurückzunehmen. Ich habe also Grund mich zu besinnen ob mein Wort über Sie Ihren guten Glauben von mir nicht erschüttern könne. Also laß' ich, wie jedes umfassende Urtheil, den Artikel zur getreuen Revision noch liegen. Wenn Sie der Artikel schütteln sollte: — rauher Windstoß schüttelt Weißdornblüthen heraus! Nichts für ungut. Sie haben nichts zu fürchten als engherzige Kleinlichkeit; nicht die Strenge der Kritik ist Ihr Feind. Ihr

stärkster Feind sind Sie selbst, der Trotz sich der Welt nicht mehr hinzugeben in Ihren Gedanken.

Ich schließe einen Brief an Frau v. Goethe bei. Es wäre mir lieb, hätten Sie Lust ihn persönlich abzugeben und diese alte Freundin von mir kennen zu lernen. Das Unglück hat sie gezeichnet und hundertfach ihr großes Herz geknickt. Einem Poeten kann sie nur Gegenstand der Hochhaltung sein.

Die Frauen grüßen Sie und die Ihrige herzlichst. Zum Sommer gehen sie nach dem Rhein, hängt der Herrgott nicht den Kriegsmantel blutig herunter. Alles persönliche Lust und Leid wird jetzt wieder nichtig vor den ungeheuren Schicksalen der Völker.

Grüßen Sie mir doch auch den S. Engländer. Wir hatten ihm so vieles Liebe in Wien zu danken.

Gott zum Gruß!

Wien den 8ten März 1848.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich bringe in jedem meiner Werke das Resultat eines Bildungs-Moments, ein Resultat, das zugleich vorwärts und rückwärts deutet, das so wenig ohne das, was darauf folgt, als ohne das, was ihm vorher ging, genau abzuschätzen ist, das sich aber doch einstweilen als ein letztes hinstellen und das Urtheil herausfordern muß. Da ist denn kritisch ein völliger Abschluß vor Abschluß des ganzen Menschen oder doch seiner Thätigkeit nicht füglich möglich.

Rücken Sie nun bald in's Feld und seyen Sie nicht grausamer, wie die Kanonen, die zum Schreck meiner Frau oft vor unsern Fenstern auf dem Glacis donnern. Die halten, sobald Sie blitzten, auch den Schuß nicht mehr fest.

Die französischen Ereignisse gönnen mir endlich wieder einen Augenblick Ruhe. Den nutze ich, um meine kleinen Angelegenheiten zu ordnen. Ich habe acht Tage lang nur in den Zeitungen und durch die Zeitungen gelebt, bei mir was Neues. Diese Wolke donnert sicher für uns. Ich wollte, Sie kennten meine Julia; dann könnten Sie, da meine dichterischen Arbeiten mein Tagebuch sind, ermessen, wie tief meine Hoffnungen gesunken waren und also auch, wie ich mich erschüttert fühlen mußte. Mögen nur die Fratzen des Communismus in Paris darnieder gehalten werden! Wahnsinnig mögte ich die Geschichte nicht gerne sehen. Alles Uebrige fürchte ich nicht, Deutschland wird zeigen, daß es Fortschritte gemacht hat!

Wien den 21. Mai 48.

Es hat mich herzlich gefreut, lieber Kühne, einmal wieder ein kleines Lebenszeichen von Ihnen zu empfangen. Wir haben hier in Wien inzwischen eine schwere Zeit durchgemacht, eine Zeit, der ich nur dann ihr Recht hätte anthun können, wenn ich die Macht besessen hätte, mich in zwei Hälften zu theilen. Ich konnte, obgleich ich genau wußte und vorher sagte, was bevorstand, mich nicht entschließen, die Stadt zu verlassen. Meine kleine Familie hätte ich freilich gern fortgeschickt, aber meine Frau wollte sich nicht von mir trennen und so blieben

wir den Alle beisammen. Am schwersten wurde mein jetzt zehnmonatliches Töchterchen von der Cernirung und der damit verbundenen Verhinderung freier Lebensmittel-Einfuhr betroffen, denn an Milch gewöhnt und mit Nothwendigkeit auf Milch verwiesen, wie das arme Ding es war, mußte es fast Noth leiden. Doch versiegte die Quelle glücklicherweise nicht gänzlich. Was mich betrifft, so befand ich mich in einer durchaus widerwärtigen Lage. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich kein Freund von Belagerungs-Zuständen bin; ich übersehe auch nicht die unendliche Gefahr, die sich für die Freiheit an sie knüpft. Dennoch war der Belagerungszustand hier in Wien unvermeidlich, wenn nicht mit der Freiheit, von der wir eigentlich in den letzten Monaten der Aula-Souverainität Nichts mehr hatten, als den Namen, die Gesittung selbst, ihr Fundament, zu Grunde gehen sollte. Nur das ist die Frage, ob er nicht viel früher, durch weit gelindere Mittel und mit viel geringeren Opfern herbei zu führen gewesen wäre. Der Meinung, daß dieß hätte geschehen können und sollen, bin ich nun ganz entschieden. Bei solchen Ueberzeugungen, die sich einem Jeden aufdrängen mußten, der in dem Wiener Chaos von wahnsinniger Raserei und perfider Ausbeutung derselben nicht mit untergegangen war, ja, der nur in unsere „radicale" Presse und unseren „democratischen" Club aus der Vogel-Perspektive einen Blick gethan hatte, war denn meine Situation eine durchaus peinliche. Ein Freund, der mir aus Berlin schrieb: Sie werden für das, was Sie litten, schwerlich durch Begeisterung für die Sache entschädigt worden sein! traf den Nagel auf den Kopf. Mir kam jedoch die Muße freundlich zu Hülfe. Während der ärgsten Tage des Bombardements und der Einnahme der Stadt, habe ich den fünften Act einer großen historischen Tragödie geschlossen, an der ich seit zwei Jahren gearbeitet habe. Nicht zu Hause, im Zimmer; da mache ich nie etwas. Sondern auf der Straße, wie ich immer thu', und die Haupt-Scene während der letzten Kanonade, die übrigens mit außerordentlicher Virtuosität executirt wurde. Sehen Sie hierin keinen Egoismus. In Sicherheit ist in solchen Momenten Niemand; in einer bombardirten Stadt giebt es so wenig verassecurirte Plätze, wie auf einem scheiternden Schiff. Ich, obwohl in den letzten drei Tagen mit meiner Frau zur Beruhigung meiner Schwiegermutter bei der letzteren in der Josephstadt mich aufhaltend, hatte so gut wie Andere für mein Bischen Hab und Gut zu zittern, sogar für das Mspt der Tragödie, die ich eben endigte, denn wir wohnen in der Nähe der Burg, die beschossen wurde und ich hatte, weil mir jeder Ort gleich viel und gleich wenig ausgesetzt schien, Nichts bis auf den Oberrock mit genommen. Es war ein einfaches Mittel meiner Natur, sich vom Druck des Elements zu befreien und ich muß es für ein Glück halten, daß ich an diesem Werk, in dem ich das, was meine Vorgänger im deutschen Drama ihr Meisterstück zu nennen pflegten, geliefert zu haben hoffe, noch etwas zu thun hatte. Nun wurde ich des Ekels Herr, den mir der blutbespritzte Aristophanes auf der Straße wohl einflößen mußte. Was mit Wien, mit Deutschland überhaupt, jetzt weiter werden wird — Niemand kann es sagen, wenigstens Niemand, der den alten Aberglauben theilt, daß man das Schlimme durch Vorher-Aussprechen desselben verwirklichen helfe und der an das Gute, an ein erfreuliches Resultat dissoluter Elemente, erst glauben kann, wenn er es sieht!

Alles ist jetzt wieder in den Händen der Regierungen: mögen sie ihren gerechten und heiligen Kampf gegen den ungezügelten Pöbel nicht gegen die Bildung fortsetzen, die ihnen so treu beistand, diesen darnieder zu halten! Ich wünsche es von Herzen!

Für die Europa schicke ich Ihnen ein politisches Gedicht, das ich bei Gelegenheit des S. H. (Schleswig-Holsteinischen) Waffenstillstandes schrieb. Ich sandte es damals an die Red. d. Allg. Z., die es nicht mittheilte, weil die Sache mittlerweile in ein neues, dem durch Dahlmann herbei geführten ganz entgegengesetztes, Stadium getreten war. Das war damals auch ganz richtig, jetzt aber, wo Alles noch immer steht, wie es stand, dürfte das Gedicht als eine Mahnung wohl erscheinen können. Wenn Sie es geben wollen, so bemerken Sie wohl als Redacteur, daß es nicht nachträglich gemacht, sondern gleich im Moment der ersten Entrüstung entstanden ist. Uebrigens ist es das erste Mal, daß ich ein politisches, d. h. nach meiner Theorie, kein Gedicht schrieb.

Ueber die gegenwärtigen Wiener Zustände kann man sich jetzt nicht äußern, schon aus dem einfachen Grunde, weil noch kein Urtheil möglich ist. Interessant war es mir, das, was ich über Geschichtsschreibung längst gedacht und in einer kleinen, das Verhältniß des Dramas zur Historie erörternden Schrift ausgesprochen habe, durch die Wiener Ereignisse factisch bestätigt zu erhalten. Auch das Zusammenstellen der Facta ist schon Construiren, und darum Nichts kläglicher, als den einen Construenten zum Sclaven des anderen machen zu wollen. Sie sehen, ich verspinne Alles unmittelbar in meine Kunst hinein; lächeln Sie immerhin! Es ist doch gewiß kein ganz verwerflicher Grund für meine Ansicht, daß ich, der ich Alles mit durchmachte, mir keine historische Darstellung zutrauen und dabei Niemand mehr Qualification für eine solche zusprechen kann; aber aus Gründen innerster Unmöglichkeit. — Meine Tragödie (sub rosa) heißt Herodes und Mariamne.

Wien den 16ten Juny 1848.

Sie haben mich, lieber Kühne, ohne Zweifel schon für den undankbarsten der Sterblichen erklärt und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Ein so schöner und gewichtiger Aufsatz, wie der Ihrige über mich, hätte mich augenblicklich drängen sollen, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Aber wahrlich, an diesem Drang fehlte es auch nicht, nur an einem ruhigen Moment, ihm zu genügen. Es ist unglaublich, bis auf welchen Grad der Einzelne von der allgemeinen Bewegung in Anspruch genommen wird, wenn er sich nicht wie ein Gott oder ein Narr, der sich für einen Gott hält, in eine Mauernische zurückziehen will. Man erfährt jetzt, warum die Natur das Athemholen nicht zu einem willkürlichen Act gemacht hat; in Zeiten, wie die jetzigen, würde man es vergessen. Ich war nicht einmal immer in Wien, sondern 14 Tage mit einer Deputation in Tyrol. Sie werden mich daher gewiß wieder los sprechen und aufhören, diesen Nachzügler von Brief, den Sie schwerlich mit einem freundlichen Gesicht in die Hand genommen haben, mit finsteren Blicken zu betrachten.

Trotzdem aber, daß mein Handel schlecht steht, muß ich zu Anfang mit Ihnen hadern. Wer war es, der den Vorschlag machte, unsere Briefe der größeren

Sicherheit halber unfrankirt abzuschicken und der sich darnach, nachdem ich in die Falle gegangen war, unterstand, das Frankiren fortzusetzen? Schlagen Sie reuig an Ihre Brust! Wer war es weiter, der mich auf etwas ganz Anderes, als die Europa brachte, auf eine Art von jüngsten Tag vorbereitete, so daß mirs wie ein Schauer aus dem Thal Josaphat kam, als die Nr. 18 endlich erschien, und ich mich nach einem Glas Wasser umsah, einer möglichen Ohnmacht wegen? Und siehe da, der Odem des HERRN war lindes Frühlings-Gesäusel, vor dem der Schnee zerschmolz und die Blüten aufsprangen! War es aber recht, mir erst eine geballte Faust zu zeigen, und mich dann mit Blumen zu bewerfen?

Ihre Abhandlung hat mir innig wohl gethan, und nicht deswegen, weil sie doch ganz anders lobt, als sie tadelt, sondern weil sie auf die Totalität meines Wesens eingeht und die Fäden prüft, bevor sie ein Urtheil über das Gewebe feststellt. Bei diesem Verfahren mag herauskommen, was da will, es wird dabei eine über alle willkürliche Modification hinaus liegende, mit dem Individuum selbst unmittelbar gesetzte Nothwendigkeit aufgedeckt und ich finde mich leicht in's Resultat. Das umgekehrte bringt mich dagegen immer zur Verzweiflung, denn es behandelt ein unergründliches Mysterium der Natur wie ein Rechen-Exempel und kann dem Mißgeschick, Handwerkerfabricate und natürliche Gewächse alle Augenblick mit einander zu verwechseln, ja erstere in ihrer logischen Zweckmäßigkeit den letzteren vorzuziehen, darum auf keine Weise entgehen. Auf diesem Standpunkt ist ein wahres Wort nur zufällig möglich; auf dem von Ihnen gewählten bei hinreichend scharfen Augen ein Irrthum nur in dem Sinn nicht unmöglich, daß die beurtheilte Erscheinung noch nicht alle ihre Entwicklungsphasen hinter sich hat und daß das Verhältniß der in ihr wirkenden Factoren sich noch verändert. Dieß ist, wie ich hoffen zu dürfen glaube, mein Fall; die Schönheit wird in mir noch, wenn auch keinen vollständigen, so doch einen höheren Triumph feiern, wie bisher. Ich kann jedoch keine andere gelten lassen, als die aus dem unbedingt aufgenommenen Kampf und der Ueberwindung aller untergeordneten Momente hervorgehende. Diejenige, die sich an den Dissonanzen vorbeischleicht, verschmähe ich und darum kann ich Manches an Goethe nicht bewundern, wenn ich die Bewunderung Anderer auch sehr wohl begreife. Aber es lichtet sich jetzt schon bedeutend in mir, besonders seit die Conflicte, aus denen meine bisherigen Dramen hervorgingen, auf den Gassen verhandelt und geschichtlich gelöſ't werden, denn der morsche Weltzustand hat auf mir gelastet, als ob ich allein unter ihm zu leiden hätte und es schien mir der Kunst nicht unwürdig, seine Unhaltbarkeit durch ihre Mittel zur Anschauung zu bringen. Dies that ich, natürlich, ohne mir einen Augenblick zu verhehlen, in welchem Mißverhältniß mein Wollen zu meinem Vollbringen stand. Jetzt halte ich mich für abgelöſ't; ich werde das alte Gefängniß ohne Rauchfang und Fenster nicht weiter malen, denn es stürzt ein und man darf an einen neuen Bau denken. Schon in meiner Julia werden Sie das versöhnende Element nicht vermissen, das der Maria Magdalena fehlt, wenn man es nicht, was ich freilich thue, in die tabula rasa setzt. Was auf diese folgt, wenn in dieser Zeit der geladenen Musketen und der erhobenen Knittel überhaupt noch etwas folgen wird und kann, wird aus noch helleren Augen sehen. Und so ergebe ich mich denn, voraus gesetzt, daß mein Schädel noch einige Jahre

unzerschlagen bleibt, der Hoffnung, daß meine neuen Dramen hinter den besten meiner neuen Gedichte nicht zurück bleiben und daß Sie mir das noch einmal bestätigen sollen. Es wäre mir jetzt, nach Ihrem Aufsatz, außerordentlich lieb, wenn wir uns einmal mündlich gegen einander aussprechen könnten. Wir würden uns sehr leicht über das Allgemeine verständigen, denn nun liegen die Ausgangspunkte klar auf beiden Seiten vor. Das Symbolische z. B. das jedem Kunstwerk zu Grunde liegt, fasse ich schwerlich anders, wie Sie selbst: es ist mir niemals ein absichtlich zu Erreichendes, sondern immer nur ein vermöge des bloßen Individualisirungs-Gesetzes, das doch stets die politische, sittliche und religiöse Atmosphäre mit umfaßt und ihr die feinsten Unterscheidungslinien entlehnt, im echten, zur Spitze gediehenen Gestaltungsproceß nothwendig ohne alle Ueber-Tendenz mit Erreichtes und die höchste Probe dieses Processes, ohne den es keine Kunst giebt. Und so Mehreres.

Noch einmal, lieber Kühne, meinen besten Dank für Ihre liebevolle Beschäftigung mit meiner etwas unzugänglichen Individualität, die jedenfalls bis dato einem Tannzapfen noch immer ähnlicher ist, als einer Ananas!

Hier in Wien sieht es schlimm aus, sehr schlimm, denn alles Maaß ist verloren gegangen und was aus einem solchen Zustand hervorgehen muß, erweist sich von selbst.

Meine Frau grüßt Sie und die lieben Ihrigen von Herzen; ich thu' es deßgleichen. An Reisen dürfen wir nicht denken und Sie werden, wenn Sie auch einen Ausflug machen, gewiß nicht hieher kommen. Ein Wiedersehn steht also ferner, als ich vor 4 Monaten dachte. Geben Sie mir wenigstens bald einmal wieder ein Lebenszeichen! Sie können's eher als ich, denn bei Ihnen fallen doch nur die Häuser ein; bei uns bebt die Erde!

In Geh. Rath Neigebaur, der mir Ihr Briefchen überbrachte, habe ich einen sehr einsichtigen und geistreichen Mann kennen gelernt.

Sie hatten in der letzten Zeit in Leipzig und Dresden eine traurige Gelegenheit, den holden Leichtsinn kennen zu lernen, mit welchem unsere sog. Volksmänner das Höchste und Letzte vergeuden. Gerade so ging es im Oktober in Wien her, darum konnte sich der wahre Freund der Freiheit nur mit Ekel und Abscheu von dieser „Bewegung“ abwenden. Welch ein Gewicht hätten die größten Deutschen Städte in dem gegenwärtigen Moment, wo vielleicht die Knute schon für uns geflochten wird, durch ein energisches Auftreten zu gleicher Zeit in die Waagschaale werfen können. Jetzt sind sie, Dank dem Rasen unserer Demokraten, durch das Martial-Gesetz gebunden, weil sie die Stunde der Entscheidung nicht abgewartet, sondern ihr Pulver in die Luft geschossen haben! Was wird nun kommen? Wenn die Crisis nicht, trotz der Fürsten-Coalition, noch umschlägt, so schwebt das Schicksal Polens über Deutschland und die germanische Cultur wird den Weg durch russische Gedärme nehmen müssen, wie die römische einst durch die germanischen Eingeweide wandern mußte. Darüber mag sich denn der Weltgeist trösten, dem es gleichgültig ist und seyn darf, auf welchem Boden die Entwicklung vor sich geht; uns kann es nur mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen.

Sie fragen mich, ob ich ein Blatt, wie Ihre Europa, nicht noch für nothwendig halte. Wie können Sie zweifeln? Für nothwendiger, wie jemals! Unser abgeschmackter Jur. Pol. Lese-Verein hatte es zu Anfang des Jahres abgeschafft und dafür den „Hans Jörgel“, den allerschmutzigsten Rinnstein der schmutzigen und wieder immer schmutziger werdenden Wiener Journalistik als Surrogat acquirirt. Ich drang aber augenblicklich auf die Wieder-Anschaffung und fand dabei auch Unterstützung in jedem gebildeten Mitgliede. Dafür wurde ich gleich durch Ihren Artikel über Heinrich von Kleist belohnt, den ich zu dem Gediegensten rechne, was unsere Literatur in dem Kreise intuitiver Kritik besitzt und für den ich Ihnen persönlich dankbar bin. Ich wollte mich auch in der Allg. Zeit. darüber äußern, aber es wurde Nichts daraus, denn die Redaktion legte zwei Sendungen von mir zurück und da verging mir auf lange die Lust, weiter für sie zu schreiben. Vorgestern habe ich ihr seit 6 Monaten den ersten Brief wieder geschickt, weil ich es für meine Pflicht hielt, mich über den Radicalismus von oben zu äußern; ob sie ihn aber aufnehmen wird, weiß ich nicht, denn ich nahm freilich kein Blatt vor den Mund.

Ich sende Ihnen hiebei ein Ex. meiner Julia, die ich vor zwei Jahren vollendete und die, laut Briefs des Herrn von Küstner, im nächsten Sept. in Berlin zur Aufführung gelangt. Wollen Sie Etwas in der Europa daraus mittheilen, so steht Ihnen das Stück gern zu Diensten; bemerken muß ich jedoch, daß die Scene zwischen Bertram und Christoph (Act 1 Sc. 5 und 6) schon in Ruges Almanach gestanden hat. Eine voran gehende kurze Entwicklung des nothwendigen Gesichtspuncts von Ihrer Hand würde, wenn Sie etwa den ersten Act gäben, wohl nöthig und mir jedenfalls lieb sein. Uebrigens habe ich mit diesem Stück eine Entwicklungs-Epoche abgeschlossen; Herodes und Mar. waltet in einer ganz anderen Sphäre und enthält so viel Versöhnung, als sich mit dem Begriff der Tragödie verträgt. Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre freundliche Anzeige dieses Werkes, das Sie sicher auch für mein bestes erklären werden; leider habe ich nur Ein Mspt., sonst sendete ich es Ihnen zu. Es hatte auf der Bühne nur darum nicht den durchschlagenden Erfolg der Judith, weil es an einem Benefice-Abend der Regie gegeben wurde, der ein ganz eigenes Publikum versammelt, weil dann die Plätze drei- und vierfach theuerer bezahlt werden müssen. Das wird sich im Herbst wieder ausgleichen.

Nächstens sende ich Ihnen mehr; eine Reisebeschreibung, die auf meinem Durchflug des südlichen Frankreichs entstand, ist nicht uninteressant. Leider aber liegt sie noch da, wie ich sie in Wirthshäusern und auf Dampfschiffen mit Bleifeder niederschrieb. Nur ich selbst kann sie entziffern, kein Abschreiber. Doch ich werde mich daran machen. Meiner thätigen Theilnahme an der Eur. seyen Sie gewiß.

Wir sind jetzt auf dem Lande, in Penzing, und haben einen schönen Garten. Nun kann ich zu meinem Erstaunen auch im Sommer arbeiten. Mein Töchterlein ist wieder wohl; es hat aber die natürlichen Blattern gehabt. Das trieb uns heraus.

Wien, den 30sten May 1849. (Penzing, Pfarrgasse No. 63,
Wien, Untere Bräunerstraße No. 1130.)

NB. Hier sind die republicanischen Farben streng verboten. Dennoch sehe ich zu meiner Verwunderung, daß die Rosen sich unterstehen, sie zu tragen.

Wien den 24. July 49.

Wenn Sie irgendwo lesen sollten, ich sey todt, so glauben Sie nicht daran. Es ist nicht wahr, Sie haben den Beweis jetzt in Händen.

Uebrigens ging es in unserem schönen Penzing die letzten acht Tage nicht zum Besten her; wir hatten die Cholera im Hause, unser Hausmeister starb daran und wir, meine Frau und ich, litten die ganze Zeit an der Cholerine, Erstere so stark, daß ich schlimme Dinge besorgen mußte.

Jetzt steht es wieder leidlich und heute zum ersten Male sitze ich wieder in meinem kleinen Pavillon, der auch Ihnen, der herrlichen Aussicht wegen gefallen würde und der aus mir — schaudern Sie! — einen Lope de Vega zu machen scheint, denn in 14 Tagen vollendete ich in ihm ein ganzes Drama und jetzt schreitet Moloch rüstig vorwärts.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr Wort über die Julia und glauben Sie mir: wenn man mich tadelt, wie Sie, so kann ich den Tadel immer vertragen; auch suche ich mir ihn, so weit ich irgend kann, zu Nutze zu machen, und hoffe Ihnen, mit Platen zu reden, meine „Süßigkeit" noch einmal darzuthun. Wer wird sich vor einem reinen Spiegel nicht gerne poliren! Vielleicht finden Sie schon in meinem nächsten Stück, was Sie bisher vermißten; wenigstens kehre ich in den Kreis, aus dem Julia und Maria Magdalena stammen, nie wieder zurück, ich habe ihn Gott Lob hinter mir.

Hiebei erhalten Sie einige Epigramme, politische und unpolitische, auf Abschlag; sie sind erst entstanden.

Was sagen Sie zu Deutschland? Zu Friedericia? Ist es nicht, um — roth zu werden? Nie hätte ich's gedacht und darf als Reconvalescent auch nicht daran denken!

Wien 1849.*)

Ich sende Ihnen hiebei einen zweiten Wiener Brief, von dem es mir lieb wäre, wenn Sie ihn bald brächten. Die Allg. Zeitung verschließt jetzt Jedem ihre Spalten, der sich von hier aus über die Deutsche Sache äußern will; ich habe es schon zwei Mal erfahren. Ich stehe aber in diesem Punct, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen brauche, mit allen hiesigen Journalen im schneidensten Widerspruch und muß wünschen, daß meine Freunde das wissen. Ich bin für Preußen und seine Bestrebungen, mögen sie nun Motive haben, wie sie wollen; nur der Bundesstaat kann uns retten, und Alles, sogar die materielle Existenz, steht auf dem Spiel.

Zugleich sende ich Ihnen meinen Rubin, damit Sie Sich überzeugen, daß ich mit meinen 36 Jahren so wenig verrückt, als impotent geworden bin. Allerdings aber habe ich zwei Thorheiten begangen, für die ich gezüchtigt zu werden verdiente. Die erste bestand darin, daß ich bei einem Blatt, das von allen Seiten verdächtigt wurde, die Redaction des Feuilletons übernahm.**). Was nützt es, daß

*) Ohne näheres Datum, aber wie Kühnes Brief vom 16. Januar 1850 nachweist, offenbar vom Monat Dezember.

**) Bei der Österreichischen Reichszeitung.

ich von der Grundlosigkeit dieser Verdächtigungen überzeugt bin, daß ich ein Ehrenwort empfing, daß ich weiß, wie wenig Geld den Leuten zu Gebote steht, die sich dem Teufel doch wohl nicht umsonst verkauft haben würden? Was hilft es, daß ich mit dem politischen Theil nicht das mindeste zu schaffen habe und Dinge ausspreche, die ich in einem nicht unabhängigen Organe nimmermehr aussprechen dürfte? Die Oesterreichische Reichs-Zeitung ist ein fataler Concurrent und Jeder, der sich bei ihr betheiligt, wird geschmäht und gehaßt. Meine zweite Thorheit bestand nun darin, daß ich bei einer solchen Stimmung des ganzen journalistischen Janhagels gegen mich ein Stück, wie der Rubin, das in Deutschland noch nicht gestempelt und obendrein, schon der Gattung nach, höchst fremdartig war, auf die Wiener Bühne brachte. Nun, ich habe sie gebüßt und ich könnte wirklich glauben, die zehn Jahre lang, die ich mich mit der dem Rubin zu Grunde gelegten Idee beschäftigte, an Geistesabwesenheit gelitten zu haben, wenn nicht Alles, was selbst etwas ist, von Grillparzer an, mein Stück energisch in Schutz nähme und wenn es nicht offen zu Tage läge, daß man nicht gegen den Poeten, sondern gegen den harmlosen Redacteur alle diese Demonstrationen gemacht hat. Freilich hat es auch an Vertheidigern nicht gefehlt, aber mit denen war ich eben so übel daran. Ich lege Ihnen in einer Broschüre eine Probe bei und brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich an die darin entwickelte Allegorie gar nicht gedacht habe. Nie in meinem Leben hoffe ich als Künstler so tief zu sinken, daß ich zu allegorisiren anfange, aber es wird Einem selbst kaum mehr geglaubt, wenn man gegen dergleichen protestirt. Den Fehler habe ich vielleicht begangen, daß ich die duftige Märchenwelt und die reale zu hart an einander rückte; ich glaubte das dadurch, daß ich die letztere in die dem Traum doch verwandte Carricatur auflöste, zu vermitteln, wie Shakespeare es im Sturm ebenfalls machte.

Für Ihre Europa wird eine Mittheilung aus dem Rubin gewiß interessant sein. Die Erscheinungs-Scene der Fatime, die ich mit Bleistift im Mspt. angezeichnet habe, wird sich wohl am Besten dazu eignen; freilich müßten Sie, des Verständnisses wegen, das Vorhergehende in einer kleinen Einleitung erzählen.

Wie finden Sie es, daß die Allg. Zeitung eines Spottgedichtes auf mich, das sie unserem angehenden Dramaturgen zuschreibt, ausführlich gedenkt, daß die Cölln. Zeitung dieß Gedicht sogar abdrucken läßt, und daß beide Blätter eines anderen, wahrhaft schönen Gedichtes von Herrmannsthal, das freilich aus der entgegen gesetzten Melodie geht, nicht einmal erwähnen?

Ich habe in der letzten Zeit Nichtswürdigkeiten erlebt, die ich nicht für möglich gehalten hätte und die ich Ihnen wohl erzählen, aber nicht schreiben kann. Sie werden mich nicht umbringen, aber so weit bleibt man immer Mensch, daß man sie fühlt.

Um baldige Remittirung des Mspt.'s muß ich Sie bitten; ich lasse Ihnen die Scene abschreiben, aber es liegt mir daran, daß Sie das Ganze kennen lernen. Herr von Cotta, der zu mir kam, um seine Allg. Z. bei mir zu entschuldigen, meinte, ich hätte das Stück vor der Aufführung drucken lassen sollen. Ich werde es wahrscheinlich bald erscheinen lassen.

Ein kleines Lieblingsbüchlein von mir: Schnock! empfehle ich Ihrer Güte.

Fürchten Sie nicht, daß mein Feuilleton mich der Europa untreu machen wird; was in diese taugt, taugt in jenes nicht. — — — — — — Der Frau von Goethe geht es nicht zum Besten, doch sieht sie zuweilen Gesellschaft bei sich.

Wien den 13. Januar 1850.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Feuilleton-Betheiligung wird schwerlich noch lange dauern; ich will etwas Ernstes, die Redaction des politischen Theils sähe aber lieber, daß ich Allotria brächte; da fehlt's denn am Kitt. Theuer habe ich den Versuch übrigens bezahlen müssen, ob hier ein Forum für Kritik zu etabliren sey. Ich habe Dinge erlebt, die unglaublich sind; wenn ich Sie persönlich sehe, was sicher bald geschehen wird, werde ich sie Ihnen erzählen.

Ueber unsere politischen Zustände sage ich Nichts, aber ich schreibe Ihnen eine Stelle aus einem Briefe von Auersperg (Grün) ab, die mir erschöpfend scheint; der Brief wird mir eben von einem Freund gebracht, an den er gerichtet ist, und er bevollmächtigt mich zur Mittheilung, selbst zur öffentlichen, jedoch ohne den Namen des Verfassers. Daß er von einem hochstehenden Aristocraten herrührt, darf ich — und also auch Sie, wenn Sie ihn geben wollen — jedoch sagen.

Leipzig, d. 16. Jan. 50.
(Schützenstr. 12.)

An der Trägheit der Materie dieser Welt erlahmen die besten Thaten des Geistes.

Ihre werthe Zusendung (ohne Datum) mit dem Rubin erhielt ich erst im neuen Jahre, las sofort Ihr Drama, ließ Abschrift nehmen, konnte Ihren Wiener Brief aber erst jetzt, in der Lieferung die übermorgen hier zur Versendung fertig ist, erscheinen lassen. So eben im Begriff, Ihnen für Alles herzlichst zu danken, erhalte ich Ihren Brief vom 13. und bedaure daß Sie in Unruhe über den Empfang jenes Packets sein mußten. An Tendler und Schäffer geht noch diese Woche Ihr Mscpt. zurück. Inzwischen las ich auch Ihren Schnock, und erstatte darüber möglichst bald Bericht.

Als ich von Ihrem Rubin aus den Zeitungen hörte, wußte ich zuversichtlich daß Sie mir ihn schicken würden, und freue mich, darüber nicht getäuscht zu sein. Ihr Drama leidet nicht an der Allegorie, — die man ihm ohnedies nur unterschieben wollte; es leidet an der Skizze. Daß Sie wie Shakespeare im Sturm das mährchenhaft Ideale mit der burlesken Wirklichkeit zu hart an einander drängten, löst mir nicht ganz das Räthsel in der widersprechenden Wirkung Ihres Stückes, das in einzelnen Scenen meisterhaft durchgeführt ist und dessen greller Wechsel wie im Sturm den Triumph der Wirkung nur steigern würde, wäre beiden Elementen in allen Momenten reichlicherer Spielraum gegönnt. Im Sturm sind die mährchenhaft ideellen Gestalten wie Prospero, Miranda, vollständig ausgemalt um uns zu gewinnen, und in ihrer Welt heimisch zu machen.

Gleich sehr ist Kaliban mit seinen Gesellen eine in sich fertige Existenz. Auf beiden Seiten kommt man zu Athem, lebt sich ein in das an sich Fremdartigste, so daß wir, auf beiden Seiten Partei, von dem grellen Wechsel zwischen Traum und Wirklichkeit gehoben, nicht befremdet niedergedrückt werden. Mehr Hingebung an die Einzelnheit der Gestalt, mehr Ausmalerei des Individuellen, mehr Ausdauer im Pragmatischen, mehr Vegetation im sachlich Concreten*): und das geniale Wagniß wäre wie im „Sturm" geglückt. — Doch ich doctrinire einem Poeten, und ein Poet kann doch nur Er selbst sein! Sie werden auch gleich streiten, und es verlachen daß der Poet sich, wie ich will, an seine Gestalten mehr verlieren solle. Shakespeare aber verliert sich in der That an seine Geschöpfe, geht ganz auf im Concreten, gibt sich ganz hin und resümirt sich doch im Ganzen und Großen wieder, so daß er, ein intramundaner Gott für seine Schöpfung, dennoch darüber bleibt. Daß Sie, lieber Hebbel, Ihre Stoffe lange (allzu lange!) mit sich herumtragen, verführt nur noch mehr dazu das Resultat für die Genesis zu geben. Es verführt Sie zur Kürze, und an der Kürze — so simpel das klingt — leidet Ihr Rubin. Daß Ihre Tragik schreckt, auch da wo Sie vielleicht meinen sie müsse erhebend wirken, kann Ihnen nicht entgangen sein; Sie sind nicht blos darauf gefaßt; Sie wollen auch diese Wirkung. Und so darf Ihnen auch nicht die Erfahrung entzogen werden, daß Ihre Komik, wo sie Epigramm geblieben, nicht die volle Wirkung übt, die ihrer geistigen Kraft und Ueberlegenheit gebühren sollte. Sie haben Ihren komischen Roman Schnock gekürzt. Ich wage nicht zu behaupten ob Sie daran recht gethan. Ich weiß blos daß die Komik im Schnock erst da wo sie breit wird, ihre Wirksamkeit entfaltet, in der Thierbude, in der köstlichen, überaus gewichtigen Speisekammerscene. Die erste Hälfte der Erzählung ist trocken, gesucht trocken. Warm wird man in aller Dichtung erst wo wohlthuende Hingebung, vollständige Auflösung des dichterischen Subjects in seinem Object beginnt. — Doch genug. Öffentlich mehr. Kritik ist Nothbehelf, u. ich verfalle hier selbst in bloße Skizze. — Von Ihrem Rubin hab' ich Act I in Abschrift nehmen lassen. Die Erscheinungsscene im 2. A. giebt keine richtige Probe des Ganzen. Ich kann zum Besten des Gedichtes nur den 1. Act ganz bringen, falls Sie dies gutheißen. Schreiben Sie mir falls Sie dagegen sind.

Wien den 4. März 1850.

Ihr Vermittler überbrachte mir gestern Morgen Ihr Briefchen und Ihren Aufsatz. Der letztere war mir noch nicht zu Gesicht gekommen, denn die Europa, nach langen Deliberationen wieder bestellt, weil ich und fünf meiner Bekannten sonst ausgetreten wären, war vorgestern wenigstens noch nicht angekommen. Nur Nr. 1 und Nr. 2 lagen auf, die Professor Stubenrauch dem Lese-Verein vor-

*) In meiner Biographie Hebbels in der „Allgemeinen deutschen Biographie" sagte ich, bevor mir dieses Urteil Gustav Kühnes und Hebbels Erwiderung bekannt war, in ähnlichem Gedankengange: „Bei diesem Verdichten der Dinge ist er (Hebbel) zuweilen zu weit gegangen: in der Überzeugung, daß die volle Erkenntnis der Kunst immer nur in einem kleinen Kreise stattfindet, hat er dem mindergeübten Auge zum Auffassen des Lebendigen nicht genug Anhaltspunkte gelassen." Der Herausgeber.

gestreckt hatte, um ihm seine klaffende Lücke decken zu helfen. Die Fortsetzung hat er aber für sich behalten und aus guten Gründen, denn ein Exemplar, was von Hand zu Hand geht, wird immer zerrissen. So habe ich denn das mit Angst gepaarte Vergnügen, mich im Spiegel zu sehen, erst jetzt gehabt, obgleich Ihr erster lieber Brief, den ich durch Frau von Goethe empfing, mir schon einen Ersatz bot.

Ich danke Ihnen herzlich für die liebevolle Theilnahme, die Sie meiner etwas desparaten Natur fortwährend angedeihen lassen. Glauben Sie mir: so sehr ich das unmotivirte Gerede verachte, was sich so oft für Kritik ausgiebt und das Gegentheil davon ist, so hoch schätze ich ein gediegenes Urtheil und so treu bestrebe ich mich, es für meine künftigen Productionen zu nutzen. Sie wissen Selbst wie weit man das kann und bringen den unmittelbar von der Natur gesetzten Unterschied der Individualitäten gleich von vorn herein mit in Anschlag, aber Sie werden Sich gewiß überzeugen, daß ich mein Möglichstes thue. Ich habe den Rubin z. B., den ich bereits zur Veröffentlichung bestimmt hatte, gleich nach Eingang Ihres Briefes zurückgezogen, weil ich glaube, daß Sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben, als Sie den Grund des bei der Aufführung zum Vorschein gekommenen Bruchs in der zu skizzenhaften Behandlung einzelner Momente suchten. Gewiß wird die Stimmung, die es mir erlaubt, die Linien dort, wo es nöthig ist, zu erweitern, sich früher oder später bei mir einstellen und dann wird es geschehen. Ich fühle es selbst, daß ich öfter das Resultat ohne die Genesis gebe; das geschieht jedoch nicht aus Trotz oder aus Gleichgültigkeit gegen das Verstandenwerden, sondern eher aus Ueberschätzung des Publicums und seiner Fassungskraft; ich denke immer: beleidige die Leute doch nicht dadurch, daß du ihnen eine Leiter baust, die sie sich ohne deine Hülfe auch bauen können. So geht es auch bei der Conception meiner Aufsätze zu; ich fürchte impertinent zu werden durch zu große Ausführlichkeit, was sogar auf meinen Styl Einfluß hat, indem ich zu viel in die einzelnen Perioden hineinpfropfe, und werde dann oft dunkel.

Auch was den Schnock betrifft, mag ich im Ausscheiden des Ueberflüssigen zu weit gegangen seyn. Er ist das Erste, was ich, lyrische Gedichte abgerechnet, geschrieben habe und hat mir, als er entstand, große Dienste geleistet. Ich studirte damals in München, und das in dem Winter, wo die Cholera dort wüthete. Die Krankheit räumte in meinem eigenen Hause auf, links und rechts fielen die Menschen um, wie Fliegen, die Todtenwagen flogen durch die Straßen, die Leichenglocken hörten gar nicht auf, zu bimmeln. Ich war ein armer Teufel und konnte für meinen Leib wenig oder gar Nichts thun, um das eben einzubringen, vergönnte ich meiner Phantasie, die ich sonst streng unter Clausur hielt, einige Excursionen und so entstand Schnock, der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd und der Philister. Letzteren, der besser war, wie die anderen beiden Stücke, habe ich später einmal in einem Augenblick höchster Muthlosigkeit nebst Hunderten von Briefen, vielen Gedichten u. s. w. verbrannt; wenn Schnock und Anderes dem nämlichen Schicksal entging, so geschah es nur, weil mein Freund Rousseau die Sachen zufällig in Händen hatte und sich nicht in München, sondern im Gebirg befand. Ich hielt es in jener Stunde für die allerlächerlichste Selbst-

überschätzung, mehr als einen angehenden Candidaten der Rechte vorstellen zu wollen und warf meine Spielpuppen in's Feuer, um mich von meiner Thorheit gründlich zu heilen, indem ich dachte, daß die mich allein verhinderte, auf dem rechten Wege zu bleiben. Um den Philister, einen vollständigen Roman von wenigstens zwanzig Capiteln, thut es mir noch zuweilen leid, da er nach der Erinnerung, die ich von ihm habe, weit über die Sphäre des Schnock hinaus ging. Doch, er hat mir über eine schwere Zeit neben den übrigen Fratzen und Possen, die mich alle Trübsal vergessen ließen, hinweg geholfen und so sey es ihm gegönnt, daß er schon ist, was ich erst werden soll: Staub und Asche!

Das Einzige, was mir nicht eingehen will, ist: was Sie gegen die kleine Vorrede zum Schnock einwenden können. Ich wollte durch dieselbe zweierlei abschneiden. Erstlich wollte ich verhindern, daß man hinter der harmlosen Humoreske nicht abermals etwas Allegorisches suche. Das gelang mir aber keineswegs, denn aus dem Lloyd erfuhr ich, daß Schnock das deutsche Volk (!) vorstellt. Dann wollte ich verhüten, daß man dieß Erstlingswerk nicht für ein Erzeugniß reiferer Jahre halte, was doch zu üblen Verwirrungen Anlaß gegeben hätte. Und Weiteres besagt sie ja nicht.

Die Baumwolle in Solimans Ohren ist aus dem Leben selbst entnommen; der Fall ist meiner eigenen Großmutter von väterlicher Seite begegnet. Sie hielt sich wohl fünf Jahre für taub und hörte wieder gut, als die Nadel das Hinderniß entfernt hatte. Ob aber gut oder schlecht: auf dem Zug liegt im Gedicht kein Accent.

Den Fall der Klara in der M. M. glaube ich retten zu können, wenn wir nur im Auge behalten, daß ich in dem Mädchen keine ideale Menschheit darstellen wollte. Doch müßten wir darüber sprechen und das wird, wenn wir nicht wichtigere Gegenstände finden, den nächsten Sommer geschehen, denn dann kommen wir jedenfalls nach Leipzig und Frau von Goethe, die eben heute bei uns war, auch.

Meine Tragödie Herodes und Mariamne ist bei Gerold unter der Presse. Diese halte ich für mein Bestes, und hoffe, Sie sollen wenige von den alten Fehlern mehr finden.

Statt der Julia hat Herr von Küstner die Maria Magdalena gegeben. Sie wissen, ein Theater-Intendant hat das Privilegium, daß das Sprichwort: ein Wort ein Mann! nicht für ihn gilt. Um die Julia hat er mich selbst ersucht, sie war ausgetheilt, der Tag der Aufführung fixirt u. s. w. Ganz gleichgültig ist mir die Sache nicht, denn hier in Wien haben meine Stücke, trotzdem daß Judith neulich bei brechend-vollem Hause zum zwanzigsten Mal wiederholt wurde, wohl keinen Zutritt mehr.

Hiebei sende ich Ihnen die ersten Verse, die ich in diesem Jahre machte. Mit meiner Feuill.-Redaktion ist's nächstens vorbei, ich trenne die absurde Mesalliance zwischen der Reichszeitung und mir, dann wird der poetische Geist sich wieder rühren.

Wien den 19ten März 1850.

— —

Hiebei sende ich Ihnen ein Exemplar von Herodes und Mariamne. Ich habe in diesem Werk, von dem ich bekenne, daß es mir am Herzen liegt, den Begriff der Nothwendigkeit, und einer solchen, die immer zugleich, wie es der historischen Tragödie geziemt, aus inneren und äußeren Bedingungen hervorgeht, im strengsten Sinne durchzuführen gesucht. Dabei habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Form möglichst zu vereinfachen und die großen historischen Massen sowohl, die die Factoren des psychologischen Processes bilden, als auch das Detail der Nebenpersonen und der Situationen in den Hintergrund zu drängen, da ich überzeugt bin, daß aus dem Styl der Griechen und dem Styl Shakespeares durchaus ein Mittleres gewonnen werden muß. Von diesem Standpunkt aus bitte ich Sie das Werk zu betrachten und dann zu entscheiden, ob ich für das, was ich auf der Einen Seite nothwendig verlor, auf der andern einen hinreichenden Ersatz fand, wie ich doch hoffen mögte. Ich wollte den Standpunkt Anfangs in einem kleinen Vorwort angeben, aber Ihre Bemerkungen über das zum Schnock bewogen mich, das schon geschriebene wieder in den Ofen zu stecken, obgleich unsere Dutzend-Kritikaster, wenn ein Dichter die Farben einmal spart, nie sagen: er hat Grund dazu! sondern: sie sind ihm ausgegangen!

Lassen Sie Sich mein Schmerzenskind herzlich empfohlen seyn, es wird nun lange dauern, bis ich wieder eins in die Welt schicke! Von der Reichszeitung bin ich am 15ten d. M. zurück getreten; wenn aber ein Mensch nicht nach dem Ort, an den der Zufall ihn stellte, sondern nach dem, was er an dem Ort verrichtete, beurtheilt werden soll, so habe ich mich meiner Thätigkeit an dem Blatt nicht zu schämen. Zur Probe lege ich Ihnen die letzte meiner größeren Kritiken, über den Prinzen von Homburg bei.

Ein ausgezeichnetes, nach meiner Meinung in seiner Art einziges Buch habe ich kennen gelernt: Buch der Kindheit von Bogumil Goltz, Frankfurt bei Heinrich Zimmer. Ich mache Sie aufmerksam darauf, falls es Ihnen, wie mir, entgangen seyn sollte. Ich sah den Verfasser bei der Frau von Goethe, er kam von Egypten und ist ein Mann von Granit, wegen dessen ich der Natur, um Anfang und Ende zusammen zu knüpfen, einen Saphir verzeihe. Man muß etwas für ihn thun, da er von der Schriftstellerei leben soll.

Wien d. 24. Oct. 1850.

Herr Carl Geibel in Leipzig wird Ihnen zwei neue oder vielmehr zwei alte, aber erst jetzt gedruckte Stücke von mir übersenden. Eins derselben, den Rubin, habe ich Ihnen gewidmet. Nehmen Sie dieß auf als einen Beweis wahrer Hochachtung.

Meine Mariamne werden Sie im Frühling auch empfangen haben. Die Julia steht vor der Thür. Wer nicht weiß, daß Alles Jahre lang in meinem Pult geruht hat, der könnte glauben, daß ich es auf einen zweiten Kotzebue angelegt habe. Aber was soll ich machen? Die Theater, das hiesige vor allen, sind mir wieder verschlossen, da muß ich schon drucken lassen.

Diesen Winter hoffe ich nun meinen Moloch zu vollenden. Der zweite Act ist fast geschlossen. Ich erhielt im letzten Frühling eine so eindringliche Mahnung an die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, daß ich aufhören werde, mit Haupt-Arbeiten Jahre lang zu spielen, wie es eigentlich immer meine Gewohnheit war.

Es that mir unendlich leid, daß ich Sie im Sommer verfehlte. Ich hatte Ihnen so Manches zu sagen, was sich nicht schreiben läßt. Doch hoffe ich, nächsten Sommer wieder einen Ausflug zu machen und dann werde ich Sie wochenlang vorher benachrichtigen, damit wir uns ein sicheres Rendezvous geben können. Mein dießmaliger Aufenthalt in Leipzig war überhaupt so unangenehm, wie der frühere angenehm. Meine Frau erkrankte auf eine Weise, die mich im höchsten Grade erschreckte. Ich glaube fast, daß sie von der Cholera befallen worden wäre, wenn sie, worauf sie instinctmäßig drang, die Luft nicht verändert hätte. Sie reiste noch höchst unwohl ab, aber unterwegs wurde ihr besser.

Was sagen Sie zu Schleswig-Holstein, zu Deutschland, zur Welt? Ich schrieb vor zehn Jahren:

Deutsche zogen nach Rom, warum nicht Russen nach Deutschland?
Jene waren ein Volk, diese sind nur ein Geschmeiß!

Sollte das nicht wahr seyn? Ich lese seit einem halben Jahr keine Zeitungen mehr, nicht aus Indifferenz, sondern weil ich das Nervenfieber davon bekommen würde und ja doch nicht helfen kann!

Hiebei schicke ich Ihnen etwas, wovon ich hoffe, daß es Ihnen zur Freude und Ihrer Europa zum Nutzen gereichen soll. Es sind Bilder aus Tyrol, auch ein Heftchen Gedichte, von Adolph Pichler aus Tyrol. Der Verfasser ist Professor in Innsbruck und einer der tüchtigsten jungen Oesterreicher, die ich kenne. Er hat den Welsch-Tyroler Krieg mitgemacht, und sowohl über diesen, wie über die Wiener October-Ereignisse zwei treffliche Brochüren geschrieben. Auch Ihr Landsknecht, Schwarzenberg, kennt und lobt ihn sehr. Er kann Ihnen aus Tyrol viel Interessantes mittheilen, aber auch im Allgemeinen tüchtige Arbeiten liefern. Fänden Sie den Anschluß wider Erwarten nicht zur Aufnahme geeignet, so bitte ich Sie, ihn mir recht bald zu remittiren. Ich kann mir das bei Ihrem Bestreben, das Deutsche Leben in seiner vollen Ausdehnung anschaulich zu machen, freilich kaum denken.

Mir ist der Aufenthalt in Wien seit einiger Zeit bedeutend verleidet worden. Doch davon vielleicht ein ander Mal, denn darüber läßt sich nur ausführlich, nicht laconisch reden.

Leipzig, d. 31. Dec. 51.

Die Erfindung der bürgerlichen Jahreszählung hat bei ihrer sonstigen politischen Unschuld zugleich das Gute, daß man sich alter Freundschaftsschulden erinnert. Es liegen mir vom Sept. liebe Zeilen Ihrer Hand vor, die mir Herr Dr. Fritsch mit den seinigen übersandte. Für Ihren Michel Angelo sage ich noch besonders meinen Dank, da meine Freundin Ottilie Goethe schon nach Holtei's Lesung des Stückes soviel Gutes mir davon meldete. Dies Gedicht ist recht eigentlich ein Prologus zu allen Ihren Dichtungen. Unversehens zum Theil

haben Sie sich selbst den Michel untergeschoben und brechen der Kritik den Hals, wie's der dichterische artistische Athlet weiland selbst gethan. Ich las Ihr Stück in einem Freundeskreise hier bei mir. Die Poetischen unter den Hörern, solche wenigstens die sich von geistiger Kraft gern imponiren lassen, — Papa Moscheles nebst Frau, jüngere Freunde, Jul. Hammer aus Dresden, Poet Wickerhauser — Ralph aus Wien, ein poetischer Theolog aus Curland, die Frauen meines Hauses rc. — waren entzückt von der prächtigen Durchführung des Michel. (Kraftgestalten, wenn sie warm gehalten u. mit Liebe durchgeführt sind, wissen auch zu gewinnen, selbst wenn sie cyklopischer Natur sind.) Nur ein Bühnentechniker, Regisseur Moritz aus Stuttgart, sagte: Kalt, kalt! Er meinte damit das allerdings kärglich ausgeführte, fast embryonisch gebliebene Ensemble, den Complex der andern Figuren. Dies die Kritik meines Hörerkreises.

Im Grunde erwarten und verlangen Sie über Ihre Dichtungen keine Kritik. Ich weiß nicht, sagten Sie selbst oder sagte einer Ihrer Freunde nach der Aufführung von Herodes u. Mariamne, es gebe Stücke, bei denen das Publicum durchfällt. Die obige Kritik meines Hörerkreises kann wenigstens amüsiren.

Was ich selbst über Sie schrieb, — namentlich mein letzter Artikel über Herodes u. M., womit Sie vielleicht Gipfel und Extrem Ihrer Entwicklung erreicht, — schrieb ich für meinen Leserkreis, nicht für Sie. Ihr Michel u. seine Kritik der Kritik bestätigt mich darin. Auch sind jedesmal Ihre Dichtungen, wenn sie heraustreten vor's Licht der Welt, viel zu fest, fertig, vielleicht sogar im Pulte allzu überjährig u. steif geworden, um noch — da sie nicht mehr wächsern oder fleischig sind — sich irgendwie fügsam zu erweisen. Wozu also noch Kritik? Daß Sie einmal den Julian Schmidt wichsten, wollte mir scheinen als wären Sie einmal aus der Rolle gefallen. Sie thun besser zu ignoriren. Michel freilich schimpfte, brummte, fluchte; aber doch nicht in einem doctrinären Aufsatze.

Doch Spaß aparte. Ich wünsche Ihnen ein herzlich gutes neues Jahr in dieser Zeit des Elends, der Felonie, der Erniedrigung, aus deren Convolut selbst kein Gott einen neuen Erdenkloß machen könnte.

—

Recht herzlich hat es mich gefreut, einmal wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erblicken. Meinen alten Freund Fritsch hatte ich zu Ihnen geschickt, damit er mir von Ihnen erzählen könne. Leider traf er Sie nicht in Leipzig, und war in seiner Zeit zu beschränkt, Sie auf dem Lande aufzusuchen.

Ich selbst hätte Sie mit meiner Frau zu Ende July überrascht, wenn der Letzteren nicht von der Direction des Burgtheaters ein kleiner fünftägiger Urlaub abgeschlagen worden wäre, dessen wir leider bedurften, da man uns in Berlin zu lange aufgehalten hatte. Das störte alle meine Pläne.

Was Sie mir über meinen Michel Angelo sagen, ist mir sehr interessant: Aber Sie thun mir wahrlich Unrecht, wenn Sie glauben, ich wolle der Kritik den Hals brechen. Lassen Sie mich einfach wiederholen, was ich Ihnen längst einmal schrieb: Niemand hört mit größerem Ernst auf die echte, wie ich. Das

werden meine Sachen beweisen, wenn sie — mögte es mir bald vergönnt seyn, mich zu arrangieren! — dem Publicum in reiferer Gestalt vorgelegt werden. In der Regel freilich zieht man aus der Kritik des ersten Werks den Nutzen erst in dem zweiten, wo man sie anwendet, und so fort. Wie soll es anders seyn; Gott selbst kann dem Menschen, der ihm mißlingt, den Buckel nicht wieder abnehmen, er kann ihn vermöge des eingepflanzten Läuterungstriebes höchstens dahin bringen, daß er sich die Nägel verschneidet und die Haare stutzt.

Am heutigen Tage sende ich an Sie durch die Herren Tendler & Schäffer ein kleines Paquet ab, enthaltend den Epilog zu meiner Genoveva. Nehmen Sie denselben freundlich als eine kleine Beisteuer zur Europa auf. Er wird Ihnen beweisen, daß ich thue, was ich kann, um meinen Arbeiten das all zu Schroffe zu nehmen. Wie ich das Stück schrieb, war er, zwar gleich Anfangs beabsichtigt, aber ich konnte ihn zum Schluß nicht ausführen, ich war zu sehr vom Wirbel des fünften Acts umstrickt. Erst im vorigen Winter kam mir die Stimmung. Ich bedinge mir dafür aber ein Honorar von Ihnen aus, nämlich ein Paar Abdrücke und Ihre Kritik des Herodes, deren Existenz mir erst durch Ihren Brief bekannt wurde. Letztere könnten Sie mir großmüthigerweise wohl gleich unter Kreuzband zusenden. Was Herr Julian Schmidt radotirt ist mir zwar höchst gleichgültig, obgleich es hier in Wien durch eine ordentliche Telegraphen-Linie verbreitet wird, um mir zu schaden, worin Sie den Grund meiner Entgegnung suchen mögen. Was Sie über mich schreiben, sey es contra, sey es pro, ist mir außerordentlich wichtig.

Seit lange geh ich mit dem Gedanken um, meine Sachen einmal zu sammeln, auch hat Weber mich längst dazu aufgefordert. Leider habe ich mit Campe in Hamburg gar keine Contracte gemacht oder auch nur mündliche Verabredungen getroffen. Geben Sie mir da einen Rath, Sie sitzen ja in der Metropole der Buchhändler. Ich verstand damals gar Nichts von Geschäften, gab die Mspt. hin — die Judith für 10 Ldore — und sah ruhig zu, daß Auflagen von 2000 Ex. gemacht wurden, ja freute mich kindischer Weise darüber, weil ich einen Beweis von Werthschätzung darin erblickte!!! Darf ich nun noch immer keine Gesammtausgabe veranstalten, obgleich seit der Erscheinung der Judith bereits 11 Jahre verstrichen? Auch unter der Bedingung nicht, daß Campe den Einzel-Verkauf behält? Sie glauben nicht, wie gern ich es thäte! Meine besten Gedichte stehen in der ersten Sammlung und sind gar nicht bekannt geworden. Die Dramen sind durchgängig verbessert, zum Theil, wie der Epilog zur Genoveva zeigen wird, ganz bedeutend. Und ich kann Nichts machen! Erzeigen Sie mir die Liebe, mir Ihre Ansicht mitzutheilen! — — — — — — — —

In den letzten drei Monaten habe ich ein neues Drama geschrieben, ein historisches, das mir der tiefe Schmerz um Deutschland abgepreßt hat. Sie sind, bis auf drei hiesige Freunde und zwei Personen vom Theater, der Erste, dem ich den Titel mittheile: es heißt Agnes Bernauer. An das Schicksal der modernen Antigone habe ich eine Darstellung des alten, ehrwürdigen Reichs zu knüpfen gesucht, das jetzt begraben zu werden scheint. Ich habe mit unendlicher Begeisterung daran gearbeitet und mich der Prosa der Maria Magdalena bedient; Michel Angelo verhält sich dazu, wie Skizze zum Gemälde. Wenn mich nicht

Alles täuscht, so ist mir noch nie ein Werk so gelungen. Reden läßt sich nicht weiter darüber; ich denke es rasch als Mspt. drucken zu lassen, falls der Buchdrucker nicht gar zu viel fordert, und eines der ersten Ex. ist für Sie. Es kann auch auf jeder Bühne gespielt werden, die hiesige nicht ausgenommen, wenn sie mir nicht ganz versperrt wäre, und wird in München gewiß, sobald ich es schicke, einen freundlichen Willkommen finden.

Ich gebe Ihnen Ihren Glückwunsch zum neuen Jahre von Herzen zurück. An mich denken Sie, wie an ein armes gemartertes Thier, das man mit Nadelstichen tödten will, mit Nadelstichen, die man, um mich desto empfindlicher zu treffen, meiner Frau versetzt. Meine Dichtungen sind meine Schwimmblasen; darum sollen meine Freunde in Deutschland nicht zu hart mit mir in's Gericht gehen.

Wien d. 23. Jan. 1852.

Leipzig, d. 25. April 52.

Längst sind Sie von München zurück, längst hätt' ich Ihnen schreiben sollen u. restire sogar mit dem Ausdruck meines besten Dankes für das Nachspiel zur Genoveva, dessen Abzüge zweifelsohne Ihnen zu Handen gingen. Grunert in Stuttgart schrieb mir darauf, er brenne den Golo zu geben. Manches deutsche Feuer brennt aber unter der Asche, ohne in's Vaterland zu schlagen.

Von München erhielt ich über Ihre Agnes Bernauer keinen Artikel den ich meinen Lesern präsentiren mochte. Bedauere dies schmerzlich. Haben Sie das Stück drucken lassen? Der Melchior Meyer versperrt Ihnen in Berlin den Weg.

Mit nächstem Jahre, falls meine Europa es erlebt, sende ich Ihnen regelmäßig ein Exemplar des Blattes.

Sie gehen mit Sammlung Ihrer Dramen um u. fragen bei mir an, ob Campe dabei zu umgehen. Ich bin der Meinung, Sie fragen, da er ohne Contract Judith &c. in Besitz hat, zuerst bei ihm an ob er die Sammlung wolle. Schlägt er es ab, dann haben Sie freie Hand auf Grund dieser Ablehnung. Allerdings steht Ihnen, soviel ich weiß, im Allgemeinen das Recht der Sammlung zu, allein dies vertracte Vielerlei unserer Gesetzgebungen ist vielsinnig, vieldeutig.

Ich sitze im zweiten Criminalproceß. Zum zweiten Male ward eine Nr. der Europa (25) mit Beschlag belegt und wegen Beleidigung des Präsidenten v. Frankreich, ohne daß dieser Mann gegen mich klagbar wurde, auf Grund § 92 unsres k. sächs. Criminalgesetzes, der gegen Beleidigung „auswärtiger Regenten" bis auf 1 Jahr Gefängniß erkennen kann, die Criminaluntersuchung wider mich eingeleitet. Mein erster Prozeß — in erster Instanz mit Erkenntniß auf 3 Wochen Gefängniß entschieden — schwebt in Dresden.

Dieser Plack, Theuerster, kostet viel Zeit, Geld, gute Laune u. Humor. Wo in deutschen Landen dieses Ensemble hernehmen? Gott behüte Sie. Tausend Grüße.

Wien d. 8. Nov. 1852.

Sie haben mir freundlichst, seit ich Ihnen meinen Genoveva-Prolog schickte, mehrmals ein Lebenszeichen gegeben. Ich hoffte Sie diesen Sommer in Leipzig zu sprechen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Statt nach Deutschland wurde ich im July nach Italien verschlagen und besah mir Venedig und Mailand.

Ihre letzte Kritik über mich, meisterhaft in der Fassung, wie Alles, was von Ihnen ausgeht, habe ich mir nicht mehr aneignen können. Vielleicht wird sie mir durch die Ergänzungen, welche meine späteren Arbeiten möglicherweise hervorrufen, zugänglicher. Thatsächliche Irrthümer will ich doch in Kürze berichtigen. Den Ausspruch, daß es Stücke gebe, denen gegenüber nur das Publicum durchfallen könne, that ich allerdings, aber bei Gelegenheit eines Dramas von Heinrich von Kleist.*) Haben die Wiener Skribler — — — — — — — — — — das Gegentheil in die Welt hinausgeschrieben, so haben sie gelogen, wie sie denn überhaupt seit Jahren mit wenigen Ausnahmen über mich kein wahres Wort mehr sagen. Mein Herodes hat bei der ersten Darstellung in Wien freilich nicht berauschend gewirkt; das konnte er nicht, ganz abgesehen von der absonderlichen Beschaffenheit des Darstellungsabends, wegen der durch den Stoff gebotenen Concentration und wegen der vielleicht zu stolzen Verschmähung alles Beiwerks, alles Putzes und alles Prunks. Aber wahrlich, er drang immer noch tief genug ein! Wiederholt konnte er nicht gleich werden, weil am folgenden Tage ein Paar der ersten Mitwirkenden nach Olmüz berufen wurden, um dort vor'm Kaiser zu spielen. Erst zu Pfingsten war das bis dahin immer zerrissene Personal wieder beisammen und auf den zweiten Pfingsttag setzte Herr von Holbein mein Stück auch gleich wieder an. Aber ich selbst bat, nun es doch einmal so lange gedauert hatte, um Verschiebung bis zum Herbst, und im Herbst begann ein neues Regiment, welches die Verpflichtungen des alten nicht mehr anerkannte. Brächte man ihn jetzt wieder auf die Bühne, er hätte sicher ein ganz anderes Schicksal, als die ihm nachgeahmten „Makkabäer", die gestern Abend über die Bretter gingen und die eine Niederlage erlitten, wogegen seine etwas kühle Aufnahme der glänzendste Sieg war. Auf der Liste der Dichter, die meine Schüler seyn sollten, vermißte ich manchen Namen, der dahin gehört, finde den von Siegmund Engländer. Aber Engländer war fertig, ehe er mich kennen lernte und empfing nie von mir einen bestimmenden Eindruck, wie sich 1848 nur zu deutlich zeigte; übrigens gab er sich nie für einen Producenten und für eine bedeutende Natur halte ich ihn noch jetzt. Mein Moloch, von dem drei Acte vollendet sind, mag sich selbst rechtfertigen; ein Schluß aus einer einzigen Scene auf das Ganze war doch vielleicht gewagt. Doch, hiermit überschreite ich den Kreis des Thatsächlichen. Ich sende Ihnen hiebei ein Ex. der Agnes Bernauer; erst in diesen Tagen ließ ich sie drucken, weil die Nachfrage sich mehrt. Prüfen Sie nur selbst, ob hier ein Vater an seinem Sohn „herum experimentirt", oder ob ein Fürst, der Alles aufbietet, was er kann, um sich den letzten Schritt zu ersparen, der einen neuen Thronfolger ernennt und Albrecht mit beiden Händen die Pforte zum Privatleben aufstößt, mit Schmerz, aber freilich auch mit Ernst, seine Pflicht erfüllt. Ich glaube das Letztere und ich

*) Hebbel meint: den zerbrochenen Krug.

bin auch ein Mensch, der sich nicht in unbestimmten Gefühlen herum treibt, sondern es sich sauer werden ließ, sich selbst und seine Poesie mit den leitenden Gesetzen der Welt in Einklang zu bringen.

Für die Europa ein kleines Gedicht, eine mir selbst sehr liebe Frucht des Herbstes; bis jetzt die einzige.

Leipzig, d. 18. Nov. 52.

So eben las ich Act 1 Ihrer Bernauerin. Ich meine, ein Abdruck dieser Introduction sei als Probe, als Orientirung in Ton u. Farbe des Gemäldes die beste Kritik, die beste thatsächliche Beweislieferung für Ihr Stück. Das ist ja so schlicht u. treu, wahrhaft lieblich in dieser rührenden Einfalt. Ich meine, der Act sei wie das beste Dorfgeschichtsgenre das als so concret, sachlich treffend u. wirklichkeitswahr gerühmt wird.

Ich las nicht sofort weiter, weil ich was Gut's gern mit Andern genieße. Als Redacteur stelle aber sogleich obige Anfrage, oder besser, setze Ihre Genehmigung des Act 1 dreist voraus u. lasse für meine schwarze Kammer copiren. Haben Sie aber Gründe dagegen, so ist's noch Zeit zum Veto, wenn Sie's gleich erheben wollen. Heinrich Marr äußerte hier, Sie hätten in der Agnes zuerst u. entschieden den Brettern Concessionen gemacht. Interessirt mich nicht so sehr als wenn Sie Concessionen, wie's in den Sachen menschlicher Wesen liegt, dem Mittelschlag des guten Herzens und des einfältigen Verstandes gemacht haben. Dann würde ich von Herzen: Triumph! rufen.

Wie ich über den Conflict zwischen Vater u. Sohn denken werde, melde ich Ihnen gleich nach der Beendigung der Lectüre.

Ihr werther Brief vom 8. mit so großmüthiger Unterdrückung all dessen was Sie verletzt haben mag, hat mich wahrhaft tief erfreut.

Wien den 19ten Nov. 1852.

Ihren werthen Brief empfing ich zugleich mit Briefen aus Stuttgart von Grunert, Löwe und dem Intendanten Gall, die mir einstimmig berichten, daß Agnes Bernauer dort am 14ten mit größtem Erfolg über die Bretter gegangen ist. Grunert, dessen persönliche Annäherung mich ungemein erfreut, spricht von einem glänzenden Sieg; Löwe schreibt, seit Jahren habe kein Drama so durchgegriffen; Gall nennt sie ein unzweifelhaftes Repertoir- und Cassenstück. Zwei Zeugen beweisen, und hier sind drei.

Ihre Anfrage wegen Abbruch des ersten Acts haben Sie gestellt, bevor Sie das ganze Stück kannten. Ich antworte Ihnen, daß ich Nichts dagegen habe, wenn Sie das Stück billigen, wie den Act und es unter Ihren Schild stellen, indem Sie eine Einleitung dazu schreiben, in welcher Sie dieß aussprechen. Das scheint mir nach Allem, was vorher ging, nothwendig, wenn ich ein Fragment vom Stapel laufen lassen soll.

Ihre Rede über Schiller habe ich, so sehr die Stunde auch drängt, rasch gelesen; sie ist so wahr, als schön und das will viel sagen. — — — —

Judith machte mir neulich den Spaß, daß sie sich in der Türkei (in Bukarest) auf's Theater schlich.

Erlauben Sie mir eine Anfrage. Ich bin, wie Sie vielleicht wissen, Herausgeber der sämmtlichen Werke des verewigten Feuchtersleben und von diesen hat der siebente und letzte Band so eben die Presse verlassen. Verträgt sich eine Anzeige meines Autors mit Ihren übrigen Arbeiten und Beschäftigungen? Sagen Sie mir das, damit ich im Bejahungsfall ein Exemplar an Sie besorgen kann; mein Verleger schickt sie natürlich nicht aufs Gerathewohl an die Journale ab und bei dem Werth der Sachen ist es ihm auch nicht zu verdenken. Nehmen Sie jedoch keinen Anstand, die Anzeige abzulehnen, wenn Sie Sich nicht dazu gedrungen fühlen, und am wenigsten aus Rücksicht auf mich, ich bin hier bloß der Vermittler.

Es that mir sehr leid, daß ich diesen Sommer nicht auf ein paar Tage nach Leipzig zurück kehren konnte; aber ein Ausflug nach Helgoland kostete zu viel Zeit. Ich hatte Einiges auf dem Herzen, was ich Ihnen zwar andeutete, was ich aber gerne gründlicher mit Ihnen durchgesprochen hätte, als es im Keller, wo wir uns zuletzt sahen, möglich war. Die steife Feder ist eine so schlechte Stellvertreterin der Zunge, daß ich in Lebensverhältnissen fast nie zu ihr greife und manches Räthsel lieber Jahre lang ungelöst stehen lasse, doch sey es dieß Mal gewagt. Sie wissen, daß ich nicht empfindlich bin; wer eine Kritik, wie Ihre letzte über mich, nicht bloß verschluckt, sondern auch verdaut, der hat's bewiesen. Ich fürchte daher keine Mißdeutung, wenn ich Ihnen offen bekenne, daß ich Ihre Note zum ersten Act der Agnes Bernauer nicht als Erfüllung der Bedingung betrachten kann, unter welcher ich ihn hergab. Was Sie löblich am Styl finden, stellen Sie hin, als ob es den Dorfgeschichtenschreibern abgelernt wäre, über das Ganze sagen Sie gar Nichts und über den Bühnen-Erfolg in Stuttgart, der so entschieden war, daß Herr von Gall, der Intendant, das Stück augenblicklich als Repertoir- und Cassenstück bezeichnete, äußern Sie Sich, als ob er die theatralische Lebensfähigkeit noch zweifelhaft gelassen hätte. Ich antwortete Ihnen aber ausdrücklich: bringen Sie den Act, wenn Sie über das Ganze urtheilen, wie über die Exposition, und dazu hatte ich guten Grund, denn auf die in der Europa mitgetheilte erste Scene des ersten Acts meines Moloch hin, die noch in demselben Act ihr rein menschliches Gegengewicht findet, wird bis auf den gegenwärtigen Tag über das Werk der Stab gebrochen und das ist dem Publicum gegenüber keine Kleinigkeit. Fassen Sie dieß Alles einmal zusammen, bringen Sie in Anschlag, wie weit, und aus welchen Motiven, meine Feinde gehen, und dann fragen Sie Sich, ob ich über Werke, wie Herodes, Michel Angelo und Agnes Bernauer, von meinen Freunden nicht auch einmal ein warmes, nicht gar zu genau nach dem letzten Spruch der Geschichte bemessenes Wort verdient habe. Dieß mußte ich Ihnen sagen; nehmen Sie es hin, wie ich's biete, nämlich harmlos.

Für die Ehre, mich unter den Zeitgenossen mit paradiren zu lassen, danke ich Ihnen; ich habe mich ungemein an meinem Conterfei ergötzt, besonders an dem Armstuhl und dem Sandfaß. Etwas langsam erhalte ich die Europa noch immer, jedoch sicher, so ist das Portrait noch nicht in meinen Händen (ich erhielt es durch Uhl zur Ansicht) aber es bleibt nicht aus und vielleicht hänge ich's unter Glas und Rahmen auf. In Leipzig war die Judith wie ich

höre; lassen Sie mich wissen, ich bitte sehr darum, mit welchem Schluß, mit dem Wiener oder einem eigenmächtig hinzugefügten; denn ich weiß von Nichts. — — — —

Wien den 13. Nov. 53.

Dresden, 3. Jan. 63.

Gott zum Gruß, lieber Hebbel.

Das alte Jahr ist abgelaufen, u. wie man sich beim Wechsel alter Schulden erinnert, so legt' ich mir auch Ihren werthen Brief vom Mai v. J. zurecht, Ihnen dafür zu danken.

Von England zurück, fand ich jene Zeilen mit der willkommenen Sendung Ihres Nibelungendramas, dessen Lectüre sich leider verzögerte, weil ich, heiß dampfend von den Eindrücken des armen Padd, diesen Eifer nicht verrauchen lassen durfte, die Umgestaltung meiner Rebellen v. Irland, — sie war sehr schmerzhaft u. mühsam, — zu vollenden. Erst im Seebad, dessen ich bedurfte nach dieser Arbeit, las ich Ihr Werk u. kam Ihrem Wunsche nach. Ich hätte besser gethan, noch länger zu warten u. die hies. Aufführung der Geibelschen Brunhild als Gegenstück auf mich einwirken zu lassen. (Ich halte diese für entschieden verfehlt, für einen entschiedenen Unsinn, dem großen Stoff das Mythische abzustreifen, im Wahn, dem Geschlecht von heute die markigen Gestalten mit dem Ungeheueren ihres Thuns u. Fühlens näher zu rücken. Wenn Menschen modernen Empfindens dasselbe Thema in die Hand nehmen, wird es erst recht zur schreiendsten Unmöglichkeit. Indessen spielte man das Geibelsche Stück hier, weil eine Virtuosin sich in diese Brunhild vernarrt, und Sie wissen, man spielt ja nicht der Dichter, sondern der Virtuosen wegen.) Meinem Freund Düringer hatte ich in Berlin, bei der Rückreise von Rügen, aufgetragen, mich wissen zu lassen, wann Ihr Stück in Szene ginge. Auch hatte ich ihm den Artikel geschickt mit Hinweis auf dämonisch rothes Licht für die Gestalt u. Heimath Ihrer Brunhild. Der gute Freund meldete mir nichts, u. nach zwei Aufführungen seh' ich das Stück nicht auf dem Repertoir. Welch eine Schlaffheit reißt jetzt wieder ein! Und wie steht's mit der Misère der Intelligenz des um dieser willen gerühmten Berlin! — Wollen Sie mich nicht wissen lassen, wie es Ihnen in Wien mit den Nibelungen ergeht?

Wien den 9. März 1863.

Die Nachsicht, deren Sie zu zu bedürfen glaubten, muß ich auch für mich selbst in Anspruch nehmen. Ich habe meine Antwort zwar keine acht Monate verschoben, sondern nur zwei, denn Sie schrieben mir am 3ten Januar. Aber dafür war ich auch nicht in Irland und im Seebade, wie Sie, sondern saß ruhig zu Hause.

Den ersten bis dritten Band Ihrer sämmtlichen Werke habe ich richtig erhalten; etwas, jedoch nicht viel früher, als Ihren Brief. Ich danke Ihnen herzlich dafür und werde, wenn Ihr ganzes geistiges Ich erst einmal im Buch-Reflex beisammen ist, Ihr Bild, wie es mir vorkommt, mit Freuden „frisch, frei, fröhlich, fromm“ in einer ausführlichen Characteristik wieder zu spiegeln suchen.

Mit Heinrich Heine, mit dem ich vielleicht mehr Berührungen hatte, wie die meisten von denen, die sich nach seinem Tode des Breiteren über ihn vernehmen ließen, beabsichtige ich ein Gleiches und warte nur noch auf die letzten Bände; ich will mit dieser Arbeit meinen nächsten Sommer-Aufenthalt in Gmunden ausfüllen. Denn das scheint mir der eigentliche Sinn einer Gesammt-Ausgabe, daß die Kritik, die gegen die einzelnen Manifestationen eines Schriftstellers nothwendig zuweilen ungerecht seyn muß, weil sie sich alle bedingen und nur nach und nach hervortreten können, sich bemüht, sie auf den Mittelpunkt zurück zu führen, aus dem sie hervorgingen, und sie durch diesen mit einander auszugleichen. Vielleicht kann ich Ihnen bald mit meinen Schriften ein Gegengeschenk machen. Cotta zeigte sich geneigt, als ich ihn auf meiner Durchreise von England kommend, sprach, die Sammlung zu übernehmen und auch Campe hat Lust. Doch scheue ich die Arbeit, da noch so viel Anderes auf mir liegt; ohnehin ist der Eine todt.

Meine Nibelungen waren bis 1sten Januar in Berlin doch schon drei Mal wiederholt und Hülsen hat sie später mit entschiedenerem Erfolg wieder aufgenommen. In Weimar wurden sie in 9 Monaten vier Mal gegeben; das ist so viel, wie in einer großen Stadt 20 Mal und geht über den fatalen Succès d'estime bedeutend hinaus. Von einem solchen war auch in Schwerin nicht die Rede. In Wien sind sie so durchgeschlagen, daß das Haus bei jeder Vorstellung ausverkauft ist und Ihr Freund Laube sie (gegen meinen Freund Kompert) für ein Zugstück erklärt, obgleich die unangenehmsten Störungen, Schauspieler-Erkrankungen 2c. die Wiederholungen auseinander zerrten, was bekanntlich lebensgefährlich ist. Die Fremden in den Gasthöfen bestürmten mich bei der fünften Vorstellung um Billete, weil um zehn Uhr Morgens kein Sitz mehr zu haben war; eine Thatsache, die in der practischen Frage gewiß schwer wiegt. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß meine Judith in Wien über 30 Mal gegeben wurde, meine Maria Magdalena über 15 Mal, und daß beide Stücke unter dem neueren Regime vom Repertoire aus unbekannten Gründen verschwanden, nicht aber, weil die Theilnahme des Publicums nachließ, so werden Sie ohne Zweifel finden, daß mein Verhältniß zur realen Bühne beträchtlich anders ist, als Sie, auf ungenaue und unrichtige Daten gestützt, es darstellten und diesen Theil Ihrer Kritik im Interesse der bezifferten Wahrheit revidiren. Meine Karte werden Sie gefunden haben; ich hatte Ihnen einen Ueberfall zugedacht, aber Sie hatten Sich in einen Fisch verwandelt und tummelten Sich in der Nordsee.

In alter Anhänglichkeit
mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr
Fr. Hebbel.

Bogumil Goltz an Hebbel.

Thorn den 17./4. 50.

Verehrter Herr und Freund!

Nicht wahr, — Sie vergaßen nicht den kuriosen Reisenden und Literaten von Thorn, denn der Mann war grämlich und ungebehrdig genug; — noch weniger vergißt aber ein Mann und Menschenkind Ihres Schlages sein Wort. — So schreiben Sie mir denn die versprochene Beglaubigung für das literaturfeste und feiste Wien. — Aber dieser Genie-Paß muß eine Art Bombe und krepirender Granate, womöglich eine preußische Schrapnelle seyn — sonst verspüren die gebratenen Hähndel nichts von dem Traktat. Gebratene Hühner und Wiener Literatur-Mägen nehmen sich, denk ich, nicht viel — und die Köpfe wie die Gemüther schienen mir ziemlich bombenfest. Gott verzeih mir die Sünde, aber wie der alte deutsche Gott dieser deutschen Stadt das Gemüth nachsagen konnte durch Volkes Stimme, das weiß ich nicht. — Satt gegessen, satt getrunken war mir in Wien zu Muthe, sonst hab ich weiter kein Gemüth profitirt. — Frau v. Goethe ist doch sicherlich keine Wienerin, sonst wollt' ich ihr meine schlechten Witze auf den Knieen abbitten und Sie selbst mit Ihrer so herzigen und gescheuten Gattin sind wahrhaftig auch nicht aus Wien — denn sonst hoffte ich auf keine Einlösung Ihres Worts. — Der Glaube an die Deutsche Gemüthstiefe ist aber wohl überall ein schöner Traum, denn in Berlin, in München ꝛc. haben die Leute so viel Gemüth wie ein Zeisig, der sein Futter gefressen hat.

Ich glaube, wir machen uns Alle vor Gott und vor der Welt-Geschichte zum Narren — Gott bessere es!!

Ihre liebe Frau hat es mir angethan — als Judith und noch mehr als sie mich so herzlich zum Freunde ihres Gatten erwählt hat. Küssen Sie ihr respektvoll in meinem Rahmen die Hand und wollen Sie ein Exemplar Ihrer Rezension meinem Verleger H. Zimmer in Erlangen übersenden. Gott und der heilige Geist d. Wahrheit und Treue mit uns Allen.

Ihr treu ergebener Freund u. Diener

B. Goltz.

Thorn 7./1. 53.

Verehrter Herr und Freund!

Leben Sie noch; — haben Sie noch einen getreulichen Gedanken, ein Atomchen Herz für einen gewissen Aegypter im altmodigen Frack, mit altmodigen Empfindungen u. neumodigen Gedanken (wie Kühne sagt „in der Schwebe auf-

gehängt zwischen alten Grillen u. modernen Gedanken"). Gut denn. Sie sind noch der Alte! — warum lassen Sie denn kein Wörtchen von sich hören? — Ich habe Ihnen durch Brockhaus mein „Jugendleben" zugeschickt; lohnt es nicht die Kritik — haben Sie keine Zeit? Es geht Ihnen sicherlich wie allen liter. Notabilitäten. Sie wälzen den Stein des Sisyphus. — Hol der Henker Literatur, Bücher, Rezensionen, Prätensionen, Zumuthungen und die Celebrität 2c.

Ich sage Ihnen und schwöre Ihnen dies: Es steht ein Bild vor meiner Seele: Ihre liebe, prächtige, stattliche, herzige Frau — „als Judith" in dem frischen, originell gefärbten Dichtwerk des Herrn und Gemahls. Lebhafter ergriff's mich noch, wie diese Frau mich nach wenig Minuten versicherte „ich müsse in Wien bleiben, der Freund ihres Mannes werden" — und diesen Mann hab' ich eben so wenig vergessen, der so gescheut und herzig war: daß ihm sogar meine Ungeberdigkeit und mein Schimpfiren Spaß machte.

Da sah ich, mit was für Menschen ich zu thun hatte (mit richtigen Leuten). Was macht Frau v. Goethe, die seltene Frau; — und wo ist Graf Nostitz, der liebenswürdige Mann mit seiner wahrhaftigen Gräfin. Ich bitte schön — wo ist der augenblickliche Wohnort des herrlichen Paares, an denen jeder Blutstropfen Humanität ist.

Lieber Herr und Freund: ich habe eine wüthende Bangigkeit nach Ihnen nach Wien — nach jenen Stunden, die ich dort gelebt! — Mein Buch über Aegypten (Titel: ein Kleinstädter in Aegypten) erscheint Ostern bei Franz Dunker in Berlin.

Ich habe in Koenigsberg unter großem Zulauf Vorlesungen über Aegypten gehalten — aus dem Leibe, der Seele, dem Geiste heraus, aus meiner Art heraus, ich hasse die Convenienzen u. Affektation, die Schablonen — die adoptirten Manieren der Männchen 2c. Ich bin ich. Bin ich ein Gauckler, werd' ich durch Hals-Recken kein Schwan.

Ich muß Wien, ich muß Sie sehen; Ihre herzliebe Gattin, die Judith mit den schönen Armen — mit den prächtigen herzigen Augen, warum konnte ich sie nicht in Berlin sehen. Donnerwetter! — Sagen Sie mir, schreiben Sie mir: Kann man in Wien Vorlesungen halten; würden die Leute für 6 Vorlesungen 2 Thlr. oder $1^1/_2$ zahlen —

In Koenigsberg lieset, kennt man, liebt u. ehrt man Sie — Sie haben sich durchgeschlagen durch die Unmasse der Literaten. Gott oder unser guter Engel schütze uns Alle aber ohne Muckerei; (von der ich kein Freund bin). Ich küsse Ihrer Judith die Hand und bin

Ihr getreuester Freund u. Diener

B. Goltz.

Bis dat, qui cito dat. Ich weiß, Sie sind ein herziger Mann — schreiben Sie bald.

Hebbel an Wilhelm Jordan.

Längst, verehrtester Herr, bin ich in Ihrer Schuld, freilich ohne es selbst gewußt zu haben. Obgleich in der größten Deutschen Stadt lebend, kommen mir die neueren Erzeugnisse unserer Literatur doch immer erst spät in die Hände, weil mich wissenschaftliche Studien vielfach in Anspruch nehmen und ich keine Journale lese. So ist es mir auch mit Ihrem Demiurgos ergangen, und nun sehe ich denn nicht ohne Beschämung, daß mir nicht bloß ein an Geist und Poesie reiches Buch fremd geblieben ist, sondern daß ich Ihnen auch für ein mich hoch ehrendes Wort bis jetzt den Dank vorenthalten habe.*) Lassen Sie sich diesen Dank noch jetzt gefallen, und seyn Sie überzeugt, daß mich Ihre Anerkennung um so mehr erfreut hat, als ich die Lösung des ungeheuren gesellschaftlichen Problems, an dem die Welt sich nun fast schon ein Jahrhundert abarbeitet, mit Ihnen auf gleichem Wege suche. Der flache Rationalismus unserer Tage mit seiner abstracten Consequenzmacherei hat keinen entschiedeneren Feind, als mich, und wenn man aus meinen Arbeiten mitunter wohl das Gegentheil ableiten zu können glaubte, so war das in meinen Augen nur ein Beweis mehr für die allgemeine Oberflächlichkeit, womit man Personen und Dinge betrachtet. Meine vor kurzem erschienene Agnes Bernauer und der nächstens folgende Michel Angelo wird jedoch wohl auch den Letzten enttäuschen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr wahrhaft ergebener

Wien d. 12ten März 1855. Dr. Fr. Hebbel.

Wilhelm Jordan an Hebbel.

Frankfurt a/M 18. März 1855.

Verehrter Herr!

Es freut mich innig, daß mein Dichtergruß endlich angekommen ist und in einem so schönen Wiederhall zu mir zurückkehrt. Mit welcher tiefen Theilnahme ich schon seit einer Reihe von Jahren Sie begleite, das hätte Ihnen schon lange vor jenen, gegen unsre gemeinschaftlichen Blattläuse gerichteten Versen Ihr Freund, Dr. Bamberg erzählen können; denn als ich ihm im J. 1848 in Paris die Anfänge des Demiurgos mittheilte, waren Sie der Hauptgegenstand unseres Verkehrs. Schon oft habe ich Ihnen in Gedanken die Hand gedrückt, als dem Einzigen Kunstgenossen in der neueren Literatur, welcher den Dichterberuf als

*) Die betreffende Stelle bei Jordan lautet:

„Beim Singturnier, bei dem Gedankenblöße
Gefordert wird und Kunstvollendung heißt,
Beneid' ich Keinem die Posaunenstöße,
Mit welchen man die Mondscheinsänger preis't.
Ich lobe mir die still bewußte Größe
Von Friedrich Hebbels tiefem Dichtergeist;
Man lehrt ihn keck und lernt ihn kaum begreifen,
Der Sprosser singt — und läßt die Gimpel pfeifen."

Vergl. „Tagebücher" II S. 419 u. 420.

ein heiliges Prophetenamt begreift und ausübt. Ich freue mich, dies nun durch Ihre eignen Worte bestätigt zu hören und künftig auch auf Ihre Theilnahme für meine Arbeiten im Sinn unserer gleichartigen Sendung zählen zu können.

Ihre Agnes Bernauer hab ich erst kürzlich gelesen. Was ich an ihr mit besonderem Vergnügen wahrgenommen habe, ist ihre größere Zugänglichkeit für das Publicum, ihre Befähigung unmittelbar zu wirken u. d. Zuschauer mit der Idee zu durchdringen, bevor er es merkt, daß sie vorhanden ist und daß er für sie gewonnen werden soll. Sie haben bisher zu ausschließlich schweres Gold gemünzt; jetzt beginnen Sie Courant nebst dem nöthigen Quantum Scheidemünze zu schlagen.

Von Ihrem Michel Angelo kenne ich bisher nur einige Fragmente, die, wenn ich nicht irre, die Blätter für literar. Unterhaltung brachten. Sie haben mich sehr begierig gemacht auf das Ganze.

Es wird Ihnen inzwischen vielleicht zur Kunde gekommen sein, daß ich vor Kurzem mit einem Lustspiel „die Liebesleugner" die Bretter betreten, welches hier bereits siebenmal und kürzlich auch in Wiesbaden mit ungewöhnlichem Erfolge gegeben wurde. Meine dadurch entstandene Verbindung mit dem hiesigen Theater habe ich bereits benutzt zu einem Versuch, Ihre Agnes B. zur Annahme zu bringen. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, damit später durchzudringen, wenn die gegenwärtige Directions-Krisis vorüber ist. Besitzen Sie, wie ich nach einer Aeußerung in der Vorrede vermuthe, eine kürzere Bühnenredaction des Stückes, so würden Sie mir die Erreichung meines Zweckes durch Einsendung derselben vielleicht wesentlich erleichtern können.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr freundschaftlich ergebener

Dr. Wilhelm Jordan.

Hebbel an Wilhelm Jordan.

Wien d. 22ten Juny 1855.

Verehrter Herr!

Sie mögen Sich nicht wenig verwundert haben, daß ich Ihnen bis jetzt die Antwort auf Ihren Brief schuldig blieb. Schreiben Sie die Zögerung bloß meinem Wunsche zu, Ihnen zugleich ein Exemplar meines Michel Angelo übersenden zu können. Ich glaubte nicht, daß der Druck desselben sich so lange hinziehen würde, und kam so trotz meines besten Willens in Rückstand gegen Sie. Jetzt ist das Stück da und erfolgt hiebei; vielleicht machen Sie mir mit Ihren „Liebesläugnern", über die ich viel Günstiges gelesen habe, ein Gegengeschenk.

Unser gemeinschaftlicher Freund Bamberg war mittlerweile bei Gelegenheit der Herüberkunft des französischen Ministers in Wien*) und hat mir Manches von Ihnen erzählt. Es war mir sehr lieb, ihn nach einer fast zehnjährigen Trennung einmal wieder zu sehen, doch war er hier leider überbeschäftigt.

*) Vergleiche über meine damalige Wiener Reise meine Note in Hebbels Tagebüchern Bd. II. S. 420.

Ihre Äußerung über die Agnes Bernauer war mir höchst interessant. Ich wünschte mir und dem Drama von Herzen, daß sie sich bewähren mögte, aber ich fürchte, daß den Massen gegenüber das, was im Detail durch größere Zugänglichkeit etwa gewonnen seyn mag, durch den schneidenden Ernst der Grund-Idee wieder verloren geht. So besorge ich auch, daß man den Michel Angelo kurzweg für ein Künstler-Drama erklären, und allenfalls dem Haupt-Character sein Compliment machen wird, während ich doch meine, einen ganz allgemeinen ethischen Proceß dargestellt zu haben, der sich in jedem Menschenleben wiederholt und im Künstler höchstens etwas schärfer hervortritt.

Ihr Frankfurter Theater ist inzwischen in die Luft geflogen, weshalb ich den Theaterschluß der Agnes Bernauer nicht beischließe. Ich danke Ihnen aber auf das Herzlichste für Ihre Bemühungen und würde Ihnen gerne Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn ich mit der hiesigen Bühnenwirthschaft das Geringste zu schaffen hätte.

In der Hoffnung, recht bald ein neues Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, bin ich freundschaftlichst u. s. w.

Verehrtester Freund!

Halten Sie mich nicht für undankbar und gewissenlos, weil Sie bis jetzt nicht von mir hörten; es unterblieb nur, weil ich das Gegentheil bin. Ich versprach Ihnen bei meiner Abreise von Frankfurt mit Herrn J. J. Weber in Leipzig wegen Ihres Sophocles zu sprechen; ich versprach Ihrem Freunde, dem Herrn Dr. Creizenach, ihm einen Bericht-Erstatter aus Wien zu verschaffen. Nun bin ich aber nicht wieder nach Leipzig gekommen, worauf ich damals mit einiger Sicherheit rechnen zu dürfen glaubte, und der einzige junge Mann, für dessen Charakter ich einstehen konnte, hat Wien verlassen. In Ihrer Angelegenheit zu schreiben, hielt ich für unzweckmäßig, da die Feder nach meiner Erfahrung die Zunge nicht ersetzt; ich unterließ es um so eher, als ich höchst wahrscheinlich im Frühling wieder nach Hamburg gehn und dann Leipzig berühren werde. Herrn Dr. Creizenach konnte ich ebenso wenig bis jetzt mit gutem Gewissen einen Correspondenten empfehlen.

Hiermit bin ich hoffentlich wegen meines Stillschweigens in Ihren Augen entschuldigt. Heute Morgen werde ich durch eine Zeitungs-Notiz lebhaft an Sie erinnert, nach welcher Sie einen Kampf mit der Direction des Frankfurter Stadt-Theaters führen. Da lege ich Alles bei Seite, um Ihnen und Ihrer lieben Frau endlich den Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie mir zu Theil werden ließen, abzutragen. Ihre beiden Dramen haben mich auf der Reise sehr angenehm beschäftigt; ich ziehe aber, wenn davon überhaupt bei Kunstwerken die Rede seyn kann, nicht den Dronte, wie Sie meinten, sondern: „Tauschen täuscht“ vor. Sie setzen den eingeschlagenen Weg mannhaft und entschieden fort, ohne links und rechts zu blinzeln und das hat schon an und für sich meinen ganzen Beifall. Ihre Werke sind aber auch zugleich für das deutsche Lustspiel, um den Popanz so zu nennen, ein vortreffliches Correctiv und wenn mir auch scheinen will, als ob Sie einstweilen noch in der Verwicklung glücklicher wären wie in

der Entwicklung, so bin ich doch noch nicht mit mir darüber im Klaren, ob das am Dichter oder an der Gattung liegt. Dieß ist eine theoretische Frage von hohem Interesse; die practische, ob so feine Arbeiten von der Bühne herab wirken würden, ist es nicht minder. Ich mögte es keinesfalls a priori in Zweifel ziehen, das deutsche Publikum ist nicht so schlecht, wie man es macht, es wird nur dafür gesorgt, daß es nicht zur Probe kommt. Senden Sie mir doch unter Kreuzband Ihre Broschüre, ich kann vielleicht etwas dafür thun, denn auch hier steht es nicht mehr, wie sonst und wenn die erkaufte und bestochene Wiener Journalistik nur von außen ein Gegengewicht erhielte, so würde die unbedingt bevorstehende Veränderung (zum Besseren, wenn auch nur, weil es nicht schlechter werden kann) gewiß sehr rasch eintreten. —

Ihren Sophocles werde ich nicht vergessen, falls es noch nöthig ist, worüber ich mir Benachrichtigung erbitte, und Herrn Dr. Creizenach könnte ich allenfalls auf so lange, bis ich den geeigneten Mann (auf unsere Dutzend-Literaten reflektire ich nicht) finde, selbst aus der Klemme helfen. Nur müßte ich zuvor von Ihnen (sub rosa) hören, ob er nicht zu jung-deutsch ist und von ihm, wie oft er einen Artikel braucht.

Wien d. 10. Nov. 1857.

Wilhelm Jordan an Hebbel.

Frankfurt a M 18. Decbr. 1857.

Lieber Freund!

Ohne eine begleitende Zeile mochte ich Ihnen meine Theaterbroschüren um so weniger senden, als dieselben bei ihrer vorwiegend localen Bedeutung, bei ihrer Beziehung auf Leute und Verhältnisse, die Ihnen unbekannt sind, Ihnen gegenüber fast einer Entschuldigung, oder wenigstens Erklärung bedürfen, wie sich ein ehrlicher Kerl von unserm Kaliber mit solcher Misere ernstlich befassen kann. Ihren Brief aber empfing ich in dem Augenblick, in dem ich eben meine Vorlesungen zur Geschichte der Poesie, vorzüglich der alten, eröffnete, die ich während dieses Winters vor einem zahlreichen aus Herren und Damen gemischten Publicum halte, und die mich so vollständig durch die nöthigen Vorbereitungen in Anspruch nehmen, daß ich erst jetzt, in der Weihnachts-Ferienwoche, ein Stündchen erübrige, Ihnen zu antworten. Ihre Meinung, daß das deutsche Theater-Publicum so übel nicht sei, theile ich, auch auf Erfahrungen gestützt, vollständig. Es gilt nur, es zu befreien aus den Klauen des gemeinsten Komödiantenhandwerks, welches seine impotente Erbärmlichkeit als Theorie predigt, um sich noch etwas länger in der Nahrung zu erhalten. Hier ist nun ein vortrefflicher Boden für die rechte Pflege dramatischer Kunst; es war Alles in bestem Zuge, bis ein eben so sehr von secundären Liebesfolgen als von Ehrgeiz zerfressner kleiner Gernegroß die Leitung usurpirte, dadurch erst den lange vergeblich erstrebten Succeß bei einer trefflichen Schauspielerin gewann und nun durch sie ihren vormaligen Lehrer in die Intendanz hineinoctroyiren ließ. In diese Wirthschaft sind meine Schriften als Bomben hineingeplatzt, und jetzt, nachdem es einige Monate ausgesehen, als

hätten sie keine Wirkung gehabt, jetzt wackelt die ganze Festung um nächstens in Ruinen zu liegen, ohne daß ich weiter einen Finger zu bewegen brauche. — Daß Ihnen mein „Tauschen täuscht“ zusagt, ist mir hocherfreulich, denn ich bekenne, daß es mir, im Gegensatz zum Urtheil des Publicums, lieber ist als die „Liebesleugner“. Uebrigens hat es auch auf der Bühne ganz gute Wirkung gehabt, der 1ste Act sogar eine außerordentliche und konnte hier in acht Tagen drei Mal gegeben werden. Vom Graf Dronte seh ich ein daß der Herzog von Coburg Gotha recht hat, der mir in einem ausführlichen Briefe beweist, es sei von Natur eine Novelle und deshalb in der dramatischen Form mehrfach verunglückt. Ihre Meinung scheint auf dasselbe hinauszukommen. In nicht allzulanger Zeit soll eine Tragödie von mir Ihnen ihren Besuch machen. — Könnten Sie bewirken, daß aus meiner Broschüre der Abschnitt über das Haus, der Allgemeingültiges enthält, etwa in der Monatsschrift für Theater und Musik, deren Bestrebungen sehr anständig scheinen, mit ein paar einleitenden Worten abgedruckt würde, so wäre mir das erwünscht.

Wollen Sie Ordre geben, daß mir ein Exemplar Ihrer Gedichte zukommt, so werde ich, sobald meine Vorlesungen mir Muße gönnen, für das Frankfurter Museum ein Referat über dieselben schreiben. Schicken Sie mir überhaupt von Allem was aus Ihrer Feder kommt, ein Exemplar; ich verpflichte mich zur Gegenseitigkeit. Nachdem wir uns einmal von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt ist mein Wunsch doppelt lebhaft geworden, mit Ihnen in zusammenhängendem Verkehr zu bleiben.

Sie deuten an daß ein Gegengewicht gegen die Wiener Journalistik in Angelegenheiten des Theaters sehr wünschenswerth sei und von raschem Erfolge begleitet werden könnte. Möchten Sie nicht selbst Hand anlegen? Sie könnten, ohne bekannt zu werden, durch mich an das Frf. Museum Aufsätze gelangen lassen; es erscheint vom neuen Jahr in veränderter Form, in wöchentlichen Heften, und scheint mit neuen Mitteln energische Anstrengungen machen zu wollen.

Meine Frau grüßt Sie bestens; wir alle gedenken gern des schönen Abends den wir an unserem Theetisch so anregend mit Ihnen verplauderten. Er war mir eine Erquickung auf lange hin, wie sie mir hier selten zu Theil wird. Mich auch Ihrer Frau unbekannter Weise bestens empfehlend

Ihr ergebener Freund.

Hebbel an Wilhelm Jordan.

Lieber Jordan!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihre Broschüre habe ich mit großem Interesse gelesen; ich selbst wäre nicht im Stande, einen solchen Gegenstand mit so viel Eifer und Gründlichkeit anzupacken. Aber Sie haben sehr Recht! Die Wiener Zeitung wird von Ihrer Arbeit Gebrauch machen, sobald der Theater-Bau, der bei uns vor der Thür steht, in den Vordergrund rückt; die Monatsschrift, deren Sie gedenken, ist weit

davon entfernt, Ihr Lob zu verdienen. Sie ist von zwei Polnischen Fürsten Czartoryski gegründet, die leiblich noch unter dem Orangutang stehen und hat wie man wenigstens überall sagt, keinen andern Zweck als diesen die Thüren der Theater-Damen zu öffnen; geschrieben wird sie von käuflichen Scribenten und gelesen von Niemand. Ihrer Aufforderung, bei Beleuchtung unserer Theater-Zustände selbst Hand anzulegen, würde ich gern entsprechen, wenn es sich nicht um ein Geschäft handelte, wogegen das des Kloaken-Reinigers noch ein sauberes genannt werden muß. Wäre das allgemeine Motiv, wonach Jeder verpflichtet ist, dem ersten Kunstinstitut Deutschlands in seiner letzten Stunde beizuspringen, nicht stark genug, so würde das persönliche schon treiben, denn von mir ist jetzt das letzte Stück beseitigt, und eins, das nicht 10 oder 20, sondern über 30 Mal bei vollem Hause wiederholt wurde, und worüber mir selbst der Vater des Kaisers persönlich sein Compliment machte. Aber mich schaudert; ich dachte, als ich Ihnen davon schrieb, an einen meiner jüngeren Freunde, der Wien seitdem verlassen hat. Dennoch will ich es nicht ganz verschwören.

Ihre Tragödie erwarte ich; wenn Sie noch ein Ex. des Demiurgos hätten, würden Sie mich sehr damit erfreuen. Wie steht's mit dem Druck des Sophocles? Jedenfalls lassen Sie bald wieder von sich hören; auch mir liegt daran, in zusammenhängendem Verkehr mit Ihnen zu bleiben und wie sollte es auch besser werden, wenn Leute von gleicher Gesinnung nicht endlich anfingen, zusammen zu halten? Grüßen Sie Ihre liebe Frau bestens von mir; auch die meinige empfiehlt sich Ihnen herzlich.

Wien d. 17. Febr. 1858.

Hebbel an Gervinus.*)

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als ein Zeichen meiner Hochachtung ein Exemplar meines Trauerspiels Agnes Bernauer übersende.

Der Geschichtsschreiber der Deutschen Nationalliteratur wundert sich vielleicht einen Augenblick über diese Annäherung eines neueren Dichters; aber ich hoffe, auch nur einen Augenblick. Denn wenn auch Alles, was Sie über die Ungunst der gegenwärtigen Zeit und der Weltlage für die Weiter-Entwicklung unserer Poesie sagen, wahr ist, so unbedingt wahr, daß ich es mir lange vor Erscheinung Ihres Werkes in der entscheidenden Krisis meines Lebens selbst sagte; so fällt doch auch das psychologische Moment, der nun einmal so und nicht anders beschaffene Mensch, der die ihm angeborene Richtung nicht verändern kann, schwer in die Waagschaale, und das Individuum, das die unwiderstehliche Naturnöthigung abwartete und sich auch dann noch in gebührender Anerkennung der historischen Situation mit seiner Thätigkeit im Hintergrund hielt, dürfte seine Pflicht erfüllt haben.

*) Hebbel scheint einer Verbindung mit Gervinus besondere Wichtigkeit beigelegt zu haben, da er von seinen Briefen an ihn Abschriften zurückbehalten hat, die mir allein vorliegen.

Das Stück, was ich Ihnen vorlege, ist im eigentlichsten Sinne eine Schmerzensgeburt. Längst fühlte ich den Drang, dem alten Deutschen Reich einmal ein Denkmal zu setzen; die letzten vier Jahre, wohl die furchtbarsten unserer ganzen Geschichte, haben ihn krampfhaft gesteigert und der Tod der Agnes Bernauer, in welchem die allgemein menschlichen und die höchsten gesellschaftlichen Interessen auf entschieden tragische Weise zum unentwirrbaren Knoten zusammen laufen, bot mir für mein Gebilde den lange umsonst gesuchten natürlichen Mittelpunkt. Die Empfindung, aus welcher das Stück hervorging, theilen Sie ganz gewiß.

Ihr Urtheil wäre mir von großem Werth; von um so größerem, als eine Gesammtausgabe meiner dramatischen Schriften bevorsteht, bei welcher ich jedes Wort wahrer Kritik in meinem Nutzen verwenden werde, so weit ich kann. Jedenfalls befriedigte ich, Sie mögen es mir glauben, ein aufrichtiges Herzensbedürfniß, wenn ich diese Gelegenheit ergriff, Ihnen, als Schriftsteller, für Ihre seltenen lit. Verdienste, die durch Ihren Shakespeare noch unendlich erhöht, ja popularisirt wurden, meine Verehrung und als Schleswig-Holsteiner — ich bin ein geborner Dithmarscher — für Ihre treuen Bemühungen um mein Vaterland meinen Dank auszudrücken.

Mit der größten Hochtung

Ihr wahrhaft ergebener

Wien, den 11. Dec. 1852. Dr. Fr. Hebbel.

Gervinus an Hebbel.

Verehrtester Herr!

Ich danke Ihnen für das Geschenk, daß Sie mir mit Ihrer Agnes Bernauer gemacht haben, und nicht nur ist dieser Dank für die äußerliche Gabe gemeint, sondern wesentlich für deren inneren Werth.

So sehr ich meine Gedanken über die Natur unserer Zeit und ihren poetischen Beruf behaupten muß, so habe ich doch nie weder gehofft noch gewünscht, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse. Wie politisch die Zeit zu werden sich anstellt, selbst wenn sie es schon durch und durch wäre, so würde ich doch nie wünschen, daß in der Politik alle Kunst unterginge, vielmehr würde ich erwarten, daß die Kunst mit der Politik und in ihr und durch sie neue Blüthen triebe. Und in jedem Falle stimme ich Ihnen darin zu, daß das Individuum sein Recht behalten muß, und daß über den Beruf des Einzelnen kein Urtheil über eine Zeitlage entscheiden kann. Was den Ihrigen im Besonderen angeht, so habe ich stets zu scheiden gewußt zwischen Ihnen und so manchen anderen Dramatikern und Dichtern jeder Art, unter denen bei der großen Fruchtbarkeit unseres poetischen Bodens doch welche unterlaufen, die man gerne, selbst bei der größten Gunst der Zeiten, auf ein anderes Gebiet verpflanzen würde. In Ihrem vorliegenden Stücke aber scheinen Sie mir einen Schritt nach vorwärts gethan zu haben, und wenn es nur durch die entschiedene Bühnengerechtheit desselben wäre, ein Requisit, von dem sich ein Dramatiker gewiß immer zu seinem Schaden entfernt. Im Formellen wunderte ich mich, daß Sie, wenn

nicht das Ganze, so doch einige Scenen wenigstens nicht in Versen gehalten haben, die sich dem, meine ich, außerordentlich entgegenbieten. Schiller hatte doch außerordentlich Fug und Recht, auf das Rhythmische so großes Gewicht zu legen: nicht allein formell hebt der Vers über viel Prosaisches hinweg, nein selbst in der Materie zeigt sich Mancherlei, das man in Prosa gern erträgt, mit dem höhern Stande, auf den die poetische Rede unwillkührlich hebt, unvereinbar. Ich will, obwohl Sie es wünschen, in eine eigentliche Beurtheilung des Stückes nicht eingehen; es würde mir hier schon die Fassung u. Stimmung dazu entgehen. Doch will ich Ihnen darum Ein Gefühl nicht unterdrücken, das mich über der beendeten Lectüre nicht los ließ. Es berührt mich seltsam, daß ich, der ich sonst der jungen Dichterschule gegenüber wohl oft in der Lage war, mich gegen das Recht der Natur, das zuweilen bis zur Verzerrung betont wurde, des Rechts der Nothwendigkeit anzunehmen, daß ich mich diesem Ihrem Stücke gegenüber auf die andere Seite gedrängt sehe. Daß die Nothwendigkeit oder die menschliche Ordnung hier über die natürliche einen Sieg davon trägt, daß das Schöne und Sittliche ihr schuldlos geopfert wird, scheint mir wirklich nur in der Geschichte zu ertragen, wo die einzelne Unebenheit, wie die räumliche auf dem Erdball, neben dem großen Ganzen verschwindet. Die Kunst aber hat darin ein anderes Gesetz, daß eben jedes Kunstwerk ein Ganzes für sich ist, während die Geschichte aus lauter Episoden besteht. Soll in dem Kunstwerke die menschliche Ordnung gegen die natürliche Recht behalten, so muß wohl immer im Verfolgen dieses Letzteren irgend ein Unmaaß Statt haben; ich wenigstens kann mich von dem Aberglauben an die sittliche Gerechtigkeit nicht los machen, die man sinnvoll genug, wenn auch uneigentlich, die poetische nennt.*) Sie werden gewiß Gründe genug für Ihre Auffassung haben, auch andere, als die man, wenn man nicht blind ist, aus Ihrer Darstellung sich entnehmen kann, und doch möchte ich glauben, daß meine Empfindung so richtig ist, daß Sie sich allgemeinen Dank verdienen werden, wenn Sie ihr wenigstens etwas entgegenfühlen wollten. Ein erster Wurf läßt sich schwer ganz umändern; was Sie aber füglich anders stellen könnten und glaube ich sollten, ist das Hereingreifen von Acht und Bann in der letzten Scene, (u. wenn Sie es einfach streichen sollten), damit wenigstens die innere Zusammenfassung Albrechts ganz auf einen Sieg über sich selbst hinauslaufe, und einer äußeren Drohung auch nicht scheinbar ein Einfluß darauf zufalle.

Das sind flache und geringe Bemerkungen; entschuldigen Sie mich, wenn ich mich nicht weiter wage, damit, daß es doch auch meine Ueberzeugung ist, keine noch so eingehende Kritik eines Dritten könne, ja dürfe eigentlich etwas

*) Es dürfte schwer halten die Dinge mehr auf den Kopf zu stellen als dies Gervinus hier thut. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme daß der demokratische Sturm von 1848 ihn beeinflußt hat. Mit Schrullen der Art könnte man die Antigone des Sophokles als eine Verherrlichung der Tyrannei verurtheilen. Begreiflicher als sein Tadel ist der, den König Ludwig von Bayern gegen das tragische Ende der Agnes in Hebbels Drama und gegen die That eines seiner Vorfahren geäußert hat, da Ludwig I. seiner Leidenschaft für eine Schöne, die weder eine Deutsche noch eine Jungfrau war, den Anstand eines Königs und die Verpflichtung seinem Volke mit gutem Beispiel voranzugehen, geopfert hat.

wesentliches an der Schöpfung des Künstlers ändern. Etwas weniger bin ich denn auch freilich zum Genusse und zur Beurtheilung von Kunstgegenständen in diesem Augenblicke disponirt, wo ich angestrengt über einem Wust geisttödtender Scharteken arbeite, die ich um jeden Preis gern so bald als möglich hinter mich bringen will.

Ich wiederhole meinen herzlichsten Dank und wünsche Ihnen alle besten Erfolge von Ihrem Werke.

Mit der größten Hochachtung

Ihr ergebenster
Gervinus.

Berlin, den 26. Dez. 1852.

Hebbel an Gervinus.

Nehmen Sie es nicht für Zudringlichkeit, hochgeehrter Herr, wenn ich der Agnes Bernauer jetzt meinen Michel Angelo nachfolgen lasse. Beide Stücke suppliren sich gegenseitig in höherem Sinn und waren Ihnen zugleich bestimmt; ich hatte aber von dem einen kein Exemplar zur Verfügung, als ich Ihnen schrieb.

Ihre Bemerkungen über die Agnes Bernauer sind mir wichtig und ich werde sie vor Herausgabe des Werks zu nutzen suchen, so weit ich kann. Ich bin freilich der Ueberzeugung, daß der Staat in einer Situation, wie ich sie darstellte und wie sie in aller Form darstellbar möglich ist, das Recht auf ein Opfer hat, wie es ihm in meinem Stück gebracht wird. Aber wohl mag mich die wahnsinnige Emancipationssucht des Individuums, die sich in unseren Tagen bei Democraten und Conservativen gleichmäßig äußert, verführt haben, das Gesetz zu scharf zu betonen und ich hoffe, noch einige Mitteltinten zu finden.

Zu Ihrem Prozeß wünsche ich Ihnen Glück; nicht zum Ausfall, sondern zum Prozeß selbst, der allerdings in den Annalen seines Gleichen sucht. Er hat Ihnen die allgemeine Theilnahme nur in noch höherem Grade zugewendet.

Nehmen Sie die persönliche Annährung eines Mannes, der sparsam damit zu seyn pflegt, so auf, wie sie sich bietet. Sie geht aus dem Gefühl hervor, daß alle geistigen Kräfte der Nation jetzt mehr, wie jemals, auf's Zusammenhalten angewiesen sind, und rechnet bei Ihnen auf die Ueberzeugung, daß auch der letzte Posten, als den Sie die degenerirte Deutsche Bühne gern betrachten mögen, nicht in schlechten Händen seyn sollte.

Hochachtungsvoll

Wien, den 13. Juni 1853.

Ihr ergebenster
Dr. Fr. Hebbel.

Gervinus an Hebbel.

Verehrtester Herr!

Im Begriffe eine Badereise anzutreten, will ich doch nicht versäumen, Ihnen zuvor für die freundliche Anhersendung Ihrer Nibelungen Trilogie zu danken. Ich habe zwar in den wenigen Tagen, seit ich in ihrem Besitze bin, nicht die Zeit gefunden, bis in den zweiten Theil vorzudringen, den ersten habe ich da-

gegen mit all der Achtsamkeit und dem Interesse gelesen, die der Dichter, der Gegenstand und die Leistung gleichmäßig in Anspruch nehmen. Ich darf und mag Sie nicht mit Schmeicheleien und Lobsprüchen langweilen, über die Sie längst durch die Stellung, die Sie sich in dem poetischen Kreise erobert haben, hinaus sein müssen. Beim ersten Hineinblick in das Vorspiel muß es Jedem, der die Masse der dramatischen Werke der letzten Zeit im Gedächtniß hat, schlagend auffallen, welchen fast befremdenden Gegensatz diese Fülle von Sachen, von faßlichen Zügen, von greiflichen Handlungen bildet zu der herkömmlichen rhetorischen Schilderei, die bei dem Hauptwerke des Dramatikers, seiner Charakteristik, gewöhnlich nicht über die hohlen Worte hinauskommt. Bei dieser Manier fehlt mir nach meiner Art zu urtheilen, immer nichts mehr und nichts weniger als Alles was den Poeten erst macht. Und ohne diese Legitimation in der Hauptsache verleidet mir dann gewöhnlich ein Versuch noch den anderen, der mir so durch die Hände läuft. Von dieser Seite wären Sie ein für allemal vor einer übelberufenen Kritik geborgen. Was dagegen den Gegenstand angeht, so würde es mich, nach der großen und gründlichen Arbeit und der hingegebenen Liebe die Sie an die Sache gesetzt, etwas schwer ankommen, Ihnen meine aufrichtige Meinung zu sagen, wenn ich irgend ein Gewicht auf sie legte, wenn ich glauben müßte, daß Sie irgend durch dieselbe beirrt werden könnten. Ich habe es von jeher für eine Art Unmöglichkeit gehalten, die Figuren der alten Epen auf die Bühne zu bringen. Die Alten haben den Homer nicht dramatisirt; und sie hatten gleichwohl noch die Mittel, das Zeitcostüm zu treffen, was uns ganz unmöglich ist, da diese alten Gedichte selbst in der Mitte zwischen zwei ganz verschiedenen Zeiten schwanken. Dazu kommt dann noch die Mythe, die zur dramatischen Motivirung nicht gestattet sein sollte, und die, obgleich sie auf die Bühne nicht hereintritt, den breiten Hintergrund hinter der Bühne bei Ihnen ganz ausfüllt. Ich habe allen Respect vor der zweifellosen Sicherheit, mit der Sie den ganzen Umfang dieser mythischen Bestandtheile der alten Gedichte aufzunehmen wagten, vor der von aller Halbheit entfernten Entschlossenheit, mit der Sie dies gethan haben, aber desto mehr Zweifel blieben mir selbst über die Statthaftigkeit, wie über Wirkung und Erfolg dieses kühnen Verfahrens. Gern aber gestehe ich, daß ich mit dieser Ansicht und den anderen die sich aus ihr ergeben mußten, wahrscheinlich sehr allein stehen werde. Und dies ist der Grund warum Sie auf dieselbe sehr geringen Werth zu legen brauchen. Sie haben die ersten Erfolge, Sie haben die ersten Richtersprüche für sich, was braucht Ihnen an Einer vielleicht grillenhaften Gegenstimme zu liegen? Auch Geibels Brunhild hat die Feuerprobe der Aufführung bestanden, was ich früher für unmöglich gehalten hätte. Der ganze Geschmack des Publikums scheint von dem Interesse an den alten Dichtungen so gefangen genommen, daß es über alle ästhetischen Nörgeleien an den dramatischen Bearbeitungen derselben hinwegsieht. Binnen 14 Tagen habe ich eine gedruckte Gudrun, und eine handschriftliche Tragödie über Krimhildens Rache neben Ihrer Trilogie in Händen gehabt. Es beweist, daß Sinn und Geschmack gerade nach diesen Regionen drängt, die ich für so gefährlich halte. Und ich bin frei genug im Geiste, mir selbst zu sagen, daß ich mit meinen Meinungen und Geschmacksrichtungen (was in meinen Jahren an-

fängt nur zu natürlich zu werden) im Rückstande gegen die Zeitbewegung bin. Freuen Sie sich also Ihrer Erfolge in vollstem Maaße, die Ihnen Niemand unbefangener wünscht als ich. Ich habe mich nie darüber getäuscht, daß Jemand, der wie ich durch seine Studien genöthigt war sich geschlossene Urtheile über des Dichters Werk und Aufgabe zu bilden, zum Kritiker nicht taugt. Ich habe in meinem Leben mehr als Einmal über dramatischen Arbeiten selbst gebrütet und wäre auf Shakespeares Praxis und Richtung verfallen, noch ehe ich mir die Werkstätte dieses Meisters so genau angesehen hatte; was Wunder, wenn ich nachher nachdem dies geschehen war, immer einseitiger in dem Geschmacke gerade an dieser Einen wesentlich historischen Richtung befestigt wurde, wozu meine Profession denn überdies noch hinzuwirken wußte. Es wäre aber übel, wenn mir einfallen könnte, damit jeder anderen Richtung den Weg verlegen zu wollen.

Ich bin sehr gespannt, wie Sie im dritten Theile es angegriffen haben, die Furchtbarkeit der Völkerschlacht und Vertilgung mit Ihrer freien urbanen Zeichnung im Einklang zu bringen. Er soll mich auf die Reise begleiten.

Unter Wiederholung meines herzlichsten Dankes verharre ich in aufrichtigster Hochachtung Ihr

ergebenster
Gervinus.

Heidelberg, 2. Juni 1862.

An Heinrich Heine in Paris.*)

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechts zu bedienen, nun ich mich Ihnen nach so vielen Jahren zum ersten Mal persönlich wieder nähere. Dieß geschah eigentlich, ohne daß Sie es wissen konnten, schon im Anfang May d. J., denn Sie hatten mir eine Auszeichnung erwiesen, die ich viel zu hoch anschlug, um Ihnen nicht auf der Stelle dafür zu danken. Ich gab meinen Brief aber unserem Abgeordneten zur Pariser Industrie-Ausstellung, dem Herrn Professor Eitelberger von Edelberg, mit auf den Weg, weil ich ihm so Ihre Thür zu öffnen hoffte. Nun stellen Sie Sich meine heillose Ueberraschung vor, als ich meinen Brief vor etwa acht Tagen von dem Ueberbringer, der seinen Rückweg über Italien genommen hatte, mit dem Bemerken zurück erhielt, daß er trotz mehrmaliger Versuche nicht zu Ihnen habe gelangen können. Glücklicherweise sind Sie kein Fürst, der eine Metall-Krone auf dem Kopfe trägt, sonst liefe ich Gefahr, daß mir mein Orden wieder abgerissen würde, denn diese Herren sollen eine verlorene Schlacht eher verzeihen, als einen vergessenen oder verschobenen Bückling. Lassen Sie Sich denn jetzt einen Dank wiederholen, der sich freilich von selbst versteht.

Ich weiß nicht, ob Ihnen ein Aufsatz zugekommen ist, worin ich mich Ihrer gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage annahm. Abgesandt hab' ich ihn

*) Von diesem Schreiben befindet sich in meiner Sammlung nicht das an Heine abgegangene Original, sondern ein bei Hebbel überhaupt äußerst seltenes Concept von seiner Hand. Der Herausgeber.

für Sie, so viel ist gewiß, und wenn Sie ihn gelesen haben, so hat er Ihnen auch bewiesen, daß die Zeit mein Urtheil über Sie nicht verändert hat. Wie sehr habe ich bei jener Gelegenheit die schon so oft in Aussicht gestellte Gesammt-Ausgabe Ihrer Werke vermißt, und wie ungemein würde ich mich freuen, wenn unser Hamburger Fabius Cunctator endlich einmal damit heraus rückte. Sie müssen durchaus im Ganzen und Großen aufgefaßt werden, wenn Sie nicht bald zu spitzig erscheinen, bald in Nebel und Dunst zerfließen sollen, und obgleich die Kritik nie meine Sache war, noch seyn wird, so würde ich mich doch trotz der Schwierigkeit der Aufgabe an Ihrer Characteristik versuchen. Warum treiben Sie den vielbedächtigen Campe nicht besser an? Die Zeit ist längst da, sowohl für ihn, wie für Sie!

Ueber Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Um so bewunderungswürdiger ist freilich das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden giebt. Doch, das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wäre eine Uebereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welt-Humor.

Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sie's, wenn ich Ihnen mein neuestes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigenthümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im Allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit ausgelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen; sollte sich davon nicht auch einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen Gyges wäre ein schönes Neujahrsgeschenk; Sie haben mir in Paris über die Judith einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutsche Kritiker zusammen.

Mit der alten Anhänglichkeit

Ihr wahrhaft ergebener

Wien d. 18. Dec. 1855. Fr. Hebbel.

P. S. Kommt wirklich noch etwas contra Dessauer von Ihnen? Eine furchtbare Wahrheit, die Sie irgendwo aussprachen, daß das Terzinen-Gefängniß des Dichters mehr zu scheuen ist, als alle Bleithürme und Mäusekammern der Fürsten. Um so furchtbarer, als er nur einsperren, nicht wieder auslassen kann!

Inhaltsverzeichnis.


Princeton University Library
32101 073301002